Von Christian
Ludwig Liscov.

10488
XIV 10.

6

Samlung Satyriſcher und Ernſthafter Schriften.

Franckfurt und Leipzig, 1739.

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

Ich ſehe vorher, daß diejenigen, welche ſich an meinen Schriften, zu der Zeit, als ſie eintzeln heraus kamen, ſo ſehr geärgert haben, über gegenwärtige Sammlung derſelben gleichfals erbärmlich ſeufzen werden. Allein, wie ſehr ich ſie auch desfals beklage, ſo kan ich ihnen doch nicht helfen.

Ich habe es dem Herrn Verleger nicht verwehren können, meine Schriften zuſammen drucken zu laſſen. Mit dem müſſen ſie es ausmachen. Ich bin unſchuldig, und würde vor mich ſelbſt nimmer darauf

verfallen ſeyn, an eine Sammlung und neue Auflage ſolcher Kleinigkeiten zu gedencken, die vieleicht kaum des erſten Drucks würdig geweſen ſind.

Sind meine ſchwachen, murriſchen, eigenſinnigen und ſcheinheiligen Leſer mit dieſer Entſchuldigung nicht zu frieden, ſo weiß ich nicht, wie ich es anfangen ſoll, ihren Zorn von mir abzuwenden. **Buß-Thränen** müſſen ſie von mir nicht erwarten. Denn, wie wenig ich auch in meine Schriften verliebt bin, ſo ſehe ich ſie doch nicht mit ſolchem Abſcheu an, als **Buchka** ſeinen **Muffel**. Es gereuet mich nicht, daß ich ſie gemacht habe. Ich liebe ſie als meine Kinder, und meine Abſicht iſt nicht, ſie in dieſer Vorrede zu verfluchen. Ich ertheile ihnen, da ich ſie von neuen in die Welt ſchicke, meinen våterlichen Seegen.

Dieſes iſt die lezte Pflicht, die ich ihnen leiſte. Um ihr Schickſal werde ich mich wenig bekümmern. Sie haben ſchon Gutes und Böſes erfahren, und es kan ihnen nicht viel ärger ergehen, als es ihnen ergangen iſt, da ſie das erſte mahl in der Welt erſchienen. Wenigſtens werden ſie, allem Anſehen nach, nicht mehr ſo vielen ungleichen Urtheilen unterworfen ſeyn,

als ehemahls; weil ſie, eben darum, daß ſie nicht mehr neu ſind, wenig Käufer und Leſer finden werden.

Dieſes kan vieleicht den Herrn Verleger verdrieſſen: Aber mich nicht. Ich weiß, das ſatyriſche Schriften, die wieder eine gewiſſe Perſon gerichtet ſind, nur eine kurtze Zeit geſuchet werden. Man hat ihrer bald ſatt; und wer einen Ruhm ſuchet, der dauren ſoll, und ſeinen Nahmen unſterblich machen will, der muß ſeine Sachen gantz anders anfangen, als ich. So hohe Abſichten habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Luſt, die mit der Zeugung geiſtlicher Kinder verknüpfet iſt, iſt mein eintziger Endzweck geweſen. Dieſen Endzweck habe ich erreichet. Damit bin ich zu frieden, und es ſoll mir gleich viel ſeyn, ob die Nachwelt ſich noch an meinen Schriften ergetzet, oder ob man noch bey meinem Leben aufhöret, dieſelbe zu leſen. Die Unſterblichkeit ſuche ich nicht. Ich will lieber

Un buffet bien garni pendant cent ant de vie
Que mille autels aprés ma mort. (1)

 Ich

(1) S. *Les Nouvelles oeuvres de Mr. le Pays p.*

Ich bin verſichert, daß man mich mit dieſer Ehre verſchonen wird. Durch meine Schriften habe ich ſie zum wenigſten nicht verdienet. Ich habe in ſelbigen die Blöſſe gewiſſer Leute aufgedecket, die ſo ſchon offenbar genug war. Das iſt keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht davor aus. Ich weiß wohl, daß ich keine Rieſen erleget; ſondern nur mit Zwergen gekämpfet habe: Und nichts in der Welt iſt ſo geſchickt, mich demüthig zu machen, als der Sieg, den ich über dieſelbe erhalten habe.

Viele haben es mir ſehr verdacht, daß ich mich mit ſolchen Leuten in einen Kampf eingelaſſen; Sie haben geſagt,

. . . . demit honorem
Æmulus Ajaci . . . . . . (2)

und von meinem Verfahren Urtheile gefället, die mir eben nicht rühmlich ſind. Allein, zu geſchweigen, daß dieſe Herren in der Verachtung, die ſie gegen meine Gegner bezeugen, vielleicht gar zu weit gehen, ſo hofe ich, ſie werden von meinem Verfahren milder urtheilen, wenn ſie ſehen, wie unſchuldig und unvermuthet ich mit dieſen ehrlichen Männern in Händel gerathen bin. Ich will ihnen zu dem Ende

(2) *Ovid. Metam. Lib. XIII. v. 16. 17.*

de die Geſchichte dieſer Händel aufrichtig erzehlen.

Der erſte, mit dem ich verfiel, war der Herr Mag. Sievers, ein junger Menſch aus Lübeck gebürtig, woſelbſt ſein Vater Cantor war. Eine gar zu vortheilhafte Einbildung von der Gröſſe ſeiner Gaben, die an ſich nicht zu verachten waren, hatte in ihm von Jugend auf eine Begierde gewircket, ſeinem Nechſten zu dienen, die gröſſer war, als ſein Vermögen. Er ward gantz frühe Meiſter der freyen Künſte, unterrichtete die ſtudirende Jugend zu Roſtock, und theilte der Welt in kurtzer Zeit eine ſolche Menge Schriften in gebundener und ungebundener Rede mit, daß er ſchon in ſeinem 21ten Jahr im Stande war, eine Sammlung derſelben in Zween Octav Bänden herauszugeben.

Alle dieſe Schriften waren nicht weit her, und, aufs beſcheidenſte davon zu reden, nichts anders, als ein Miſchmaſch gemeiner, unreifer, und gutentheils geſtohlner Gedancken, die entweder, mit vieler Mühe, in deutſche Reime gezwungen, oder durch ein plattes und barbariſches Küchen-Latein noch mehr verſtellet waren.

 Ich

Ich laß ſie, und lachte darüber, wie viele andere: Aber es kam mir nicht in den Sinn, gegen dem Hrn. Mag. Sievers zu ſchreiben. Ich hielte dieſes der Mühe nicht werth. Und ſo war ich noch geſinnet, als er im Jahr 1732. die Paßion mit Anmerkungen herausgab. Dieſe Anmerkungen waren ſo läppiſch, daß ich noch nicht begreifen kan, wie der Hr. M. Sievers es wagen mögen, einen ſo ehrwürdigen Text damit zu ſchänden. Indeſſen hätte er es meinentwegen noch ärger machen mögen. Ich bekümmerte mich ſo wenig um ihn, und ſeine Schriften, daß ich mir nimmer die Mühe würde genommen haben, ihn zu demüthigen, wenn er nicht ſelbſt, auf gewiſſe Maaſſe, Gelegenheit dazu gegeben hätte.

Seine Anmerkungen über die Paßion waren kaum herausgekommen, ſo wurden ſie in dem Hamburgiſchen Correſpondenten recenſirt. Dieſe Recenſion war zwar ſatyriſch aber dabey ſo fein, und höflich, daß der Hr. Mag. Sievers, wenn er nicht gar zu ſehr von ſich ſelbſt wäre eingenommen geweſen, ſich unmöglich darüber hätte entrüſten können, und ich war ſo

ſo unſchuldig daran, als der Hr. M. Sievers ſelbſt. Allein der Hr. M. Sievers war gar zu empfindlich. Er zog ſich die ihm angethane Beſchimpfung zu ſchmertzlichen Gemüthe: Er ließ einen trotzigen Aufſatz in das 33te Stück des hamburgiſchen Correſpondenten rücken, in welchem er den Verfaſſer der anzüglichen Recenſion einen boßhaftigen und neidiſchen Menſchen nennete, und ſein Unſtern wollte, daß er, ohne alle Urſache, und wider alle Wahrſcheinlichkeit, mich vor den Urheber dieſer unglückſeeligen Recenſion halten muſte.

Ich ſuchte ihm dieſen ungegründeten Verdacht zu benehmen, und ließ ihn durch Leute, die mit ihm umgiengen verſichern, daß ich an der Recenſion ſeiner Anmerkungen über die Paßion keinen Theil hätte: Allein, es half alles nichts. Er blieb dabey, ich ſey ſein Verfolger, und ſprach in allen Geſellſchaften läſterlich von mir. Dieſes wäre genug geweſen, einen andern in Harniſch zu jagen: Aber ich war ſo gelaſſen, daß ich ihn ſprechen ließ, und gedachte an keine Rache.

Wie indeſſen zu der Zeit jederman in Lübeck von dem neuen Buche des Hrn. Mag.

Sievers redete; ſo kam ich auch mit einem meiner Freunde davon zu ſprechen. Wir wunderten uns, daß ein ſonſt nicht unvernünftiger Menſch, ſich nicht ſchämete, der Welt, ſo kindiſche Anmerkungen vorzulegen: Wir entſchuldigten ihn mit ſeiner Jugend, und ich ſagte unter andern, daß es mir, wenn ich ſo ſchreiben wollte als der Hr. Mag. Sievers, ein leichtes ſeyn ſollte, alle 24 Stunden ein Buch zu machen. Man frug mich, wie ich das anfangen wollte? Ich antwortete: Ich dürfte nur die Hiſtorie von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem, welche der Hr. Mag. Sievers ſeiner erläuterten Paßion angehänget hatte, nehmen, und Anmerkungen darüber machen.

Dieſer Einfall gefiel meinem Freunde ſo wohl, daß er mich bat, denſelben zur Würcklichkeit zu bringen. Ich that es, und war in weniger, als 24 Stunden mit meinen Anmerkungen über die Geſchichte von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem fertig. Meine Abſicht war noch nicht, daß dieſelbe gedruckt werden ſollten. Ich ſchickte ſie meinem Freunde, zu ſeiner privat Beluſtigung zu, und

dabey

dabey wäre es geblieben, wenn meine Schrift nicht einem andern guten Freunde in die Hände gerathen wäre. Dieser behielte ſie, und ließ ſie drucken; welches ich vieleicht würde verhindert haben, wenn der Hr. Mag. Sievers ſich beſcheidener aufgeführet, und mich durch ſein loſes Maul nicht wieder ſich gereitzet hätte.

Auf ſolche Art kamen meine **Anmerckungen über die Geſchichte von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem** ans Licht. Sie ſind meine erſte Schrift wieder den Hrn. Mag. Sievers, und nehmen auch in dieſer Sammlung den erſten Platz ein.

Die andere Schrift, welche ich wieder den Hrn. Mag. Sievers geſchrieben habe, iſt das **Schreiben des Ritters Robert Clifton an einen Gelehrten Samojeden** ꝛc. Ich verſprach dieſes Schreiben in dem Verzeichniſſe meiner Schriften, welches ich, nach Art des Hrn. M. Sievers, meinen Anmerckungen über die Hiſtorie von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem angehänget hatte. Ich glaubte aber nicht, daß ich dieſes Verſprechen jemahls erfüllen würde.

Der

Der Hr. Mag. Sievers wolte mit aller Gewalt ein Naturkündiger ſeyn. Ich weiß nicht, ob dieſe Begierde eine Frucht, oder eine Urſache der unverdienten Ehre war, die ihm die Königl. Preußiſche Societät der Wiſſenſchaften erwieß. So viel iſt gewiß, daß er, nachdem ihm dieſe berühmte Geſellſchaft, aus Urſachen, die ihr allein bekannt ſind, zu ihrem Mitgliede erkohren hatte, beſtändig an dem Ufer der Oſtſee herumirrete, und bunte Steine ſuchte. Die er fand ließ er ſo gleich in Kupfer ſtechen, ſchreib ein lateiniſches Briefchen dabey, und verſandte ſie in gantz Deutſchland an unterſchiedene berühmte Männer. Dieſes war nun freylich ein bequemes Mittel, ohne groſſe Unkoſten in der Welt bekannt zu werden: Allein ich hielte es doch vor Kinderey, von einem jeden bunten Quarck ſo viel Aufhebens zu machen, und wollte dem Hrn. M. Sievers dieſes durch den Titel des Schreibens des Ritters Clifton an einen gelehrten Samojeden, auf eine höfliche Art, zu verſtehen geben. Ich nannte zu dem Ende die Betrachtungen dieſes Ritters über eine gefrorne Fenſter-Scheibe, Vitrea fracta, oder nichtswürdig, läppiſch Zeug. Der

nu-

muſicaliſche Stein, den der Hr. Mag. Sievers gefunden hatte, gab mir vornehmlich Anlaß dazu. Man machte viel Wercks aus dieſem Stein, auf welchem man ſich muſicaliſche Noten zu entdecken einbildete. Das Gerücht deſſelben erſchallete weit und breit; ja man hat gar geſaget, der verſtorbene König von Pohlen habe ihn nach Dreßden in die Kunſt-Kammer verlanget. Er ſoll auch, nachdem ihn der Hr. Mag. Sievers vorher, in perpetuam rei memoriam, abmahlen laſſen, würcklich dahin geſchicket ſeyn. Ich habe dieſen Stein nicht geſehen: Aber, nach dem Kupfer zu urtheilen, ſo muß man juſt eines Cantors Sohn ſeyn, um Noten darauf zu ſehen.

Indeſſen war ich nicht geſonnen, ein ſolches Schreiben an einen Samojeden, als ich verſprochen hatte, würcklich zu verfertigen. Ich hätte es bey dem Titel bewenden laſſen, wenn man mir nicht in einer Geſellſchaft geſaget hätte, die Erfüllung meines Verſprechens ſey ſchlechterdings unmöglich. Ich hielte mich Ehren halber verbunden, das Gegentheil zu behaupten, und fieng von der Zeit an, an, auf meine Fenſter-Scheibe zu ſinnen. Es

ge-

gelung mir einmahl des Morgens beym The, ein Blättchen Papier mit ſo viel wunderlichen Figuren zu bemahlen, als ich zu meinem Zweck nöthig zu haben vermeinte. Das war das wichtigſte. Mit dem Schreiben an dem Samojeden ward ich bald fertig. Es wurde gedruckt, und der Hr. Mag. **Sievers** hatte den Verdruß, auch ſo gar ſeinen **Raritäten-Kaſten**, den Grund aller ſeiner Hofnung, und den eintzigen Troſt in ſeinen Nöthen, lächerlich, gemacht zu ſehen. Er ward zwar in dem Schreiben an den Samojeden nicht genennet; Allein er merckte doch wohl, daß es auf ſeine bunte Steine gemüntzet war, und daß Mr. **Mackewind** niemand anders ſeyn konnte, als er ſelbſt. Er fand ſich aber auch in dieſes Unglück, that vor wie nach groß, und fluchte und drohete ſeinen Verfolgern.

Dieſe Aufführung machte, daß ich ſo viel weniger Bedencken trug die dritte Satyre gegen ihn zu ſchreiben. Der Hr. M. **Sievers** war zu der Zeit, als meine Anmerckungen über die Geſchichte der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem heraus kamen, ſo wenig Meiſter von ſeinen erſten Bewegungen geweſen, daß er mich in St.

An-

Annen-Kloſter, auf öfentlicher Cantzel, verfluchet, und in den Abgrund der Höllen verdammet hatte. Viele Leute, und inſonderheit gewiſſe einfältige und murriſche Prieſter, hegten ein ſo unvernünftiges Mitleiden mit dem Hrn. M. Sievers, daß ſie das, was ich wieder denſelben vorgenommen hatte, vor ein ſtrafbahres Beginenn hielten, und meine Schriften vor ſchändliche Pasquillen ausriefen, und einige wollten darinn einen ſtrafbaren Mißbrauch bibliſcher Redens-Arten entdecket haben. Ich hielte vor nöthig, ſo wohl den Hrn. M. Sievers wegen ſeines unbeſonnenen Eyfers, als auch die elende Schaar ſeiner gar zu mitleidigen Freunde, und andere unbillige Richter meiner Schriften, wegen ihrer lächerlichen Urtheile, zu züchtigen, und verfertigte, zu dem Ende eine eigne Schrift, welche in dieſer Sammlung die dritte iſt.

Ich gab ihr den Titel: **Der ſich ſelbſt entdeckende** *X. Y. Z.* ꝛc. und ſtellete mich, als wenn ich mich dem Hrn. Mag. Sievers entdecken wollte; weil derſelbe öfters geſaget hatte, er wollte ſeinem Gegner ſchon antworten, wenn er nur wüſte; wer es wäre. Da es nun aber meine Abſicht

ſicht gar nicht war, dem Hrn. M. Sievers meinen rechten Nahmen zu ſagen, ſo borgte ich ſo lange einen fremden, und Herr **Lucas Hermann Backmeiſter**, ein gelehrter Candidatus Miniſterii, der ſich durch ſeinen ſtillen und unſchuldigen Wandel, durch ſeine ſittſahmen Geberden, und durch die beſondere Höflicheit ſeiner Sitten, von vielen ſeines gleichen, auf eine ihm ſehr vortheilhafte Art, unterſcheidet, muſte den ſeinigen hergeben.

Ich war genöthiget, zu einem Candidato Miniſterii meine Zuflucht zu nehmen, weil ich mich auf dem Titel meiner Anmerckungen über die Geſchichte von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem vor einen Candidatum Miniſterii ausgegeben hatte, und glaubte nicht, daß man mir dieſes übel deuten würde; zumahl, da ich die Beſcheidenheit gebrauchte, mich nur bloß der ſtummen Buchſtaben des Nahmens das Hrn. **Backmeiſters** zu bedienen, auf welche ich eben ſo viel Recht zu haben vermeinte, als dieſer ehrliche Mann, ohne mich an den Laut-Buchſtaben deſſelben, die doch die Seele eines Nahmens ſind, und ohne welche die ſtummen Buchſtaben nichts bedeuten, im geringſten zu vergreifen. Allein

lein, ich habe nachdem erfahren müſſen, daß, nicht nur der Hr. Backmeiſter, ſondern auch andere mir dieſes höchſtens verdacht haben. Ich finde nicht nöthig, mich gegen dieſe letzten zu vertheidigen. Denn gegen diejenigen, die den Hrn. Backmeiſter niemahlen geſehen haben, getraue ich mir nicht, mein Verfahren zu rechtfertigen, und diejenigen, welche die Ehre haben, dieſen wackern Mann von Perſon zu kennen, die werden mir, wenn ſie denſelben nur einmahl recht betrachten, den Fehler, den ich begangen habe, gerne vergeben. Den Hrn. Backmeiſter aber, der allein berechtiget iſt, ſich über den Mißbrauch ſeines Nahmens zu beſchweren, bitte ich hiemit öfentlich um Vergebung. Ich bekenne, ich habe mich an ihm verſündiget: Allein die Freyheit, die ich mir in Anſehung ſeines Nahmens genommen habe, hat ihm ſo wenig geſchadet, daß er gar keine Urſache hat, auf mich zu zürnen. Keine Seele in Lübeck hat jemahls den geringſten Verdacht, auf ihn gehabt, daß er die Schrift, vor deren Urheber ich ihn ausgab, gemacht hätte. Die gantze Stadt hielt dieſes vor ſchlechterdings unmöglich. Da er nun unſtreitig zu dem auserwehlten Häuflein der-

jenigen gehöret, die meine Schriften, als ärgerlich und gottloß, verdammen; ſo muß er nothwendig die allgemeine Ueberzeugung von ſeinem chriſtlichen Gemüthe, die eine groſſe und volckreiche Stadt ſo einmüthig an den Tag geleget hat, vor ſeinen höchſten Ruhm achten, und es mir noch Danck wiſſen, daß ich ihm zu dieſem öfentlichen Zeugniſſe von ſeiner ausnehmenden Tugend verholfen habe.

Uebrigens kam dieſe Schrift, der ich des Hrn. **Backmeiſters** Nahmen vorgeſetzet hatte, allererſt im Jahr 1733, und alſo zu einer Zeit zum Vorſchein, da man meiner Händel mit dem Hrn. Mag. Sievers faſt vergeſſen hatte. Jch hatte ſo wenig Luſt, dieſe Händel fortzuſetzen, daß ich mich nicht entſchlieſſen konnte, eine Schrift drucken zu laſſen, die nothwendig den Hrn. Mag. Sievers, und viele andere noch mehr wieder mich erbittern muſte. Aber endlich muſte ich den Vorſtellungen meiner Freunde weichen. Mein **Backmeiſter** ward gedruckt, und mit demſelben hatte mein Streit mit dem Hrn. M. Sievers ein Ende.

Jch bin, eigentlich zu reden, der Urheber deſſelben nicht geweſen. Der unbillige Verdacht, den der Hr. Mag. Sievers auf mich

mich warf, und die ungegründeten Klagen, die er gegen mich führete, gaben Anlaß dazu. Ich habe ihm zwar nichts geſchencket, und viele glauben, ich ſey gar zu unbarmhertzig mit ihm umgegangen. Allein ſeine Schriften waren unerträglich, und ſein Stoltz verdiente eine Züchtigung. Er ſelbſt wird niemahls leugnen, daß meine Satyren ihm ſehr heilſahm geweſen ſind, und ihn von vielen Ausſchweifungen abgehalten haben. Ich glaube dieſes darum, weil ich verſichert bin, daß er jetzo, da er zu reifern Jahren gekommen iſt, ſeine Schriften mit gantz andern Augen anſiehet, als vor dieſen. Er hatte viel Gutes an ſich, und ich habe ihn immer vor den beſten und vernünftigſten von allen meinen Gegnern gehalten. Seine Perſon iſt mir allemahl lieb geweſen; ob ich gleich ſeine Schriften verabſcheuet habe, und noch verabſcheue. Ich gönne ihm auch noch alles Gutes, und habe mit Freuden vernommen, daß er in Schweden befordert iſt. Es iſt dieſes ein Glück, daß er vieleicht in ſeinem Vaterlande nicht erlebet hätte, und mir fallen, ſo oft ich daran gedencke, die Worte des Cicero an den Trebatius ein: Eſt quod gaudeas, te in

iſta loca veniſſe, ubi aliquid ſapere viderêre (3). Ich wünſche indeſſen von Hertzen, daß er nicht als Compaſtor an der deutſchen Kirche zu Nordköping ſterben; ſondern bald zu einer beſſern, und ihm angenehmern Stelle in ſeine Vater-Stadt zurück berufen werden möge.

Der andere Held, mit dem ich gekämpfet habe, iſt der Hr. D. Johann Ernſt Philippi, ehemahliger Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit zu Halle. Er iſt der andere Sohn eines Hof-Predigers zu Merſeburg, der vor einigen Jahren geſtorben iſt, und den Ruhm hinterlaſſen hat, daß er ein frommer und exemplariſcher Mann geweſen. Der Sohn hat nimmer in den Wegen ſeines Vaters gewandelt, ſondern allezeit einen unruhigen Kopf gehabt.

Im Jahr 1726 gab er eine Schrift wieder die damahlige groſſe Lotterey in Sachſen heraus, und ward dieſes Muthwillens wegen auf das Schloß zu Meiſſen gefangen geſetzet. Er kam endlich wieder loß, und begab ſich nach Merſeburg, woſelbſt er advocirte: Aber mit ſo ſchlechtem Glücke, daß ihm faſt in allen Urtheln bald ein derber Verweiß, bald eine Geld-Stra-

(3) *Epiſt. ad Famil. Lib. VII. ep. 10.*

Strafe vor die gebrauchten Injurien zuerkannt wurde.

Ohngefehr im Jahr 1729 gerieth er in Händel, die ihn zwangen Merſeburg zu verlaſſen. Er begab ſich aus Verzweifelung nach Halle, und ward daſelbſt Profeſſor der deutſchen Beredſamkeit. So bald er dieſen Poſten erhalten hatte, gab er unterſchiedene Schriften heraus, die er ietzo vieleicht wünſchet, nimmer geſchrieben zu haben. Denn ſie ſind die Quellen ſeines Unglücks.

Sie waren an ſich im höchſten Grad elend, und unterſchiedene Gelehrte in Sachſen hielten ſie einer ſcharfen Ahndung um ſo viel würdiger, je gröſſer ſich der Verfaſſer damit wuſte. Allein es hatte niemand das Hertz, mit dem Hrn. Prof. Philippi anzubinden. Man fürchtete ſich vor deſſen Vater, der im Ober-Conſiſtorio zu Dreßden viele Freunde hatte, und der Hr. Prof. Philippi blieb eine gute Zeit in der ſüſſen Einbildung, die er von der Gröſſe ſeiner Verdienſte hatte, ungeſtöret. Ich vor meine Perſon konnte natürlicher Weiſe nicht die geringſte Begierde haben, ihm dieſe ſtoltze Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu rauben; weil ich, was auch ſeine

wunderlichen Schriften in Sachſen vor Aufſehen gemacht hatten, nicht wuſte, daß er in der Welt war. Allein das Maaß ſeiner gelehrten Ausſchweifungen war voll, und ich muſte, wieder alles Vermuthen, ſeine Geiſſel ſeyn.

Meine Anmerckungen über die Geſchichte von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem gaben Gelegenheit dazu. Einer meiner Freunde brachte dieſe Anmerckungen nach Sachſen, und ſie hatten das Glück, gewiſſen Leuten daſelbeſt zu gefallen. Man glaubte, eine Satyre von eben der Art, würde dem Hrn. Prof. Philippi ſehr heilſahm ſeyn, und ich ward inſtändig erſuchet, mich auch über dieſen elenden Scribenten zu erbarmen. Man ſchickte mir zu dem Ende ſeine **ſechs deutſche Reden**, und ertheilte mir eine umſtändliche Nachricht von ſeiner Perſon und von ſeinen Umſtänden.

Ich geſtehe, es kam mir hart vor, gegen einen Menſchen zu ſchreiben, den ich nicht kannte, und der mir niemahlen das geringſte zuwieder gethan hatte. Allein ich trug, aus gewiſſen Urſachen, Bedencken, denenjenigen, die mich darum erſuchten, ihr Begehren abzuſchlagen. Ich laß überdem

das

das Helden-Gedicht auf den König von Pohlen, nebſt den ſechs deutſchen Reden, und muß bekennen, daß ich über dieſe zwo Proben der heroiſchen Beredſamkeit des Hrn. Prof. Philippi erſtaunte. Siehe! ſprach ich, hier iſt mehr, als Sievers, und verfertigte, ohne mir weiter den geringſten Scrupel zu machen, meine Lobrede auf dem Hrn. Prof. Philippi, der ich den Titel, Briontes der jüngere, gab.

Man mag von dieſer Satyre ſagen, was man will, ſo wird man doch bekennen müſſen, daß ſie nichts, als eine Critick der ſechs deutſchen Reden des Hrn. Prof. Philippi in ſich faſſet, und ſo beſcheiden eingerichtet iſt, daß man leicht ſehen kan, daß mich nicht ein Haß gegen die Perſon des Hn. Prof. Philippi, ſondern bloß ein gerechter Eifer wieder ſeine lächerliche Beredſamkeit bewogen habe, dieſelbe zu ſchreiben. Zum wenigſten glaubte man in Sachſen, der Hr. Prof. Philippi ſey noch zu gelinde davon gekommen; und dieſer hälliſche Redner hätte alſo Urſache gehabt, GOtt zu dancken, daß er ihn in meine Hände fallen laſſen. Allein ſo gerieth er in die äuſſerſte Wut. Er glaubte, ſeine Ehre ſey auf das empfindlichſte verletzet. Es verdroß ihn, daß meine

ne Schrift wider ihn mit Luſt geleſen wurde; ja das ſo gar ſeine Zuhörer den **Briontes** mit ins Collegium brachten, und einander, in ſeiner Gegenwart, gantze Stellen daraus vorlaſen, und gab ſich daher alle Mühe von der Welt, meine Schrift zu unterdrücken.

Er bediente ſich zu dem Ende eines, zwar gemeinen, aber doch ſehr unredlichen und tückiſchen Mittels. Sein Vater muſte an zwey geiſtliche Glieder des Ober-Conſiſtorii zu Dreßden, die ſeine Freunde waren, einen beweglichen Brief ſchreiben, und flehentlich bitten, man möchte doch eine mit ſo entſetzlicher Religions-Spötterey angefüllte Schrift nicht ſo öfentlich verkaufen laſſen. Ich weiß nicht, was dieſe Herren vor Mühe angewandt haben, ihren flehenden Amts-Bruder zu vergnügen: Das weiß ich aber, daß das Ober-Conſiſtorium klüger war, als der Hr. Prof. Philippi und ſein Vater; denn alles, was ſie erhalten konnten, das war ein kaltſinniger Befehl an die **Bücher-Commißion** zu Leipzig, zu unterſuchen, ob ſich die Sache ſo verhalte. Dabey blieb es, und der **Briontes** ward vor wie nach in Leipzig verkauft.

Wer

Wer der Verfaſſer dieſer Satyre ſey, das konnte der Herr Prof. Philippi unmöglich errathen. Er ſuchte ihn in Sachſen, und der Hr. Prof. **Gottſched** hatte das Unglück, daß der ſtärckſte Verdacht auf ihn fiel. Der Hr. Prof. Philippi ſetzte auch würcklich in der erſten Hitze eine heftige Schrift gegen den Hrn. Gottſched auf, und würde ſie haben drucken laſſen, wenn dieſer nicht einen höflichen Brief an ihn geſchrieben, und ihn heilig verſichert hätte, daß er den **Briontes** nicht gemacht habe. Er ſoll auch dem Hrn. Prof. Philippi in eben dieſem Schreiben vertraulich eröfnet haben, daß ich der Verfaſſer dieſer Satyre ſey. Ich glaube dieſes gerne; denn er war einer von denen, die es am beſten wiſſen konnten. Allein das glaube ich nicht, daß der Hr. Prof. Gottſched, wie Herr Philippi vorgiebt, den **Briontes** vor ein infames Pasquill erkläret habe. Denn ich habe eine viel zu gute Meinung von dem Hrn. Gottſched, als daß ich mir ſollte einbilden können, daß er, aus Furcht, vor einem gar nicht furchtbaren Manne, einer Schrift, die ihm gewiß nicht zuwider war, und die er wenigſtens vor er-

erträglich hielte, wider ſein Gewiſſen einen ſo ſchimpflichen Titel beygeleget habe.

Er mag indeſſen an den Hrn. Prof. Philippi geſchrieben haben, was er will, ſo trauete dieſer doch ſeinen Verſicherungen ſo wenig, als ſeinen vertraulichen Nachrichten, und hielt ihn dennoch vor ſeinen Feind und Verfolger. Zwar wuſte er nicht gewiß, ob Herr Gottſched den **Briontes** gemacht habe, oder wer ſonſt der Verfaſſer deſſelben ſey? Allein dieſe Ungewißheit hinderte ihn nicht, ſeine Ehre gegen ſeinen unbekannten Feind zu retten. Er ſchrieb zu dem Ende noch im Jahr 1732. ſeine **ſieben neue Verſuche** (4.) **in der deutſchen**

(4) Die Titel dieſer neuen Verſuche waren folgende: 1) Rede von dem Character der kleinen Redner, als eine vorläufige Abfertigung der Satyre Briontes; 2) Daß der Verſtand alle Gewalt übertrefe; 3) Der Character der Freygeiſterey und wahrer Verdienſt ꝛc. 4) Von groſſen, mittelmäßigen und kleinen Genies, beſonders von der Niederträchtigkeit der kleinen Geiſter; 5) Send-Schreiben wegen Gültigkeit der Wörter: Tuckmäuſer, Saalbader, Charletan und Pedant ꝛc. 6) Die großmüthige Verachtung, als eine erlaubte Nothwehre gegen unrechtmäßige Gewalt, Unverſtand und Verläumbdung; 7) die Bedaurung von Redlichgeſinnten, als ein Bewegungs-Grund ſich mit Pasquillanten in keine Streitſchriften einzulaſſen.

In

ſchen **Beredſamkeit**, und die Schrift: **Gleiche Brůder, gleiche Kappen** ꝛc. So hurtig er mit dieſen Schriften fertig war, ſo langſam gieng es mit dem Druck. Niemand wolte ſie verlegen, und er bot ſie in Leipzig und Hamburg vergebens aus. Sein Manuſcript indeſſen gerieth an beyden Orten, ich weiß nicht, auf was Art, meinen Freunden in die Hånde, welche mir einen vollſtåndigen Auszug aus den **Kappen**, in ſo ferne ſie mich angiengen, und eine Abſchrift von dem erſten der ſieben **neuen Verſuche**, welcher wider die Geſellſchaft der kleinen Geiſter gerichtet war, zuſchickten. Ich entſchloß mich gleich, beydes drucken zu laſſen, und zu beantworten. Nicht darum, daß ich dieſes elen-

In dem 15ten **Stůcke des Hamburgiſchen Correſpondenten** von 1733. wird zwar geſagt, der Hr. Prof. Philippi habe ſeine ſieben neuen Verſuche zu Hamburg unter die Preſſe gegeben. Allein das war nur Schertz. In Hamburg wollte ſie niemand haben. Man ſchickte ſie dem Hrn. Prof. Philippi wieder, und ich weiß nicht, was er damit gemacht hat. Ich glaube, er hat ſie untergeſteckt, oder wenigſtens das vornehmſte daraus in der Vorrede zu ſeinem **Windbeutel**, und in ſeinen **Moraliſchen Bildniſſen**, mit welchen er die Maximes de la Marquiſe de Sablé erlåutert hat, angebracht.

elende Zeug der geringſten Antwort würdig ſchätzte, ſondern aus gantz andern Urſachen.

Ich hatte, ſeit dem ich, um meiner Sünden willen, ein Scribent geworden war, ſo viel ungereimte und lächerliche Urtheile von der ſatyriſchen Schreib-Art überhaupt, und von meinen Schriften ins beſondere anhören müſſen, daß ich es nicht länger erdulden konnte. Zwar kan ich mich nicht darüber beſchweren, daß man gar zu verächtlich von meinen Schriften geredet hätte; Man lobte ſie mehr, als ſie es verdienten. Allein auch diejenigen, welche ſie lobten, begleiteten ihr gezwungenes Lob mit einem hämiſchen Aber, das mir empfindlicher war, als wenn man meine Art zu dencken und zu ſchreiben gerade weg getadelt, oder mich gar mit meinen poßierlichen Gegnern in eine Claſſe geſetzet hätte.

Dieſes Aber ſollte die Weißheit und Billigkeit des Heuchlers andeuten, der ſich deſſelben bediente: Allein es war doch nichts, als eine Frucht der Einfalt und Boßheit, und weit unchriſtlicher und verdammlicher, als alle meine Satyren. Man ſprach: „Es ſey doch gleichwohl unbillig

und

und unchriſtlich, daß ich ehrliche Leu-„
te ſo empfindlich kränckte, die mir nim-„
mer etwas zuwieder gethan hätten. Es„
gienge mich ja nicht an, ob die Schriften„
dieſer Leute gut oder ſchlecht gerathen wä-„
ren. Man müſſe ſich nicht klug düncken„
laſſen, jederman zu tadeln. Die ſatyri-„
ſche Schreibart ſey einem Chriſten unan-„
ſtändig. Meine Schriften wären Pas-„
quille, und ich müſte ein ſehr boßhaftes„
Gemüth haben. Ich bezeugte auch eine„
ſchlechte Ehrerbietung gegen die heilige„
Schrift, mißbrauchte bibliſcher Redens-„
Arten, und man ſähe wohl, daß ich wenig„
Religion hätte, weil alles, was ich ge-„
ſchrieben mit Religions-Spöttereyen an-„
gefüllet ſey u. ſ. w.“

Es hätte mich nicht verdrieſſen ſollen, wenn dieſe unbilligen Urtheile nur von Leuten wären gefället worden, denen ihre Einfalt, oder ihr Amt ein Recht giebt, zu ſagen, was ſie wollen: Allein ſo muſte ich ſie auch von Leuten hören, die klug ſeyn wollten, und die es, ohne Verletzung ihres Gewiſſens, ſeyn konnten. Ich lernete daraus, daß ein geſunder Verſtand ſeltener iſt, als man insgemein glaubet, und fand vor nöthig, meinen unbilligen

Rich-

Richtern zu zeigen, daß es ihnen hauptſächlich daran fehle.

Dasjenige, was mich vornehmlich dazu bewog, das war der Vorwurf von der Religions-Spötterey, der ungegründeteſte, und boßhafteſte von allen. Es verdroß mich, daß man, obgleich meine Schriften von keinen Religions-Materien handelten, dennoch ſo dreiſte und verwegen von meinem Glauben und Unglauben urtheilete, als wenn ich einen Catechiſmus geſchrieben hätte, und ich verfertigte demnach im Jahr 1733. die **Unpartheyiſche Unterſuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre Briontes der jüngere mit entſetzlichen Religions-Spöttereyen angefüllet, und eine ſtrafbare Schrift ſey?** ꝛc.

Ich bemühete mich in dieſer Schrift, den mich richtenden Phariſäern einmahl vor allemahl das Maul zu ſtopfen. Ich glaube nicht, daß ich ſie gäntzlich bekehret habe: doch fiengen ſie an, ſich zu ſchämen, und wurden ſtille.

Weil indeſſen der Hr. Prof. Philippi den Vorwurf von Religions-Spöttereyen, durch welchen er das Ober-Conſiſtorium wieder den Briontes hätte aufbringen

gen wollen, in ſeinen ſo genanten Kappen wiederholet, und zur Vertheidigung ſeiner ſechs deutſchen Reden unterſchiedenes vorgebracht hatte; ſo bediente ich mich der Gelegenheit, auch ihm ſeine Abfertigung zu geben, und rückte den mir zugeſchickten Auszug aus ſeinen, damahls noch ungedruckten, Kappen in meine unpartheyiſche Unterſuchung ein. Ich bewieß, daß dieſe Schrift im höchſten Grad albern, und ſo beſchafen ſey, das es nicht zu glauben, daß der Hr. Prof. Philippi ſie gemacht habe. Ich ſprach ſie ihm auch würcklich aus vierzehn wichtigen Gründen ab. Allein der Hr. Prof. Philippi hat ſich dennoch nicht geſchämet, dieſes abentheurliche Werckchen öfentlich vor das ſeine zu erkennen, und es im Jahr 1735, als einen Anhang zu ſeinem rüchtigen Buche: **Cicero, ein groſſer Windbeutel** ꝛc. drucken zu laſſen.

Eben dieſes Büchlein pranget noch mit einem andern Anhange, welcher **Acht Vertheidigungs-Schriften wieder eben ſo viel Chartequen** in ſich faſſet. Eine derſelben iſt wieder meine **unpartheyiſche Unterſuchung** gerichtet, und gantz poßierlich. Der Hr. Prof. Philip-

pi zieht 80 **ſeltſame Reden** aus meiner Schrift, und ſagt Dinge darüber, die luſtig genug zu leſen ſind; aber den elenden Zuſtand des armen Menſchen ſo klar an den Tag legen, daß ich mich ein Gewiſſen gemacht habe, darauf zu antworten.

Damit ich nicht nöthig habe, ferner von dem Buche: **Cicero ein groſſer Windbeutel** ꝛc. zu reden, ſo muß ich noch ſagen, daß man einen vollſtändigen Auszug aus demſelben in dem 12ten **Stücke** der **Niederſächſiſchen Nachrichten auf das Jahr** 1735 findet. Der Auszug iſt von mir, und faſſet alle Seltenheiten dieſer lächerlichen Schrift, und zugleich eine Critick derſelben in ſich. Es hat auch der Hr. Prof. Philippi wegen ſeines an dem Cicero verübten Frevels in dem 20ten **Stücke des Hamburgiſchen Correſpondenten von** 1735 ſein Urtheil aus dem Seneca empfangen.

Nachdem ich alſo der Welt den Auszug einer Schrift mitgetheilet hatte, der ſie ſonſt noch eine ziemliche Zeit würde haben entbehren müſſen; ſo ſäumete ich nicht, auch die Rede des Hrn. Prof. Philippi an die Geſellſchaft der kleinen Geiſter, von der ich eine Abſchrift erhalten hatte, zum Druck

Druck zu befordern. Ich gab ihr den Titel: **Stand- oder Antritts-Rede, welche der Hr. Prof. Philippi in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehalten hat ꝛc.** Ich beantwortete ſie im Nahmen des Aelteſten dieſer Geſellſchaft. Dieſe Antwort iſt unſtreitig die giftigſte Schrift, die ich gegen dem Hrn. Prof. Philippi gemacht habe, (*) und ich glaube nicht, daß er jemahlen auf eine unbarmhertzigere Weiſe gemißhandelt worden. Allein er empfieng, was ſeine Thaten werth waren. Warum gab er ſich mit mir ins Spotten? Warum wagte er ſich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war? Uber mich kan er ſich nicht beſchweren, und thut er es, ſo antworte ich ihm:

(*) Und dennoch ſagt der Doctor Hartmann zu Erfurt, in ſeiner **Anleitung zur Hiſtorie der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie** p. 951. 952. daß Philippi dieſe Schrift gemacht habe, und daß darinn der mathematiſche Verſuch wider jederman vertheidiget werde. Es iſt dieſes ein Fehler, den er nicht würde begangen haben, wenn er ſich nur feſte an ſeinen, ihm ſo nützlichen Vorgänger, den Hrn. Ludovici, den er vor Augen gehabt zu haben ſcheinet, gehalten hätte: Aber da er klüger ſeyn will, ſo ſagt er etwas, das eben ſo wahr iſt, als daß, wie er p. 134. meinet, die Socinianer kurtz nach dem Niceniſchen Concilio entſtanden.

Hæc ſcripſi . . . ut eo ipſo in genere, in quo aliquid poſſe vis, te nihil eſſe cognoſceres (5).

Indeſſen war dieſes meine eintzige Abſicht nicht; ſondern ich hatte noch einen andern Zweck. Der Hr. Prof. Philippi hatte zwo Schriften ausgehen laſſen, an welchen wenig geſundes war. Die eine war ſeine **thüringiſche Hiſtorie**, und die andere ſein **mathematiſcher Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt**. Der Hr. Prof. Philippi hatte in der erſten dem Chur-Hauſe Sachſen die Bißthümer Merſeburg und Naumburg gäntzlich abgeſprochen; ja er war gar ſo thörigt, daß er ſich einbildete, ſeine elende Schrift habe zu unterſchiedenen harten Reſcripten Anlaß gegeben, welche zu der Zeit, als der käyſerliche und ſächſiſche Hof, bekannter maaſſen, nicht wohl mit einander ſtanden, dieſer Bißthümer wegen an den verſtorbenen König von Pohlen ergiengen. Man hatte mich erſuchet, den Hrn. Prof. Philippi dieſes Frevels und Stoltzes wegen zu züchtigen, und ihm zu weiſen, daß ſeine **thüringiſche Hiſtorie** kein Werck ſey, auf welches

(5) *Cicero Epiſt. ad Fam. Lib. VII. ep. 27.*

ches er ſich viel einzubilden Urſache hätte. Dieſes ſuchte ich, meinem in einer Anmerckung zu dem **Briontes** gethanen Verſprechen zu Folge, in dieſer Beantwortung der philippiſchen Anrede an die Geſellſchaft der kleinen Geiſter, ins Werck zu richten, und der **mathematiſche Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt** muſte, bey der Gelegenheit, mit an den Tantz.

Ich war nicht der eintzige, dem dieſe letzte Schrift lächerlich vorkam. Sie war ſchon, ehe ich dieſelbe geſehen hatte, in zwo unterſchiedenen Satyren, mit unterſchiedenem Glücke, angegrifen worden. Die erſte war das **Sendſchreiben der fünf Schweſtern an den Hrn. Prof. Philippi.** Die fünf Schweſtern waren die fünf Sinnen, und die Satyre war, ſo viel ich mich erinnere, artig genug geſchrieben. Sie gieng nur zu Leipzig im Manuſcript herum, und der Hr. Prof. Philippi, dem eine Abſchrift davon in die Hände fiel, ließ ſie unter dem Titel: **Wunderſeltſames Fündel-Kind** ꝛc. im Jahr 1733 mit Anmerckungen drucken. Ich habe dieſer Anmerckungen in meiner **unpartheyiſchen Untersuchung** erwehnet,

net, und dem Hrn. Prof. Philippi, wie die Kappen, abgeſprochen. Der Hr. Prof. Philippi meinet in dieſen Anmerckungen, daß ich Vater zu dem ſo genannten Fündel-Kinde ſey. Allein er thut mir Unrecht. Ich bin an dieſer Satyre unſchuldig, und habe auch nimmer erfahren können, wer der Verfaſſer derſelben ſey.

Die andere Satyre, welche wieder den mathematiſchen Verſuch heraus kam, führte den Titel: **Abgeſtrafter Vorwitz eines unbeſonnenen Critici** ꝛc. Sie war in Verſen geſchrieben, welche der Verfaſſer mit Anmerckungen erläuterte. Er nennete ſich **Grimaldo**, und gab ſich auf dem Titel vor einen dem Hrn. Prof. Philippi **wohlbekannten Weiſſenfelſer** aus. Er hieß aber **Grützner**, und war ein Student aus Jena. Ich kenne den Menſchen nicht: Aber, nach ſeiner Schrift zu urtheilen, iſt es ein armer Sünder, der nur immer hätte zu Hauſe bleiben mögen. Der Hr. Prof. Philippi hat ihn auch in dem Anhange zu ſeinem **Windbeutel** nach Verdienſt gezüchtiget, und mir ſelbſt kam ſein Geſchmier ſo abſcheulich und unerträglich vor, daß ich eine ſcharfe Cenſur deſ-

ſelben

ſelben in das 80te Stück des Hamburgiſchen Correſpondenten von 1733 ſetzen ließ. Der gute Grimaldo empfand dieſes ſo hoch, daß er drohete, er wollte auch wieder den Verfaſſer des Correſpondenten ſchreiben. Es iſt aber, ſo viel ich weiß, nichts daraus geworden.

Der Hr. Prof. Philippi indeſſen war viel zu ſtreitbar, als daß er meine Stand- oder Antritts-Rede hätte unbeantwortet laſſen ſollen. Er gab, auf friſcher That, eine kleine Schrift dagegen heraus, welche er ein Bedencken der patriotiſchen *Aſſemblée* nennete. Ich weiß den Inhalt dieſer Schrift nicht mehr; So viel weiß ich, daß ſie ſehr grob und einfältig gerathen war.

Mittlerweile nun, daß ich mit der Verfertigung meiner Antwort auf die philippiſche Stand-Rede beſchäfftiget war, ſpielte man dem Hrn. Prof. Philippi einen Streich, deſſen er ſich nicht verſahe. Es war dieſer kurzweilige Redner in ein reiches und junges Frauenzimmer zu Leipzig ſterblich verliebt geweſen, und hatte dieſer ſeiner Göttin zu Ehren ein Schäfer-Gedicht gemacht, welches die Frau von Ziegler in Verwahrung hatte, und

ſehr geheim hielt. Es fiel aber doch, ich weiß nicht, durch was vor einen Zufall, gewiſſen Leuten zu Leipzig in die Hände; die ſchickten es nach Hamburg, und baten, man möchte es daſelbſt zum Druck befordern. Von Hamburg ward es an mich nach Lübeck geſchickt, und ich gab ihm den Nahmen: *Sottiſes champêtres*, **oder Schäfer-Gedicht des Hrn Prof. Philippi** ꝛc. machte eine kurtze Vorrede dazu, und ſchickte es wieder nach Hamburg, woſelbſt es, nachdem ein anderer guter Freund den Inhalt dazu gemacht hatte, eiligſt gedruckt ward.

Die **Frau von Ziegler** empfand die Bekanntmachung dieſes Schäfer-Gedichtes ſehr hoch. Ich weiß nicht, was ſie vor Urſachen dazu hatte; doch kan ich verſichern, daß, wenn ich dieſes vorher gewuſt hätte, die beſondere Ehrerbietung, welche ich gegen dieſe Dame hege, mich würde abgehalten haben, das geringſte zu der Herausgabe dieſes philippiſchen Schäfer-Gedichtes beyzutragen.

Was den Hrn. Prof. Philippi anlanget, ſo ſetzten ihn die Sottiſes champêtres in der äuſſerſte Wut. Er verfiel wieder auf die alten Grillen, daß Hr. Gottſched

ſein

ſein Verfolger ſey, und gab, unter dem Nahmen eines **Freyherrn von Frohenmuth**, gegen dieſen gantz unſchuldigen Mann eine Schrift heraus, die er Sottiſes galantes nennete, und in welcher er den Hrn. Prof. Gottſched, auf eine recht raſende Art, angrif. Der Hr. Prof. Gottſched wehlte, ſtatt der Rache, ein großmüthiges Stillſchweigen, und er that wohl daran. Eine ſo ehrenrührige Schand-Schrift war keiner Beantwortung würdig.

Als der Lerm wegen der Sottiſes champêtres und galantes vorbey war, kam allererſt die **Stand- und Antritts-Rede** ans Licht. Ich gedachte, dieſes ſollte meine lezte Schrift gegen den Hrn. Prof. Philippi ſeyn: Aber ich muſte noch einen Gang mit ihm wagen.

Er gab im Jahr 1734 eine Uberſetzung der Maximes de la Marquiſe de Sablé heraus, welche er mit 366 **moraliſchen Bildniſſen** erläutert hatte. Von dieſer Uberſetzung ward in dem 83ten **Stücke des Hamburgiſchen Correſpondenten von** 1734 ſehr verächtlich geurtheilet, und der Hr. Prof. Philippi nahm dieſe Freyheit, welcher der Verfaſſer des Correſpon-

reſpondenten ſich gegen ihn bedienet hatte, ſo übel, daß er ſich bey dem Rath zu Hamburg darüber beſchwerete, und ſeinen Brief an den Rath, ich weiß nicht, warum, drucken ließ. Aus dieſem Briefe, der auf gewiſſe Maaſſe, nicht ohne Wirckung war, leuchtete ſo viel Boßheit, und ein ſo unerträglicher Stoltz hervor, daß ich, ſo bald ich ihn laß, den Entſchluß faſſete, die lächerliche Schrift, über deren Cenſur der Herr Prof. Philippi ſich beſchwerete, noch ſchärfer vorzunehmen, als der Verfaſſer des Correſondenten gethan hatte. Denn, die Wahrheit zu ſagen, es verdroß mich, daß der Hr. Prof. Philippi, nach aller meiner Mühe, die ich mir gegeben hatte, ihn zu demüthigen, ſich doch noch ſo trotzig geberdete, und unverſchämt genug war, mit Ungeſtüm zu verlangen, daß die Leute anders, als mit Verachtung und Abſcheu von ſeinen Schriften reden ſolten.

Ich wolte ihm demnach den Reſt geben, und ſchrieb den **glaubwürdigen Bericht eines Medici von dem Zuſtande, in welchem er den Hrn. Prof. Philippi den 20ten Junius 1734 angetroffen.** Ich führte in dieſem Bericht den Herrn

Prof.

Prof. Philippi redend ein. Er muſte ſeine Fehler bereuen, ſeine Schriften verfluchen, und von ſeiner Uberſetzung der Maximes de la Marquiſe de Sablé, und allen ihren Zuſätzen, ſo viel böſes ſagen, als ich glaubte, daß eine ſo läppiſche Schrift verdiente. In der Vorrede ſagte ich, der Hr. Prof. Philppi ſey den 21ten Junius würcklich geſtorben. Dieſes Vorgeben war falſch: Aber daß der Hr. Prof. Philippi Schläge bekommen hatte, das war mehr, als zu wahr. Er bekam ſie ungefehr um die Zeit, als ich geſaget hatte, in einem Wirthshauſe zu Halle, von zween Officieren, gegen welche er ſich ſehr unnütze gemacht hatte. Ja er war von dieſen unbarmhertzigen Kriegs-Knechten ſo zugerichtet worden, daß man ihn hatte nach Hauſe tragen müſſen.

Dieſes war die Begebenheit, welche mich veranlaſſte, meiner Satyre die Tour zu geben, die ich ihr gegeben habe. An die andern Schläge, die der Hr. Prof. Philippi kurtz darauf von höherer Hand bekommen hatte, habe ich nicht gedacht. Ich hielte es vor niederträchtig, über einen Unfall zu ſpotten, der einem jeden ehrlichen Manne hätte begegnen können,

und beklagte den Hrn. Prof. Philippi von Hertzen.

Indeſſen hatten dieſe letzten Schläge den Hrn. Prof. Philippi gezwungen, Halle, und ſeine auſſerordentliche Profeſſur zu verlaſſen, und ihn in einen Stand geſetzet, daß er, ich weiß nicht was, darum hätte geben ſollen, daß meine Nachricht von ſeinem Tode wahr geweſen wäre. Er war unſtet und flüchtig, und hatte alle Mühe von der Welt, den Händen der Merſeburgiſchen Regierung zu entgehen, die ein Urtheil an ihm vollziehen wollte, in welchem ihm, ich weiß nicht warum, ein zweyjähriges Gefängniß zu erkannt war. Aber, dem allen ungeachtet wollte er doch nicht tod ſeyn. Er ließ, wiewohl nicht in ſeinem Nahmen, von Göttingen aus einen Auffſatz in die **Hamburgiſchen Berichte** rücken, in welchem ich, der ich ihm dieſes nachgeredet hatte, **ein nahmloſer Pasquillant** genennet, und aller Welt kund gethan wurde, der Hr. Prof. Philippi ſey noch am Leben, und befinde ſich in Göttingen.

Das war nun wohl der Mühe werth, und es ſtand dem Hrn. Prof. Philippi, der in allen Stücken etwas beſonders hatte,

te, wohl an, auf eine ſo ernſthafte Art eine Nachricht zu wiederſprechen, die jederman vor Schertz hielte. Nach meiner Meynung hat der Hr. Prof. Philippi niemahlen etwas lächerlichers begangen. Allein er ließ es dabey noch nicht bewenden; ſondern gab eine Schrift gegen den **glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici** heraus, in welcher er Dinge ſagte, die mich im geringſten nicht angiengen. Sie hatte den Titel: **Der geheimen patriotiſchen** *Aſſemblée* **anderweitiges Bedencken an den Herrn Prof. Philippi** ꝛc. und war ſo wunderlich eingerichtet, daß man Mühe hatte, klug daraus zu werden. Ein ſo genannter Hermolaus Barbarus, welches, wo mir recht iſt, des D. Langens jüngſter Sohn ſeyn ſollte, und ein gewiſſer Profeſſor zu Halle, der nur mit den Buchſtaben F. W. angedeutet wurde, behielten nicht vor einen Heller Ehre darinn. Der Hr. Prof. Philippi hatte, aus Urſachen, die mir unbekannt ſind, einen Verdacht auf dieſe Leute geworfen, und glaubte gantz feſte, der **glaubwürdige Bericht eines Medici** ſey in Halle gedruckt worden; weil das Exemplar, daß er bekommen hatte, noch

naß

naß geweſen war. Allein er betrog ſich; denn ich hatte dieſe Schrift in Mecklenburg auf dem Lande gemacht, und zu Lauenburg drucken laſſen.

Was man übrigens in dem Bericht des Medici den ſterbenden Philippi von ſich und ſeinen Schriften hatte ſagen laſſen, das übergieng die geheime patriotiſche Aſſemblée, ob es gleich das Hauptwerck war, mit Stillſchweigen, und bemühete ſich nur, zu beweiſen, daß der Hr. Prof. Philippi noch lebe. Es gab alſo der ehrliche Mann ſeine, ihm ſonſt ſo liebe, Schriften Preiß, um ſein Leben zu retten. Denn tod wollte er mit Gewalt nicht ſeyn. Er hielte es vor eine Beſchimpfung, daß ich dieſes von ihm geſaget hatte: Er ſtieß die gröbſten Scheltworte wieder mich aus, und ſtellete ſich nicht anders, als wenn ein ſeeliger Tod eine Sache geweſen wäre, der ſich ein ehrlicher Mann zu ſchämen hätte.

Mir kam dieſes Verfahren ſehr wunderlich vor. Ich gedachte bey mir ſelbſt: Es ſind ſo viele ehrliche Leute geſtorben, und der Hr. Prof. Philippi meint, es ſey ihm eine Schande!

Lumina

Lumina ſis oculis etiam bonus Ancus reliquit,
Qui melior multis quam tu fuit improbe rebus;
Inde alii multi reges, rerumque potentes
Occiderunt, magnis qui gentibus imperitarunt.
. . . .
Ipſe Epicurus obit decurſo lumine vitæ,
Qui genus humanum ingenio ſuperavit, & omnes
Præſtrinxit ſtellas, exortus uti æthereus Sol.
Tu vero dubitabis & indignabere obire
Mortua cui vita eſt prope jam vivo atque vident. (6)

Dieſe Gedancken veranlaſſeten mich, es mit der geheimen patriotiſchen Aſſemblée aufzunehmen, und ihr aus Gründen die ſie mir, durch ihren lächerlichen, unnöthigen und unbedachtſamen Wiederſpruch, ſelbſt an die Hand gegeben hatte, zu beweiſen, daß der Hr. Prof. Philippi dennoch geſtorben ſey.

Ich

(6) *Lucret. Lib. IV.*

Ich ſchrieb zu dem Ende zu Anfang des 1735ten Jahrs meine beſcheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Hrn. Prof. Philippi wieder die Nachricht von deſſen Tode gemacht haben. Der Herr Prof. Philippi hat nicht darauf geantwortet. Und daran hat er, meines Erachtens, ſehr weißlich gehandelt. Denn wenn er hätte fortfahren wollen, im Nahmen der patriotiſchen Aſſemblée, auf eben dem Fuß, gegen mich zu ſchreiben; ſo würde die Sache, worüber wir ſtritten, ſo zweifelhaft geworden ſeyn, daß niemand, und ſo gar er ſelbſt, zuletzt nicht gewuſt haben würde, ob er lebe, oder tod ſey. Man kan hieraus lernen, wie unglücklich die Leute ſind, die keinen Schertz verſtehen, und wie nothwendig ſolche Leute, denen, welche ihnen die Ehre thun, mit ihnen zu ſcherzen, durch ihre Heftigkeit, und durch ihren ernſthaften und unnöthigen Wiederſpruch, die Waffen in die Hände geben müſſen, ſie noch lächerlicher zu machen. Meine Abſicht war, den Hrn. Prof. Philippi zu guter letzt wenigſtens noch von dieſer Wahrheit zu überführen. Nach der Zeit habe ich weiter mit ihm nichts zuthun gehabt.

Er

Er gerieth auch kurtz darauf in einen Zuſtand, daß man ſeiner, ohne Sünde, ferner nicht ſpotten konnte. Da er, wie ich ſchon erwehnet habe, genöthiget wurde, Halle zu verlaſſen, ſo begab er ſich nach Göttingen. Allein, auſſer, daß die merſeburgiſche Regierung ihn noch immer verfolgte, und auf ſeine Auslieferung drang, ſo wollte es auch ſonſt daſelbſt mit ihm nicht fort. Er fieng an zu leſen, und ſeinen Freydencker herauszugeben. Man wollte es aber nicht leiden, und es ward ihm ſo wohl das leſen, als das Bücher ſchreiben gäntzlich verboten. Ich bekenne, die Diät, welche man ihm durch dieſes Verbot vorſchrieb, war ſeinem innern Menſchen ſehr heilſam; aber der äuſſere muſte nothwendig dabey zu kurtz kommen, und das, deucht mich, war zu hart. Allein nicht lange darauf gieng es ihm noch ärger. Er bekam das Conſilium abeundi, und ward, wie man mir berichtet hat, bey hellem Tage zum Thor hinaus gebracht. Ob nun gleich dadurch erfüllet ward, was ich von ſeiner plötzlichen Verſchwindung in meiner letzten Schrift geweiſſaget hatte; ſo habe ich ihn dennoch von Hertzen bedauret, und hätte lieber

ein falſcher Prophet ſeyn, als ihn dergeſtalt beſchimpfet ſehen mögen.

Was man in Göttingen vor Urſachen gehabt habe, ſo hart mit einem Manne zu verfahren, der doch, was er ſonſt auch vor Schwachheiten an ſich hatte, einmahl ein Doctor und Profeſſor war, das kan ich nicht ſagen. Ich habe das Verbrechen des Hrn. Prof. Philippi nimmer erfahren können. Vermuthlich hat er ſein Unglück ſeinem Freydencker zu dancken. Denn in dieſer elenden Wochen-Schrift ſoll er keines Menſchen verſchonet haben. Neun Stücke habe ich davon geſehen, und ich glaube nicht, daß ſie weiter fortgeſetzet iſt, weil man dem Hrn. Prof. Philippi das Handwerck gar zu bald legte.

Was nun dieſem ehrlichen Manne nach ſeiner Vertreibung von Göttingen begegnet iſt, das weiß ich ſo eigentlich nicht. Viel Freude hat er, allem Anſehen nach, nicht gehabt. Denn er hat nach der Zeit ſeinen Vater verlohren, und, wie man ſagt, auch zu Jena das Conſilium abeundi bekommen. Er ſoll aber, wie ich höre, jetzo wieder da ſeyn.

Auf meine Schriften gegen dem Hrn. Mag. Sievers und den Hrn. Prof. Phi-

lippi folget in dieſer Sammlung eine Satyre, die gegen niemand ins beſondere gerichtet iſt. Sie handelt von der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten. Ich verſprach dieſe Schrift in dem Schreiben des Ritters Clifton an den Samojeden, und dieſes Verſprechen erfüllete ich im Jahr 1734.

Es hat dieſe Satyre unter allen meinen Schriften den beſten Abgang gehabt, und iſt ſchon im Jahr 1736 wieder aufgeleget worden. Ich ſchlieſſe daraus, daß es doch noch Leute gegeben haben müſſe, welche dieſelbe mit andern Augen angeſehen, als Herr Reimmann. Dieſem Prelaten will ſie gar nicht gefallen. Scriptores miſerandos, ſagt er (7), eos eſſe judicat autor, qui, quicquid in buccam defluit, in chartam conjiciunt, & monumenta ſine ratione (p. 1-78) & ordine (p. 78-90) & ornatu (p. 90-97) corrogata in vulgus ſpargunt. Atque ad hunc cenſum ſpectare cum aliis ſexcentis Happelium, Menantem, Uhſenium, Hubnerum (p. 53) D. J. E. Philippi,

D

(7) *in Catalogo Biblioth. Reimmanniana Cap. III. §. 468. p. 732.*

lippi, S-v-s, R-d-gſtum (p. 8. 36. 42. 43. 49. 50. 71. 85. 90). Nec deſunt, qui temere negligenterque libros ad componendos ſe accingunt, nullo delectu rerum & verborum habito.

Scribimus indocti doctique poemata
paſſim.

Sed accuſat tantummodo non coarguit Autor, quorum nomina profert, nec ullo documento oſtendit, eos eſſe tales, contra quos ingeminat tremulos naſo criſpante cachinnos. Nec qui vilioris ſunt ordinis ſcriptores exſibilandos propinat ſolum; Sed & rectores Reipublicæ & doctores Eccleſiæ (p. 18. 28. 29. 41). Dicta etiam S. S. non raró ſannis conſpuit. Et quam in aliis redarguit culpam interdum ipſemet committit, & ordinem in ſcribendo negligit

Vsque adeo in ſeſe tentat deſcendere
nemo
Sed præcedenti ſpectatur mantica
tergo.

Ich weiß nicht, ob man verächtlicher von einem Buche urtheilen kan? Darum aber werde ich doch nicht böſe. Hr. Reimmann hat mein Buch bezahlet: Er hat es in ſeiner Bibliotheck: Er kan davon ſagen,

gen, was ihm gut dünket. Dieſes iſt ein Recht, das ich ihm nicht ſtreitig mache. Nur bitte ich mir die Erlaubniß aus, ihm zu ſagen, daß ich Mühe habe, in dem Urtheile, welches er von meiner Schrift fället, die Ueberlegung, die Billigkeit und die Unpartheylichkeit zu finden, die ich von ihm vermuthet hätte. Ich will nicht unterſuchen, was ſeine zärtliche, und ihm ſo unanſtändige Neigung zu gewiſſen lächerlichen Schreibern vor Urſachen hat: Aber ich beklage, daß er ſich durch dieſe unglückſeelige Zärtlichkeit verleiten laſſen, von meiner Schrift ein Urtheil zu fällen, daß ſo unbillig, und ihm ſo wohl, als mir nachtheilig iſt.

Er rechnet es mir als ein groſſes Verſehen an, daß ich mit keinem Worte bewieſen habe, daß diejenigen, welche ich in meiner Schrift unter die elenden Scribenten zehle, würcklich elende Scribenten ſind. Ich ſage ihm aber, daß, ohne dieſes Verſehen, mein Buch das albernſte Buch von der Welt ſeyn würde. Iſt ihm dieſes zu hoch, ſo beliebe er folgendes zu mercken.

Meine Abſicht war nicht, zu beweiſen, daß dieſer oder jener ein elender Scribent

ſey; ſondern, daß die elenden Scribenten die vortreflichſten, beſten und nützlichſten unter allen ſind. Ein elender Scribent ſeyn, das war folglich, nach meiner Meinung, eine rühmliche Eigenſchaft. Rühmliche Eigenſchaften kan ich aber einem beylegen, ohne daß ich nöthig habe, zu beweiſen, daß er dieſelben würcklich beſitze: Ja wenn ich einen recht loben will, ſo ſetze ich, als bekannt, voraus, daß er mein Lob verdienet. Ich lobte diejenigen, die ich in meiner Schrift nenne, und war alſo nicht nur berechtiget; ſondern auch, nach den Regeln der ironiſchen Höflichkeit, verbunden, ſie, ohne den geringſten Beweiß, in die Claſſe der elenden Scribenten zu ſetzen. Hätte ich es anders gemacht, ſo hätte ich meinem Caracter entgegen gehandelt: Mein verſtelltes Lob würde alle Annehmlichkeit verlohren haben, und meine Satyre ein ungeſalzenes Gewäſche geworden, und gantz aus dem Gelencke gekommen ſeyn. Wer dieſes nicht begreifen kan, der weiß nicht, was Ironie und Satyre iſt, und muß von meinem Buche nicht urtheilen.

Ich müſte überdem einen ſchlechten Begrif von den Einſichten meiner Leſer gehabt

habt haben, wenn ich ihnen weitläuftig hätte beweiſen wollen, daß Happels Mord-Geſchichte, Menantes Romane, Uhſens wohl informirter Redner, und Hübners Oratorie elende Bücher ſind. Wer zweifelt daran? Niemand anders, als einfältige Leute, oder Schul-Knaben, die nicht wiſſen, was recht und linck iſt. Was Philippi, Sievers und Rodigaſt anlanget, ſo waren dieſe drey Helden ſchon ſo rüchtig, daß es ſich nicht der Mühe verlohnte zu beweiſen, daß ſie elende Scribenten wären, und es wundert mich ſehr, daß Herr Reimmann ſich desfalls den geringſten Scrupel macht. Er muß dieſe Leute gar nicht kennen, und meine Satyren gegen Sievers und Philippi nicht geleſen haben. Denn ſonſt würde er ſich ja entſehen, dieſen armſeeligen Scribenten das Wort zu reden, und von mir zu verlangen, daß ich beweiſen ſollen, was weltkündig iſt. Ofenbahre Wahrheiten bedürfen keines Beweiſes, und wer nicht glauben will, daß Sievers und Philippi elende Scribenten ſind, der leſe ihre Schriften, und meine Satyren. Hat er die geleſen, und zweifelt doch noch daran, ſo weiß ich ihm nicht zu helfen. Vor ſolche

Leute kan ich wohl beten: Aber überzeugen kan ich ſie nicht.

Herr Reimmann ſpricht ferner: Ich ſuchte ſo gar die Regenten und die Lehrer der Kirche lächerlich zu machen. Aber er thut mir Unrecht. Ich ſage von den Regenten nichts, als was Salomon und Juvenal vor mir geſagt haben. Nicht in der Abſicht, die Majeſtäten zu läſtern, wie Herr Reimmann meinet; ſondern bloß den Mangel der Vernunft zu entſchuldigen, den man meinen Brüdern, den elenden Scribenten, vorwirft. Mein Character verband mich dazu, und gab mir ein unſtreitiges Recht, alles zuſammen zu ſuchen, was in meinen Kram dienete. Da ich nun beym Salomo fand, daß Unverſtand unter den Gewaltigen gemein ſey, und ſahe, daß Juvenal den Günſtlingen der Groſſen faſt alle Vernunft abſprach: So darf man ſich nicht wundern, daß ich mir dieſes zu Nutze gemacht habe. Man kan mir dieſes um ſo viel weniger verdencken, weil ich gar die Behutſahmkeit gebrauchet habe, die harten Ausdrückungen der Scribenten welche ich anführe, zu mildern, und nichts mehr ſage, als daß nicht allemahl die Klügſten

am

am Ruder ſitzen. Welches eine Wahrheit iſt, die ich mir getraue, allen Königen in die Augen zu ſagen, ohne daß ſie es mir ungnädig nehmen ſollen. Solche allgemeine Wahrheiten verletzen die Ehrerbietung nicht, die man den Göttern auf Erden ſchuldig iſt. Die Groſſen dieſer Welt ſind auch ſo wunderlich nicht, daß ſie ſich über den geringſten Schertz, der keinen von ihnen insbeſondere trift, entrüſten ſollten, und wenn die Prieſter nur halb ſo billig wären, ſo hätte ich nicht nöthig, das, was ich in meiner Schrift von ihnen geſagt habe, zu rechtfertigen. Allein, ich weiß nicht, wie es zugehet? Dieſe Herren ſind ſo argwöhniſch, daß ſie ſich immer einbilden, man ſpotte ihrer, wenn man von ihnen redet. Dieſes iſt eine Aufführung, die man kaum einer blöden unerfahrenen Jugend, gebrechlichen Perſonen, oder Leuten, die kein gut Gewiſſen haben, und ſich ofenbahrer Mängel bewuſt ſind, zu gute hält. Mich deucht, alten, geſetzten und ehrwürdigen Männern würde ein wenig mehr Großmuth, und eine gewiſſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt beſſer anſtehen, als ein ewiges Klagen, daß man ſie auslachet. Doch gienge es

noch hin, wenn ſie es bey dem Klagen bewenden lieſſen: Allein ſo ſind ſie, was ſie auch andern von der Gedult vorpredigen, empfindlicher als alle andere Menſchen, und man hat Urſache, es nicht mit ihnen zu verderben.

Car ces Menins de la Cour étherée
Sont tous douez d' un appetit ſtrident
De ſe venger, quand ils ſentent la dent (8).

Ich muß alſo auch dasjenige, weſſen Hr. Reimmann mich, in Anſehung ihrer, beſchuldiget, von mir ablehnen.

Da ich meine Schrift nicht bey der Hand habe, ſo iſt es mir zwar unmöglich, die Stellen nachzuſchlagen, die Hr. Reimmann, zum Beweiß ſeiner Beſchuldigung, auführet. Allein ich glaube doch, daß mein gantzes Verbrechen darinn beſtehet, daß ich den Mangel der Vernunft, den man an den elenden Scribenten wahrnimmt, dadurch zu rechtfertigen geſuchet habe, daß auch die Gottesgelehrten die Vernunft verwerfen. Man bildet ſich vieleicht ein, ich wolle dadurch zu verſtehen geben, daß die Gottesgelehrten eben ſo albern ſind, als die verächtliche Schaar der elenden Schrei-

(8) Rouſſeau Tom. II. Ep. 2. p. 35.

Schreiber, auf deren Unkoſten ich mich luſtig mache. Aber dieſes iſt wahrlich meine Abſicht nicht. Ich müſte ja gantz raſend ſeyn, wenn ich nicht begrife, daß zwiſchen einem Menſchen, der ſeine Vernunft in Glaubens-Sachen gefangen nimmt, und einem ofenbahren Gecken, der gar keine Vernunft hat, ein unendlicher Unterſcheid ſey. Ich erkläre mich hiemit öfentlich, daß ich diejenigen Gottesgelehrten, die am meiſten wieder den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eyfern, vor die beſten und vernünftigſten halte. Es iſt mir nimmer in den Sinn gekommen, über ihre Aufführung zu ſpotten, und wer andere Gedancken von mir hat, der irret ſich. Ich bemühe mich in meiner Schrift, unter der Larve eines elenden Scribenten, der böſen Sache meiner Brüder einen guten Schein zu geben: Aber ich bin ſo dumm nicht, daß ich nicht ſehen ſollte, daß alles, was ich ſage, Sophiſtereyen ſind. Ich ſchertze nur, und verlange mit Recht, daß Leute, welche von meinem Buche urtheilen wollen, wenigſtens ſo viel Verſtand haben, daß ſie Schertz und Ernſt unterſcheiden können.

Habe ich ſonſt etwas geſagt, daß die Geiſtlichen verdrieſſen könnte, ſo bin ich verſichert, daß es entweder in dem, was ich bißher geſchrieben habe, ſeine Entſchuldigung finden wird; oder ich habe auch wahre Fehler an ihnen getadelt, welche rechtſchaffene Gottesgelehrte ſelbſt nicht billigen: Und dieſes iſt kein Verbrechen.

Auf die Läſterung des Hrn. Reimmans, daß ich auch oft über Sprüche der heiligen Schrift, wie er gar nachdrücklich ſagt, meinen ſatyriſchen Geifer ausſchütte, will ich alsdann antworten, wann es ihm gefallen wird, die Stellen meiner Schrift anzuzeigen, da ich dieſes gethan habe. Vorietzo ſage ich nur mit ihm: Sed accuſat tantummodo Autor non coarguit, & quam in me redarguit culpam ipſemet committit.

Uſque adeo in ſeſe tentat deſcendere nemo
Sed præcedenti ſpectatur mantica tergo.

Dieſes iſt das weiſe Epiphonema, mit welchem Hr. Reimmann ſein Urtheil von meiner Schrift beſchlieſſet. Er will mir dadurch, auf eine höfliche Art, zu verſtehen geben, daß ich nicht befugt geweſen

bin,

bin, der elenden Scribenten zu ſpotten, weil ich ſelbſt zuweilen den Fehler begehe, den ich an ihnen tadele, und unordentlich ſchreibe. Er ſagt es ausdrücklich: Aber da ich nicht wiſſen kan, worinn die Unordnung, der er mich beſchuldiget, beſtehen ſoll; ſo kan ich mich nicht verantworten. Ich will es auch nicht thun; ſondern, wie groſſe Urſache ich auch habe, zu zweifeln, ob er geſchickt ſey, von der Ordnung und Unordnung einer ironiſchen Schrift zu urtheilen, dennoch ſo höflich ſeyn, und glauben, daß er es einmahl recht getrofen hat. Ich beobachte alſo in meiner Schrift nicht allemahl die Ordnung, die ich hätte beobachten ſollen: Aber iſt dieſer Fehler ſo groß, daß er mir das Recht nehmen ſollte, den elenden Scribenten die ihrigen vorzuwerfen? Ich glaube es nicht. Denn wenn es nöthig wäre, die Thorheiten anderer ſo lange ohne alle Erinnerung hingehen zu laſſen, biß man ſelbſt ohne Fehler iſt; ſo müſte man alle Beſtrafung und Ermahnung biß in jene Welt verſparen, da man ihrer nicht mehr bedarf: Das Amt eines unwiedergebohrnen Prieſters würde, wider die Meinung unſerer reineſten Gottesgelehrten, gantz

und

und gar unkräftig, und Herr Reimman[n]
ſelbſt, wie fromm und exemplariſch auc[h]
ſein Wandel iſt, würde nicht befugt ſeyn[,]
wider die Laſter zu eyfern, ſo lange e[r]
noch, ſo oft er zur Beichte gehet, beken-
nen muß, daß er mit Gedancken, Wor-
ten und Wercken wider alle zehn Gebot[e]
geſündiget habe.

Gefallen ihm dieſe Folgen nicht, ſo muß er auch bekennen, daß er ſein Epiphonema nicht wohl angebracht hat, und mir erlauben, über ofenbahre Thorheiten zu lachen, ob ich gleich ſelbſt nicht vollkommen bin. Denn das wird er mir doch laſſen, daß ich gerechter bin, als diejenigen, welche ich tadele. Hält er aber die Unordnung, welche er in meiner Schrift bemercket, vor einen Fehler, der dieſelbe eben ſo ſcheußlich machet, als die Büchlein der elenden Scribenten, und will er, wie es das Anſehen hat, mich, durch den höhniſchen Seufzer aus ſeinen Perſius, als einen elenden Tropf herunter machen, der gar keine Ehre zu ſprechen hat; ſo muß ich es zwar geſchehen laſſen: Aber es ſollte mir doch ſeinentwegen leid ſeyn. Denn mir kan es nicht ſchaden. Ego enim

enim ne pilo quidem minus me amabo (9).

Ich ſehe wohl, daß meine Schrift gewiſſen Leuten unmöglich gefallen kan, weil ſie nicht nach ihrem Geſchmack eingerichtet iſt. Sie iſt ſatyriſch und im höchſten Grad ironiſch. Gleichwie es nun nicht jedermanns Werck iſt, ſolche Schriften zu machen; ſo iſt es auch nicht allen gegeben, von denſelben geſchickt zu urtheilen. Eine hochgetriebene Ironie gebührend einzuſehen, das iſt eine Sache, die eine gewiſſe Hurtigkeit und Biegſahmkeit des Verſtandes erfordert, welche in lateiniſchen Köpfen, durch die poßierliche Schul-Gravität gemeiniglich erſticket wird. Wenn nun ein ſolcher Kopf über ein Buch geräth, in welchem er keine ſteife und ehrbare Schulweißheit antrift; ſo kömmt er in ein fremd Land, und verirret ſich gar zu leicht. Ich ſage nicht, daß dem Hrn. Reimmann dieſes Unglück auch begegnet iſt; Nur ſage ich noch, daß drey oder vier ſolche Urtheile, als dasjenige iſt, welches er von meiner Schrift gefället hat, genug ſind, ſeinen gantzen Catalogum, der

ſonſt

(9) Cicero Lib. II. ad Qv. Frat. Epiſt. 15.

ſonſt angenehm zu leſen iſt, in übeln Ruf zu bringen.

Ich bitte übrigens den Hrn. Reimmann, die Freyheit, die ich mir nehme, von ſeinem Urtheile zu urtheilen, nicht übel zu deuten. Ich bilde mir ein, daß ich es mit einer beſcheidenen Aufrichtigkeit gethan habe, die ihm gefallen wird. Kömmt ihm aber dennoch das, was ich zu meiner Vertheidigung ſage; zu hart vor, ſo muß er bedencken, daß er Gelegenheit dazu gegeben hat:

. . . Si quis eſt, qui dictum in ſe inclementius
Exiſtimabit eſſe, ſic exiſtimet:
Reſponſum, non dictum eſſe, quia læſit prius (10).

Ich finde bey dieſer Satyre ſonſt wenig zu erinnern. Nur muß ich kürtzlich von einem Nahmen Rechenſchaft geben, der oft darinn vorkömmt. Dieſes iſt der Nahme Rodigaſt. Ich habe den Menſchen, der dieſen Nahmen führet, im Jahr 1733. aus ſeinem *Avertiſſement* **von einem bereits im Druck habenden** *Corpore Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuali* zu erſt kennen lernen.

(10) *Terent. Prol. in Eunuch.*

nen. Er nennete ſich auf dem Titel, *D. Samuel Chriſtoph Rodigaſt JC.* und war eine Art von Melchiſedech, terræ filius, von dem ich weiter nichts erfahren konnte, als daß es ein junger Menſch von etwan 19. Jahren ſey, der ſich in Dreßden aufhalte, und ſich eigenmächtig zum Doctor gemacht habe. Weil ich nun eben zu der Zeit, als mir ſein Avertiſſement in die Hände fiel, beſchäftiget war, der Schmierſucht gewiſſer elenden Scribenten Einhalt zuthun, ſo hielte ich vor nöthig auch dem Unglück vorzubeugen, welches dieſer **Rodigaſt**, als ein Comet, der gelehrten Welt zu drohen ſchien. Ich brachte zu dem Ende meine Gedancken von ſeinem Vorhaben zu Papier, und ließ ſie in das 123te **Stück des Hamburgiſchen** *Correſponden***ten von** 1733. ſetzen. **Rodigaſt** ward darüber ſo böſe, daß er eine Schrift von 4 Bogen in 4to unter dem Nahmen von **Martin Albrecht**, wieder den Verfaſſer des Correſpondenten, der doch gantz unſchuldig war, heraus gab. Der Titel dieſer Schrift war ſo närriſch, und der Inhalt ſo raſend, daß ich wahrhaftig davor erſchrack. Doch weil ich dieſe Händel angefangen hatte, ſo gab ich dem

Mar-

Martin Albrecht, welches Rodigaſt ſelbſt war, einen kurtzen Beſcheid, der in dem 173ten Stücke des Hamburgiſchen *Correſponden*ten von eben dem Jahre zu leſen iſt.

Kurtz darauf kamen mir eben dieſes Rodigaſts Gedancken über den Spruch: Viele ſind berufen; aber wenig ſind auserwehlet; imgleichen über die Worte: Und ſie meynten, ſie ſähen ein Geſpenſt ꝛc. zu Geſicht, woraus man ſiehet, daß der Verfaſſer vor dieſen ſich der Gottes-Gelahrtheit befliſſen hat. Ich habe niemahlen etwas elenders geleſen, und darum führe ich den Rodigaſt als ein Muſter eines vollkommen elenden Scribenten an. Ich würde ihm aber dieſe Ehre nicht erwieſen haben, wenn ich zu der Zeit, als ich meine Satyre ſchrieb, gewuſt hätte, daß, wie ich hernach erfuhr, der arme Rodigaſt würcklich in Raſerey gefallen ſey, und in dem elendeſten Zuſtande zu Dreßden lebe. Ich habe nach der Zeit von ihm nichts gehöret, und kan alſo nicht ſagen, ob er noch lebe, oder ob er geſtorben ſey.

Ich habe die Hrn. Sievers und Philippi, mit dieſem elenden Scribenten in ei-

ne

ne Claſſe geſetzet. Allein meine Meynung iſt nicht, dadurch anzudeuten, daß ich ſie vor eben ſo albern halte, als den Rodigaſt. Ich ſehe den Unterſcheid zwiſchen ihnen, und dieſem armen Sünder wohl ein. Doch, da dieſer Unterſcheid, wie groß er auch ſeyn mag, nicht verhindert, daß ſie alle drey elende Scribenten ſind; So habe ich geglaubt, ſie hätten ſich eben der Geſellſchaft eines Menſchen nicht zu ſchämen, der die Ehre hat ihr Bruder zu ſeyn; ob ſie gleich gewiſſe Vozüge vor ihm haben, die ich ihnen nicht ſtreitig machen will.

Uber die Neue Geſellſchaft, die ich ihnen gegeben habe, werden ſie ſich vermuthlich nicht beſchweren. Ich beſorge auch nicht, daß der Hr. Prof. Manzel, und der Hr. Mag. Hillige es mir übel deuten werden, daß ich ſie zween ſo berühmten Männern zugeſellet habe.

Ich habe alſo meinen Leſern von allen meinen ſatyriſchen Schriften Rechenſchaft gegeben. Von der ernſthaften Schrift gegen den Hrn. Prof. Manzel, die in dieſer Sammlung die Letzte iſt, ſage ich nichts. Ich werde eine eigne Vorrede zu derſelben machen, weil die gegenwärtige

ſo ſchon lang genug iſt: Doch bitte ich mir von meinen Leſern die Freyheit aus, nur noch ein paar Worte mit gewiſſen Leuten zu reden, die in dem Wahn ſtehen, daß ich mich durch meine Satyren ſehr ſchwer an GOtt und meinem Nechſten verſündiget habe.

Wenn ich wollte, ſo könnte ich mein Verfahren durch die ironiſchen Ausdrückungen, die in der Bibel vorkommen, eben ſo gründlich rechtfertigen, als gewiſſe hitzige Prieſter ihre Grobheit durch einige harte Worte, der ſich die Propheten, Chriſtus, und die Apoſtel bedienet haben. Allein ich will es nicht thun. Ich will ihnen, auf eine andere Art, weiſen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie ſagen, wann ſie meine Satyren verdammen, und ſie dahin bringen, daß ſie ſelbſt meine Vertheidiger werden ſollen.

Ich gebe ihnen demnach zu, daß man in der Chriſtenheit von keinen Satyren wiſſen würde, wenn es den Apoſteln gelungen wäre, alle Welt ſo weiſe zu machen, als ſie es ſelbſt waren. Aber ſehen ſie dann nicht, daß man, auf den Fall, auch von Krieg und Krieges-Geſchrey nichts hören würde? Iſt es nicht ofenbahr,

daß

daß man, wenn es mit dem Eyfer, mit der Andacht, mit der Selbſt-Verleugnung, und mit der Entfernung von aller Eitelkeit, welche die Chriſten in der erſten Hitze von ſich blicken lieſſen, Beſtand gehabt hätte, von Proceſſen, von Oſt-und Weſtindiſchen Compagnien, von Manufacturen, Tantzen, Fechten und dergleichen nicht das geringſte wiſſen würde? Es würde niemand Bücher ſchreiben, und ſich in Wiſſenſchaften vertiefen, die ſo viel Zerſtreuung in ſich faſſen; Die Salbung würde uns alles lehren, und wir die Zeit, die wir vom Ackerbau, und von anderer unumgänglich nöthiger Hand-Arbeit übrig hätten, mit Wercken der Liebe, und im Gebet zubringen. Darum aber hält niemand, als ein Qväcker- und Wiedertäufer, den Krieg vor unerlaubt und ſündlich. Die Prieſter zwoer im Krieg verwickelter chriſtlichen Republicken bitten von beyden Seiten, GOtt möge die Waffen der ihrigen geſegnen, und ſingen, ohne Scrupel, das Te Deum, wenn ihre Parthey einen Sieg erhalten hat. Kein Prieſter in einer Handels-Stadt macht ſich ein Gewiſſen, auf der Cantzel vor einen Schiffer zu beten, der

mit Schif und Volck nach Bourdeaux gegangen iſt; wohin er doch niemahlen kommen würde, wenn er ſo geſinnet wäre, als die erſten Chriſten zu Jeruſalem: Ja der Prieſter thut dieſe Vorbitte zuweilen aus Abſichten, die er nicht haben würde, wenn der Geiſt der Apoſtel auf ihm ruhete. Ein Kaufmann, ein Soldat, ein Advocat, ein Fechtmeiſter, ein Tantzmeiſter, das ſind alles Leute, von denen niemand glaubt, daß ihre Profeßion ſie ungeſchickt mache zum Reiche GOttes. Und wer verdammet die Gelehrten?

Man muß alſo geſtehen, daß man ohne Sünde etwas thun könne, das mit der Vollkommenheit, welche die Regeln des Chriſtenthums zum Endzweck haben, nicht beſtehen kan, und welches nimmer geſchehen würde, weñ alle Welt dieſe Regeln genau beobachtete. Ich verlange nichts mehr, als daß man nach dieſem Satz, den man, ohne ſich zu wiederſprechen, und, ohne die gantze heutige Chriſtenheit zu verdammen, nicht leugnen kan, die ſatyriſche Schreibart beurtheile. Ich bin ſehr höflich: Aber es ſey darum. Ich will zu frieden ſeyn, wenn man nur ſo billig iſt, und dieſer unſchuldigen Schreibart mit dem Kriege und mit

den

den Proceſſen gleiches Recht wiederfahren läſſet Thut man dieſes nicht, ſo ſage ich, daß man Mücken ſeiget, und Cameele verſchlucket.

Es kömmt wahrlich lächerlich heraus, daß man ſich ſtellet, als könne man ein unſchuldiges Spotten mit dem Sinne des Chriſtenthums nicht reimen; Da man doch ſo künſtlich iſt, daß man Krieg und Blutvergieſſen, Aufruhr und Zwietracht als Dinge vorſtellen kan, die mit dem Chriſtenthum gar wohl beſtehen können. Ich habe wider die Gründe, die man zu dem Ende anführet, nichts einzuwenden. Ich bekenne, Krieg und Proceſſe ſind ein nothwendiges Ubel, und werden durch die vorhergegangene Beleidigung ſo erlaubt und unſchuldig, als ſie ſonſt an ſich verwerflich ſind. Aber ich bin auch verſichert, daß eine Satyre wieder ein närriſches Buch (denn von ſolchen rede ich nur) durch die Thorheit des Scribenten, der ein ſolches Buch heraus giebt, gantz und gar entſündiget wird. Benimmt uns das Chriſtenthum das Recht nicht, uns wieder Unrecht zu wehren; ſo wird es uns auch ja die Befugniß laſſen, der Uberhand nehmenden Schmierſucht alberner Schrei-

ber zu ſteuren. Ich weiß nicht, ob es natürlicher iſt, eine angethane Beleidigung zu rächen, als über das, was lächerlich iſt, zu lachen! Man wird ſprechen: „Die erlaubte Rache werde von der Obrigkeit „ausgeübet, die das Schwerd nicht umſonſt führet: Hergegen würden die Satyren von Leuten gemacht, die nicht das „geringſte Recht hätten, ihren Nechſten „auszuhöhnen.„ Aber man muß wiſſen, daß ein Menſch der leſen und ſchreiben, und von einem Buche urtheilen kan, auf ſeine Art, eben ſo wohl ein geiſtlicher König iſt, als ein Chriſt, und ſeine Feder ſo wenig umſonſt führet, als die Obrigkeit ihr Schwerd. Die Rache, die ein ſolcher an einem elenden Scribenten ausübet, der ihn ins beſondere nicht beleidiget hat, und den er oft gar nicht kennet, kan nicht als eine privat Rache angeſehen werden. Sie iſt folglich erlaubt, und gründet ſich auf ein Recht, welches ich in meiner **unpartheyiſchen Unterſuchung** ſo nachdrücklich behauptet habe, daß es nicht nöthig iſt, hier desfalls ein Wort mehr zu ſagen. Die Herren die ſo hurtig geweſen ſind, mich zu verdammen, werden indeſſen wohl thun, wenn ſie das, was ich bißher geſagt habe,

reiflich

reiflich überlegen. Sie werden finden, daß meine Verdammniß unzählige Seelen mit ins Verderben reiſſen wird und mich daher, um ſo vieler Unſchuldigen willen, begnadigen. Soll ich aber allein der Sünder ſeyn: So muß ich es zwar geſchehen laſſen, daß ein ſo unbarmhertziges Gericht über mich ergehet: Aber kluge Leute werden wohl ſehen, wie partheyiſch ſie richten; und ich muß mich damit tröſten, daß mein Gewiſſen mich von aller Boßheit loßſpricht, die ſie in meinem Verfahren bemercken.

Was habe ich dann gethan? Ich habe einigen elenden Scribenten, die ſich düncken lieſſen, ſie wären etwas, da ſie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit geſaget. Sollte dieſes eine ſo groſſe Sünde ſeyn? Ich will es glauben, wenn man mir erſt wird bewieſen haben, daß GOtt dieſe Art Menſchen in ſeinen beſondern Schutz genommen, und ihnen die Freyheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu qvälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichſten Schmierer zu ſagen: Was machſt du? Man ſage mir nicht, daß ein Chriſt auch einen ſolchen Schmie-

rer mit Geduld tragen müſte: Denn die chriſtliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen, ohne Sünde, Flöhe: wir ſchlagen die Mücken tod: Wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es ſo wohl, als der Sünder. Warum wollte man ſich dann ein Gewiſſen machen, daß gelehrte Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, weche ein ſo dickes Fell haben, daß ſie die Biſſe dieſes Ungeziefers nicht fühlen, die ſind glücklich: Allein es ſtehet ihnen übel an, daß ſie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut verſehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünſchen, daß man noch empfindlicher wäre, und ſich mehr Mühe gebe, die Welt von dieſem Ungeziefer zu befreyen. Es nimmt von Jahr zu Jahr zu; und ich weiß nicht, wo es damit endlich hinaus will? Die greuliche Menge der elenden Scribenten iſt eben ſo geſchickt, eine Barbarey einzuführen, als ein Schwarm von Oſt-und Weſt-Gothen: Und dennoch trägt man Bedencken, den Anwachs dieſer Schmierer zu hemmen!

Man glaubt es ſey wieder die chriſtliche Liebe, die Blöſſe dieſer Leute aufzudecken,

und

und ſie ſo lächerlich zu machen, als ſie es verdienen. Aber man muß wahrlich, um dieſes zu glauben einen wunderlichen Begrif von der chriſtlichen Liebe haben. Sollte ſie uns verbinden auch die Thorheiten unſers Nechſtens vor Weißheit zu halten, und einen elenden Scribenten, zum Verdruß aller ehrlichen Leute und zum Aergerniß der Schwachen, nach eigenem Belieben, ungehindert ſchwärmen zu laſſen? Man kan ja dieſen Leuten ſeine Liebe nicht beſſer bezeugen, als wenn man ſie zur Erkänntniß ihres Elendes zu bringen ſucht, und ſie irren ſich, wenn ſie meinen, man haſſe ſie, wenn man ihnen die Wahrheit ſaget. Ich habe zum wenigſten meine Gegner, ſo ferne ſie, Menſchen ſind, nicht gehaſſet; ſondern allezeit den Scribenten von dem ehrlichen Manne ſorgfältig unterſchieden. Daß mich aber die chriſtliche Liebe verbinden ſollte, die Thorheiten dieſer Leute mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, die ſie, als Weißheit, vor den Augen aller Welt auskramen, und mit welchen ſie ſich brüſten, das glaube ich nicht.

Eine ſolche Aufführung macht auch die elendeſten und preßhafteſten Perſonen alles Mitleidens unwürdig. Wenn der Lah-

me vor der ſchönen Thür, den Petrus geſund machte, an ſtatt zu betteln, alle die in den Tempel giengen, mit lauter Stimme erſuchet hätte, ſich an einem gewiſſen Orte zu Jeruſalem einzufinden, und ſeine Luft-Sprünge anzuſehen, ſo bin ich verſichert, daß die Apoſtel Petrus und Johannes, wie ehrbar ſie auch ſonſt waren, über den Narren gelachet, und nimmer ein Wunder an ihm gethan haben würden. Und ich ſoll nicht lachen, wenn Sievers und Philippi Bücher ſchreiben, und ein Handwerck treiben wollen, wozu ſie vieleicht ungeſchickter ſind, als der Lahme vor der ſchönen Thür zum Tantzen? Kein vernünftiger Menſch wird eines Blinden ſpotten: Aber, wenn er ſich unterſtehet von Farben zu urtheilen, ſo kan man ihm ohne Sünde ſagen, daß er nicht ſehen kan. Man wird nimmer über die Aufführung eines Bauren lachen, wie ſehr er auch wieder den Wohlſtand ſündiget. Er iſt nicht ſchuldig die Regeln des Wohlſtandes zu wiſſen, und giebt ſich auch nicht davor aus. Allein die Bocks-Sprünge und Verdrehungen eines anderen, der recht manierlich thun will, und ſich einbildet, er wiſſe zu leben können auch den

Ernſt-

Ernſthafteſten zum lachen bewegen. Ein elender Scribent gleichet einem ſolchen vollkommen, und muß es ſich alſo nicht befremden laſſen, wenn man auch über ihn lachet. Der Mangel des Verſtandes, der aus ſeinen Schriften hervorleuchtet, iſt es nicht, der ihm dieſes Unglück zuziehet. Dieſes wäre ein Fehler, den man ihm ſo wohl, als vielen andern ehrlichen Leuten zu gute halten könnte, weil er nicht willkührlich iſt. Aber der lächerliche Stoltz, der ihn verleitet, ſich, ſeiner Schwachheit ungeachtet, vor einen Lehrer der Unwiſſenden aufzuwerfen, die Unverſchämtheit mit welcher er von der Welt verlanget, ſein Geſchmier zu leſen, und die Verachtung, die er dadurch vor dieſelbe bezeuget, das ſind Dinge, die nicht zu dulden ſind, und denen er es eintzig und allein zu dancken hat, daß man ſeiner ſpottet.

Die Scheinheiligen meinen, dieſes Spotten ſey unerlaubt: Sie ſprechen, Ernſt und Sanftmuth ſtehe einem Chriſten beſſer an. Ich ſage ihnen aber, daß das Spotten zuweilen unumgänglich nöthig iſt, und daß ein Chriſt auch lachen und ſchertzen kan, ohne Sünde. Wir reden hier von ſolchen Spöttereyen, durch welche ein

Scri-

Scribent, ſo ferne er ein Scribent iſt, oder viel mehr ſein Buch, lächerlich gemacht wird. Wenn dieſe Spöttereyen überhaupt ſündlich ſind, ſo weiß ich nicht, wie man es anfangen ſoll, wenn man gewiſſe Scribenten wiederlegen will? Die armſeeligſten Schreiber würden, auf den Fall, die wenigſte Anfechtung zu beſorgen haben, weil niemand, ohne ſelbſt ein Narr zu werden, ernſthaft wieder die Grillen ſolcher Tröpfe ſchreiben kan. Einer ernſthaften Wiederlegung ſind nur diejenigen Scribenten würdig, die, auch wenn ſie Irrthümer behaupten, Proben eines geſunden Verſtandes von ſich geben. Diejenigen hergegen, mit denen es ſo ſchlecht beſtellet iſt, daß auch die Wahrheit unter ihren Händen lächerlich, und die Sprüche Salomons in ihrem Munde Thorheit werden, die verdienen, daß man ſie ausziſchet. Jene wiederlegt man in der Abſicht, daß ſie ſich beſſern, und der Welt immer nützlicher werden ſollen: Dieſe aber nicht ſo wohl in Abſicht auf ihre eigene Beſſerung, als andern zum Schrecken. Solche Leute müſſen gar nicht ſchreiben. Da nun eine ſcharfe Satyre das eintzige Mittel iſt, ſie zum Stillſchweigen zu bringen;

gen; ſo kan man das Spotten überhaupt nicht verwerfen; es ſey dann, daß man den elenden Scribenten eine unumſchränckte Freyheit zuſchreiben wolle, zur Schande des menſchlichen Geſchlechts, und zur Quaal der klugen Welt, ſo lange zu raſen, biß ſie von ſich ſelbſt müde werden. Ich könnte dasjenige, was ich hier von der Nothwendigkeit des Spottens in gewiſſen Fällen, ſage, mit Exempeln erläutern: Aber ich finde es unnöthig, weil ich in meiner unpartheyiſchen Unterſuchung ſchon von eben dieſer Materie gehandelt habe. Ich bin auch überdem nicht geſonnen, meine ehemahligen Gegner von neuen zu kräncken; und es ſoll mir nicht zuwider ſeyn, wenn meine Leſer gedencken wollen, daß alles, was ich bißher zur Vertheidigung des Spottens geſchrieben habe, meine Satyren nicht rechtfertige.

Mein Verfahren wird darum nicht weniger unſchuldig ſeyn. Ich habe geſpottet: Ich bekenne es: Aber auf eine ſolche Art, daß, wenn ich gleich die Ernſthaftigkeit, die einem Chriſten ſo wohl anſtehen ſoll, aus den Augen geſetzet habe, mein Spotten dennoch mit dem ſanftmüthigen Geiſte, mit welchem man ſeinen Bruder, der

der von einem Fehl übereilet wird, wieder zurecht zu helfen verbunden iſt, ſehr wohl beſtehen kan. Ich gehe mit meinen Gegnern um, als ein Vater mit ſeinem Kinde. Ein Kind gewöhnt ſich oft an, das Maul zu verdrehen, die Augen zu verſchieſſen, oder ſonſt etwas, das ihm nicht wohl anſtehet. Der Lehrmeiſter dieſes Kindes, ein ſtrenger Mann, den Amt und Chriſtenthum verbinden, ernſthaft zu ſeyn, beſtrafet deſſelbe wegen der unanſtändigen Verdrehung des Geſichtes, und ſtellet ihm ſo gründlich, als beweglich vor, wie ſehr es ſich dadurch an ſeinem Schöpfer verſündige, von dem es doch ſo wohl gebildet ſey: Er läſſet ein wenig vom vierdten Gebote, und von der Nothwendigkeit des Gehorſahms gegen Eltern und Lehrer mit einflieſſen, und ſchlieſſet ſeinen Sermon mit einer ernſtlichen Drohung; welche er denn auch, nach Gelegenheit, mit einem anſtändigen Amts-Eyfer, ins Werck ſetzet. Man ſiehet, daß dieſer Schulmeiſter es ungefehr ſo macht, als es die Feinde der Satyren haben wollen: Aber er predigt tauben Ohren: Das Kind hört ſein Geſchwätz an, und beſſert ſich doch nicht. Der Vater indeſſen, der nicht ſo gelehrt, und folglich klüger iſt

als

als der Schulmeiſter wird den Fehler des Kindes gewahr: Macht ihm ſeine Verdrehungen, auf eine geſchickte Art nach, und frågt: Wie låßt mir das? Das Kind ſchåmt ſich, und faſſet von Stund an den Entſchluß, ſich zu beſſern. Die geſchickte Nachahmung durch welche dieſer Vater ſein Kind bekehret, iſt nichts anders, als eine liebreiche und ſanftmůthige Spötterey, wodurch er den Fehler ſeines Kindes, zu deſſen Beſten, låcherlich macht: Und meine erſten Satyren gegen Sievers und Philippi ſind nichts anders, als eine Nachahmung deſſen, was ich in ihren Schriften zu tadeln fand? Wie konnte ich liebreicher und ſanftmůthiger mit ihnen verfahren? Ich frug ſie gleichſahm: Wie låßt mir das? Und gab ihnen ſtillſchweigend die Lehre: Cauendum eſt, ne quid in agendo dicendove facias, cujus imitatio rideatur (11). Dieſe Lehre håtten ſie annehmen, und ſich bedancken ſollen. Denn gewiß, ich begegnete ihnen beſcheidener und höflicher, als ſie es verdienten. Man ſehe ihre Schriften an. Wer die geleſen hat, und doch meine Satyren, als gar zu ſcharf, unchriſtlich und ſündlich låſtert, der verdienet nicht, daß ich mich um ihn bekůmmere. Was

(11) *Cicero in Bruto.*

Was übrigens den Mangel der Ernſthaftigkeit betrift, den man mir vorwirft, ſo begehre ich nicht zu leugnen, daß ich geſchertzet, und über die Fehler meiner Gegner gelachet habe. Ich glaube aber nicht, daß dieſes eine Sünde ſey. Man kan nicht allemahl ehrbar ſeyn. Der Schertz hat oft ſeinen Nutzen, ſo wohl als der Ernſt.

. . . . Ridiculum acri
Fortius & melius magnas plerumque
ſecat res (12).

Ich habe über die Fehler meiner Gegner gelachet: Aber waren ſie nicht lächerlich? Sollte ich darüber weinen? Sollte ich mich über fremde Thorheiten betrüben? So traurig bin ich nicht. Wer es thun will, der thue es im̃erhin: Aber er muß wiſſen, daß er in meinen Augen noch lächerlicher iſt, als derjenige, über deſſen Thorheit er ſich betrübet. Ein ſolcher Schwermüthiger kan unmöglich eine fröliche Stunde haben, und ich möchte lieber nicht gebohren ſeyn, als in einem ſolchen Zuſtande leben. Wollen die Feinde der Freude mich darum unter die Unwiedergebohrnen rechnen, ſo muß ich es geſchehen laſſen: Sie werden mir aber dann auch erlauben, daß ich ihre murriſche Schwermuth

(12) *Horat. Lib. I. Sat. 10.*

muth nicht vor eine Frucht der Wiedergeburth, ſondern vor eine Kranckheit halte, die gemeiniglich aus einen dicken Geblüte zu entſtehen pfleget.

Je ne prens point pour vertu
Les noirs accés de triſteſſe
D'un Loup-garou revêtu
Des habits de la Sageſſe. (13)

Ich will jetzo nicht unterſuchen, wie es in der Welt ausſehen würde, wenn es dieſen neuen Heiligen gelingen ſollte, alle Freude aus derſelben zu verbannen, und das menſchliche Geſchlecht in die tiefe Schwermuth zu ſtürtzen, die ſie als den Gipfel der chriſtlichen Vollkommenheit anſehen, und auf welche ſie ſich ſo viel einbilden: Sondern ich frage nur; was ſie von der Gottheit vor einen Begrif haben, wenn ſie glauben, ſie könne nicht leiden, daß ihre Creaturen frölich ſind?

Ich kan mir einen ſo traurigen und ſchimpflichen Begrif von GOtt nicht machen; ſondern ich bin verſichert, daß es ihm nicht zuwider iſt, wenn man ſich nach der Vorſchrift Salomons richtet. Ich eſſe demnach mein Brod mit Freuden, und trincke mein Wein mit gutem Muth. Denn das iſt mein Theil. Ich entſchlage mich aller traurigen Gedancken, ſo viel mir möglich iſt, und mache mir ſo viele gute Tage, als ich kan. Die böſen kommen wohl ohne unſere Bitte. Ich ſehe alles, was in der Welt vorgehet, mit Gelaſſenheit, und gröſten theils von der lächerlichen Seite an: Und ich befinde mich wohl dabey. Meinen Satyren inſonderheit habe ich manche luſtige Stunde zu dancken, und ich erinnere mich

f noch

(13) *Rouſſeau T. I. p. 80.*

noch mit Vergnügen der Zeit, da ich ſie machte. Ich bin auch mit allen Folgen, die ſie gehabt haben vollkommen zufrieden, und alſo nicht im Stande, die Sünde, die ich begangen haben ſoll, zu bereuen.

Wiewohl es mir nun unmöglich iſt, meine alten Sünden zu bereuen; ſo werde ich mich doch, allem Anſehen nach, vor neue hüten. Ich bin zum Tadeln nicht ſo geneigt, als Leute, die mich nicht genau kennen, ſich vieleicht einbilden. Meine Verachtung gegen die elenden Scribenten nimmt auch, mit der Anzahl derſelben, täglich zu. Ich leſe ihre Büchlein nicht, und es iſt alſo nicht wahrſcheinlich, daß ich ſie weiter beunruhigen werde.

Inzwiſchen läſſet ſich von zukünftigen Dingen nichts gewiſſes ſagen. Verredet habe ich es eben nicht: Doch können die beyden Herren, die ſich neulich in einer gewiſſen Reichs-Stadt über mich und meine Schriften ſo luſtig gemacht haben, verſichert ſeyn, daß ich mich an Leuten ihrer Art nimmer vergreifen werde. Der eine iſt ein Jüngling, qui animas negotiatur, & experimenta per mortes agit. Ich kenne den guten Menſchen nicht, und weiß nicht, was ihn bewogen hat, übel von mir zu reden, und zu prahlen, wie er mich abfertigen wollte, wenn ich mit ihm anbände. Er kan meinentwegen ruhig ſchlafen. Ich weiß nicht, ob er mehr als ein Recept ſchreiben kan: Und Recepte wiederlege ich nicht.

Hæc ſatis ad juvenem, quem nobis fama ſuperbum
Tradit, & inflatum . . . . . (14)

Der

(14) Juvenal. Sat. III.

Der andere iſt ein elender Schulmeiſter, den niemand kennen würde, wenn ich ihn gleich mit Nahmen nennete: Ein Menſch von ſo erſtaunender Unwiſſenheit, daß er auch die Knaben in ſeiner eigenen Claſſe, welche von unten auf die erſte iſt, in dieſem Stücke übertrift. Dieſer ehrliche Mann hat läſterlich auf mich geſcholten, und endlich gar gedrohet, er wolle wieder mich ſchreiben.

Qvænam te mala mens, miſelle Ravidi,
Agit præcipitem in meos jambos?
Quis Deus tibi non bene advocatus
Vecordem parat excitare ripam (15)?

Aber ſein Schelten rührt mich ſo wenig, als ſein Drohen. Er ſchreibe wider mich, wenn er es vor gut findet. Dieſes iſt das ärgſte, was ich ihm wünſchen könnte, wenn ich noch ſo rachgierig wäre. Doch muß er wiſſen, daß ich ihm nimmer antworten werde.

Allatres licet usque nos & usque
Et gannitibus improbis laceſſas.
Certum eſt, hanc tibi pernegare famam,
Olim quam petis in meis libellis,
Qvaliſcunque legaris ut per orbem.
Nam te cur aliquis ſciat fuiſſe?
Ignotus pereas, miſer, neceſſe eſt (16).

Wenn er ſich dieſe Verſe von einem guten Freunde erklären läſſet, ſo wird er erfahren, weſſen er ſich

(15) *Catullus Ep. 37.*
(16) *Martial. Lib. V. Ep. 81.*

zu mir zu verſehen hat. Ich werde mich ſo wenig um ihn; als um den Doctor bekümmern, und nimmer mit Leuten abgeben, quos natos non puto. Ich übergebe den Doctor dem Schulmeiſter, und den Schulmeiſter dem Doctor. Sie können einander, nach den Regeln ihrer Kunſt, das Blut abzapfen, ſo iſt ihnen beyden geholfen.

Nun iſt es, deucht mich, einmahl Zeit, daß ich dieſe Vorrede ſchlieſſe. Sie kömmt mir ſelbſt ſchon zu lang vor. Ich ſage alſo nichts von den Auszügen aus gewiſſen wöchentlichen Blättern, welche man dieſer Sammlung meiner Schriften angehänget hat. Wer ſie leſen wird, der wird finden, daß man daran nicht übel gethan hat, und daß viele derſelben zur Erläuterung einiger Stellen dieſer Vorrede unumgänglich nöthig ſind.

Meinen Nahmen wird man weder auf dem Titel-Blatt, noch zu Ende dieſer Vorrede finden. Ich mag denſelben nicht gerne gedruckt ſehen, und habe geglaubt, es könne meinen Leſern gleich viel ſeyn, wie ich heiſſe.

Hiermit endige ich meine Vorrede. Meine Leſer werden darüber ſo froh ſeyn, als ich es ſelbſt bin, und mir das gewöhnliche Abſchieds-Compliment gerne ſchencken.

Inhalt

Inhalt
dieſer Sammlung.

I.

Die Anmerckungen über die Zerſtörung der Stadt Jeruſalem. p. 1.

II.

Das Schreiben des Ritters Cliftons an den Samojeden. 45.

III.

Der ſich ſelbſt entdeckende X. Y. Z. 91.

IV.

Briontes der Jüngere. 135.

V.

Unpartheyiſche Unterſuchung der Frage: Ob die bekandte Satyre Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf Hrn. D. J. E. Philippi mit entſetzlichen Religions-Spöttereyen angefüllet, und eine ſtrafbare Schrift ſey? 197.

VI.

Stand- oder Antritts-Rede, welche der Hr. Prof. Joh. Ernſt. Philippi, in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehalten. 337.

VII.

VII.

Sottiſes champêtres. p. 423.

VIII.

Der glaubwürdige Bericht eines Medici. 437.

IX.

Beſcheidene Beantwortung der Einwürfe wieder die Nachricht von dem Tode des Hrn. Philippi. 451.

X.

Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten. 473.

XI.

Anmerckungen in Form eines Briefes wieder den Hrn. Prof. Manzel zu Roſtock. 575.

XII.

Anhang einiger Auszüge aus den Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, dem Hamburgiſchen Correſpondenten, den Hamburgiſchen Berichten, und Niederſächſiſchen Nachrichten. 805.

)o(

I.

Kurtze,
aber dabey deutliche und erbauliche

Anmerckungen,

über die
Klägliche Geſchichte,
von der
Jämmerlichen Zerſtöhrung
der

Stadt Jeruſalem;

nach dem Geſchmack
des
(S. T.)

Hn. M. Hen. Jac. Sievers

verfertiget,
und als eine Zugabe zu deſſen Anmerckungen über die Paßion,
ans Licht geſtellet,
von

X. Y. Z. Rev. Miniſt. Cand.

Franckfurt und Leipzig,
1732.

Plinius.

Stultiſſimum eſt, ad imitandum non optima qvæqve proponere.

Vorrede.

Geehrter, geliebter und geneigter Leſer.

Ich überliefere dir hiemit ein Werckgen, welches zwar, dem erſten Anſehen nach, von ſchlechter Wichtigkeit zu ſeyn ſcheinet; aber doch vermuhtlich ſolche Sachen in ſich faſſet, daß es dich nicht gereuen wird, einige Augenblicke auf deſſen Durchblätterung gewendet zu haben.

Die Regeln der Beſcheidenheit verbieten mir, meine eigene Arbeit zu loben und ich habe auch dieſes um ſo viel weniger nöhtig, weil dajenige, was ich auf dem Titul-Blat geſaget habe, hinlänglich iſt, dir einen guten Begriff von ſelbiger zu geben. Meine Anmerckungen ſind nach dem Ge-

ſchmack des (S. T.) Hn. M. Hen. Jac. Sievers geſchrieben. Sie können alſo nicht anders als wohl gerahten ſeyn, wofern ich nur geleiſtet, was ich verſprochen. Ob dieſes aber geſchehen ſey, muß der Augenſchein geben.

Ich beſcheide mich zwar gerne, daß meine Anmerckungen unmöglich ihrem Urbilde vollkommen ähnlich ſeyn können: Allein ich bin zu frieden, wenn ich nur einen mercklichen Grad der Aehnlichkeit erreichet habe, und verlange gar nicht, daß man meine Anmerckungen den Anmerckungen des Hn. M. gleich ſchätze. Ich habe mir dieſes vortreflichen Mannes Schriften zu einem Muſter vorgeſtellet. Ich folge ihm, wie wohl mit ungleichen Schritten:

- - - - non paſſibus æquis.

Virgil. Æneid. Lib. 2.

Darinn ſuche ich meinen Ruhm, und hoffe, der geneigte Leſer wird ſo billig ſeyn, und geſtehen, daß ich wohl gewählet habe.

Ich hätte hier die ſchönſte Gelegenheit, dem Hn. M. Sievers eine Lob-Rede zu halten: allein ich thue es nicht, denn ich kenne ſeine Beſcheidenheit, und weiß, wie wenig ihm mein Lob nützen kan. Es ſind auch überdem die Verdienſte deſſelben ſo be-

bekannt, und alle Welt ſtimmet ſo ſehr darinn überein, daß ſie ausnehmend ſind, daß ich nur der Sonnen eine Fackel anzünden würde, wenn ich durch mein ungeſchicktes und unnöhtiges Lob Ihm und dem geneigten Leſer verdrießlich fallen wolte.

Ich wennde mich vielmehr zu dem *Zoilus* und *Momus*. Es iſt nunmehro leider! in dieſen letzten Zeiten in der Welt dahin gekommen, daß ein ehrlicher Mann faſt nichts ſchreiben kan, das nicht von naſeweiſen Leuten aufs unbarmhertzigſte durch die Hechel ſolte gezogen werden. Dieſes, glaube ich, ſchrecket viele gute Gemühter ab, der Welt mit ihrem Talent zu dienen. Nun tadele ich zwar dieſe behutſame Perſonen desfals nicht: Allein ſie werden mir doch erlauben, daß ich aufrichtig bekenne, es mehr mit deren hertzhafften Scribenten zu halten, die ſich durch die höniſchen Urtheile tadelſüchtiger Menſchen nicht abhalten laſſen, ihre Gedancken der Welt mitzutheilen, ſondern, ohne zu bedencken, was die böſe Welt etwan ſagen werde, getroſt darauf loß ſchreiben, und in allen widrigen Begebenheiten, ſich mit dem Zeugniſſe ihres Gewiſſens, und einer lebhafften Empfindung ihrer eigenen Vollkommen-

heiten aufrichten, und in ihrem Kåmmerlein, bey ſich ſelbſt, lächelnd, ſprechen:

-- populus me ſibilat, at mihi plaudo
Ipſe domi - - - *Horat. L. I. Sat.* 1.

Alle diejenigen, ſo ihr Vergnügen darinn ſuchen, daß ſie ihres Nechſten wahre oder vermeynte Fehler auffdecken und belachen, können demnach verſichert ſeyn, daß es mir ſehr gleichgültig, was ſie von mir und meinen Anmerckungen urtheilen werden. Ich ſchreibe aus keinen eiteln Abſichten: Nicht ums Brod; nicht um Ruhm zu erjagen; ſondern bloß meinem Nechſten zu dienen, und mit dem mir beygelegten Pfunde zu wuchern. Die Erbauung, welche ſo viele fromme Seelen in und auſſer dieſer guten Stadt, aus den herrlichen Anmerckungen des Hn. M. Sievers über die Geſchichte des Leidens und Sterbens JEſu Chriſti ziehen, hat mich auf die Gedancken gebracht, es wåre nicht übel gethan, wenn man, ſtatt einer Zugabe zu dieſen Anmerckungen, die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem, welche der Hr. M. mit drucken laſſen, mit eben ſo kurtzen, nachdrücklichen und erbaulichen Noten erläuterte. Viele andåchtige Perſonen beyderley Ge-

ſchlechts,

ſchlechts, welche die Sieverſchen Anmerckungen mit unbeſchreiblichem Vergnügen leſen, und die Vortreflichkeit derſelben nicht genug zu erheben wiſſen, haben mich angefriſchet, ſelbſt Hand an ein ſo löbliches Werck zu legen; und die Höflichkeit ſo wohl, als die chriſtliche Liebe hat mir nicht zugelaſſen, ihnen dieſes gottſeelige Begehren abzuſchlagen.

Meine Abſicht iſt alſo, wie du mein Leſer ſieheſt, lauter und untadelich. Ich erläutere eine lehrreiche Geſchichte mit Anmerckungen, die ich, wenn ich ſie nicht ſelbſt gemacht hätte noch lehrreicher nennen wolte: zu keinem andern Ende, als die Lehr-Begierde einiger gottſeeligen Perſonen zu vergnügen, die ungemein beklagen, daß es dem Hrn. M. Sievers nicht gefallen, auch über dieſe Geſchichte, die er ſeinem Wercklein beygefüget hat, ſeine Gedancken der Welt mitzutheilen; und hoffe alſo, der geneigte Leſer werde ſo gütig ſeyn, und diejenigen Fehler, ſo er etwan in meiner Arbeit entdecken möchte, meiner guten und unſchuldigen Abſicht wegen, geneigt und großgünſtig überſehen. Ich meine es doch gut, und wer meiner ſpottet, der verſündiget ſich an mir.

Wie beweglich und nachdrücklich indeſſen ich hier auch meinen Leſern zurede, ſo muß ich doch beſorgen, es werde an Spöttern nicht mangeln, die bey einer jeden Zeile meiner Anmerckungen etwas zu erinnern haben werden.

Da wird der Eine ſprechen: Meine Anmerckungen wären läppiſch; ich zeigte darinn weder Verſtand noch Gelehrſamkeit, ſondern verriehte nur meine Einfalt ſo mercklich, daß man ſagen könnte, ich hätte es, wenn meine Abſicht geweſen, alle Welt zu überführen, daß ich ein elender Stümper, nicht beſſer anfangen können. Er wird hertzlich lachen, daß ich einige griechiſche Stellen angeführet, und Stein und Bein ſchweren, ich verſtünde nichts davon: Ja wer weiß, ob er nicht gar ſagen wird, ich könne nicht einmahl griechiſch leſen.

Der andere wird ſich ſtellen, als wenn er mit dieſem freyen und ziemlich plumpen Urtheil nicht zu frieden wäre, und ſagen: Man müſſe es mit mir ſo genau nicht nehmen; Ich ſey noch jung, und mein Fleiß und gute Abſicht verdiene, daß man gnädig mit mir verfahre: Nützten meine Anmerckungen den Gelehrten nicht, ſo könnten

ten ſich doch die Ungelehrten daraus erbauen: Dieſes ſey auch, allem Anſehen nach, mein Endzweck geweſen, und darnach müſſe man meine Arbeit beurtheilen.

Der dritte wird von dem Urtheil des andern Gelegenheit nehmen, ſtillſchweigend zu verſtehen zu geben, daß er unter die Zahl derer gehöre, denen meine Anmerckungen nichts nützen können, und folglich gelehrt ſey. Er wird mein Büchlein in die Hände nehmen, darinne blättern, es darauf mit einer höniſchen Mine wieder niederlegen, und ſprechen: Ich leſe dergleichen Geſchmier nicht.

Der vierdte, fünffte und vielleicht auch der ſechſte wird ſeine Gedancken von meinem Wercke noch auf eine andere Art, entweder feiner oder gröber entdecken; Alle aber werden darinn übereinkommen, daß ich beſſer gethan haben würde, wenn ich es nicht geſchrieben hätte, und ich müſte ſehr fremd in der Welt ſeyn, wenn ich mir einbilden wolte, daß unter hundert einer zu finden, der unpartheyiſch und nach der Wahrheit von mir uñ meiner Schrifft urtheilen werde.

Allein ein jeder mag ſagen, was ihm beliebt, ich bleibe darum doch wohl, wer ich bin. Mich wird auch das freieſte und

beißigſte Urtheil nicht befremden, weil ich mir das ſchlimmſte vorſtelle. Richtet, meine Herren, ſpottet, lachet, ſo ſcharff, ſo grob, ſo fein und ſo laut, als ihr immer wollet, ihr werdet mich dadurch nicht zum Zorn bewegen. Mein Eſſen und mein Trincken ſoll mir darum eben ſo gut ſchmecken als ſonſt: Ich werde deswegen keine unruhige und ſchlafloſe Nächte haben: Ja ihr werdet durch eure Spöttereien meine Zufriedenheit, wider euren Willen, vermehren: Denn je ärger ihr mit mir umſpringet, je ähnlicher werde ich demjenigen vortrefflichen Mann, deſſen Schrifften ich mir zu einer Richtſchnur auserkohren habe: Und dieſes iſt es, was ich ſuche.

Ich habe Urſache zu vermuhten, daß ich meines Wunſches werde gewehret werden: Denn da man ſich nicht geſcheuet hat, einen Mann, deſſen Schrifften ſo vortreflich ſind, das eine der berühmteſten gelehrten Geſellſchafften in der Welt dadurch bewogen worden, ihn, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede zu erwehlen, auf die allerſchändlichſte Art, ſo gar in den öffentlichen Zeitungen, herum zunehmen, ſo wird man gewiß mit mir nicht ſäuberlicher verfahren. Geſchicht das am

grünen

grünen Holtz, was will am dürren werden?

Ich ſage indeſſen nochmahl, ein jeder mag ſagen, was ihm beliebt: ich werde auch die widrigſten Urtheile mit Gelaſſenheit anhören, weil dasjenige, was dem Hn. M. Sievers begegnet iſt, mich völlig überführet, daß dergleichen Urtheile nichts, als Neid und Einfalt zum Grunde haben.

Unpartheyiſche urtheilen gantz anders von den Anmerckungen dieſes wackern Mannes, als derjenige, deſſen hämiſches Urtheil man in den hamburgiſchen Correſpondenten gerücket hat. Ich redete noch neulich mit einem ehrlichen Manne, der nicht ſtudiret hat, der bekannte mir aufrichtig, daß er wünſche, daß viele ſolche Bücher geſchrieben würden: Denn, ſprach er, wann ich des Hn. M. Sievers Anmerckungen leſe, ſo düncke ich mir gantz gelehrt. Dieſes Bekänntniß gereichet dem Hn. M. Sievers zu groſſen Ehren. Denn da der Entzweck eines Scribenten iſt, ſeine Leſer zu unterrichten, ſo iſt es ja unſtreitig, daß derjenige ſeine Sachen ſehr wohl müſſe gemachet haben, deſſen Schriften die Leſer gleichſam zwingen, zu bekennen, daß ſie eine Veränderung in ihrem

Ver-

Verſtande wahrnehmen, und einen Wachsthum ihrer Erkänntniß ſpüren. Und in der That, die Anmerckungen des Hn. M. Sievers ſind der Art. Er verknüpfft in ſelbigen mit einer angenehmen Kürtze, die gröſſeſte Deutlichkeit, die man wünſchen kan, welches nach der Meinung eines groſſen Dichters, ſo wenigen gegeben, daß gemeiniglich eine kurtze Schreib-Art mit einer verdrießlichen Dunckelheit vergeſellſchafftet iſt.

– – – – – brevis eſſe laboro
obſcurus fio – – – *Horat. de Art. Poët.*

Es ſolte mir überdem nicht ſchwer fallen, zu beweiſen, daß in den Anmerckungen des Hn. M. Sievers Sachen vorkommen, die man bey andern Auslegern vergebens ſuchet, und an welche vor ihm kein Menſch gedacht hat; woraus dann ſeine Scharffſinnigkeit und tiefe Einſicht zur Gnüge erhellet: Allein ich will mich dabey nicht aufhalten, ſondern nur ſo viel ſagen, daß das groſſe Lob, welches ein berühmter Gottes-Gelehrter, dem der Hr. M. Sievers ſeine Anmerckungen, ehe ſie gedruckt worden, gezeiget, dieſem ausbündig ſchönen Wercke ertheilet hat, mehr als hinlänglich ſeyn würde, den Spöttern das Maul zu ſto-

pfen, wenn es nur die Beſcheidenheit des Hn. M. zulieſſe, dasjenige, was unter ihnen insgeheim geredet worden, nach allen Umſtånden bekannt zu machen.

Was meineſt du, geehrter Leſer? Solte der Beyfall eines ſolchen Mannes nicht mehr gelten, als das alberne Urtheil des böſen und neidiſchen Menſchen, der neulich ſeine elenden Spöttereyen über die Anmerckungen des Hn. M. Sievers in die Zeitungen ſetzen laſſen. Und muß man nicht bekennen, daß dieſer Elende durch die Schmäh-Schrifft, mit welcher er dem Hn. M. wehe thun wollen, ſeine Einfalt, und ſeinen verdorbenen Geſchmack zu ſeiner eigenen Schande verrahten?

O daß er doch immer zu Hauſe geblieben wåre! was hat er vor Ehre davon, daß er über ein Werck ſpottet, ſo die gantze kluge Welt mit Erſtaunen anſiehet, und, als ein anderer Midas, der eintzige iſt, der nicht zwar dem Apollo ſelbſt, doch einem Liebling und Schooßkinde dieſes Gottes Hohn zu ſprechen, das Hertze hat?

„Judicium ſanctique placet ſententia montis
„Omnibus: arguitur tamen atque injuſta vocatur

„Vnius

„Vnius ſermone Midæ - - - - - -
- - - - - - *Ovid. Met. Lib. IX.*

Er verdienete wahrlich, daß ein eben ſo ſtrenges Gericht über ihn ergienge, als über dieſen phrygiſchen König. Und ich meine, er iſt geputzet. Wie hat ihm nicht der Hr. M. Sievers durch die ſcharfſinnige und hertzhaffte Antwort, die gleichfals in dem hamburgiſchen Correſpondenten zu leſen iſt, das Maul geſtopffet? Er iſt verſtummet, und wird ſich auch, wofern er nicht gantz verblendet iſt, eben ſo wenig weiter regen, als der Hr. M. Sievers aufhören wird, Bücher zu ſchreiben. Dieſer muthige Scribent wird ſich durch ſolche armſeelige Spöttereyen nicht abſchrecken laſſen, die Welt ferner mit ſeinen köſtlichen Schrifften zu erfreuen. Er verſpricht uns dieſes in der gemeldten Abfertigung des Spötters, der ſich an ihm reiben wollen. Er hat auch, als ein redlicher Mann, ſein Wort gehalten, und eine Schrifft in gebundener Rede ans Licht geſtellet, die ſeinen Anmerckungen über die Paßion, an Schönheit, nichts nach giebt, ja denſelben ſo ähnlich iſt, als Zwillinge einander zu ſeyn pflegen.

So recht, groſſer und fruchtbahrer Geiſt!

Verlache

Verlache die Spötter, und laß dich nichts irren: Vollende, wie du es angefangen haſt:

„Perge modo, & qua te ducit via, dirige greſſum.

Virgil. Æneid. Lib. I.

Sey fruchtbahr, und mehre die Anzahl deiner Schrifften täglich: Fahre fort, alle Monathe mit ſo wohlgebildeten Zwillingen nieder zu kommen, ſo wird dein Ruhm ſchnell wachſen, und, ehe man ſichs verſiehet, bis an die Sterne ſteigen.

„Macte noua virtute puer! ſic itur ad aſtra.

Virgil. Æneid. Lib. IX.

O glückſeeliges Vaterland! das du mit einem ſo wohlgerahtenen Kinde prangen kanſt. Aber erkenneſt du auch dein Glück? Ja, ich weiß, du erkenneſt es, und wirſt nicht ſaumen, die Verdienſte eines Sohnes, der dir ſo viele Ehre bringet, und ſo manche Luſt machet, nach Vermögen zu belohnen. Iſt es alſo wohl glaublich, daß die Schmäh-Schrift wider den Hn. M. Sievers, die wir in dem Hamburgiſchen Correſpondenten geleſen, aus Lübeck nach Hamburg geſand worden, wie man uns bereden will?

Aus

Aus der Stadt, da niemand, von dem Vornehmſten an bis auf den Geringſten zu finden, der nicht vor den Hn M. eine Hochachtung hege, die mit der Gröſſe ſeiner Verdienste übereinſtimmet? Aus der Stadt, da auch auf den Gaſſen = = = = doch, geneigter Leſer, es iſt Zeit, daß ich ſchlieſſe. Ein Eyfer für die Ehre eines Mannes, den ich hoch ſchätze, ſetzet mich ſo gar auſſer mir, daß ich nicht einmahl mercke, wie nöthig es ſey, Abſchied von dir zu nehmen, und mich dir beſtens zu empfehlen. Lebe demnach wohl, geneigter Leſer!

Kurtze

Kurtze Aber dabey deutliche und erbauliche Anmerckungen Uber die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem.

Chriſtus ſelbſt) *Matth. XXIV.*

Ihnen) den Jüden.

Ein Comet,) Es giebt Leute, die nichts glauben, und alſo auch leugnen, daß die Cometen was Böſes bedeuten, wie vornemlich der gottloſe *Bayle* in ſeinen *Penſées diverſes ſur la Comete* ſich zu behaupten bemühet. Allein ein frommer Chriſt läſſet ſich durch das böſe Geſchwätz dieſer Leute nicht irren. Von den Meynungen der alten Weltweiſen von den Cometen, *v. Plutarchum de Placitis Philoſophorum Lib. III. cap.* 2.

Von jederman,) Nemlich von allen Leuten, die nicht blind waren.

Ein gantz Jahr,) Nicht daß er immer ſtille geſtanden, ſondern er iſt, ein gantz Jahr durch, alle Tage auf und untergegangen.

Der ungeſäurten Brod,) Nemlich zu der Zeit, da die Jüden die Oſtern hielten. *Exod. XII.* 8. 15. *XXIII.* 15. *XXXIV.* 18.

Des Monaths Aprilis,) Das war der 14. Tag des Monaths Niſan.

20 **Männer anheben muſten,**) Vermuthlich, weil es ſehr ſchwer war.

Um die ſechſte Nacht-Stunde, Das iſt um 12 Uhr, da es gemeiniglich zu ſpucken pflegt.

Etliche ſagen,) Ich wolte wohl wetten, daß dieſe etliche Unrecht haben; Denn wenn ſich dieſes zu der Zeit des Leidens Chriſti begeben hätte, ſo hätten es die Evangeliſten wohl angemercket.

Gemeinen Mannes Sohn,) Darum nicht geleugnet, daß er auch eine Mutter gehabt: Denn alle Menſchen werden von Weibern gebohren, wie der chriſtliche Leſer ohne mein Erinnern ſchon wiſſen wird.

Kommen,) Es iſt zu vermuhten, daß er zu Fuſſe dahin gegangen, weil er eines gemeinen Mannes Sohn geweſen. Wiewohl einige Ausleger anderer Meynung ſind. *Vid. Phlegeton l. c.*

Sondern,) Dieſes iſt nicht die Conjunctio adverſativa; Sed; ſondern das adjectivum, ſingularis, welches man um der Einfältigen willen anführen wollen.

Vom Morgen,) Es wird hier nicht verſtanden die Zeit des Tages, ſo man Morgen nennet, gleich wie auch das Wort Abend hier nicht die Zeit andeutet, da die Sonne untergehet; ſondern man muß darunter Oſten und Weſten verſtehen.

Tag und Nacht aneinander,) Man kan hieraus ſchlieſſen, daß er nicht geſchlaffen; wiewohl

wohl einige dafür halten, daß dieſes eine hyperbole.

Nicht gerne höreten,) Nach Art aller Menſchen. Denn es iſt bekannt, daß niemand gerne etwas höret, das ihm unangenehm iſt.

Doch nicht auf,) ſondern ſchrie immer fort.

Dieſen Menſchen,) Den Jeſus, genannt Anani, eines gemeinen Mannes Sohn, der aus einem ſondern heftigen Geiſt ſo geſchrien.

Die Römer da hatten,) Denn die hatten in allen ihren Provintzen gewiſſe Stadthalter, welche nach dem Unterſcheid der Provintzen Proconſules, Prætores, Proprætores, oder Præſides genennet wurden. Denn es iſt zu wiſſen, daß die Provintzen nicht alle einer Art geweſen. Anfangs theilte man ſie in Conſulares & Prætorias. *Vid. Sigonius de antiquo jure provinciarum Lib. II. cap. I.* Nachdem eignete ſich Auguſtus einige zu, und ließ dem Rath die andern. *Dio Caſſius Lib. LIII. p.* 503. *Strabo Lib. XVII. fin.* Wodurch zwar der erſte Unterſcheid nicht aufgehoben ward; weil ſo wohl die Käyſerlichen als räthlichen Provintzen in Conſulares & Prætorias eingetheilet wurden. *Salmaſius ad Capitolinum in vita M. Antonini Cap. XXII. p.* 375. *edit.* Hack. Jedoch wurden diejenigen Stadthalter, ſo der Käyſer in ſeine Provintzen ſetzte, eigentlich Præſides genennet. *Gruterus Inſcript. p.* 457. *Inſcript.* 4. *Spanhemius de U. & P. Numiſm. Diſſert. XVII. p.* 180. Egypten hatte was beſonders: Denn dahin ward kein Proconſul oder

Præſes geſandt, ſondern der Stadthalter daſelbſt heiſt nur Præfectus Auguſtalis, und hatte keine faſces. *Arrianus de Expeditione Alexandri M. Lib. III. cap. 5. Tacitus Annal. XII. Cap. 6. Hiſt. Lib. I. cap. 2. Dio Lib. LIII. p. 504.* Und dieſes einer alten Prophezeihung wegen. *Trebellius Pollio in Æmiliano.* Der Landpfleger in Syrien, wovon hier die Rede iſt, war ein Præſes.

Zähren und Thränen gelaſſen,) Das iſt, er hat nicht geweinet.

Ohne unterlaß) Doch hat er zuweilen Athem geholet, und denn hat er nicht geſchrien, quia nemo poteſt ſimul ſorbere & flare.

Uberlaut geſchrien) Denn leiſe Schreyen hatte er nicht gelernet, ſo wenig als ich und der geneigte Leſer.

Albinus **der Richter,**) Dieſer Albinus war der Landpfleger oder Præſes Syriæ. *Joſephus de Bello Jud. Lib. II. Cap.* 13. ſaget nicht viel gutes von ihm.

Nicht viel mit Leuten umgangen) Man kan daraus gar wahrſcheinlich ſchlieſſen, daß er melancoliſch geweſen.

Oder dichtet) Nicht als wenn alle Dichter Thoren und wütende Leute wären: Denn das wäre manchem zu nahe geredet; Sondern dichten heiſt hier nur ſo viel als dencken.

Nicht müde worden) Hiedurch wird meine Muthmaſſung beſtärcket, daß er nicht geſchlaffen: denn hier ſteht ausdrücklich, daß er nicht müde geworden. Man ſchläfft aber nicht, wenn man nicht müde iſt.

Die

Die Stadt,) Jeruſalem.

Ungewöhnliche Worte,) Das iſt kein Wunder. Denn damahls war die deutſche Sprache noch nicht ſonderlich bekannt zu Jeruſalem. Daher war es freylich was ungewöhnliches, daß dieſer Jeſus Anani: **Au wey mir!** rief. Man kan indeſſen ſo viel hieraus lernen, daß er der erſte geweſen, der ſich dieſes Seuffzers bedienet, welches vor mir niemand angemercket; ſo wenig als daß hier der Text verdorben. Denn in den gedruckten editionen der Hiſtorie von der Zerſtöhrung Jeruſalem ſtehet, er habe: **Weh auch mir!** geſchrien: Da doch ein jeder leicht ſehen kan, daß es: **Au wey mir!** heiſſen ſoll: Denn ſo ſagen die Juden. Vermuthlich iſt dieſe Verderbung des Textes auf folgende Art entſtanden. Es hat nemlich derjenige, ſo Schuld daran, ſich verſchrieben, und an ſtatt **Au wey mir! Wey au mir** geſetzet. Dieſes hat ein anderer verbeſſern wollen, und **Wehe auch mir** daraus gemacht, zum deutlichen Beweis, daß es wahr ſey was der Heil. *Hieronymus epiſt.* 28. *ad Lucinium* von den ungeſchickten und dabey naſeweiſen Abſchreibern ſagt. Scribunt non quod inveniunt, ſed quod intelligunt, &, dum alienos errores emendare nituntur, oſtendunt ſuos. Dieſe Muthmaſſung iſt ſehr wahrſcheinlich, und wird noch dazu durch einen alten niederſächſiſchen Codicem beſtärcket, der mir neulich durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gerahten iſt.

Ohngefehr,) Da ſage ich nein zu: Denn es ge-

geſchicht nichts von ohngefehr; und ſind das rohe Leute, welche ſagen, ohngefehr werden wir gebohren, *Sap. II.* 2. Fromme Chriſten wiſſen, daß alles von GOtt kömmt.

Todt blieben,) O der arme Schelm! wäre er von der Mauer geblieben, ſo hätte er vermuhtlich noch lange leben können.

Stephanus ſagt,) *Act. VII.* 52.

Enderung und Zerrütrung,) Denn Friede ernehrt, Unfriede verzehrt, und Saluſtius ſagt gar wohl. Concordia res parvæ creſcunt, discordia maximæ ſæpe dilabuntur. Wie dann auch Chriſtus ſelbſt ſagt, daß ein jeglich Reich, ſo es mit ihm ſelbſt uneins wird, wüſte wird, und nicht beſtehen kan. *Luc. XI.* 17. 18.

Rotten,) Der chriſtliche niederſächſiſche Leſer muß nicht meynen, daß Jeruſalem mit Ratzen geplaget worden, und daß es den Jüden damahls eben ſo gegangen, als dem Ertz-Biſchoff Hattoni zu Mayntz. ſ. die *Acerram Philologicam p. m.* 201. *ſq.* Mit nichten: Sondern Rotten heiſſen hier die unterſchiedene Partheyen in welche ſich die Juden theileten; wie man auch zur Noth, ohne mein Erinnern, aus dem nachfolgenden ſehen kan.

Nero,) Der bekannte Tyrann. Er war ein Schweſter Sohn des Käyſers Caligula, und folgte im Jahr 54. dem Claudio im Regiment. Die erſten 5 Jahre regierte er löblich, und verbarg ſein böſes Naturel ſo, daß auch ſein Lehrmeiſter Seneca ſeine Bücher de Clementia

mentia ihm zu Ehren geſchrieben: aber nachgehends ward er grauſam, und ließ nicht nur ſeinen Lehrmeiſter den Seneca, ſondern auch ſo gar ſeine eigne Mutter die Agrippina hinrichten. Er zůndete auch einmahl Rom an, um ſich dabey die Zerſtöhrung von Troja lebhafft vorzuſtellen, hernach warf er die Schuld auf die Chriſten, und verfolgte ſie jåmmerlich, wie dann unter andern die beyden Apoſtel Petrus und Paulus unter ſeiner Regierung hingerichtet ſind, und erzehlen die Geſchicht-Schreiber, daß das abgehauene Haupt Pauli noch dreymahl JEſus gerufen habe. *V. Suetonium in Nerone. Tacit. Annal. Lib. XIII. XIV. XV. XVI.* Er pflegte im Sprichwort zu ſagen. Τὸ τέχνιον πᾶσα γαῖα τρέφει. Artem quævis terra alit. Wer etwas kan, kömmt allenthalben fort. *Suetonius l. c. cap.* 40.

Florus,) Der war noch årger als Albinus, und machte es noch plumper. *V. Joſeph. de Bello Jud. Lib. II. cap.* 13.

Der ſeinen,) Van den Sinigen, ſagt mein alter *Cod.* MSt. Es iſt aber hier die Rede nicht von ſeinen Verwandten: Denn es iſt nicht glaublich, daß die Floriſche Familie ſo ſtarck geweſen; ſondern ſeine Soldaten werden die ſeinigen genennet, weil ſie ſeine Soldaten, und er ihr General war.

Gottes Verhångniß,) Nicht als wenn GOtt ſie zur Rebellion gereitzet hätte. Nein; denn GOtt iſt nicht ein Verſucher zum Böſen *Jacob. I.* 13. Er concurrirt zu dem Böſen nicht effectivè

ſondern nur permiſſivè. *V. Dieterici Inſtit. Catechet. p. m.* 240. Cauſas vero, cur Deus homines peccare permittat, eleganter explicat *Damaſcenus L. 2. orthod. fid. cap.* 29. *p.* 149. *Vid. etiam Quenſtedius, Scherzerus, Brochmannus, Hollazius &c. loco de Providentia, ni fallor.*

Von ihnen,) Den Römern.

Das erfuhr,) Nemlich, daß ſie von den Römern abgefallen.

Seinen Sohn,) Des Veſpaſiani Sohn. Denn Nero hatte keine männliche Erben.

Orient,) Morgenland.

Tranquillus,) Das iſt der offt angeführte C. Suetonius Tranquillus. Wir haben von ihm, auſſer denen Leben der 12. erſten Käyſer, noch 2. Bücher de illuſtribus Grammatticis, & claris Rhetoribus. Inter recentiores editiones eminet Schildii, quæ prodiit Lugd. Bat. 1667. in 8vo. cum notis variorum. Ornatior & copioſior editio Sam. Pitiſci cum ſelectis annotationibus & elegantiſſimis Iconibus Traject. ad Rhenum 1690. II. volum. in 8vo. Laudabilior & editio I. G. Græuii cum integris Iſ. Cauſaboni & aliorum notis, ac locupletiſſimo Berneggeri indice Trajecti 1672. in 4. quæ editio repetita eſt Hag. Comitis 1691. auctior illa quidem & additis iconibus elegantior, ſed minus emendata. In uſum Delphini publicavit Auguſtinus Babelonius Paris. 1684. in 4. *Vid Olai Borrichii Conſpect. Scrip. Linguæ latinæ p. m.* 73. 74.

Stolz,) Wie es allezeit zu gehen pflegt.

Wie

Wie wohl håtten die Leute gethan, wenn ſie bedacht håtten, was die chriſtliche Kirche im gůldenen A. B. C. ſinget:

„**Erheb' dich nicht in deinem Glůck**
„**Es hat noch wunderbahre Tůck.**

Oder was der alte *Comicus Græcus* ſagt:

Ὅτ' εὐτυχεῖς μάλιςα, μὴ μέγα φρόνει·
ἀλαζονείας ἔτις ἐκφεύγει δίκην.

Hauptleute,) Das war ein groſſer Schade. Denn da die Philiſter ſahen, daß ihr Ståerckeſter todt war, lieſſen ſie den Muth fallen. 1. *Sam. XVII.* 51.

Des Kåyſers,) Neronis.

Galilåa,) So hieß das Theil des jůdiſchen Landes, ſo gegen Mitternacht an dem Berg Libanon und See Genezareth liegt.

Kein Ende) Nicht, daß er ewig gewåhret. Denn es hat ſchon lange ein Ende gehabt; ſondern Veſpaſianus mordete, raubte und brannte ſo lange, als etwas zu morden, rauben und brennen war. Das es ſo zu verſtehen, wird niemand leugnen, der nur einmahl gehöret hat, quod talia ſunt prædicata, qualia permittuntur eſſe à ſuis ſubjectis.

Auf einmahl,) Nicht auf einen Hieb, das gienge ſchwerlich an, ſondern einer nach dem andern.

Wehrhafftige Leute,) Leute, die zum Kriege tůchtig. Denn daß es Leute geweſen, die nach Deutſchem Gebrauch wehrhafft gemacht, glaube ich nicht.

Kinder in der Wiegen,) O der Grauſamkeit! Allein, ſo gehts im Kriege: Da wird veracht, und nicht betracht, was recht und löblich wäre.

Eigene Leute,) Egene Lüde. Cod. MSt. cit. Nicht, daß ſie von ſonderlichem Eigenſinn geweſen, ſondern ſie wurden als Leibeigene verkaufft; wie ex conſequentibus erhellet.

Iſthmus) Iſt ein ſchmaler Strich Landes zwiſchen zweyen Meeren. *Vid. Amos Comenius in orbe ſenſualium picto p. m.* 17. Hier wird von demjenigen geredet, durch welchen Morea, vor dieſem Peloponeſus genannt, an dem übrigen Griechenland hänget. Es haben ſich viele unternommen, dieſen Iſthmum zu durchgraben: Allein es hat noch keinem gelingen wollen. Vermuhtlich, weil GOtt nicht haben will, daß man die von ihm dem Meer geſetzte Gräntzen ändere. Dieſe Anmerckung iſt nicht meine, ſondern der Chriſtliche Leſer hat ſie dem ſel. Hn. Johann Hübnern zu dancken. *Vid.* **deſſen** *Geographi*ſche **Fragen** *p. m.* 94. welches ich aus Beſcheidenheit nicht verſchweigen wollen.

Herab geſtürtzet,) Einige wollen behaupten, daß wenige, und vielleicht gar keine mit dem Leben davon gekommen: Aber ich halte vor ſicherer, daß man in einer Sache von ſo groſſer Ungewißheit das ἐπέχειν ergreiffe.

Faſt gelehrt) ſehr gelehrt. Nicht vix ſondern valde.

Oberſten einer im Krieg,) Er war über Gali-

lăq geſetzet, wie er ſelbſt erzehlet. *Lib. II. de Bello Jud. Cap.* 25.

Ergriffen) Wie es zugegangen. *V.* Beym *Joſeph. l. c. lib. III. cap.* 14.

Noch Käyſer werden,) *Joſephus l. c.* Und es iſt auch eingetroffen.

Räuberiſches Volck) *V. Joſeph. de* Bello *Jud. Lib. IV. cap.* 5.

Abermahl) Denn es war ſchon vorher geſchehn.

Arme Stadt,) Nemlich die Einwohner; continens pro recontenta.

Offt,) Vaken. *Cod. MSt. cit.*

Wetter,) Unglück, Noht, Jammer.

Dreyerley Unglück,) Nach dem Sprichwort: Nulla calamitas ſola. Ein Unglück iſt ſelten alleine.

Tyrann,) Das Wort Tyrannus hat vorzeiten eine gute Bedeutung gehabt: nachgehends aber iſt es in einem böſen Verſtande genommen worden.

Um der Herrſchafft,) Nam ſi violandum eſt jus, regnandi gratia violandum eſt, aliis rebus pietatem colas. *Euripides.*

Gadarener,) *V. Marc. V.* 1. *Luc. VIII.* 27. Sie hieſſen auch Gergeſener. *Matth. VIII.* 29. Und waren wohl böſe Leute, weil ſie Chriſtum nicht bey ſich leiden wolten. O Blindheit!

Gadara **die Stadt,)** Die Stadt Gadara.

Nahm er gefangen,) Durch ſeine Leute. Nam quod quis per alium facit, ipſe feciſſe putandus. *Vid. Compendium Metaphyſices, quod primum tibi inciderit in manus.*

Andere

Andere,) Nicht secunda, ſondern reliqua plebs.

Stürtzet ſich in den Jordan,) Ich glaube, wo ſie nicht ſchwimmen können, ſind ſie alle erſoffen.

Aſphaltiten,) Von dieſem See hat Joſephus ein eigen Capitel, welches das 6te iſt in ſeinem 5ten Buche de Bello Judaico, und woraus ein geneigter Leſer viele ſchöne Sachen lernen kan.

Zu Ausgang des Winters,) Da kan man ſehen, daß vor Alters die Jahrs-Zeiten in eben der Ordnung auf einander gefolget als jetzo.

Lentz,) Frühling. Fröhjahr. *Cod. MSt. cit.*

Nero **todt war,**) Er erſtach ſich ſelbſt. *Suetonius in Nerone cap.* 49.

Lag er,) Nicht, daß er eben geſtreckt gelegen, ſondern er hielte ſich daſelbſt auf. He was to Ceſarea. *Cod. MSt. cit.*

Eilend auf,) Quia periculum in mora.

Veſpaſianus,) Er war ein guter Regent; aber etwas geitzig, indem er ſo gar auf die Secrete ſ. v. einen Tribut legte, und dabey zu ſagen pflegte: Lucri bonus odor ex re qvalibet. Wie er merckte, daß er ſterben wolte, ſtand er auf, und ſprach: Imperatorem decet ſtantem mori. *Svetonius in Veſpaſ. c.* 16.24.

Tito,) Das war ſein Sohn.

Entkam ſchwerlich,) Mit nauer Not. *Cod. MSt. cit.* Man mercke beyläuffig, daß es ein Fehler an einem General, wenn er ſich zu ſehr wagt.

Eine

Eine viertel Meile von der Stadt,) Denn er war gewitziget. Piſcator ictus ſapit: und erinnerte ſich des Sprichworts: Procul à Jove procul à fulmine.

Part) Theil.

Zeloten,) Eyferer, à Græco ζῆλος. unde ζηλωτὴς, æmulator, æmulus, ſectator, ζῆλος, ajunt Stoici, λύπη ἐπὶ τῷ ἄλλῳ παρεῖναι, ὧν αὐτὸς ἐπιθυμεῖ, καὶ οὐκ ἔχει.

Bös heuchliſch Volck,) Nicht daß alle Zeloten und Eyferer ein böſes heuchliſch Volck, ſondern es iſt nur von dieſen Zeloten zu verſtehen, von welchen hier die Rede iſt: Quod probe notandum contra Indifferentiſtas & Fanaticos, ſpeciatim Chriſtianum Thomaſium, Arnoldum & Dippelium.

Nicht können los werden,) Es wäre alſo beſſer geweſen, man hätte dieſe Gäſte nicht geladen, quia.

Turpius ejicitur quam non admittitur hoſpes.

Der Hunger,) Nam graue tormentum fames. Hunger iſt ein ſcharffes Schwerdt.

Ihre höchſte Macht,) Denn auch ein Wurm krümmt ſich vor dem Tode.

Es war aus,) Et was ut. *Cod. MSt. cit.*

Aus dem Munde geriſſen,) Ut dem Mule reten. *Cod. MSt. cit.* Man ſagt dahero auch noch, wenn man ſich ihrer zwey um ein Stücke Brod reiſſen ſiehet: da geht es her, wie bey der Zerſtöhrung Jeruſalem.

Sich eines des andern erbarmet,) Denn ein

ein jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Proximus ſum egomet mihi.

Scheffel,) Schepel. *Cod. MSt. cit.*

Kuh-Miſt,) Koh-Dreck. *Cod. MSt.*

Unflat,) Schiet. *Cod. MSt.*

Vielmehr Arbeit,) Denn es war eine ſtarcke Feſtung.

Trompeter mit der Poſaunen,) Entweder dieſer Trompeter hat mehr als ein Inſtrument verſtanden, oder es iſt auch eine Trompete, und keine Poſaune geweſen, damit er ein Zeichen gegeben.

Alle erſchlagen,) Faſt alle; denn einige ſind bey Nacht in die Stadt entkommen.

Kein verſchonen,) Denn Chriſtus hatte geſagt, es ſolte kein Stein auf dem andern bleiben. *Matth. XXIV.* 2.

Weder mit Dräuen noch vermahnen,) O der Hartnäckigkeit!

Dürffte man keiner Prieſter mehr,) Da kan man ſehen, was die Fanatici vor gefährliche Abſichten haben, wenn ſie die Kirchen, und den äuſſerlichen Gottes-dienſt verwerfen, denn die Folge iſt richtig: wenn man keine Kirchen und öffentlichen Gottes-dienſt hat, ſo braucht man keiner Prieſter.

Bald ein Gerücht,) Denn

„Fama malum, qua non aliud velocius ullum.
„Mobilitate viget, viresque acqvirit eundo.
Virgil. Æneid. Lib. IV.

In einer Nacht umkommen,) Was thut der leidige Geitz nicht!

quid

„ - - - qvid non mortalia pectora cogis
„ Auri ſacra fames. - - - - - - - - - -
Virgil. Æneid. Lib. III.

Nicht tödten ſolte,) Denn er war gar ein gnädiger Printz, daher er auch, wenn ein Tag verſtrichen, an welchem er niemand gutes gethan, zu ſagen pflegte: Amici, diem perdidi, Welche Aufführung ihm dann den Titel: Deliciæ generis humani, zu wege gebracht. O daß doch alle Fürſten dieſem Käyſer gleichten!

1. Regiſter
Der
angeführten Schrifft-Stellen.

Matth.	VIII. 29	Iac.	I. 13
- - - -	XXIV	Exod.	XII. 8. 15
- - - -	XXIV. 12	- - -	XXIII. 15
Marc.	V. 1	- - -	XXXIV. 18
Luc.	VIII. 27	Sap.	II. 2
- - -	XI. 17. 18		

2. Regiſter
Der
angeführten Autorum.

Acerra Philologica.	Cod. MStus.
Arrianus.	Comenius (Amos)
Bayle (Pierre)	Comicus Græcus.
Borrichius (Olaus)	Damaſcenus.
Brochmannus.	Dio Caſſius.

Diete-

Dietericus.
Euripides.
Gruterus.
Hieronymus.
Hollazius.
Horatius.
Hubnerus.
Ioſephus.
Ovidius.
Phlegeton.
Plutarchus.
Quenſtedius.
Saluſtius.
Salmaſius.
Scherzerus.
Sigonius.
Spanhemius.
Strabo.
Suetonius.
Tacitus.
Trebellius Pollio.
Virgilius.

3. Regiſter
Der
Vornehmſten Materien.

A

A. B. C. (das guͤldene) haben die Juden nicht fleiſſig geſungen. p. 25.

Albinus, Landpfleger in Syrien. p. 20. Joſephus ſagt nicht viel gutes von ihm. ibid.

Arnold, (Gottfried) ein Indifferentiſte und Fanaticus. p. 29.

Asphaltites (der See) Joſephus ſchreibt ſchoͤne Sachen davon p. 28.

Autor, Mag ſich nicht ſelbſt loben p. 1. iſt beſcheiden p. 26 ſchreibet ſeine Anmerck. nach dem Geſchmack des Hn. Mag. Sievers p. 1. ſuchet dem Hn. Mag. Sievers nachzuahmen ib. Mag den Hn. Mag. Sievers nicht loben p. 4. Urſachen, warum

um er dieſes nicht thun möge, p. 4.
Autor klaget über die naſeweiſen Splitter-Richter p. 5.
Erläutert ein Lehrreiches Buch mit noch lehrreichern Anmerckungen. p. 7.
Autor, kehrt ſich nicht daran, was man von ihm und ſeiner Arbeit urtheilet. p. 6.
ſchreibt nicht ums Brod. ib.
nicht um Ehre zu erjagen. ib.
will ſeinem Nechſten dienen. ib.
will mit ſeinem Pfunde wuchern. ib.
wie er auf die Gedancken kommen, ſeine Anmerckungen zu ſchreiben. ib.
wer ihn dazu angefriſchet. ib.
iſt höflich, und voll chriſtlicher Liebe. ib.
Autor deſſen Abſicht iſt lauter und untadelich. ib.
wer ſeiner ſpottet verſündiget ſich. p. 7.
redet ſeinen Leſern beweglich zu. p. 8.
ſtellt ſeiner Schrift die nativität. ib.
iſt gelaſſen. p. 10. 11.
hat mit einem ehrlichen Manne geredt. p. 1.
ergreift das ἐπιχειν. p. 26.
wird dem Hn. M. Sievers deſto ähnlicher, je ärger die Spötter mit ihm umſpringen. p. 10.
bekömmt durch einen ſonderlichen Zufall einen Cod. MSt. p. 12.
macht eine Anmerckung, die gantz neu iſt, und an welche vor ihm niemand gedacht. p. 21.
eyfert vor die Ehre

re des Hn. Mag. Sievers. p. 19.
Autor vergiſſt faſt von ſeinem Leſer Abſchied zu nehmen. ib.
Au wey mir, ein Jüdiſcher Seufzer. 21.
war zu den Zeiten der Zerſtöhrung Jeruſalem noch ein ungewöhnliches Wort bey den Juden. ib.
wer zu erſt ſo geſchrien. ib.
Aus, was es auf Niederſächſiſch heiſſe. p. 29.

B.

Bayle (Pierre) glaubt nicht, daß die Cometen was Böſes bedeuten. p. 10.
hat penſeés diverſes ſur la Comete geſchrieben ib.
iſt gottloß. ib.

C.

Cometen, ob ſie was Böſes bedeuten. p. 17
was die Alten davon geglaubt. ib.
Comet wird von jederman geſehen, der nicht blind war. p. 10.

D.

Deutſche Sprache, iſt zur Zeit der Zerſtöhrung Jeruſalem daſelbſt noch nicht ſonderlich bekannt geweſen. p. 21.
Dichter, ſind nicht alle Thoren und wütende Leute. p. 20.
Dichten, heiſt offt ſo viel als dencken. ib.
Dippel, (Joh Conr.) ein Indifferentiſte und Fanaticus. p. 29.

E.

Eyferer, ſ. Zeloten.
Erliche, haben unrecht. p. 18.

F.

Florus, (der Landpfleger) noch ärger als

als Albinus. p. 23.
machte es noch plumper. ib.
Florus, deſſen Familie iſt nicht 5000 Mann ſtarck geweſen. ib.
Fanatici, haben böſe Abſichten. p. 30.

G.

Gadarener, wie ſie ſonſt genennet werden. p. 27.
wollen Chriſtum nicht leiden. ib.
Galiläa, wo es gelegen. p. 25.
General, muß ſich nicht zu ſehr wagen. p. 28.
Geſchichte, von der Zerſtöhrung Jeruſalem iſt lehrreich. p. 7.
Geſchichte, von der Zerſtöhrung Jeruſalem, hat Hr. M. Sievers mit drucken laſſen. p. 6.
man beklagt, daß er ſie nicht mit Anmerck. erläutert. ib.
der Text derſelben iſt an einem Ort verdorben. p. 21.
wie es damit zugegangen. ib.
Grünes Holtz, Schluß daraus a majori ad minus. p. 11.

Hauptleute, wenn ſie in der Schlacht bleiben iſt es ein groſſer Schade. p. 25.
Hatto, (Ertzbiſchoff von Mäyntz) wird von den Mäuſen gefreſſen. p. 22.
Hunger, iſt ein ſcharffes Schwerd. p. 29.

J.

Jahrs-Zeiten, wie ſie vor dieſem auf einander gefolget. p. 28.
Jeſus (Anani) eines gemeinen Mannes Sohn. p. 19.
hat auch eine Mutter gehabt. p. 18.
geht zu Fuß nach Jeruſalem. ib.

Jeſus ſchlafft nicht. ib.
ſchreiet immerfort. p. 19.
weinet nicht, wenn er gepeitſchet wird p. 20.
hohlt zuweilen Athem. ib.
kan nicht leiſe ſchreien. ib.
iſt melancoliſch geweſen. ib.
wird nicht müde. ib.
hat zu erſt au wey mir! geſchrien. p. 21.
hätte noch länger leben können, wenn er nicht erſchoſſen. p. 22.
Joſephus, wird über Galiläa geſetzet. p. 26.
ſchreibt ſchöne Sachen von dem See Aſphaltites p. 28.
Iſthmus, was es ſey. p. 26.
ſol durchgegraben werden. ib.
es will aber nicht angehen. ib.
und warum. ib.

K.

Krieg, wie es darinnen hergehet. p. 26.
Kühemiſt, wie es auf Niederſächſiſch heiſſe. p. 30.

L.

Lentz, was es bedeute. p. 20.
wie es auf Niederſächſiſch heiſſe. ib.
Leute, wie dieſes Wort auf Niederſächſiſch heiſſe. p. 26.
Lübeck, iſt glücklich daß es an Hn. M. Sievers ein wohlgerathenes Kind hat. p. 15.
hat manche Luſt von dem Hn. M. ib.
will deſſen Verdienſte belohnen. p. 16.

M.

Morea, wie es vor Zeiten geheiſſen. p. 26.

Men-

Menſchen, werden alle von Weibern gebohren. p. 18.

N.

Nero, iſt ein Tyrann geweſen. p. 22.
regieret anfangs wohl. 23.
låſt ſeine Mutter hinrichten. ib.
zůndet Rom an. ib.
verfolget die Chriſten ib.
erſticht ſich ſelbſt. 28.

Niemand, hőret gerne etwas unangenehmes. p. 19.

O.

Offt, wie es auf Niederſåchſiſch heiſſe. 27.

P.

Paulus, (der Apoſtel) wird unter Nero enthauptet. p. 23.
ſein abgehauener Kopff rufft noch dreymahl JEſus. ib.

Petrus, (der Apoſtel) wird unter Nerone hingerichtet. ib.

Provintzen, (rőmiſche) ſind nicht einer Art geweſen p. 19.
in allen waren Stadthalter. ib.
Kåyſer eignen ſich einige zu. p. 19.

R.

Rotten, was es ſind p. 22.

Ratzen, Jeruſalem iſt nicht damit geplaget worden. ib.

Rebellion, GOtt hat die Juden nicht dazu gereitzet. p. 23.

S.

Scheffel, wie es auf Niederſåchſiſch heiſſe. p. 30.

Schmåh-Schrifft, wider den Hn. Mag. Sievers iſt nicht aus Lůbeck kommen. p. 15.
Autor derſelben iſt ein bőſer und neidiſcher Menſch. p. 13.
verråht ſeine Einfalt ib. iſt der eintzige, der über den Hn.

Hn. Mag. Sievers ſpottet. ib.
wird mit dem Midas verglichen. ib.
wird geputzt. p. 14.
verſtummet. ib.
Schwerlich, wie es auf Niederſächſiſch könne gegeben werden. p. 28.
Sechſte Nacht-Stunde, wie viel es nach unſerer Uhr ſey? p. 18.
pflegt darinn zu ſpücken. ib.
Sievers, (M. Hen. Jac.) ein vortreflicher Mann p. 4. 10.
ein wackerer Mann p. 11.
dienet dem Autori zum Muſter. p. 4.
iſt beſcheiden. p. 4.
ſeine Verdienſte ſind aller Welt bekannt. 5.
und ausnehmend. ib.
ſchreibt Anmerckungen über die Paßion. p. 6.
ſeine Anmerckungen ſchaffen viel Frucht. ib.
werden von Leuten beyderley Geſchlechts geleſen. 7.
wird von einer gelehrten Geſellſchafft zum Mittgliede angenommen. p. 10.
wird in den Zeitungen geſtriegelt. ib.
ein Ungelehrter lobt ſein Buch. 11.
ſchreibt kurtz und deutlich. p. 12.
hat viel beſonders in ſeinen Anmerckungen, ſo man ſonſt nirgends findet. ib.
iſt ſcharfſſinnig. ib.
hat tiefe Einſichten, iſt ein Liebling und Schooß-Kind des Apollo. p. 13.
iſt ein muhtiger Scribent. p. 14.

Sievers, (M. H. J.) wird nicht aufhören Bücher zu ſchreiben. p. 14.
putzt den Spötter der ſich an ihm reiben wollen. ib.
iſt ein groſſer und fruchtbahrer Geiſt ib.
kömmt mit Zwillingen nieder. 15.
bringt ſeiner Vater-Stadt viel Ehre ib.
macht ihr manche Luſt. ib.
zeigt ſeine Anmerckungen einen groſſen Gottes-Gelehrten. p. 12.
wird von ſelbigem gelobet. ib.
mag aber aus Sittſamkeit nicht nachſagen, was zwiſchen ihnen vorgegangen. p. 13.
Stadthalter, die Römer hatten in allen ihren Provintzen einen. p. 19.
wie der in Egypten genennet worden p. 20.
in Egypten hat keine faſces ib. und warum. ib.
wie die, ſo die Käyſer in ihren Provintzen geſetzet, genennet werden. 19.

T.

Thomaſius, (Chriſt.) ein Indifferentiſte und Fanaticus. p. 29.
Tyrann, dieſes Wort hat vor dieſen eine gute Bedeutung gehabt. p. 27.
Titus, ein gnädiger Printz. p. 31.

V.

Veſpaſianus, ein guter Regent p. 28.
iſt etwas geitzig. ib.
legt Tribut auf die Secrete. ib.
ſtirbt ſtehend. ib.
Unflat was es auf niederſächſiſch heiſſe. p. 30.

Z.

Zeloten, ſind nicht alle ein böß und heuchliſch Volck. p. 29.
etymologie dieſes Worts. ib.
Zähren und Thränen (keine) laſſen, was es ſey. p. 20.

Ent

Entſchuldigung
an den
Geneigten Leſer.

Ich ſehe vorher, daß meine Anmerckungen über die Hiſtorie von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem bey dem geneigten Leſer eine Begierde erwecken werden, zu wiſſen, ob ich ſonſt nichts geſchrieben. Nun würde ich freylich nicht ermangelt haben, demſelben, nach Art aller rechtſchaffenen Gelehrten, um meinem Buche die rechte Figur eines Buchs nach der Mode zu geben, mit einem Verzeichniß meiner Schrifften ſo ſchuldig, als willig aufzuwarten: Allein der geneigte Leſer wird mich entſchuldiget halten, daß ich vor dieſes mahl einem ſo löblichen Gebrauch nicht nachlebe: Denn ich kan auf meine Ehre verſichern, daß dieſe Anmerckungen die erſte Kraft meines Verſtandes ſind, und ich ſonſten noch nichts geſchrieben habe: Weil man mir in meiner Jugend weiß gemacht hat, ein junger Menſch müſſe erſt etwas lernen, ehe er die Feder anſetzte, und

ſich, andere zu lehren, unterfinge. Dieſes Vorurtheil hat mich bishero abgehalten, der Welt mit meinem Talent zu dienen: Allein, da ich auf das, was in der gelehrten Welt täglich vorgehet, genauere Acht gehabt, bin ich gewahr worden, wie ſchändlich man mich betrogen habe, und begreiffe numehro gantz deutlich, daß man gar füglich ein berühmter Scribent ſeyn könne, ohne die geringſte Wiſſenſchafft zu beſitzen, und daß es folglich eine unnütze Mühe ſey, wenn man durch vieles Studiren ſeinen Verſtand, und ſeine Geſundheit ſchwächt. Ich halte demnach das Vorurtheil, ſo man mir in meiner Jugend beygebracht hat, vor höchſt ſchädlich, und bin verſichert, daß, wenn man ſich nach ſelbigem richten wolte, in kurtzem die Buchdrucker und Buchhändler an den Bettel-Stab kommen würden. Uber mich ſollen dieſe Leute nicht ſeufftzen; Ich will ihnen, wo ich lebe, genug zu ſchaffen geben: Niemand verachte meine Jugend. Ich bin, GOtt Lob! über mein 21tes Jahr: Wer aber über ſeine 3 mahl 7 Jahre iſt, kan, wie bekannt, in allen Geſellſchafften, und folglich auch in der gelehrten Welt ein Wort mit ſprechen. Ich weiß wohl, daß es gemeiniglich heiſt: Ver-

ſtand kömmt vor Jahren nicht: Allein ich weiß auch, daß dieſes Sprichwort von alten Leuten herrühre. Die Alten ſind, wie jederman weiß, neidiſch und eigenſinnig. Die guten Leute meinen, ſie hätten alle Weißheit gefreſſen: Was ſie ſagen, das muß vom Himmel herab geredet ſeyn, und was ein junger Menſch vorbringet, das muß Kinderey heiſſen, es ſey auch ſo klug, als es wolle. Aber es giebt, zu allem Glücke, ſo viele alte Narren, daß niemand an der Wahrheit des Sprichworts: Alter ſchadt der Thorheit nicht, zweifeln kan, und die Alten ſind ſelbſt ſo wenig in Abrede, daß die Kräffte ihres Verſtandes mit den Jahren abnehmen, daß vielmehr die Empfindung dieſer Abnahme ihnen die bitterſten Klagen auspreſſet: Ja die Macht der Wahrheit iſt ſo groß, daß ſie offt, wieder ihren Willen, mit Unmuth bekennen, und ſprechen müſſen: Die Jungen ſind immer klüger als die Alten. Ein Menſch, der den Vorſatz hat, ſich durch ſeine Schrifften um die Welt verdient zu machen, thut demnach ſehr wohl, wenn er bey zeiten anfängt, und die Zeit, da ſein Verſtand in ſeiner beſten Blüthe iſt, mit dieſer edlen Bemühung zubringet. Die Bücher, welche wir ſchreiben, ſind die Kinder unſers Verſtandes, und die Zeugung dieſer geiſtlichen Kinder ſetzt eben ſo wohl, als die Zeugung der leiblichen eine Beſchaffenheit unſerer Kräffte voraus, die man bey den Alten vergebens ſuchet, und nirgends beſſer, als bey friſchen Jünglingen findet. Wir heyrathen alſo, wann wir noch jung ſind, und dieſes hat, nach einem ſehr bekannten Sprichwort, noch niemand gereuet. Die Urſache davon iſt leicht zu begreiffen: Denn auf ſolche Art können wir hoffen,

unſere Kinder groß zu ſehen, und an ihnen, in unſerm Alter unſere Freude zu haben. Die Freude, die wir an den Kindern unſers Verſtandes erleben, iſt gewiß nicht geringer, als das Vergnügen, welches uns unſere leibliche Kinder geben; und folglich handelt derjenige, der das Bücherſchreiben bis ins Alter ſparet, eben ſo thörigt, als ein Greiß, der erſt heyrathet, wann er ſchon einen Fuß im Grabe hat. Wer dieſes recht bedencket, der wird mit mir den Schluß machen, daß man ſchreiben müſſe, wann man noch jung iſt, ut nos met ipſi, wie Cicero ſagt, vivi gloria noſtra perfruamur. Die Zeit, wann man anfangen müſſe, iſt zwar ſo eigentlich nicht zu benennen, doch deucht mich, daß man einem Scribenten, der 3 mahl 7 Jahr alt iſt, nicht vorwerfen könne, er habe zu jung angefangen; und hoffe, ein jeder, der weiß, was vor Geheimniſſe in den Zahlen ſtecken, werde mir Beyfall geben. Ich behalte mir vor, dieſes alles in einem eigenen Wercke, zum Troſt aller jungen Scribenten, weitläuftiger auszuführen, und verſichere zum Beſchluß den geneigten Leſer, daß ich hinfort kein Papier und Dinte ſparen, ſondern durch Herausgebung der herrlichſten Wercke ihn zu vergnügen, und mich in der Welt bekannt zu machen nicht ermangeln werde. Die Wercke aber, welche ich theils unter Händen, theils zum Druck fertig liegen habe, ſind folgende:

1. Kurtze und gründliche Anleitung, wie ein junger Menſch ohne allen Verſtand und Wiſſenſchafft gelehrt und berühmt werden könne. 8¾ Bogen. 8.
2. Thraſo, oder von dem anmuthigen Geruch des Selbſt-Lobes 2. Bogen. 8.
3. Tireſias, oder Unterſuchung der Frage: Ob der

Vater

Vater oder die Mutter ſich am meiſten freue, wann der Sohn gelehrt iſt. 4 Bogen, 4.

4. Vorſchlag zu Verbeſſerung der Manufacturen in Nieder-Sachſen. 5¼. Bogen, 8.

5. Vitrea fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die ſeltſamen und nachdencklichen Figuren, welche derſelbe den 13. Januar. ſt. v. Anno 1732. auf einer gefrornen Fenſter-Scheibe wahr genommen, aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzet, 4. Bogen.

6. Neue Methode die Jüden zu bekehren, 6¾. Bogen, 8.

7. Das Leben des berühmten Poeten Bavius, 10. Bogen in 8.

8. Lob der Inquiſition, 4. Bogen 4.

9. Vorſchlag zu Abkürtzung der Proceſſe 6. Bogen 4.

10. Das jämmerliche Ende des Ketzers Arrius in gebundener Rede: Mit Kupfern 4. Bogen, 4.

11. Die Glückſeligkeit der Raſenden. 8. Bogen. 8.

12. Sammlung aller meiner Schrifften. 2⅔. Alphabet aufs höchſte.

nach pag. 44.

II.

VITREA FRACTA,

Oder

des Ritters

Robert Clifton

Schreiben

an einen gelehrten Samojeden,

betreffend

die ſeltſamen und nachdencklichen

Figuren,

welche Derſelbe

den 13. Jan. ſt.v. Anno 1732.

auf einer gefrornen

Fenſter-Scheibe

wahrgenommen;

Aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzet.

Franckfurt und Leipzig, 1732.

*

* *

VIRGILIUS.

- - juvat ire jugis, qua nulla priorum
Caſtaliam molli divertitur orbita cliuo.

* *

*

Mein Herr!

Nimmer habe ich mich ſo ſehr gefreuet, als da mir, zu Ausgang des vorigen Jahres, der Hr. William Medley Dero vortrefliche Ode auf den Tod Kayſers Peters des erſten, ſamt Dero gelehrten Nachricht von dem Zuſtande der Inſul Nova Zembla vor der Sündfluth, von Archangel aus zuſchickte.

Ich bin zwar niemahlen ſo leichtgläubig geweſen, daß ich alles vor unſtreitige Wahrheiten angenommen hätte, was die gemeinen Bücher von der Barbarey ſagen, die in den Nord-Ländern herrſchen ſoll; noch weniger hat mir der hochmüthige Wahn vieler meiner Lands-Leute gefallen wollen, die ſich einbilden, daß aller Witz in den Gräntzen unſerer Inſul eingeſchloſſen ſey: Der Umgang, den ich, auf meinen ehemahligen Reiſen, mit vielen gelehrten und ſcharfſinnigen Lapländern gehabt habe, hat mich eines andern belehret: Allein das hätte ich mir doch nimmer träumen laſſen, daß in einem Lande, welches man uns als eine Wüſteney, und als eine Wohnung der Ohim und Zihim beſchreibet, ein Mann von ſcharffem Verſtande, und von ſo groſſer Gelehrſamkeit anzutreffen ſey, als aus ihren Schrifften hervor leuchtet.

In

In Spanien bildet ſich der Pöbel ein, ein Ketzer ſey ein Thier, das Hörner und Klauen hat. Unſer Irrthum, in Anſehung der Samojeden, iſt gewiß nicht kleiner geweſen. Kaum hat man bisher geglaubet, daß ihr Vaterland von vernünfftigen Creaturen bewohnet werde: So ſcheußlich hat man uns deſſen Einwohner abgemahlet. Urtheilen Sie demnach, mein Herr, wie groß meine Verwunderung geweſen ſeyn müſſe, als ich Dero herrliche Schrifften geleſen.

Gewiß, mein Herr, ich bin erſtaunet, daß ein Poet, der in einem ſo kalten Lande gebohren iſt, in ſeinen Gedichten ſo viel Feuer zeigen könne, und muß bekennen, daß die Einfälle unſerer Dichter, gegen die ihrigen zu rechnen, kälter ſind, als alle Eis-Berge in der Meer-Enge Weygatz.

Sie ſchreiben ſo hoch und prächtig, als ein Araber, und ich wüſte keinen unter den Alten, der ihnen gleich zu ſchätzen ſey, als den Pindarus. Ich weiß nicht, ob Sie denſelben geleſen haben; das weiß ich, daß ihre vortreffliche Ode eben die Bewegungen in meinem Gemüthe erreget, die ich ſpüre, wann ich dieſen alten Griechen leſe: Und einer meiner Freunde hat mir zugeſchworen, er verſtünde von ihrer Ode eben ſo viel, als vom Pindarus.

Ich glaube es ihm gerne, und bin verſichert, daß alle unſere Gelehrten, die ſich ſo klug düncken, und ſo geneigt ſind andere zu verachten, von Ihren Schrifften nicht das Geringſte verſtehen. Ich habe noch keinen geſehen, der nicht Naſe und Maul aufgeſperret hätte, wann er von den herrlichen Nachrichten gehöret, die Sie uns von Nova Zembla geben. Wie groß wird nicht ihre Beſtürtzung ſeyn, wann ſie des Hn. Medley vor-

vortrefliche Ubersetzung dieſer gelehrten Geſchichte erſt leſen, und mit ihren Augen ſehen werden, wie wenig Urſache ſie haben, die nordiſchen Völcker zu verachten. Ich wolte wünſchen, daß ſie dadurch beſcheidener würden, und begreiffen lerneten, daß ihr Wiſſen Stückwerck ſey: Allein ich weiß nicht, ob ich es hoffen kan. Wo fern ich unſere Gelehrten recht kenne, werden ſie lieber alles, was Sie uns von Nova Zembla erzehlen, vor erdichtet ausgeben, als geſtehen, daß ſie es bishero nicht gewuſt haben.

Ich werde mich dieſer Sünde nicht theilhaftig machen; ſondern allemahl bekennen, daß ich aus ihren Schrifften unglaublichen Nutzen geſchöpffet habe. Ich werde es dem Herrn Medley, ſo lange ich lebe, Danck wiſſen, daß er mir Dero Bekantſchafft zuwegegebracht, und ein beſtändiger Verehrer ihrer Verdienſte leben und ſterben.

Dieſe Erklärung habe ich ſchon lange auf meinem Hertzen gehabt, und auch bereits etliche mahl die Feder ergriffen, mich derſelben in einem Schreiben an Sie zu entledigen. Allein es hat mir bis auf dieſe Stunde nicht glücken wollen: Ich habe wohl dreymahl angefangen; aber auch drey mahl wieder ausgeſtrichen, was ich geſchrieben hatte.

Es iſt dieſes an Leuten meiner Art etwas ungewöhnliches. Wir, die wir von den Spöttern armſelige Scribenten betitelt werden, haben auch bey unſern Feinden den Ruhm, daß wir nicht lecker ſind, und daß uns alles geräth, was wir anfangen. Ich wüſte noch keinen von allen meinen Brüdern, der ſich jemahlen geſchämet hätte, etwas vorzubringen, ſo die leckere und verwehnte Welt vor läppiſch hält, und ich ſelbſt

erkenne gar wohl, daß die Schamhafftigkeit eine Tugend ſey, die mir und meines gleichen eben ſo ſchädlich iſt, als einem Dürftigen. Ich erkenne dieſes, ſage ich, und bewundere die Vollkommenheit meiner Brüder: Ich muß aber zugleich meine Schwachheit geſtehen. Ich ſtreiche noch aus, und ſcheue das Urtheil derer, die ſich klug düncken. Dieſes iſt das einzige, das meine Freunde an mir tadeln. Allein, ich bin nun ſo, und mein Schickſal will, daß ich mich mit dieſer Unvollkommenheit ſchleppen ſoll.

Ich fühle am beſten, wie beſchwerlich es iſt, und wer da wüſte, was mich bloß der Anfang dieſes Schreibens vor Mühe gekoſtet hat, der würde ein Mitleiden mit mir haben. Als ich das erſte mahl die Feder anſetzte, fing ich folgender Geſtalt an: „Nachdemmalen ich aus Dero Schrifften erſehen, daß ſie „ein feiner gelehrter Mann, habe ich nicht unterlaſſen „wollen, dieſe geringe Zeilen an Sie abzulaſſen, und „Sie unterdienſtlich zu erſuchen, mir ihre höchſt ſchätzbare „Gewogenheit zu gönnen.“ Mancher von meinem Orden würde fortgefahren ſeyn: Allein ich ſtutzte, und die Furcht, es möchte mir eben ſo gehen, als jenem, der ein Dancksagungs-Schreiben, an, ich weiß nicht wen, faſt auf gleiche Art angefangen hatte, machte, daß ich dieſen Eingang, ohne alle Barmhertzigkeit, wegſtrich.

Ich fieng darauf wieder von vorne an, und brachte, nach einem halbſtündigen Grübeln, nachfolgendes zu Papier: „Gleich wie der Magnet das Eiſen, ein Beu„tel voll Ducaten einen Geitzigen, groſſe Titel einen „Hochmüthigen, die Hoffnung des Gewinns den „Künſtler, ein Glaß Wein und hübſches Mädgen

„einen

einen Wollüſtigen, und ein geriebenes Stück Bern„
ſtein und Siegel-Lack leichte Sachen an ſich ziehet :„
alſo reiſſet mich, groſſer Mecenat, Dero Vortreflich„
keit zu Sie.„ Aber auch dieſer Anfang wolte mir nicht gefallen; denn, wie mir der erſte etwas zu ſchlecht und bäuriſch vorkam, ſo klang mir der andere Comödiantenhafft. Ich ſtrich ihn alſo gleichfalls weg, uñ befand mich in einem erbärmlichen Zuſtande. Da ich indeſſen den Muht nicht ſincken ließ; ſondern alle Kräfte meines geringen Verſtandes anſpannete, etwas taugliches zu Marckte zu bringen; ſo iſt es mir endlich gelungen, und ich hoffe, mein Herr, Sie werden aus dem, ſo ich bisher geſchrieben, die Gröſſe der Hochachtung, welche ich gegen Sie hege, zur Gnüge erkennen.

O wie glücklich wäre ich nun, wenn ich Witz genug beſäſſe, dasjenige, was ich Ihnen noch zu ſagen habe, mit dem Eingange meines Schreibens, auf eine geſchickte Art zu verbinden! Abermal eine eitle Sorge, wovon meine vortreflichen Mit-Brüder frey ſind. Dieſe Herren ſind über alle Regeln, und ſehen es als eine unerträgliche Sclaverey an, wann ein Scribent gehalten ſeyn ſolte, das, was er ſchreibet, allemal geſchickt mit einander zu verknüpffen. Sie ſprechen, dieſes nehme viele Zeit weg, hemme den Lauff der Gedancken, und mache, daß manchmahl die beſten Einfälle verlohren giengen. Sie haben recht; aber ich mag mich doch dieſer Freyheit nicht bedienen: Nicht aus Beyſorge, daß Sie, mein Herr, es mir übel nehmen mögten. Ach nein! Ich weiß gar wohl, daß man es in ihrem Lande ſo genau nicht nimmt: Allein ich fürchte nur die giftigen Zungen unſerer überklugen Gelehrten.

Ein geſchickter Kopf dieſer Inſul ſchrieb neulich ei-

nen gelehrten Brief an einen gewiſſen Lord über das bekannte: Stultorum plena ſunt omnia, und fieng, nachdem er ſich die Gnade dieſes Herrn in einem wohl ausgeſonnenen Eingange ausgebeten hatte, die Abhandlung ſeiner Materie auf folgende Art an: Dantur autem ſtulti varii generis. Mein GOtt! wie hat man nicht über dis *dantur autem* geſpottet. Aus keiner andern Urſache, als weil man den Zuſammenhang dieſer Worte mit dem vorhergehenden Compliment nicht einſehen konnte.

Mein Brief iſt eben der Art, als derjenige, von welchem ich rede. Ich ſchreibe ihn nicht an Sie allein; ſondern zugleich an die gantze Welt. Er wird gedruckt, und von jederman geleſen. Nur iſt dieſes zwiſchen Ihnen und andern Leſern der Unterſcheid, daß ich Ihnen ein Exemplar auf Schreib-Papier zuſchicke, das ſauber eingebunden, und auf den Schnitt vergüldet iſt; andere aber, wenn ſie eines haben wollen, ihren Beutel aufthun müſſen. Wie würde es mir alſo nicht ergehen, wenn ich, nachdem ich Sie meiner Hochachtung gegen Sie verſichert, plötzlich zufahren und ſagen wolte: „Die Figuren aber, die ich auf der „gefrornen Fenſter-Scheibe wahrgenom̃en habe, ſind „ſeltſam und wunderbar!" Ja würden Sie ſelbſt, mein Herr, nicht gedencken: Was will der Kerl?

Damit ich nun weder Ihnen noch andern Anlaß geben möge, über meinen Vortrag zu lachen, ſo will ich verſuchen, ob es nicht möglich ſey, von der Verſicherung meiner Hochachtung auf meine gefrorne Fenſter-Scheibe zu kommen, ohne einen ſo gefährlichen Sprung zu thun, als der erwehnte Scribent in ſeinem Schreiben an einen Lord gethan hat, und habe demnach

nach die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich, um Ihnen noch deutlicher zu erkennen zu geben, wie hoch ich Sie ſchätze, mir die Freyheit nehmen wollen, meine wenigen Gedancken über eine **gefrorne Fenſter-Scheibe** ihrer Beurtheilung zu unterwerffen.

Sie werden ſich vielleicht wundern, mein Herr, daß ich eine ſo gemeine und nichtswürdige Sache zu einem Gegenſtand meiner Betrachtungen erwählet. Eine gefrorne Fenſter-Scheibe, werden Sie dencken, iſt eine gefrorne Fenſter-Scheibe: Was kan ein ſolcher Quarck an ſich haben, ſo das Nachſinnen eines vernünftigen und gelehrten Mannes verdiene? Aber, mein Herr, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Gemüthe führe, wie keine Sache ſo geringe ſey, daß ein Kluger nicht Gelegenheit finden ſolte, darüber nützliche Betrachtungen zu haben. Eine Lauß iſt ein verächtlich Thier, ſchimmelicht Brodt freſſen auch die Hunde nicht, und es iſt kein Bauer ſo einfältig, daß er nicht wiſſen ſolte, was ein Stroh-Halm ſey. Aber dennoch haben kluge und geſchickte Männer dieſe geringſcheinende Sachen ihrer Betrachtung nicht unwürdig geſchätzet. Ja ſie haben ſich nicht begnüget, dieſelben mit bloſſen Augen anzuſehen, ſondern ſo gar die Vergröſſerungs-Gläſer zu Hülffe genommen; und, was noch mehr iſt, zu keinem andern Ende die Kunſt, dieſe Gläſer zu verfertigen, durch viele Mühe und langes Nachſinnen, zu einer ſo groſſen Vollkommenheit gebracht, als, um dadurch die Betrachtung ſolcher Kleinigkeiten zu erleichtern. Sie kennen den berühmten Lewenhoeck; Sie haben von Swammerdam gehöret. Was haben dieſe Männer nicht vor ſchöne Sachen entdecket? Haben ſie aber wohl einen Wurm,

das verächtlichſte unter allen Geſchöpffen, übrig gelaſſen, den ſie nicht hinten und vorne betrachtet, und uns nach allen Theilen beſchrieben?

Aber was bemühe ich mich viel, mein Verfahren zu rechtfertigen? Belieben Sie nur den Abriß meiner gefrornen Fenſter-Scheibe anzuſehen: Ich bin verſichert, Sie werden über die ſeltſamen Figuren erſtaunen, und geſtehen, daß die Natur, ſo viel wir wiſſen, noch niemahlen etwas hervor gebracht hat, das mit ſelbigē zu vergleichen wäre. Sie wohnen in einem Lande, da die Kälte ſo ſtrenge iſt, als an einem Orte in der Welt: aber eriñern Sie ſich dergleichen geſehen zu haben? Ich will eben nicht ſagen, daß die Natur bey Ihnen nicht eben ſo ſpiele, als bey uns: Ich glaube gerne, daß, wer ſich die Mühe geben wolte, ihre Eis-Berge zu durchſuchen, viele ſonderbare Entdeckungen machen könnte: Allein es gehet Ihnen und ihren Lands-Leuten, wie allen andern Menſchen. Wir achten nicht auf das, was wir täglich ſehen, und bewundern nur was ſelten iſt. Selbſt bey uns, da die Kälte kaum einige Monate anhält, herrſcht eine unglaubliche Nachläßigkeit in Unterſuchung der Wirckung des Froſtes; und ich zweifele nicht, daß viele meiner Landes-Leute mich auslachen werden, daß ich aus einer gefrornen Fenſter-Scheibe ſo viel Weſens mache.

Aber ich will dieſen Herren rahten, daß ſie nicht ſo laut lachen, daß ich es höre. Ich werde ſie fragen, was dann die Kleinigkeiten, darüber ſie gantze Bücher ſchreiben, wohl ſonderbares an ſich haben? Wie durchwühlen ſie nicht unſer Ufer, um ein Steinchen zu finden, das wehrt iſt, in Kupffer geſtochen, und ſeiner Seltenheit wegen umſtändlich beſchrieben zu werden?

Ich tadele ihre Bemühung nicht. Sie thun es, wie ſie vorgeben, zu GOttes Ehren; ſie wollen die Menſchen zur Bewunderung der Göttlichen Weisheit aufmuntern. Ihr Zweck iſt löblich: Aber ſie werden dann auch ſo gütig ſeyn, und mir erlauben, daß ich zu eben dem Ende meine Betrachtungen über Dinge anſtelle, die ich derſelben würdig achte.

Meine gefrorne Fenſter-Scheibe iſt gewiß ſo beſchaffen, daß alle ihre ſchöne Raritäten, und alles, was ſie darüber ſchwatzen und ſchreiben, gegen dieſelbe und meine Betrachtungen, aufs beſcheidenſte davon zu reden, eitel Kinderſpiel und Thorheit iſt. Man ſehe nur ihre wunderbaren Steine und andere ſchöne Sachen an, ſo wird man finden, daß die Einbildungs-Krafft des Beſchauers der Natur zu Hülffe kommen müſſe, um die Figuren hervor zu bringen, welche der ſinnreiche Naturkündiger, der ſich breit damit macht, darauf entdecket. Gewiß, viele dieſer Seher gemahnen mich nicht viel anders, als die Bauren, die beym Untergang der Sonnen offt ſtreitende Krieges-Heere, Türcken-Köpffe, Thiere, und ich weiß nicht was in den Wolcken erblicken. Denn wie dieſe Heere, dieſe Köpffe, dieſe Thiere nur in dem Gehirn des phantaſirenden Bauren zu finden ſind, ſo haben auch die meiſten Seltenheiten unſerer Forſcher ihren Grund in einer ſtarcken, und von einer unbändigen Begierde, Wunder-Dinge zu erzehlen, in Unordnung gebrachten Einbildungs-Krafft. Und wenn dann ja die ſeltenen und wunderbaren Figuren, ſo man der Welt zur Bewunderung darſtellet, würcklich auſſer der Phantaſie des Naturkündigers vorhanden ſind; ſo ſind ſie doch gemeiniglich ſo klein, daß man nothwendig ein

Vergröſſerungs-Glas gebrauchen muß, wofern man ſie ſehen will. Hiedurch aber wird alles wunderbare, das man darinn findet, vernichtet: Denn es iſt keine Sache in der Welt, an welcher man, wenn man ſie durch ein Vergröſſerungs-Glas betrachten will, nicht Dinge entdecken ſolte, die einem, der dieſe Sache niemals anders, als mit dem bloſſen Auge angeſehen hat, nothwendig fremd und ſeltſam ſcheinen müſſen.

Meine Fenſter-Scheibe iſt vor ſolchen Vorwürffen ſicher. Die Figuren, womit ſie von der ſpielenden Natur gezieret iſt, ſind deutlich, und man braucht nicht mehr, als ſeine Augen aufzuthun, wenn man dieſelbe ſehen will. Sie ſehen darauf, mein Herr, in der Mitten ein Menſchen-Angeſicht, auf deſſen Stirne die Zahl 666. ſich deutlich zeiget. Das Haupt iſt mit einer Art von Mützen gezieret, die Anfangs immer ſpitzer wird, endlich aber ſich zu beyden Seiten, als eine Flagge, ausbreitet, in deren Mitten ein halber Mond zu ſehen, welcher zur Rechten und Lincken mit Caracteren umgeben iſt, die den arabiſchen und malabariſchen Buchſtaben ähnlich ſind. Um den Hals iſt ein doppelter Kragen: auf der Bruſt ſiehet man gantz deutlich ausgedruckte hebräiſche Buchſtaben, und der zu dieſem Geſichte gehörige Cörper läufft unterwerts immer ſpitzer zuſammen, und gewinnet endlich faſt die Geſtalt eines Fiſch-Schwantzes. Zu beyden Seiten des Kopfes ſehen ſie zweene förmliche Sterne. Sie ſehen ferner auf meiner Fenſter-Scheibe Cometen, Donner-Keile, chymiſche Zeichen, magiſche Caracteres, lateiniſche Buchſtaben, Zahlen, Geſichter, Blumen, Bäume, ein vierfüßiges Thier mit einem menſchlichen Antlitze, Bocks-Hörnern und einem Ra-

tzen-Schwantz, des Neptuns Dreyzack, den Jupiter mit zween Trabanten, die Jahrs-Zahl, eine förmliche Veſtung, muſicaliſche Noten, und ich weiß nicht was für andere ſeltſame Figuren mehr. Mich deucht, eine ſolche Fenſter-Scheibe iſt werth, daß man ſie bewundere; ſie iſt geſchickt, allen guten Gemüthern zu erbaulichen Gedancken Anlaß zu geben, und ich ſcheue mich nicht zu ſagen, daß, wer dadurch nicht gerühret wird, ein vollſtändiger Atheiſte ſey.

Wenn ich dem Exempel unſerer neuen Naturkündiger folgen wolte, ſo könte ich hier ſchlieſſen, und Sie GOtt befehlen. Dieſe Herren haben die Gewohnheit, daß ſie ſich begnügen von einem künſtlich gebildeten Steinchen, oder einer andern dergleichen Rarität, ihrem Leſer eine magere Beſchreibung zu geben, ſich darauf von ihm zu beurlauben, und ihre Schrift mit einem andächtigen Seufzer zu beſchlieſſen. Allein ich ſchäme mich, es eben ſo zu machen, und halte mich ſchuldig, Ihnen meine Gedancken über die Wunder mitzutheilen, die ich entdecket habe.

Ich hoffe, mein Herr, Sie werden es mir zu gute halten, wenn ich es, über Verhoffen, nicht allemahl treffen ſolte. Ich ſchreibe von einer Sache, daran vor mir kein Menſch gedacht hat. Ich habe alſo keinen Vorgänger, den ich ausſchreiben könnte. Ich muß alles, was ich ſchreibe, aus meinem Kopfe nehmen. Dieſes iſt mühſam, und ein Scribent, der ſich in ſolchen Umſtänden befindet, verdienet, daß man Gedult mit ihm hat. Es giebt ſehr wenige, die dieſes erkennen, weil es wenige giebt, die wiſſen, was es ſey, aus ſeinem eigenen Kopfe zu ſchreiben. Die meiſten wählen ihnen ſolche Materien, von denen andere bereits alles

geſagt haben, was zu ſagen iſt. Ich preiſe ſolche Scribenten glücklich: Ich lobe ſie: Aber ich bitte ſie auch hergegen zu bedencken, daß es mich weit mehr Mühe koſten müſſe, vier oder fünff Zeilen zu ſchreiben, als es ſie koſtet, gantze Bogen zu beklecken. Nichts iſt leichter als nachbeten, was mir ein anderer vorſagt. Schriebe ich z. E. von einem Stern-Steine, ſo wolte ich bald fertig werden. Ich könnte nur ſagen, man finde ſolche Steine an unterſchiedenen Orten. Der und der habe dieſes und jenes davon geſchrieben, und ich hätte nichts mehr zu ſagen, als daß ich auch einen gefunden hätte, der ſo und ſo ausſähe. Ich konnte, wenn dieſes noch nicht genug, hinzuſetzen, was man von den Wirckungen und Kräfften eines ſolchen Steines ſaget, und durch Anführung vieler Scribenten, deren keinen ich mit Augen geſehen, vielweniger geleſen, mir den Ruhm eines gelehrten und beleſenen Mannes erwerben.

Dieſe Art zu ſchreiben iſt ſo leicht, daß ich mir getraue, von meinem Hunde, der ſonderlich artig gezeichnet iſt, ein feines Werckgen zu ſchreiben, wenn ich es ſo machen wolte. Denn daß es viele bunte Hunde gebe, das iſt bekannt, daß ich auch einen habe, das iſt gewiß: Dieſer aber iſt andern bunten Hunden nicht vollkommen ähnlich. Wenn ich dieſes ſagte, und dabey mein Hündgen in Kupffer ſtechen lieſſe, ſo wäre mein Büchlein fertig.

Aber es iſt mir wohl verboten, dieſen leichten und luſtigen Weg zu wandeln, wenn ich auch gleich Luſt dazu hätte. Gefrorne Fenſter-Scheiben, die ſo viele Seltenheiten in ſich faſſen, als die meine, ſind nicht ſo gemein, als ein Stern-Stein und bunte Hunde.

Ich bin der erſte, der davon ſchreibt. O was wird es mich nicht vor Mühe und Nachdencken koſten, mein wichtiges und nützliches Vorhaben ſo auszuführen, daß ich Ehre davon habe! Ich bin ſchuldig, fals ich mich um diejenigen rechtſchaffen verdient machen will, die etwan, durch mein Beyſpiel aufgemuntert, nach dieſem von eben dieſer Materie ſchreiben werden, alles zu ſagen, was geſagt werden kan, damit ihnen ihre Arbeit deſto leichter werde, und ich das Vergnügen haben möge, die troſtreichen Worte: Vid. Doctiſſimus Robertus Clifton, magnum illud Angliæ Sidus, auf allen Seiten ihrer Schrifften zu leſen. Die bloſſe Vorſtellung dieſes Vergnügens verſüſſet mir meine Arbeit, und machet, daß ich alle Schwierigkeiten verachte.

Magnum opus aggredior, ſed dat mihi gloria vires.

Ich wende mich demnach, ohne fernere Weitläuftigkeit, zur Sache ſelbſt, und werde die Ehre haben, Ihnen ſowohl meine wenigen Gedancken von den Figuren meiner Fenſter-Scheibe zu eröffnen, als auch zu ſagen, was andere davon geurtheilet haben. Denn, mein Herr, Sie können leicht gedencken, daß ich über eine Sache von der Wichtigkeit, Leute, die gelehrter, als ich, zu Rathe gezogen. Als Nebucadnezar einen bedencklichen Traum gehabt hatte, und ſein Sohn Belſazer die unbekannte Schrifft an ſeiner Wand nicht leſen konnte, wurden alle Weiſen und Chaldäer zuſammen geruffen. Nun will ich eben meine gefrorne Fenſter-Scheiben nicht mit dem Traum, und der Schrifft vergleichen, wodurch dieſe beyde Monarchen ſo verwirrt gemacht worden: So viel kan ich aber

aber ſagen, daß ich ungemein dadurch gerühret worden, und wenn Sie wiſſen wollen, wie mir zu Muthe geweſen, als ich den 13den Jenner des Morgens zwiſchen 8. und 9. Uhr meine wunderbare Fenſter-Scheibe zuerſt erblickte, ſo kan ich Ihnen meinen Zuſtand nicht beſſer beſchreiben, als wenn ich ſage, daß ich eben ſo beſtürtzt geweſen, als Belſazer.

Ich ließ demnach alle Weiſen und Gelehrten, die ich kannte, zu mir bitten, und wenn ich einen Zauberer zu finden gewuſt hätte, würde ich nicht ermangelt haben, auch denſelben um Rath zu fragen. Sie fanden ſich in ziemlicher Anzahl ein, und ich legte ihnen einen Abriß von meiner Fenſter-Scheibe vor. Nachdem ſie nun die ſeltſamen Figuren wohl betrachtet, und ſich höchſtens darüber gewundert hatten, fieng der D. Bromley, ein Mann von ziemlicher Gelehrſamkeit, aber auch von ſehr wunderlichen Einfällen, mit ſeiner gewöhnlichen Beredſamkeit an, zu behaupten, die Bilder auf meiner gefrornen Fenſter-Scheibe wären prophetiſch, und voller Geheimniſſe.

Er wiſſe wohl, ſetzte er hinzu, daß unſere Kirche nicht viel von neuen Offenbahrungen halte: Allein er wiſſe auch, daß ſie dieſes nur in Anſehung der Lehr-Puncten thäte, und gerne zugebe, daß GOtt auch noch heutiges Tages das zukünfftige Schickſal ſeiner Kirche gewiſſen Leuten offenbaren könne. Es ſey, fuhr er fort, offenbar, daß meine gefrorne Fenſter-Scheibe eben zu ſolchem Ende mit ſo lehrreichen Bildern gezieret worden. Er bat die gantze Geſellſchafft, ihm zu ſagen, ob das in der Mitten befindliche Geſicht mit der hohen Mütze wohl etwas anders, als das Bild der groſſen Hure, ſeyn könne? Die Zahl des

Thieres,

Thieres, die an der Stirn dieſes Bildes ſo deutlich zu ſehen, könne, ſprach er, auch den Hartnäckigtſten von dieſer Wahrheit überführen.

Der halbe Mond bedeute den Türcken, und daß die Flagge, auf welcher derſelbe zu ſehen, mit der hohen Mütze zuſammen hänge, ſey nicht von ungefehr gekommen; ſondern um anzudeuten, daß die beyden Antichriſte in der Verfolgung der Gläubigen mit einander überein kämen. Daß nun über das Pabſtthum ſowohl, als über das Türckiſche Reich, ein ſchweres Gericht ergehen werde, könne man aus dem Cometen und Donner-Keil, zweyen deutlichen und unſtreitigen Zeichen des Göttlichen Zornes, ſchlieſſen. Die Zeit aber, wann dieſes Gericht werde vollzogen werden, ſey ſo deutlich bemercket, daß man deßfalls nicht den geringſten Scrupel haben könnte. Denn die Jahrs-Zahl 1732. laſſe ſich unten in der Ecke zur Lincken ſo deutlich leſen, daß derjenige gantz verſtockt und verblendet ſeyn müſte, der noch daran zweifeln wolte, daß noch vor Ablauff dieſes Jahres der Anti-Chriſt in Orient und Occident fallen werde. Es ſey überdem die Jahres-Zahl ſo artig geſetzet, daß man ſich nicht genug darüber wundern könnte. Denn wenn man die Zahlen, ſo wie ſie unter einander ſtünden, zuſammen ſetzte, ſo kämen die beyden Jahrhunderte heraus, in welchen das Pabſtthum unter dem rüchtigen Hildebrand aufs höchſte geſtiegen, und der Lügen-Prophet Mahomet aufgeſtanden.

Die übrigen Figuren, fuhr er fort, würden unſtreitig auch ihre Bedeutung haben, die, wenn ſie bekannt wäre, ſeine Erklärung ungemein bekräfftigen würde: Allein, gleichwie viele Weiſſagungen der Art

wären,

wären, daß ſie durch nichts, als durch den Erfolg verſtändlich würden, ſo müſſe man auch die Erklärung der übrigen Figuren meiner Fenſter-Scheibe ſo lange ausſetzen, bis das, was durch ſelbige vorher verkündiget, würcklich geſchehen ſey. Doch was die Noten anlange, wolle er uns nicht verhalten, wie er vor ſeine Perſon feſte verſichert ſey, daß, gleichwie auf der gantzen Fenſter-Scheibe der Fall Babels vorher verkündiget werde, alſo die Noten nichts anders, als das Triumph-Lied der Gläubigen andeuten ſolten.

Die gantze Verſammlung ſchüttelte die Köpffe zu dieſer wunderlichen Erklärung: Aber was dann eigentlich die ſeltſamen Figuren bedeuten ſolten, darüber konnte ſie ſich nicht vergleichen. Der eine fand darinn die Uberfahrt des Don Carlos nach Italien; der andere die Unruhe in Corſica; der dritte, ein Eid-Weigerer, das Schickſal des Prätendenten; der vierte, ein Mathematicus, behauptete, wenn man die auf meiner Fenſter-Scheibe befindliche Zahlen, auf eine gewiſſe Art, mit einander vermehrte und theilte, ſo würde man die quadraturam circuli finden. Dieſem widerſprach der fünfte, und ſuchte uns zu überreden, daß in den Zahlen eine ſchöne Anleitung zu Erfindung des Steins der Weiſen ſtecke. Er meinte, wer die Zahlen 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 auf alle mögliche Arten verſetzte, und die Summe, ſo alle dieſe Verſetzungen, zuſammen genommen, ausmachten, mit 666 vermehrte, und darauf mit 96 theilte, der würde ſeine Zeit nicht übel anwenden. Der ſechſte ſprach hierauf lächelnd: Meine Herren, ich wundere mich, daß keiner von ihnen der hebräiſchen Buchſtaben gedacht hat, die recht mitten auf der Fenſter-Scheibe zu ſehen ſind.

Wer da einſiehet, was dieſe Buchſtaben ſagen wollen, der verſtehet alle übrige Figuren. Ich getraue mir, durch Hülffe der Cabbala, hinter den wahren Verſtand derſelben zu kommen: Allein, dieſes erfordert viel Nachſinnen, und es iſt hier der Ort nicht, viel davon zu reden. Aber auch dieſer fand kein Gehör; ſondern ein jeder meinte, ſeine Erklärung ſey die beſte, und lachte die andern aus.

Auf ſolche Art zanckten ſie ſich eine geraume Zeit mit einander, und ich dachte bey alle dem Geplaudere: Feciſtis probé incertior ſum multó quam dudum. In dieſer Ungewißheit, ſagte ich zu dem Ritter Cockburn, der noch ſeinen Mund nicht aufgethan hätte: Sie ſehen, mein Herr, wie ſcheinbar ein jeder dieſer Herren ſeine Meinung vorträgt, und daß es ihre Schuld nicht iſt, wenn ich mir nicht einbilde, daß ich einer hohen Offenbahrung gewürdiget worden. Sagen ſie mir, wie bin ich daran? Und wer hat, nach ihrer Meynung, Recht? Keiner, war ſeine Antwort; denn die Figuren auf ihrer Fenſter-Scheibe ſind zufälliger Weiſe entſtanden, und bedeuten nichts; hat aber ja die Natur eine Abſicht gehabt, ſo iſt es keine andere, als den verworrenen Zuſtand des Geſtirnes vieler Gelehrten abzubilden, die ſich nicht ſchämen, mit der gröſſeſten Ernſthafftigkeit die elendeſten Grillen vorzubringen. Dieſer kurtze und nachdrückliche Ausſpruch endigte alle unſere Betrachtungen, und ein jeder gieng hin, wo er hergekommen.

Als ich mich nun allein befand, wiederholete ich in Gedancken alles, was geredet worden, und ob ich zwar wenig Troſt darinnen fand; ſo lernete ich doch ſo viel daraus, daß die Gedancken, welche die Gelehrten

über eine dunckele Sache wachend haben, den Träumen der Schlaffenden nicht ungleich: Denn, gleichwie dieſe ihren vornehmſten Grund in den Verrichtungen des vorigen Tages haben; ſo findet ein Gelehrter dasjenige, worauf er ſeine Gedancken vornemlich zu richten gewohnet iſt, allenthalben.

Ich faſſete alſo den Entſchluß, mich an alle dieſe wachende Träumer nicht zu kehren; ſondern zu verſuchen, ob ich nicht durch eigenes Nachſinnen der Natur hinter die Künſte kommen, und die wahre Urſache der wunderbaren Figuren auf meiner gefrornen Fenſter-Scheibe ergründen könte.

Die Mühe, ſo mich dieſe Unterſuchung gekoſtet hat, iſt gewiß groß geweſen: Aber ſie iſt mir auch durch die vortrefliche Entdeckung, die ich gemacht habe, mehr als doppelt belohnet worden. Ein jeder, der mich kennet, wird mir das Zeugniß geben, daß ich gar nicht prahlhaft bin. Ich halte von mir mäßiglich, und habe mich, auſſer dem Nothfall, noch niemahlen ſelbſt gelobet. Ich will es auch jetzo noch nicht thun, in der feſten Hoffnung, daß Sie, mein Herr, meine Scharffſinnigkeit erkennen werden, ohne daß ich nöthig habe, mit Hindanſetzung der mir angebohrnen Sittſamkeit, Ihnen die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der von mir entdeckten neuen und nützlichen Wahrheiten anzupreiſen. Die That mag vor mich reden: Und wofern ſie jemahlen etwas gehöret und geleſen haben, das mit den tiefſinnigen Gedancken, die ich über meine gefrorne Fenſter-Scheibe gehabt habe, nur einiger maſſen in Vergleichung zu ziehen iſt, ſo gebe ich Ihnen die Freyheit, ins künfftige nichts von mir zu halten.

So bald demnach die Geſellſchafft, die ich bey mir ge-

gehabt, aus einander gegangen war, fieng ich an zu grübeln: nicht zwar, was doch die ſeltſamen Figuren meiner Fenſter-Scheibe vor Geheimniſſe in ſich faſſen möchten: Denn dieſen Wahn, daß die Figuren etwas ſonderliches zu bedeuten hätten, hatte mir der Ritter Cockburn ſchon benommen: ſondern nur, woher dieſelben entſtanden?

Ich wuſte, daß nichts ohne Urſache geſchicht, und daß alſo auch ein zureichender Grund vorhanden ſeyn müſte, warum die Figuren meiner Fenſter-Scheibe ſo wunderbar geworden. Ich bilde mir ein, daß ich dieſen Grund entdecket habe..

Sie wiſſen, mein Herr, daß die Fenſter nur frieren wann es ſehr kalt iſt, und daß ſie nicht frieren, als in einem Zimmer, das bewohnet und geheitzet wird. Die Urſache davon iſt dieſe, weil ein warm gemachte Stube mehr Ausdünſtungen hat, als ein Zimmer, das nicht geheitzet wird. Ich ſetze demnach voraus, daß das Eis, welches wir zu Winters-Zeit an den Fenſtern wahrnehmen, von nichts anders, als von den Ausdünſtungen der in dem Zimmer befindlichen Cörper entſtehet. Es iſt keine Zeit des Jahres, da nicht ſolche Ausdünſtungen vorhanden: Aber bey gelindem und warmem Wetter bleiben ſie unſichtbar, weil nichts iſt, das ihre Ausbreitung und Verfliegung verhindert. Sie zerflattern alſo in der Luft, ohne daß wir derſelbē anders, als etwan durch den Geruch, gewahr werden. Im Winter aber, wann die Kälte groß iſt, können ſie ſich nicht ſo ausbreiten. Sie ſuchen zwar dann ſowohl, als ſonſt eine Oeffnung: aber die Kälte verwehret ihnen den Ausgang. Zurücke können ſie nicht: ſo müſſen ſie alſo nothwendig an den Fenſtern

ſitzen bleiben. Iſt nun die Kälte drauſſen mäßig, ſo erblicken wir ſie in der Geſtalt eines Waſſers, und es heiſſt, die Fenſter ſchwitzen. Iſt es aber ſehr kalt, ſo verliehret das Waſſer, durch die gewaltſame Zuſammendrückung, ſeine Flüßigkeit, und aus dem Schweiſſe der Fenſter wird ein förmliches Eis.

Da nun alſo dieſes Eis aus den Ausdünſtungen der in einem Zimmer befindlichen Cörper entſtehet; ſo iſt es klar, daß man alles, was an dieſem Eiſe merckwürdiges iſt, aus den Ausdünſtungen, woraus es entſtanden, erklären müſſe.

Die Ausdünſtungen ſind nicht alle einer Art; ſondern, nach Beſchaffenheit der Cörper, unterſchieden. Es muß alſo das aus ſelbigen an den Fenſtern entſtehende Eis, nach dem Unterſcheid der Ausdünſtungen, auch unterſchiedene Geſtalten bekommen: und folglich iſt der Grund aller Figuren, die man auf einer Fenſter-Scheibe ſehen kan, in dem Unterſcheid der Ausdünſtungen zu ſuchen.

Meine Fenſter-Scheibe iſt auch eine Fenſter-Scheibe, und mit gewiſſen Figuren bemahlet. Wenn ich, alſo wiſſen will, warum dieſe Figuren ſo, und nicht anders geworden ſind, ſo muß ich nothwendig auf ihren Urſprung zurück gehen, und unterſuchen, wie die Ausdünſtungen beſchaffen geweſen, aus welchen ſie entſtanden ſind.

So dachte ich, mein Herr, und dieſe Gedancken gereuen mich noch nicht. Denn wie einfältig ſie auch, beym erſten Anblick, ſcheinen; ſo ſind doch die Folgen, die ich gantz ungezwungen daraus gezogen habe, ſo herrlich, ſo vortrefflich, ſo nützlich, daß ich es nicht ausſprechen kan. Nachdem ich dieſen Grund geleget hatte,

war

war es mir leicht, hinter die Wahrheit zu kommen.

Ich hatte den Tag vorher eine groſſe Geſellſchafft gelehrter Leute von allerhand Art bey mir gehabt. In einer ſolchen Geſellſchafft wird gemeiniglich viel geredet. Ich gerieht alſo auf die Gedancken, daß der Athem dieſer gelehrten Verſammlung ein groſſes zu den wunderbaren Figuren meiner Fenſter-Scheibe beygetragen habe, wo nicht gar die einzige Urſache derſelben geweſen ſey: Und dieſe Gedancken kamen mir um ſo viel gegründeter vor, je unſtreitiger es iſt, daß die ſtärckſte Ausdünſtung des menſchlichen Cörpers durch den Athem geſchiehet. Die Ausdünſtungen aber der in einem Zimmer befindlichen Cörper ſind die Urſache, warum die Fenſter bey kaltem Wetter mit Eis beleget werden.

Ich hatte alſo glücklich entdecket, was es vor Dünſte geweſen, welche verurſachet, daß meine Fenſter gefroren. Aber darum wuſte ich noch nicht, woher die ſeltſamen und nachdencklichen Figuren entſtanden. Ich muſte alſo weiter nachſinnen: Solte nun meine Mühe nicht vergeblich ſeyn, ſo war es nöthig, daß ich die Natur der Ausdünſtungen, die den Stoff zu den ſeltſamen Figuren meiner Fenſter-Scheibe abgegeben hatten, genauer unterſuchte. Ich that es, und befand, daß dieſe Ausdünſtungen in dem Athem der in meiner Stuben verſammleten Gelehrten beſtanden; daß dieſer Athem gröſten Theils von ihnen gegangen ſey, wann ſie geſprochen, und daß ſie nur geſprochen, um ihre Gedancken auszudrücken. Aus dieſen unſtreitigen Wahrheiten machte ich folgenden Schluß, den ein jeder, der fähig iſt, von der Stärcke und

Schwäche eines Beweiſes zu urtheilen, nothwendig vor bündig und unumſtößlich erkennen muß.

Unſere Gedancken ſind Bilder der Dinge, ſo auſſer uns ſind: Die Worte, die wir ſprechen, ſind Bilder unſerer Gedancken. Sprechen iſt nichts anders, als den Athem auf eine gewiſſe Art von ſich laſſen. Der Athem beſtehet in gewiſſen Ausdünſtungen. Folglich ſind die Worte, die wir ſprechen, nichts als Ausdünſtungen unſers Cörpers. Da nun aber die Worte Bilder unſerer Gedancken, und die Gedancken Bilder der Dinge, die auſſer uns ſind; ſo ſind auch die Ausdünſtungen unſers Mundes, wann wir ſprechen, Bilder der Dinge, die auſſer uns ſind. Wann nun dieſe Ausdünſtungen, durch die Kälte zuſammen gedrücket, ſichtbar werden; ſo werden auch die Gedancken, deren Bildniß dieſe Ausdünſtungen vorſtellen, ſichtbar. Werden die Gedancken ſichtbar; ſo müſſen wir auch nothwendig die Bilder der Dinge, die auſſer uns ſind, und von welchen wir reden, in dieſen ſichtbar gewordenen Ausdünſtungen erblicken. Q. E. D.

Nach dieſer tiefſinnigen Betrachtung war mir alles auf meiner Fenſter-Scheibe klar und deutlich. Ich erinnerte mich der geführten Reden, und war alſo im Stande, faſt von einer jeden Figur meiner gefrornen Fenſter-Scheibe eine gründliche Urſache zu geben.

Wir hatten von der Mathematic, Aſtronomie, Chymie, und Mythologie, von der hebräiſchen, arabiſchen, chineſiſchen und malabariſchen Sprache, vom Feſtungs-Bau, von Cometen, von Donner und Blitz, und, ich weiß nicht, von wie viel andern Dingen geredet. Der D. Bromley, der in den Figuren

meiner

meiner Fenſter-Scheibe ſo hohe Geheimniſſe gefunden, hatte uns eine lange Stelle aus ſeiner Erklärung der Offenbarung Johannis vorgeleſen, in welcher von der groſſen Hure, die auf den Waſſern ſitzet, und von der Zahl des Thiers gehandelt wurde.

Alle dieſe ſchöne Raritäten ſehen Sie auf meiner gefrornen Fenſter-Scheibe. Zwar in ziemlicher Unordnung: Aber dieſes iſt kein Wunder; ich wundere mich vielmehr, daß eine ſolche Menge Ausdünſtungen von ſo unterſchiedener Art nicht noch auf wunderlichere und verwirrtere Weiſe vermiſchet worden. Es iſt, meines Bedünckens, noch ziemlich ordentlich hergegangen, und, auſſer dem Thier mit dem Menſchen-Kopf, den Bocks-Hörnern und dem Ratzen-Schwantze, wüſte ich keine einzige Figur auf der gantzen Fenſter-Scheibe, deren Urſprung ich nicht erklären wolte. Vielleicht ergründe ich auch noch, woher dieſes Thier entſtandē. Da es mir mit meiner Fenſter-Scheibe ſo weit gelungen iſt, ſo verzage ich an nichts.

Es iſt mir ſchon mit den muſicaliſchen Noten ſo gegangen. Anfangs wuſte ich in der That nicht, was ich daraus machen ſolte. Ich erinnerte mich nicht, daß wir von der Muſic geredet hatten, und wunderte mich alſo ungemein, wo dieſe deutliche Noten hergekommen. Endlich fiel mir bey, daß ein Sänger aus der Opera, der mit einem von der Geſellſchafft, welcher ein Poete war, etwas zu reden gehabt hatte, auf einige Minuten in meiner Stube geweſen war. Da verſchwand meine Verwunderung, uñ ich bin gewiß verſichert, daß man die Urſache dieſer Noten in dieſem Sänger ſuchen muß. Es ſey nun, daß er mit dem Poeten, ohne daß ich es gewahr worden, von der Muſic geredet

redet, oder daß die Ausdünſtungen ſeines Cörpers überhaupt ſo harmoniſch geweſen, daß ſie nicht anders, als in der Geſtalt des Anfangs einer Arie ſichtbar werden können. Ich will mir darüber den Kopf nicht zerbrechen; ſondern zu wichtigern Dingen ſchreiten.

Den D. Bromley, (*) der, als ein Geiſtlicher, keinen Widerſpruch vertragen kan, und inſonderheit in ſeinen Erklärungen der Offenbahrung Johannis eben ſo verliebt iſt, als der bekannte Jurieu war, hat es ſehr geſchmertzet, daß ich die Figuren meiner gefrornen Fenſter-Scheibe aus natürlichen Urſachen zu erklären geſucht, und dadurch die vortrefflichen und erbaulichen Gedancken, die er darüber gehabt hat, umgeſtoſſen habe. Er hat ſich demnach bemühet, meine Erklärung lächerlich zu machen.

Sie werden ſehen, mein Herr, daß alles, was er zu dem Ende geſagt, nichts heiſſe: Aber die Aufrichtigkeit, die ich in der Unterſuchung meiner Fenſter-Scheibe bisher gewieſen habe, erfordert, daß ich Ihnen auch von den Einwürffen, die man mir gemacht hat, Nachricht gebe.

Er frug mich neulich gantz höniſch, warum dann, wenn die Figuren meiner Fenſter-Scheibe bloß von dem Athem der in meiner Stube verſammleten Gelehrten entſtanden, nicht alle Fenſter ſo bemahlet worden? Uñ was dann die einzige Scheibe ſonderbares an ſich gehabt habe, wesfalls alle die gelehrten Ausdünſtungen ſich auf derſelben verſammlet? Ich antwortete

*) Es iſt würcklich ein D. Bromley in Engelland, der über die Offenbahrung Johannis geſchrieben hat: Welches ich aber zu der Zeit, als ich dieſes ſchrieb, nicht wuſte.

tete ihm kürtzlich: Es ſey darum geſchehen, weil ſie zerbrochen geweſen. Denn da die Luft den ſtärckſten Zug nach der in der Fenſter-Scheibe befindlichen Oeffnung gehabt; ſo ſey es kein Wunder, daß alle Ausdůnſtungen mit dahin geriſſen worden: Und weil nun wegen der Menge der Důnſte ein Gedränge entſtanden, ſo ſey es gar was Natůrliches, daß ein gut Theil derſelben zurůcke bleiben můſſen: und zwar eben auf der zerbrochenen Fenſter-Scheibe, als zu welcher ſie ſich alle gedrungen, und alſo auch ſonſt nirgends, als auf derſelben, die Verwandelung leiden kőnnen. Ich erläuterte das, was ich geſagt hatte, mit dem Gedränge einer Menge Volcks, das zu einer Thür hinaus will, und der gute D. Bromley verſtummete.

Sonſt hat niemand wider meine Erklårung etwas einzuwenden gehabt: Und wie wäre es auch mőglich, da ſie ſo grůndlich iſt? Mich deucht, ich habe mit unwiedertreiblichen Grůnden dargethan, daß die Figuren meiner Fenſter-Scheibe von dem Athem der in meiner Stube verſammleten Gelehrten entſtanden. Und dieſes iſt eine Entdeckung, die nicht nur gantz neu, ſondern auch von ſo groſſer Nutzbarkeit iſt, daß ich mich in meinem Gewiſſen verbunden achte, noch bey gegenwårtiger Parlaments-Verſammlung Ihro Maj. unſerm allergnädigſten Kőnige ſowohl, als den beyden Håuſern, dieſelbe im Vertrauen bekannt zu machen. Ich werde dadurch die Pflichten eines wohlgeſinneten Bürgers erfüllen, und mich um meine Nation, ja um die gantze Welt, unſterblich verdient machen.

Lachen Sie nicht, mein Herr! Ich rede die Wahrheit: Und wenn Sie nur belieben, der Sache ein we-

nig nachzudencken, werden Sie befinden, daß kein beſſerer Vorſchlag zu glücklicher Entdeckung aller wider die Regierung, und die Ruhe eines Landes geſchmiedeten Anſchläge könne erdacht werden, als derjenige iſt, den ich zu thun willens bin. Denn da die Figuren auf meiner gefrornen Fenſter-Scheibe ſo augenſcheinlich zeigen, daß man alles, was zu Winters-Zeiten, wann es ſtarck frieret, in einem Zimmer vorgegangen, und geredet worden, aus den gefrornen Fenſtern leſen kan; ſo, deucht mich, wäre es eine heilſame Sache, wenn es der Regierung gefallen wolte, zu verordnen, daß zu ſolchen Zeiten alle Morgen die Fenſter in allen verdächtigen Häuſern beſichtiget werden ſolten. In dem mitternächtligen Theile von Groß-Brittañien wäre eine ſolche Beſichtigung am nöthigſten, weil daſelbſt die Zahl der Mißvergnügten ſo groß iſt, als die Kälte. Ich hoffe, die Regierung wird dieſes erwegen, und meinen herrlichen Vorſchlag nicht nur billigen; ſondern auch belohnen.

Sie, mein Herr, wohnen in einem Lande, da es ungemein ſtarck frieret. Meine Entdeckung kan alſo bey Ihnen faſt noch mehr Nutzen ſchaffen, als bey uns, und Sie werden wohl thun, wenn Sie Ihrer Monarchin Nachricht davon geben. Ich bin Ihnen gut davor, daß Sie diejenige Belohnung erhalten werden, die man vor einen Vorſchlag von der Wichtigkeit von einer ſo freygebigen und großmüthigen Prinzeßin, als Ihre Beherrſcherin iſt, hoffen kan.

Ich verlange nicht, mein Herr, daß Sie die Belohnung, die Sie bekommen, mit mir theilen ſollen. Ich bin zufrieden, wenn Sie mir nur die Ehre der erſten Erfindung laſſen, und werde meine Mühe vor

über-

überflüßig belohnet halten, wenn Sie belieben werden, die Wunder, die der Froſt wircket, nach der ſchönen Gelegenheit, die Ihnen Ihr Clima giebt, weiter zu erforſchen, und mir Ihre Entdeckungen mitzutheilen. Ich erſuche Sie darum, mein Herr, und habe aus keiner andern Urſache Ihnen von meiner gefrornen Fenſter-Scheibe eine ſo umſtändliche Nachricht gegeben, als um Sie zur Betrachtung einer Sache aufzumuntern, welche Sie, weil ſie bey Ihnen gar zu gemein iſt, vielleicht bishero ihrer Unterſuchung nicht werth geachtet haben. Ich habe zu eben dem Ende an einen Gelehrten in der Terra del fuogo, und nach einer unbekannten Inſul unter dem Süd-Pol, Angelpont genannt, welche der zu Brinn ſitzende Printz von Chabanois, der ſich einen König davon ſchreibt, entdecket, und nach ſeiner Gemahlin Angelique du Pont, alſo betitelt haben will, geſchrieben: So bald ich Antwort erhalte, werde ich nicht ermangeln, Ihnen auch von den Gedancken Nachricht zu geben, welche die daſigen Gelehrten über meine gefrorne Fenſter-Scheibe haben.

Indeſſen, mein Herr, will ich Sie nochmahlen inſtändigſt gebeten haben, meine Entdeckung, die ich mir gemacht zu haben einbilde, nach der gröſſeſten Schärffe zu beurtheilen. Sie ſind geſchickt dazu, daß weiß ich, und können mich nicht allein, wenn ich, über Verhoffen, gefehlet, eines beſſern unterrichten; ſondern auch durch die Anmerckungen, die Sie vielleicht ſchon gemacht haben, meine Gedancken beſtärcken. Ich kehre mich an diejenigen nicht, die mich auslachen, daß ich einem Samojeden viel von einer gefrornen Fenſter-Scheibe vorſchwatze, und behaupten, daß

man in einem Lande, welches mit einer faſt im̃erwäh- renden Finſterniß bedecket iſt, Quod latus mundi nebulæ, malusque Jupiter urget, und deſſen Einwohner wie die Thiere in Höhlen und Löchern liegen, nicht einmahl wiſſe, was ein Fenſter ſey. Ich traue dem Hn. Medley, der ihren Pallaſt in Bereſowa, und ihr prächtiges Luſt-Schloß unſern Sobskaja an dem Oby, mit ſeinen Augen geſehen hat, mehr, als den elenden Büchern, in welchen die abgeſchmackteſten Fabeln von ihrer vortreflichen Nation enthalten ſind.

Wofern Sie es vor gut finden, können Sie dieſen Brief in der Verſammlung der vortreflichen Köpfe verleſen, welche, wie ich von dem Hn. Medley vernehme, wöchentlich vier mahl, unter Dero Aufſicht, zuſammen kommen. Es wird mir eine Ehre ſeyn, ſolchen Leuten bekannt zu werden, und Sie würden mich Ihnen ungemein verbinden, wenn Sie die Güte haben wolten, dieſe gelehrte Geſellſchafft, in meinem Nahmen, gehorſamſt zu erſuchen, mich, in Betracht meiner groſſen Verdienſte, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede anzunehmen.

Ich könte Sie dieſer Mühe überheben, und nur ſelbſt in einem wohl geſetzten Schreiben der Geſellſchafft die groſſe Begierde zu erkennen geben, welche ich habe, die Zahl ihrer Glieder zu vermehren: Aber dieſes iſt nicht Sitte in unſerm Lande. Wer bey uns Luſt hat, in eine gelehrte Geſellſchafft aufgenom̃en zu werden, der begnügt ſich, an das Haupt derſelben einen, mit einem Wunder-Bilde begleiteten, Brief zu ſchreiben; ſo iſt die Sache richtig. Dieſer Gebrauch gefällt mir wohl: Denn auf ſolche Art iſt die Aufnahme dem neuen Mitgliede um ſo viel rühmlicher,

weil es läſſt, als ſey ſie ohne ſein Geſuch geſchehen. Ich habe mich alſo von der löblichen Gewohnheit meiner Lands-Leute nicht entfernen wollen, und glaube, daß dieſer Brief mir Ihren Vorſpruch bey der gelehrten Geſellſchaft, deren Haupt Sie ſind, und die Ehre, ein Mitglied derſelben zu heiſſen, zuwege bringen werde.

Ich bin zwar nicht ehrgeitzig: aber ich kan Ihnen doch nicht bergen, daß es mir eine ſonderliche Freude ſeyn würde, wenn meine Lands-Leute durch meine Aufnahme in eine ſo berühmte Geſellſchafft, als die ihrige iſt, überführet werden möchten, daß es auſſer dieſer Inſul Leute gebe, die meine Verdienſte beſſer zu erkennen wiſſen, als mein undanckbares Vaterland.

Gewiß, mein Herr, ich möchte Blut weinen, wann ich daran gedencke, wie ſehr der Geſchmack meiner gantzen Nation verdorben iſt. Sie werden vermuthlich wohl gehöret haben, wie lecker wir Engelländer in Eſſen und Trincken ſind; wie wir an unſern Speiſen künſteln, und alles vor abgeſchmackt halten, was nicht unſern verwehnten Gaumen aufs empfindlichſte kützelt. Dieſes Verderben einer ſonſt vortreflichen und klugen Nation iſt zu beklagen: aber noch mehr iſt zu bedauren, daß wir in Anſehung der Nahrung unſerer Seelen, eben ſo lecker, und eben ſo unmäßig ſind, als in unſerm Eſſen und Trincken.

Ich kan mit Seneca ſagen: Quemadmodum omnium rerum, ſic litterarum quoque intemperantia laboramus. Dieſe Unmäßigkeit im Wiſſen hat ſich unter den Gelehrten dieſer Inſul ſo ſehr ausgebreitet, daß ich und meines Gleichen, die wir durch unſere Reden und Schrifften unſer gerechtes

Miß-

Mißfallen darüber an den Tag legen, dieſem Unweſen zu ſteuren nicht vermögend ſind; ja noch dazu, wegen der Mäßigkeit im Wiſſen, der wir uns befleißigen, vor einfältige, ungelehrte Leute gehalten, und als elende und armſelige Scribenten, wie man uns gar verächtlich nennet, faſt von jederman ausgeziſchet werden. O tempora! o mores! Man gehet mit uns um, daß es zu bejammern iſt, und ich ſelbſt habe es mehr als einmahl erfahren, daß alle Bemühung, den Beyfall unſerer leckern Gelehrten zu erhalten, vergeblich ſey.

Ob man mir demnach gleich rahten wollen, der hieſigen Königlichen Societät der Wiſſenſchafften von meinen Entdeckungen Nachricht zu geben, und meine Gedancken über die gefrorne Fenſter-Scheibe dem Urtheil derſelben zu unterwerffen: So habe ich doch Bedencken getragen, dieſem Raht zu folgen. Was kan ich von einer Geſellſchafft hoffen, deren Glieder mit allen Gelehrten meiner Art faſt in offenbarem Kriege leben, und vor unſern herrlichen Schrifften einen faſt unüberwindlichen Eckel bezeugen?

Ein Gelehrter, der einen Brief, als derjenige iſt, den ich die Ehre habe an Sie zu ſchreiben, an eine gelehrte Geſellſchafft richtet, erwecket bey dem Leſer den Verdacht, daß er einen Platz in derſelben ſuche, und wenn er dieſer Ehre nicht gewürdiget wird, ein allgemeines Gelächter. Jch mag nicht, daß man mich auslache: und daß mich unſere Societät der Wiſſenſchafften, meiner gefrornen Fenſter-Scheibe wegen, in die Zahl ihrer Glieder aufnehmen werde, kan ich ohne Thorheit nicht hoffen.

Jch begehre es auch nicht. Denn wer will mir gut

davor

davor ſeyn, daß ſie mich nicht, wenn ich fortführe, nach meinem Geſchmack zu ſchreiben, unter dem Vorwand, ſie habe Schimpff von mir, wieder ausſtoſſen würde? Ich kenne ſie gar zu wohl. Sie verſteht kein Ehren-Wort, und wenn man ihr, aus Höflichkeit, verſpricht, ſich zu beſſern, und ſich zu bemühen, ſolche Schrifften ans Licht zu ſtellen, welche fähig, zu verhindern, daß die getroffene Wahl ſie nicht gereue, ſo macht ſie Ernſt daraus, und hält ſich berechtiget, dieſes, als eine Schuldigkeit, zu fordern. Ich liebe die Freyheit, und laſſe mir die Hände ſo nicht binden. Würde es mir alſo nicht eben ſo gehen, als meinem wehrten Freunde, Mr. Makewind?

Dieſer junge Menſch iſt einer der vortreflichſten Köpfe unſerer Zeit, und wird wenige ſeines gleichen haben. Man hat an ihm, von ſeiner Kindheit an, vielen Witz, und eine ungemein ſtarcke Einbildungs-Kraft wahrgenommen. Dieſe vortrefliche Gemüths-Gaben ſind mit den Jahren immer ſtärcker geworden, und alle, die ihn kennen, geben ihm das Zeugniß, daß er in ſeinem 14ten Jahre Dinge gethan, darüber man erſtaunen muß.

Die Eltern ſparten nichts an ſeiner Erziehung, weil ſie ſich von einem Knaben ſo guter Hoffnung mit Recht groſſe Dinge verſprechen konnten. Sie gaben ihm die geſchickteſten Lehr-Meiſter: Aber keiner von allen war ſo geſchickt, daß er ihm eine Luſt zu den Anfangs-Gründen der Wiſſenſchafften hätte beybringen können, in welchen junge Leute pflegen unterrichtet zu werden. Er ſahe dieſes als Kleinigkeiten an, und trachtete nach höhern Dingen.

Man ſchickte ihn demnach, wie er kaum 17. Jahr alt

alt war, nach Cambridge. Ich weiß nicht warum. Denn man will vor gewiß ſagen, daß er ſich ſchon ſeit ſeinem 12ten Jahre nicht undeutlich mercken laſſen, daß er mit der gemeinen Art zu ſtudiren nicht zufrieden ſey, und es als eine groſſe Thorheit anſähe, daß man die ſchönſte Zeit des menſchlichen Lebens mit einem verdrießlichen Lernen zubrächte, die man mit mehrerm Ruhm anwenden könte, andere zu lehren. Ich weiß nicht, ob ſich dieſes ſo verhält: So viel weiß ich, daß er ſeine Lehrer zu Cambridge nicht vor würdig gehalten, das Geringſte von ihnen zu lernen. Ein ſo auſſerordentlicher Kopf brauchte keines Unterrichts. Er war klüger, als ſie alle, und fieng ſein Studiren da an, wo andere Gelehrte aufhören.

Es fand ſich zu der Zeit die, allen rechtſchaffenen Gelehrten ſo nöthige Dreiſtigkeit, bey ihm ein. Er ſchrieb demnach Bücher, und zeigte alſo, daß es groſſen Köpfen ein leichtes, auch ohne etwas gelernet zu haben, von allerhand Materien die ſchönſten Sachen zu ſchreiben. Oxford war der Ort, da er anfieng ſich hervor zu thun. Er that es mit ſonderlichem Glücke, und alles, was er anfieng, gieng ihm um ſo viel beſſer von ſtatten, je weniger er in ſeiner Arbeit von der verdrießlichen Eigenſchafft des Verſtandes, welche man die Beurtheilungs-Krafft nennet, beunruhiget und gehindert wurde.

Dieſe glückſelige Beſchaffenheit ſeines Gemüths machte, daß die gelehrte Welt mit einer vortreflichen Schrift nach der andern beſchencket, und in die äuſſerſte Beſtürtzung geſetzet wurde. Niemand war fähig zu begreiffen, woher einem ſo jungen Menſchen die Weisheit gekommen, und jederman wunderte

ſich,

ſich, wie ein Menſch, der nicht eine Wiſſenſchaft recht ſtudiret, in allen ſo beſchlagen ſeyn könnte. Viele beſorgten, er würde ſich endlich erſchöpffen, und einige propheceyeten ihm gar einen frühen Tod. Der Ausgang hat gewieſen, daß die Sorge der erſten unnöthig geweſen, und ich wünſche, daß die Weiſſagung der letzten falſch ſeyn möge. GOtt verleihe dem Herrn Makewind ein langes Leben! Wir würden an ihm gar zu viel verlieren.

Aber wieder auf die Schriften dieſes groſſen Mannes zu kommen, ſo waren ſie alle von ausnehmender Schönheit, und kan man mit Wahrheit ſagen, daß die Welt dergleichen nicht geſehen.

Der Haupt-Zweck aller ſeiner Arbeit war, die leichte und gemächliche Schreib-Art, die wir in unſerer Sprache Bombaſt nennen, und welche ſeit einiger Zeit ziemlich in Abnahme und Verachtung gerathen iſt, wieder in den Gang zu bringen, die Scribenten von dem ſchweren Joche der Sprach-Kunſt zu befreyen, und, durch Widerlegung des Horatz und Boileau, die Herrſchafft des Reims, über die Vernunft, zu behaupten. Gewiß ein Unternehmen, das vielen Muth und Geſchicklichkeit erforderte, und welches von dem Hrn. Makewind auf eine ſo ſonderbare Art ausgeführet worden, daß man nothwendig ſeine Klugheit bewundern, und geſtehen muß, daß niemand, als er, geſchickt dazu geweſen.

Er ſahe wohl, daß es eine vergebliche Arbeit ſeyn würde, wenn er gerade zu, und ohne Umſchweiff, den Bombaſt vertheidigen, die Sprach-Kunſt verwerfſen, und den Horatz und Boileau widerlegen wolte. Er war viel zu ſchlau, als daß er nicht hätte mercken ſollen,

len, daß dieſes, bey ſo verderbtem Zuſtande der Welt, ein ſicher Mittel, ſich lächerlich zu machen. Er war demnach ſo liſtig, daß er nicht eigene Regeln vom Bombaſt gab, ſondern ſandte nur allerhand kleine Schrifften von unterſchiedlichem Inhalt in die Welt, in welchen dieſe vortrefliche Schreib-Art in ihrer gantzen Schönheit zu ſehen war. Er ſchrieb kein eigen Buch wider die Tyranney der Sprach-Kunſt, ſondern begnügte ſich, in ſeinen Schrifften keine einige ihrer Regeln zu beobachten. Den Horatz und Boileau griff er nicht nahmentlich an: Er lobte ſie vielmehr zum Schein: Aber er verfertigte ſelbſt Gedichte, die ſo beſchaffen waren, daß kluge und nachdenckende Leſer wohl ſahen, daß ſie dieſen beyden groſſen Dichtern, und den von ihnen gegebenen Regeln zum Trotz geſchrieben.

Wer da weiß, daß ein gutes Exempel mehr ausrichtet, als die beſten Lehren, der wird mit mir bekennen, daß der Hr. Makewind ſich derjenigen Klugheit und Behutſamkeit bedienet habe, die zu Ausführung eines ſo wichtigen und nützlichen Vorhabens erfordert wird.

Ich, und alle andere, ſo genannte, armſelige Scribenten freueten uns von Hertzen, daß in unſern Tagen ein ſo hertzhaffter Mann aufgeſtanden, und ſchmeichelten uns mit der Hoffnung, durch die Hülffe dieſes Helden unſern verloſchenen Ruhm wieder hergeſtellet zu ſehen. Allein die Schaar der leckern und naſeweiſen Schreiber verdoppelte ihre Wuth wider uns, und handthierte inſonderheit unſern Goliath ſo übel, daß ein Mann von geringerm Muth und einiger Schamhafftigkeit ſich würde haben abſchrecken laſſen, und es

ver-

verſchworen haben, jemahlen die Feder wieder anzuſetzen. Allein ſie fand an dem Hn. Makewind, was ſie ſuchte, und nichts war fähig, unſern Helden von ſeinem löblichen Vorhaben abwendig zu machen. Er kehrte ſich an alle Spöttereyen ſeiner Neider nichts, ſondern blieb unbeweglich:

Ille velut Pelagi rupes immota reſiſtit:
Ut Pelagi rupes, magno veniente fragore,
Quæ ſeſe multis circum latrantibus undis
Mole tenet: Scopuli nequicquam & ſpumea circum
Saxa fremunt, laterique illiſa refunditur alga.

Er fuhr fort, uns armſelige Scribenten durch ſeine herrlichen Schrifften zu erbauen, und unſere Gegner zu quälen. Seinem Beyſpiel folgten viele, und es gewann das Anſehen, als ob die gute Sache endlich triumphiren würde.

Unſern Feinden ward allgemach nicht wohl dabey zu Muthe. Sie ſahen, daß das lehrreiche Beyſpiel des Hn. Makewind von unbeſchreiblicher Kraft war. Sie ſahen, daß dieſer tapffere und rüſtige Scribent durch Spott und Drohungen nicht zu ſchrecken: Sie ſuchten ihn alſo auf eine andere Art zu gewinnen, in der feſten Hoffnung, mit dem Reſt der armſeligen Scribenten leicht fertig zu werden: Und die Königliche Societät der Wiſſenſchafften muſte dem Herrn Makewind einen Platz anbieten.

Dieſes war, ihrer Meynung nach, ein liſtiger Streich, und unſere Feinde machten ſich die ſichere Rechnung, der Hr. Makewind würde, wo nicht durch das Beyſpiel ſeiner Collegen gantz umgekehrt, dennoch durch die Ehre, welche ihm eine ſo berühmte Geſell-

ſchafft erwieſen, bewogen werden, ſeine Hand von uns abzuziehen, und es nicht mehr ſo offenbar mit uns zu halten.

Wie aber den wenigſten dieſe geheime Abſicht der Societät bekannt war, ſo gerieht gantz Londen in die äuſſerſte Verwunderung, als es kund ward, daß Mr. Makewind in die Societät der Wiſſenſchafften aufgenommen ſey. Man konnte ſich nicht darinn finden, daß eine ſo berühmte Geſellſchafft einen Menſchen zu ihrem Mitgliede erwehlet, deſſen Schriften ihren Abſichten ſo ſehr entgegen waren, uñ von welchem ſie alſo, menſchlichem Anſehen nach, mehr Schande, als Ehre zu erwarten hatte: Und wenn ich ihnen die Verwirrung, die Beſtürtzung, und den Lerm, ſo dieſer unvermuthtete Entſchluß der Societät in dieſer Stadt erregte, nach allen Umſtänden beſchreiben wolte, ſo müſte ich eine Beredſamkeit beſitzen, die mir fehlet. Ich ſage nur ſo viel, Londen gerieht faſt in den Zuſtand, in welchem ſich Egypten befand, als der Würge-Engel ausgieng, die Erſt-Gebuhrt zu ſchlagen.

- - concuſſam bacchatur fama per urbem
Lamentis, gemituque & foemineo ululatu
Tecta fremunt, reſonat magnis plangoribus æther,
Non aliter, quam ſi immiſſis ruat hoſtibus omnis
Carthago, aut antiqua Tyros, flammæque furentes
Culmina perque hominum volvantur perque deorum.

Dreyen der vornehmſten Frauen gieng es darüber unrichtig. Vier ſäugende Mütter lieſſen, vor Beſtürtzung, ihre Kinder auf die Erde fallen, von denen zwey auf der Stelle todt blieben, und zwey ſo viel bekamen, daß ſie vermuthlich Zeit ihres Lebens gebrechlich bleiben werden. Ein gewiſſer Lord wolte,

wie

wie er hörte, was ſich begeben hatte, die Achſeln zu-
cken, und ſiehe! die eine Schulter erſtarrete, und iſt
ſeit dem immer höher geweſen, als die andere. Mr.
Phips, der ehedeſſen die Ehre vergebens geſuchet hat-
te, die dem Hn. Makewind ohne ſeine Bemühung
wiederfahren war, machte es wie Ahitophel, und er-
hieng ſich aus Verzweiffelung, ſelbſt. Und, was das
erbärmlichſte, ſo ſtarb die Mutter des Hn. Makewind
vor Freuden. Ein wunderbar Gemiſch von Beſtür-
tzung und Freude beklemmte ihr mütterliches Hertze
dergeſtalt, daß ſie, indem ſie ihren Sohn aufs zärt-
lichſte umarmete, und demſelben Glück wünſchen
wolte, eben wie jene Römerin, die ihren Sohn, den
ſie todt geglaubet, aus der Schlacht wieder kommen
ſahe, in Ohnmacht fiel, niederſanck, und in den Ar-
men ihres geliebten Sohnes den Geiſt aufgab. Ru-
he ſanft, glückſeliger Leib, der du einen ſo vortreflichen
Mann getragen haſt! Ich weiß, mein Herr, Sie
wünſchen ihr mit mir:

- - - tenuem & ſine pondere terram
Spirantesque crocos & in urna perpetuum ver.

Die Spötter indeſſen waren nicht faul, ſich über
dieſe unvermuthete Aufnahme des Herrn Makewind
luſtig zu machen. Der eine ſprengte aus, die Socie-
tät der Wiſſenſchaften hätte den Herrn Makewind
mit eben der Bedingung aufgenommen, unter wel-
cher ehedeſſen Sylla einem ſchlechten Poeten ſeine
Verſe belohnet, das iſt, er habe eydlich angeloben müſ-
ſen, ferner nichts zu ſchreiben. Ein anderer ſprach:
Die Societät wäre üppig worden, und wolte durch
ſolche Mitglieder, als der Hr. Makewind, den Glantz
ihrer Schönheit vermehren, wie das Frauenzimmer

durch die Schönpfläſtergen. Ja der Hertzog von N··· war gar ſo arg, daß er zu dem Frantzöſiſchen Geſandten, dem Grafen von B···, der ſich auch über das Verfahren der Societät wunderte, auf Frantzöſiſch ſagte: Pourquoi s'en étonner, Monſieur? Ne ſauez vous pas que la Societé eſt un corps myſtiqve? Il faut donc, qu'elle ait ſes parties honteuſes.

Was mich und andere ehrliche Leute anlanget, ſo waren wir äuſſerſt betrübt, daß man uns einer ſo groſſen Stütze berauben wolte. Anfangs war dieſes unſer Troſt, daß entweder der Herr Makewind die ihm angebotene Ehre ausſchlagen, oder, wenn er ſie annehme, vielleicht die gantze Societät der Wiſſenſchafften mit der Zeit auf unſere Seite ziehen würde: Aber wie beſtürtzten wir nicht, als derſelbe ein Dancksagungs-Schreiben an die Societät drucken ließ, in welchem er bekannte, daß ſeine Schrifften bishero nicht viel wehrt geweſen, und heilig angelobte, ſich zu ändern, uñ ins künftige in allem nach dem Geſchmack der Geſellſchafft zu richten. Dieſes Bekänntniß, dieſe Zuſage war ein Donnerſchlag in unſern Ohren; wir ſahen nunmehro wohl, daß wir auf die Art von dem Herrn Makewind weiter nichts gutes zu hoffen hätten, und unſere Feinde konnten die Freude, welche ſie darüber empfanden, daß ſie uns einen ſolchen Mann abſpänſtig gemacht, nicht bergen.

Doch dieſe Freude währete nicht lange, und mit derſelben endigte ſich auch unſere Betrübniß.

Naturam expellas furca tamen usque recurret.

Mr. Makewind, der, durch die ihm unvermuhtet angetragene Ehre geblendet, in der erſten Hitze ein ſo unbe-

unbedachtſames Verſprechen gethan hatte, kam endlich wieder zu ſich ſelbſt. Das Gewiſſen wachte auf. Er ſahe, wie ſehr er ſeine Brüder betrübet hatte. Er bereuete es, und ſchrieb, zu groſſem Troſte des betrübten Häufleins der elenden Scribenten, ſolche Bücher, daß man wohl ſehen kunte, daß alles, was er in ſeinem Danckſagungs-Schreiben der Geſellſchafft Gutes vorgeſagt hatte, nur Ehren-Worte geweſen, die ihm nicht von Hertzen gegangen.

Der Societät gefiel dieſes nicht: Doch ſchwieg ſie Anfangs ſtille dazu. Sie hielte davor, man müſte mit Mr. Makewind, als einem jungen Menſchen, Gedult haben. Die Beſſerung geſchehe nicht durch einen Sprung: Er würde noch wohl werden. Allein dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Mr. Makewind legte das Stillſchweigen der Societät ſo aus, als wenn ſie ſeine Aufführung billigte. Er wagte es demnach, und trat völlig wieder auf unſere Seite. Er gab Schrifften ans Licht, die, eben wie die vorigen voller Bombaſt, und Uebertretungen der Geſetze der Sprach-Kunſt waren. In ſeinen Gedichten war der Reim das Haupt-Werck, und die Vernunfft erſchrecklich gemißhandelt. Sie können leicht gedencken, wie ſehr uns dieſes erfreuet, und wie hergegen unſere Feinde, und das Haupt derſelben, ich meine die Societät der Wiſſenſchafften, ſich geärgert habe, als ſie geſehen, daß ihr liſtiger Anſchlag zu ihrem eigenen Schaden ausgeſchlagen. Und gewiß, die Societät war übel daran: Solte ſie ein, nach ihrer Meynung, unwürdiges Mitglied auf eine gewaltſame Art von ihren Cörper abſondern; ſo muſte ſie ihre eigene Unvorſichtigkeit im wählen bekennen, und die Rache, ei-

nes ihr ehedeſſen ſo gefährlichen Mannes, befürchten. Solte ſie ferner zu der Aufführung des Hn. Makewind ſtille ſchweigen, ſo war zu beſorgen, man mögte dencken, ſie billige alles, was er vornehme. Und in der That fanden ſich Leute, die dieſes ausſprengeten, und die Societät kam dadurch in einen Ruf, den ſie ſich nicht vor rühmlich hielt. Es vergieng ihr demnach die Gedult, und ſie machte den unerhörten Schluß, den Hn. Makewind, als ein faules Gliedmaß, von ihrem Cörper zu trennen. Er ward alſo förmlich ausgeſtoſſen, und ſein Nahme in dem Regiſter der Glieder der Societät ausgelöſchet.

Sehen Sie, mein Herr, ſo ſpringet man hier mit ehrlichen Leuten um. Wolten Sie es mir alſo wohl rathen, daß ich einen Platz in einer Geſellſchafft ſuchen ſolte, der man es ſo wenig zu Danck machen kan, daß auch Mr. Makewind in ihre Ungnade gefallen? Ich habe Ihnen die Hiſtorie dieſes geſchickten Kopfes etwas umſtändlich erzehlet, damit Sie die Verdienſte deſſelben, und den Eigenſinn der Societät, welcher auch ein ſolcher Mann nicht gut genug geweſen iſt, deſto beſſer erkennen mögen. Sie werden, hoffe ich, aus dem, was ich bisher geſchrieben habe, zur Gnüge erſehen, daß meine Klagen über den bedrängten Zuſtand der Gelehrten meiner Art, nicht ungegründet ſind, und daß wir Urſache haben, bey auswärtigen Nationen, und entlegenen Völckern, den wohlverdienten Ruhm zu ſuchen, welchen uns unſer Vaterland ſo halsſtarrig verweigert.

Sagen Sie mir, iſt es nicht was unerhörtes, ſo mit

mit einem Manne zu verfahren, der von ſo groſſen Verdienſten iſt, als der Hr. Makewind? Mit einem Manne, dem, auch nach dem Zeugniß ſeiner Feinde, unſere gantze Nation unendlich verbunden iſt? Ich habe gar offt gehöret, daß man geſagt hat, die Schriften des Hn. Makewind bewegten die Leſer zum Mitleiden und Lachen. Mich deucht, ein Scribent, der dieſe zwo Gemüths-Bewegungen bey einer Nation erregen kan, die, ihrer Schwermüthigkeit und Grauſamkeit wegen, ſo rüchtig iſt, verdienet die Ehrerbietung eines gantzen Volcks, und eine öffentliche Belohnung.

Allein ſtatt dieſer Belohnung hat man dem Herrn Makewind den empfindlichſten Schimpff angethan. Sie können leicht erachten, wie ſehr den ehrlichen Mann dieſes ſchmertzen müſſe. Er war Anfangs untröſtbar, und flohe alle menſchliche Geſellſchaft. Ja er hatte ſo böſe Stunden, daß man beſorgte, er möchte gar von Sinnen kommen; und es fehlte nicht viel, ſo wäre er ſeinem Vater, der vor Kummer über den Unfall ſeines Sohnes, wie die Mutter vor Freuden über deſſen Glück, plötzlich geſtorben iſt, in die Ewigkeit gefolget.

Noch lebet er: und fängt an, ſich in ſein Unglück zu finden. Er thut wohl daran: Und mich deucht, ich thue auch nicht übel, wenn ich mich an ſeinem Exempel ſpiegle, und nicht ferner vergebliche Mühe anwende, meinen eigenſinnigen und undanckbaren Landes-Leuten zu gefallen. Wollen ſie meine

ne Verdienſte nicht erkennen, ſo können ſie es bleiben laſſen. Ich habe gethan, was ein ehrliebender Scribent thun kan: Da alle meine Arbeit vergebens iſt, ſo ſchüttele ich den Staub von meinen Füſſen, und gehe von nun an rein zu den Samojeden.

Nehmen Sie mich auf, mein Herr, und glauben, daß ich des Beyfalls einer ſo politen Nation, als die Ihrige iſt, nicht unwürdig bin. Ich werde gewiß Ihre Geſellſchafft nicht verunzieren. Dieſer Brief, den ich Ihnen ſchreibe, wird Sie von meiner Geſchicklichkeit überführen, und die Würckung haben, die ich wünſche.

O wie werden meine Lands-Leute grißgrammen, wenn ich mich hinfort Societatis Scientiarum Arcticæ, quæ Bereſovæ eſt, Socium nennen werde! Es wird ihnen dieſes durch die Seele gehen. Aber wer kan ihnen helffen? Sie haben es um mich, und alle Scribenten meiner Art wohl verdienet, daß ich ihnen dieſen Verdruß mache. Sie haſſen uns, und ich bin verſichert, ſie wünſchen, daß uns der Teufel alle nach Nova Zembla führte. Aber ſie wiſſen nicht was ſie bitten. Sie ſolten uns wohl miſſen, wenn wir nicht mehr vorhanden. Denn wären wir nicht, womit wolten ſie wohl ihre Zeit hinbringen? Wo wolten ſie wohl etwas zu lachen und zu ſpotten finden? Wo wolten ſie wohl mit ihren ſinnreichen Einfällen hin? Ich ſehe es nicht ab: und mache dahero den Schluß, daß wir einem Lande unentbehrlich ſind. Abermahl ein Beweiß unſerer

Vor-

Vortreflichkeit, welchen ich Sie, nicht aus der Acht zu laſſen, bitte, und welchen ich mit leichter Mühe noch weiter ausführen könte.

- - - extremo ni jam ſub fine laborum
Vela traham, & terris feſtinem advertere proram.

Ich will mir aber vorbehalten, dieſe bishero noch nicht erkannte **Nothwendigkeit und Vortreflichkeit der elenden Scribenten**, in einer eigenen Schrifft, ſo gründlich zu behaupten, daß, wofern noch ein Fünckgen Redlichkeit in unſern Feinden iſt, dieſe Unglückſelige hoffentlich in ſich gehen, und aufhören werden, uns ferner zu kräncken.

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen einige Seltenheiten zu überſenden, die ich neulich mit einem Schiffe aus Grönland erhalten habe. Sie beſtehen in einem Schach-Spiel von Eis, welches von der ſpielenden Natur ſo gebildet worden, in einigen ſeltenen Vögeln, und in einer gewiſſen gelblichten Materie, welche von demjenigen, der mich damit beſchencket hat, vor einen ſchwefelichten Auswurff des Berges Hekla ausgegeben, von andern aber vor den Auswurf eines grönländiſchen oder ißländiſchen Bauren gehalten wird. Ich überlaſſe es Ihnen, zu unterſuchen, wer recht hat: Und geſtehe gerne, daß ich in ſolchen Sachen unerfahren bin. Es ſey, was es wolle: ſo iſt es doch eine Rarität.

Der Herr Makewind, der eben bey mir iſt, empfiehlt

pfiehlt ſich Ihnen beſtens, und wird ſich eheſtens die Freyheit nehmen, ſelbſt an Sie zu ſchreiben. Wäre es nicht möglich, daß Sie dieſem ehrlichen Manne, dem es unerträglich iſt, nach dem Unglück, ſo er gehabt hat, in ſeinem Vaterlande zu leben, bey Ihnen eine anſtändige Bedienung verſchaffen könnten? Dencken Sie darauf, mein Herr, ich bitte Sie. Der Herr Makewind verdienet es. Sie dürfen nicht befürchten, daß es ihm bey Ihnen zu kalt ſeyn werde. Er iſt ein Poet; und der Microcoſmus eines Dichters hat ein ſo ſtarckes Central-Feuer, daß er eben der Sonne nicht bedarf. Mr. Makewind würde alſo in Nova Zembla noch ſchwitzen.

Haben Sie die Güte, und beehren mich, ſo bald es geſchehen kan, mit einer Antwort; Sie werden mich dadurch ungemein erfreuen.

Ich habe die Ehre, mit aller erſinnlichen Hochachtung zu ſeyn,

Mein Herr,

Londen,
den $\frac{18}{29}$ Mertz,
1732.

DERO ergebenſter Diener,

R. Clifton.

III.

Der ſich ſelbſt entdeckende
X. Y. Z,
Oder
L–c–s H–rm–n B–ckm–rs
Rev. Miniſt. Candid.
Aufrichtige
Anzeige, der Urſachen,
die ihn bewogen,
die Geſchichte von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem
mit kurtzen Anmerckungen zu erläutern,
und dieſe Anmerckungen unter einen falſchen Nahmen ans Licht zu ſtellen,
zur Beruhigung und Troſt
des (S. T.)
Herrn Mag. Sievers,
ingleichen
zu Rettung der Unſchuld ſeiner Abſichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Druck befördert.

*

Leipzig, 1733.

BOILEAU

Qvel tort lui fais-je enfin? ai-je par un écrit
Petrifié ſa veine, & glacé ſon eſprit?

Vorrede des Verlegers.

Es iſt nunmehro ungefehr ein halb Jahr, daß mir gegenwärtiges MSt. zu Händen kam, und ich bin verſichert, der geneigte Leſer werde es mir ſchlechten Danck wiſſen, daß ich ihm eine Schrift, die unſtreitig, wo er nicht gar zu murriſch iſt, viel zu ſeiner Beluſtigung beytragen wird, ſo lange vorenthalten habe. Doch hoffe ich, wegen dieſer Verzögerung leicht Vergebung zu erhalten, wenn ich ſage, daß ich nimmer die Herausgabe meines MSt. ſo lange würde aufgeſchoben haben, wenn ich nur verſichert geweſen wäre, daß es dem Verfaſſer deſſelben nicht entgegen ſeyn würde, ſeine Arbeit ohne ſein Vorwiſſen in öffentlichem Druck erſcheinen zu ſehen.

Leute meiner Art ſind zwar wegen ihres engen Gewiſſens in dieſem Falle nicht ſonderlich berühmt: Allein, was man auch von dem Eigennutz der Buchhändler ſagt, ſo kan ich doch verſichern, daß ich bedencken getragen habe, einem

Scri-

Scribenten durch die Gemeinmachung einer Schrift Verdruß zu machen, die er vielleicht nur zu ſeinem Zeitvertreib verfertiget hat, und mir alſo alle Mühe von der Welt gegeben, den wahren Uhrheber des **ſich ſelbſt entdeckenden** X. Y. Z. kennen zu lernen, um von ihm ſowohl die Einwilligung zu der Herausgebung ſeiner Schrift, als auch eine Erklärung einiger darin vorkommenden dunckeln, und verderbten Stellen, zu erlangen.

Allein alle meine Bemühung iſt vergeblich geweſen. Derjenige, von dem ich das MSt. erhandelt habe, verſicherte mich zwar, daß der X. Y. Z. ſelbſt Verfaſſer deſſelben ſey, und dieſe Satyre zu keinem andern Ende geſchrieben habe, als um ſich theils an dem Hn. M. Sievers wegen einiger in der erſten Wuth gegen ihn ausgeſtoſſenen harten Reden zu rächen, und theils einigen elenden Tröpfen, und ſcheinheiligen Heuchlern, die ſeine Anmerckungen über die Hiſtorie von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem vor ein Paſqvill ausgeruffen, und ihn eines Mißbrauchs der Schrift beſchuldiget hätten, ihre Unwiſſenheit, und Thorheit vorzuſtellen. Um mich hievon zu über-

überzeugen, berief er ſich auf die Gleichheit der Schreib-Art: Aber durch alles, was er mir vorſagte, ward ich nicht klüger, weil er mir nicht ſagen konnte, wer denn eigentlich der X. Y. Z. ſey.

Ich ſchrieb dahero an einen berühmten Mann in Lübeck, und erſuchte ihn, mir zu melden, wer denn eigentlich der X. Y. Z. und wo er anzutreffen ſey? Seine Antwort war: „Es ſey ihm „unmöglich, mein Verlangen zu er„füllen. Weil er ſelbſt nicht vor ge„wiß ſagen könnte, wer die Anmerckun„gen über die Hiſtorie von der Zerſtöh„rung der Stadt Jeruſalem gemacht „habe. Man habe zwar anfangs ei„nen gewiſſen Mann in Lübeck dieſer„wegen in Verdacht gehabt: Allein, „da der Herr M. Sievers öffentlich ge„ſaget habe, und noch beſtändig behaup„te, daß dieſer Mann ein elender „Stümper und der dümmſte Igno„rant ſey, ſo falle dieſer Verdacht von „ſelbſt weg. Uberdem achte dieſer „Mann den Herrn M. Sievers ſo we„nig, daß er nur darüber lachte, wenn „er hörte, was derſelbe von ihm ur„theile; Und ſey es alſo nicht wahr„ſcheinlich,

„ſcheinlich, daß er ſich einen Gegner wür„de auserleſen haben, an dem, ſeiner „Meynung nach, ſo wenig Ehre zu erja„gen, oder daß er, wenn er ja einmahl „habe verſuchen wollen, einen **ſtolzen „Jüngling** zur Erkäntniß ſeines Elendes „zu bringen, ſich weiter mit einem Men„ſchen abgeben werde, an dem alle Hof„nung verlohren, u. ſ. w.

Da ich nun auch in dieſer Antwort ſo wenig Troſt fand, verzweiffelte ich, und ließ alle Hoffnung, den wahren X. Y. Z. jemahlen kennen zu lernen, gäntzlich fahren. Es haben ſich zwar nach der Zeit viele gefunden, die mir bald dieſen, bald jenen, als den rechten Uhrheber der Anmerckungen über die Hiſtorie von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem genennet haben: Allein ich habe mich an dieſe Nachrichten ſo wenig gekehret, als an das Vorgeben desjenigen, der mir neulich, als ein ſonderbahres Geheimniß offenbahrte, daß nicht der X. Y. Z. ſondern ſein Bruder der noch ein ärgerer Spötter ſey, das MSt. ſo ich jetzo der Welt vor Augen lege: verfertiget habe.

Es kan mir endlich gleich viel gelten, wer der X. Y. Z. und ſein Vertheidiger

ſey.

ſey. Ich bin zufrieden, daß ich der Welt eine Schrift mittheilen kan, die ihr nothwendig gefallen, und mir denjenigen Vortheil bringen muß, den ich mir ſicher verſprechen kan, wenn ich den guten Abgang der Satyre anſehe, auf welche ſie ſich beziehet.

Der Verfaſſer derſelben wird es indeſſen nicht übel nehmen, daß ich ſeine Arbeit wider ſein Wiſſen und Willen herausgebe. Ich kenne ihn nicht, und er kan es mir unmöglich verdencken, daß ich meinen Vortheil und die Ehre, etwas zum Vergnügen der klugen Welt beygetragen zu haben, allen andern Betrachtungen vorziehe.

Nur bedaure ich, daß ich nicht im Stande bin, die Lücken meines MSt. auszufüllen, und dieſes um ſo viel mehr, weil, ſoviel ich urtheilen kan, in der einen der verdorbenen Stellen die Tumheit derjenigen, die eine Satyre vor ein Paſqvill anſehen, und in der andern die **alberne Scheinheiligkeit** eines gewiſſen **Sünders**, der ſich an einigen bibliſchen Redens-Arten geſtoſſen hatte, ſo lebhaft abgebildet geweſen, daß man es unſtreitig mit Luſt würde geleſen haben.

Indeſſen liefere ich gegenwärtige Schrift, ſo, wie ich ſie bekommen, ohne die geringſte Verfälſchung. Mehr kan ich nicht, und hofe der Leſer wird mit mir zu frieden ſeyn, und mir beſtändig gewogen verbleiben.

Leipzig,
den 24. Sept.
1733.

Vorbericht.

Gar nachdenckliche Worte ſind es, geneigter und andächtiger Leſer, die wir bey dem groſſen römiſchen Redner Cicero leſen, wenn es heiſt: Negligere qvid de ſe qvisqve ſentiat, non ſolum arrogantis eſt, ſed etiam hominis omnino diſſoluti. „Nicht achten, was die Leute von einem ſagen, zeigt nicht nur einen Hochmuth, ſondern auch eine groſſe Liederlichkeit an.

Es will der vortrefliche Tullius hiemit ſo viel ſagen, daß man ſich beſtreben müſſe, einen guten Nahmen zu haben. Negligere, ſpricht er, qvid de ſe qvisqve ſentiat, non ſolum arrogantis eſt, ſed etiam hominis omnino diſſoluti. Man muß nicht meynen, daß dieſer groſſe Mann durch dieſe güldenen Worte die Menſchen zu einem thörigten Ehrgeitz verleiten wolle; ſeine Abſicht iſt nur, dieſelbe zu bereden, es ſey nicht gleich viel, was die Welt von uns dencke.

Das Wort, das im Grunde liegt, iſt von gar beſonderm Nachdruck. Es heiſt: Negligere qvid de ſe *qvisqve* ſentiat. Qvisqve heiſt einjeder, alle Menſchen ohne Ausnahme. Er will demnach ſo viel ſagen, daß man **nicht aller** Menſchen Urtheil verachten müſſe. Non-omnium hominum. Welches eben ſoviel geſagt iſt, als, man müſſe einiger Menſchen Urtheil nicht verachten; nach dem bekannten

Non-omnis qvidam non, ſed omnis-non
qvaſi nullus.

Jeder-

Jederman weiß, daß die Menſchen nicht alle einer Art ſind. Einige ſind klug und tugendhaft, andere aber dumm und böſe. Ein ehrlicher Mann kehrt ſich wenig daran, was dieſe letzten von ihm ſagen oder dencken. Er verlanget nicht von ihnen gelobet zu ſeyn, und achtet es nicht, wenn ſie ihn läſtern. Er ſpricht:

Non moror, an laudet me turpis, an improbet oſor.

Aber der Beyfall kluger und tugendhafter Perſonen iſt eine Sache, die er eyferig ſuchet. Es iſt ihm nicht gleichviel, was ſolche Leute von ihm ſagen, und ſo wenig er darnach frägt, was die dumme Welt von ihm urtheilet, ſo ſehr erquicket ihn das Lob, ſo ihm die Klugen beylegen. Er iſt geſinnet, wie der Hector beym Nävius. Lætus ſum, ſpricht er, laudari me abs te, pater, laudato viro. Denn ea profecto jucunda laus, qvæ ab iis proficiſcitur, qvi ipſi in laude vixerunt. Zu reden mit dem Cicerone Lib. XV. ep. 6.

Iſt es nun einem gelehrten Mann angenehm, von rechtſchaffenen Leuten gelobet zu werden, ſo ſo iſt es ihm hergegen ein empfindliches Creutz, wenn ſolche Perſonen ungleiche Gedancken von ihm haben. Ich rede aus der Erfahrung, geneigter Leſer, und habe ſeit einigen Monathen mit Verdruß empfunden, was die widrigen Urtheile, ſolcher Leute, denen wir zu gefallen ſuchen, einem Menſchen vor Kummer verurſachen, den ſein Gewiſſen überzeuget, daß er dieſelben nicht verdiene.

Der Chriſtliche Leſer weiß, daß vor nicht langer Zeit eine kleine Schrift zum Vorſchein gekom-

men iſt, in welcher die Geſchichte von der **Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem** mit Anmerckungen erläutert worden. Der Urheber dieſer Schrift nennet ſich X. Y. Z. und giebt ſich auf dem Titel vor einen Nachahmer des Hn. M. **Sievers** aus. Der Ruhm welchen ſich dieſer gelehrte Mann durch ſeine vielen und herrlichen Schriften erworben hat, hat gemacht, daß die Anmerckungen des X. Y. Z. weil ſie nach dem Geſchmack des Hn. M. Sievers geſchrieben, begierig geleſen worden, und jederman iſt ſo billig geweſen, daß er dem Verfaſſer die Ehre, ein wahrer Nachfolger des Hn. M. Sievers zu heiſſen, nicht ſtreitig gemacht hat. Allein, gleichwie groſſe Verdienſte gar ſelten unbeneidet zu ſeyn pflegen, ſo haben ſich auch Leute gefunden, die, aus einem heimlichen Widerwillen gegen den Hn. M. Sievers, die Anmerckungen über die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem vor eine ſatyriſche Schrift ausgegeben, und ohne Scheu behauptet haben, der Verfaſſer derſelben ſuche die vortreflichen Anmerckungen über die Paßion, die der Hr. M. Sievers ans Licht geſtellet hat, lächerlich zu machen. Man hat faſt aus einem jeden Worte dieſer Schrift einen, ich weiß nicht wie tiefen, myſtiſchen Verſtand gezogen; Ja einige ſind gar ſo unverſchämt geweſen, daß ſie die gantze Schrift vor ein Pasqvill geſcholten haben. Der Hr. M. Sievers ſelbſt iſt durch die gemeine Sage verführet worden, zu glauben, daß der ſogenannte X. Y. Z. ein hämiſcher Spötter ſey, der ſich auf ſeine Unkoſten luſtig machen wolle, und hat ſich alle Mühe gegeben, zu entdecken, wer denn ei-

gentlich dieſer X. Y. Z. ſey, mit der angehängten Drohung, denſelben, wenn er es nur wüſte, nach Verdienſte zu züchtigen.

Ich bin der X. Y. Z. und gebe demnach dem geneigten Leſer zu bedencken, wie nahe es mir müſſe gegangen ſeyn, daß ſo viel kluge Leute, und unter denſelben der Hr. M Sievers, ein Mann, vor welchen ich eine beſondere Hochachtung hege, mir, ich weis nicht was vor böſe Abſichten beygeleget. Ich müſte gantz unempfindlich ſeyn, wenn ich zu ſolchen Beſchuldigungen ſtill ſchwiege, und nicht, nach allem Vermögen, meine Unſchuld, die an ſich zwar offenbahr genug iſt, zu retten ſuchte. Ein Spötter, ein Pasqvillant ſind Ehren-Titel, vor welche ich mich ſehr bedancke, und die einem Menſchen von meiner Profeßion gar nicht anſtehen. Es erfordert demnach die Liebe, die ich mir ſelbſt ſchuldig bin, daß ich zur Rettung meiner Ehre, die Feder ergreiffe, und denenjenigen, die von mir ſo ungleiche Gedancken hegen, ihren falſchen Wahn, wo möglich, benehme.

Ich bin um ſoviel mehr gezwungen, dieſes zu thun, weil mir ſchon von meinen Patronen, denen ich meine Schrift noch ungedruckt gezeiget habe, nicht undeutlich zu verſtehn gegeben worden, ſie machten ſich ein Gewiſſen, einen Menſchen von ſo boßhaftem Gemüthe, als ich ſeyn müſte, wenn ich die Abſichten gehabt hätte, die man mir beymiſſet, zu einem Geiſtlichen Amt zu befordern. Ich geſtehe, dieſe Erklärung meiner Gönner hat mir manche unruhige Nacht gemacht, und bin ich oft auf die verzweifelten Gedancken gefallen, eine andere Handthierung zu ergreifen.

Die

Die Medicin gefiel mir vor allen andern; Denn dieſes iſt, nach der Meynung eines gewiſſen Frantzöſiſchen Printzen, eine Kunſt, in der man ohne Gefahr ein Stümper ſeyn kan; C' eſt un art, où l'on peut étre impunement ignorant: Aber die Zärtlichkeit meines Gewiſſens, und die Furcht, mich zu verſündigen, wenn ich meine Hand vom Pflug zöge, iſt Urſache, daß ich dieſe böſe Gedancken fahren laſſe, und mich entſchloſſen haben, erſt zu verſuchen, ob ich nicht, durch eine klare Darthuung meiner Unſchuld, die üble Meynung, die man von mir hat, umſtoſſen könne.

Ich weiß nicht, ob ich hoffen kan, meinen Zweck bey dem gröſſeſten Hauffen zu erreichen; das weiß ich aber gewiß, daß der Hr. M. Sievers, wenn er nur die Güte haben will, meine Entſchuldigungen zu leſen, mich völlig losſprechen wird. Erlange ich dieſes, ſo bin ich zu frieden; ſo bin ich der Gunſt meiner Beförderer verſichert, und werde mich über dem glücklich ſchätzen, etwas zu der

Beruhigung des Hr. Mag. Sievers
beygetragen zu haben.

Qvilibet verborum ſuorum optimus interpres.

Der Zweck, den ich mir in dieſer Schrift vorgeſetzet habe, iſt, die Unſchuld meiner Abſichten, wider die ungleichen Urtheile zu retten, die von meinen Anmerckungen über die Geſchichte von der **Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem** gefället worden ſind. Ich werde mich bemühen, dieſes auf eine ſo gründliche Art zu thun, daß alle Unpartheyiſche mit Händen greiffen mögen, wie ſehr mir zu nahe geſchehen ſey.

Um alle Verwirrung zu vermeiden, theile ich meine unbilligen Richter in drey Claſſen. Zu der erſten rechne ich diejenigen, welche meine Schrift vor ein **Pasquill** ausgeben: Zu der andern diejenigen, welche behauptet haben, meine Abſicht ſey geweſen, des Hn. Mag. Sievers zu ſpotten, und zu der dritten diejenigen, welche, ohne von meinen Achſichten zu urtheilen, eines und das andere an meinen Anmerckungen auszuſetzen gefunden haben.

Diejenigen, welche meine Schrifft vor ein **Pasquill** ausgerufen haben, verdienen zwar nicht, daß ich ihrer erwehne. Ihre Unbilligkeit und Einfalt fällt ſo ſehr in die Sinne, daß ich nicht nöthig habe, mich gegen ſie zu vertheidigen: Und mich deucht, ich erweiſe ihnen ſchon zu viel Ehre, daß ich ihrer Meldung thue. Sie dürffen alſo nicht beſorgen, daß ich ſie ſo abfertigen werde, wie ſie es verdienen. Ich habe aber ihre Läſterung nur darum nicht mit Stillſchweigen übergehen wollen, damit

ich Gelegenheit haben möchte, ihnen aus Chriſtlicher Liebe, die wohlgemeynte Erinnerung zu geben, daß es ihrer Ehre ſehr zuträglich ſeyn würde, wenn ſie belieben wolten, ſich auf einander mahl nicht ſo zu übereilen, und eine Schrifft nicht eher vor ein Pasquill auszugeben, als bis ſie gelernet haben, was eigentlich dieſes Wort vor eine Bedeutung haben. In Poſtillen und in - - - - - - - - deſunt non nulla - - - - - -. Dieſes iſt es, was ich ihnen zu ſagen habe. Wofern ſie klug ſind, werden ſie meinen Rath folgen, und ſich nicht durch ferneres Läſtern des Glimpfs unwürdig machen, den ich jetzo, in Betracht ihrer Unwiſſenheit gegen ſie gebrauche.

Ich wende mich zu denen, die meine Schrift vor ſatyriſch angeſehen haben. Deren iſt nun eine groſſe Menge, und viele ſind darunter, denen ich, ihres Standes und ihrer Verdienſte wegen, eine beſondere Ehrerbietung ſchuldig bin. Es iſt mir demnach ſehr leyd, daß ich mich genöthiget ſehe, ihnen zu ſagen, daß ihre Gedancken von der Abſicht meiner Anmerckungen über die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem, gantz und gar irrig ſind.

Es wird ſchwer halten, daß ich ihnen dieſes begreiflich mache. Denn die falſche Einbildung, daß ich ein Spötter ſey, hat in den Gemüthern derer, die meine Schrift geleſen haben, ſo tiefe Wurtzel geſchlagen, daß ich glaube, die meiſten ſchwüren einen Eyd, daß ſie recht haben. Ich muß mich wundern, wie ſo viele kluge Leute auf eine ſo wenig wahrſcheinliche Meynung verfallen können, und

kan,

kan, wie viel ich auch darauf gedacht habe, nicht ergründen, was ihnen Anlaß gegeben, meine unſchuldigen Worte ſo übel auszulegen.

Sie thun mir gewiß zu viel Ehre, wenn ſie glauben, daß ich geſchickt ſey, eine Satyre zu ſchreiben, und beleidigen mich, wenn ſie ſich einbilden, daß ich Luſt habe durch eine ſo unchriſtliche Schreib-Art mein Gewiſſen zu beflecken. Ich bin mit allem, was in der Welt vorgehet, ſehr wohl zu frieden, und mehr geneigt jedermann zu loben, als zu tadeln.

„ - - - per me eqvidem ſint omnia protinus alba,
„Nil moror. Euge! omnes bené miræ eritis res.
Perſius Sat. I.

In Anſehung der Schriften, die heraus kommen, bin ich überdem von Natur ſo wenig lecker, als jemand in der Welt, und die Bücher, die ich nothwendig leſen muß, ſind ſo beſchafen, daß mein Geſchmack unmöglich dadurch verwehnet werden kan. Durch dieſe tägliche Koſt iſt mein Gaumen ſo ausgehärtet, daß ich alles, was gedruckt iſt, ohne Eckel leſen kan, und es mir gleich viel iſt, ob ich eine Hiſtorie in meinem Almanach, oder ob ich in der Europäiſchen Fama leſe. Und wenn ich auch gleich von Natur zur Spötterey geneigt wäre, ſo würde mich doch meine natürliche Blödigkeit abhalten, meinem Triebe zu folgen, und mir ohne Noth Feinde zu machen. Ich weiß wohl, wie gefährlich es iſt, Satyren zu ſchreiben:

„ C' eſt un méchant métier que celui de medire

„A l' auteur qui l'embraſſe il eſt toûjours fatal.
„Le mal qu' on dit d' autrui ne produit que du mal.

Boileau Sat. VII.

Jedermann haſſet den, der dieſes Handwerck treibt, und flieht ihn, als ein gefährliches Thier. Man ſpricht:

„Fœnum habet in cornu: longé fuge; dummodo riſum
„Excutiat ſibi non hic cuiqvam parcet amico.

Horat. Lib. I. Sat. 4.

Es iſt wahr, man lacht über die Einfälle eines ſolchen Menſchen. Man lobet ihn, wenn er es gut gemacht hat. So bringt es der verderbte Lauf der Welt mit ſich! Aber auch diejenigen, die an ſeinen Spöttereyen einen Gefallen haben, und ſich über den Unfall ihres armen Nechſten ergetzen, wider welchen dieſelbe gerichtet ſind, haſſen denjenigen in ihrem Hertzen, der ihnen dieſe Luſt machet. Boileau wuſte es wohl, darum ſchreibt er am angeführten Ort:

„ - - un auteur malin, qui rit & qui fait rire
„ Qu'on blâme en le liſant, & pourtant qu' on veut lire
„Dans ſes plaiſans accés qui ſe croit tout permis,
„ De ſes propres rieurs ſe fait des ennemis.

Ich glaube wohl, es giebt ſo wunderliche Gemüther, die ſich durch die Hoffnung des eiteln Lobes, welches ein luſtiger Einfall ſeinem Urheber zu Wege zu bringen pfleget, ſo ſehr blenden laſſen, daß ſie die Gefahr,

Gefahr, welche damit verknüpfet iſt, verachten. Sie haben ihren Willen: Aber ich vor meine Perſon bekenne aufrichtig, daß ich ſo nicht geſinnet bin. Ich bin nicht eitler Ehre geitzig, noch weniger von denen, welche

„Piſſent au beneſtier, à fin qu' on parle d' eux.

Regnier Sat. II.

Ich laſſe einen jeden in ſeinen Würden; So bleibe ich auch wer ich bin. Ich kehre vor meiner eigenen Thür, und wünſche von Hertzen, daß ein jeder ſo wäre, wie ich. Dieſes ſind meine wenigen Gedancken von dem unchriſtlichen und gefährlichen Handwercke der Spötter, unter welche man mich, ohne mein Verſchulden, zehlen will. Ich bitte alle diejenigen, welche dieſes thun, das, was ich hier ſchreibe, reiflich zu erwegen, ſo werden ſie, wie ich hoffe, befinden, wie unwahrſcheinlich es ſey, daß ich meiner Erkänntniß ſo ſehr habe entgegen handeln wollen. Ich weiß, die Herren, mit denen ich hier zu thun habe, ſind ſo gütig geweſen, daß ſie von der Fähigkeit meines Verſtandes eben kein ſchlimmes Urtheil gefället haben. Wenn ſie demnach auch glauben, daß die Boßheit meines Willens die Erkänntniß meines Verſtandes habe überwiegen können, ſo werden ſie mir doch die Einfalt nicht zutrauen, daß ich mich an den Herrn Mag. Sievers würde gewaget haben.

Dieſer geſchickte Kopf hat ſchon gewieſen, daß er ein Meiſter in der feinen Satyre ſey. Ich will ſeines Satyriſchen Patrioten nicht erwehnen, obgleich dieſe Blätter alles, was Rom, Griechenland, und

und alle andere Länder in dieſer Schreib-Art gutes aufzuweiſen haben, weit übertreffen. Nur bitte ich meine Leſer, ſich der vortreflichen Gedächtniß-Müntzen zu erinnern, die der Hr. M. Sievers, wie wohl nur in Idea und mit dem Stempel ſeines Verſtandes, auf den Schwärmer **Gerhard** gepräget hat.

Man kan mit Wahrheit ſagen, daß der Hr. M. Sievers in dieſer kleinen Schrift ſich ſelbſt übertrofen habe. Der **ſchäbigte Bullen-Beiſſer**, auf welchem er den M. Gerhard, zum Troſt aller Rechtgläubigen, einhertraben läſſet, hat mir fürnehmlich wohl gefallen; Und ich kan mich, ſo offt ich daran gedencke, welches ich dann, zu Anfeurung meines Eyfers wider die Irrgläubigen, alle Wochen wenigſtens etliche mahl thue, noch nicht enthalten, auszuruffen:

Faceté, lepidé, laute: nihil ſuprá.

Ich habe die Apophtegmata der Alten bey dem Plutarchus geleſen: Auch beym Cicero, Macrobius und andern viele bona dicta (bons mots) und ſcharfſinnige Einfälle gefunden: Aber der **Bullen-Beiſſer, der ſchäbigte Bullen-Beiſſer**, übertrift alles, was man in den Schriften der Alten und Neuern ſchönes in dieſem Stücke antrift. Durch dieſes Sinnbild hat der Hr. M. Sievers gewieſen, wie weit ſich die Kräfte des menſchlichen Witzes erſtrecken, und wüſte ich in dem gantzen Alterthum nichts, das mit ſelbigem einigermaſſen in Vergleichung zu ziehen ſey, als die ſcharfſinnigen Worte des Thraſo beym Terentius:

Eóne

Eóne ferox es, qvia habes imperium in belluas?

Terent. in Eunuch. Act. III. Sc. I.

Weil ich weiß, daß es Leute giebt, welche meinen, der Hr. M. Sievers habe mit dieſen Gedächtniß-Müntzen den armen Gerhard zu hart angegriffen, ſo ergreiffe ich hier mit vielem Vergnügen die Gelegenheit, den Hn. M. wider ſolche unbeſonnene Richter zu vertheidigen, und ſage ihnen ohne Scheu, daß ſie einfältige Tröpfe, wo nicht gar heimliche Ketzer und Indiferentiſten ſind: Denn entweder ſie wiſſen nicht, daß gegen einen Feind alles erlaubt iſt. Hoſti in hoſtem omnia licent; und daß man den Feinden der Kirchen auch, wenn man Luſt hat, fluchen kan, oder ſie halten auch den Schwärmer Gerhard höher, als es ſich gebühret. Und was hat dann endlich der Hr. M. Sievers dem Gerhard vor Grobheit bewieſen? Iſt es nicht höflich genug, daß er ihn auf den **Bullen-Beiſſer** geſetzt hat, und reiten läſſet? Hätte er ihn doch eben ſo leicht auf allen vieren kriechen, und von dem **Bullen-Beiſſer** weidlich können zerzauſen laſſen.

Ich ſchäme mich in einer ſo klaren Sache mehr Worte zu verſchwenden. Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und frage einen jeden Unpartheyiſchen, ob es wohl glaublich ſey, daß ich, da mir die ſpitzige Feder des Hn. M. Sievers mehr als zu wohl bekannt iſt, eine Satyre wider dieſen gelehrten Mann habe ſchreiben wollen? Da er den guten Gerhard, der ihm mein Tage nichts zu wider gethan hatte, in die Back-Pfanne gelegt hat, um

dem

dem Teufel einen fetten Braten zuzurichten, ſo würde das wenigſte, das ich hätte befürchten können, dieſes geweſen ſeyn, daß er mich in Stücken zerhackt, auf den Roſt geleget, und dem Beelzebub als eine Carbonnade würde vorgeſetzet haben.

Ein Mann, der mit denen, welchen er nicht gewogen iſt, ſo ſcharf verfähret, kan auch den kühnſten abſchrecken, ſich an ihm zu reiben? Ich bin von Natur furchtſam, und ſoll doch wider den H. M. Sievers eine Satyre geſchrieben haben. Dieſes, deucht mich, iſt etwas, das nicht den geringſten Schein der Wahrheit hat.

Aber was bemühe ich mich viel, durch allerhand Gründe dieſen falſchen Verdacht von mir abzulehnen? ubi rerum teſtimonia adſunt non opus eſt verbis. Meine Schrift liegt vor jedermans Augen. Ich biete allen meinen unbilligen Richtern Trotz, mir das geringſte darinne zu zeigen, welches zur Beſchimpfung des Hn. M. Sievers gereiche. Man leſe meine Vorrede, ſo wird man meine wahre Abſicht erfahren.

Mein Zweck iſt, meinem Nächſten mit meinem Talent zu dienen, und dem Herrn M. Sievers nachzuahmen. Wer kan mich desfalls tadeln? Das Sieges-Zeichen des Miltiades machte dem Temiſtocles unruhige Nächte, und Cäſar ſeuffzete, als er zu Cadix das Bildniß Alexanders des Groſſen ſahe, und bedachte, daß er in einem Alter, da dieſer ſchon die halbe Welt bezwungen, noch nichts gethan hätte. Was iſt es dann Wunder, daß ich, der ich unſtreitig älter bin, als der Hr. M. Sie-

vers,

vers, zu einer gleichen Nacheyferung angefeuret worden, da ich dieſen vortreflichen Mann an den Ecken aller Buchläden in Effigie hängen geſehen? Ich habe mich demnach unterwunden, ſeinen Fußſtapffen zu folgen, und durch allerhand nützliche Schriften mich in den Stand zu ſetzen, daß ich mich auch einmahl mit Ehren in Kupfer ſtechen laſſen, und neben ihm hängen könnte.

Dieſe Begierde, dem Hn. M. Sievers nachzuahmen, und demſelben, ſo viel möglich, gleich zu werden, iſt eintzig und allein hinlänglich, mich bey allen, welche die Billigkeit lieben, auſſer Verdacht zu ſetzen. Man ahmet gewiß keinem nach, den man nicht vor vortreflich hält, und was einer vor vortreflich hält, das wird er nimmer lächerlich zu machen ſuchen. Woher kömmt es dann, daß man mir eine ſo alberne Aufführung beymiſſet?

Ich ſolte nicht meynen, daß es daher rühre, weil ich meine Schrift unter einem falſchen Nahmen herausgegeben habe. Ich habe darinn viele vortrefliche Männer zu Vorgängern, und kluge Leute pflegen eine Schrift nach ihrem Inhalt, und nicht nach dem vorgeſetzten Nahmen zu beurtheilen. Damit ich aber meinen Ubelwollenden das Maaß voll mache, will ich ihnen aus Höflichkeit, auch die Urſachen von dieſem meinem Verfahren kürtzlich melden. Die Anmerckungen über die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem ſind meine erſte Schrift. Eine

Behut-

Behutſamkeit, die allen angehenden Scribenten natürlich iſt, bewog mich demnach, meinen wahren Nahmen zu verſchweigen, um mit deſto mehrer Sicherheit, und weniger Gefahr zu vernehmen, was kluge Leute von meiner Arbeit urtheilen würden. Man hat meine Schrift geleſen: Man hat ſie beurtheilet, und die Urtheile ſind ſo ausgefallen, daß ich weiter keine Urſache habe, mich zu verbergen, ja faſt gezwungen bin, mich kund zu geben. Denn da man eines theils meine Schrift gelobet, und einhellig geſaget hat, daß ich dem Hn. M. Sievers glücklich nachgeahmet habe; ſo kan ich, ohne Gefahr einiger Schande, ſagen, wer ich bin: Indem man aber andern theils mir Schuld giebt, daß ich dem Hn. M. Sievers durch meine Nachahmung beſchimpfſen wollen: ſo bin ich genöthiget, mich zu melden, und dieſer Beſchuldigung zu widerſprechen. Ich finde in dieſem Verfahren nichts, als Unſchuld. Nachdem ich alſo auch dieſen Stein des Anſtoſſes aus dem Wege geräumet, und gewieſen habe, daß ich nicht gefährlicher Weiſe einen falſchen Nahmen angenommen, ſo fahre ich weiter fort, und frage diejenigen, die, ungeachtet ich in der Vorrede meiner Schrift meine Abſicht aufrichtig und deutlich entdecket habe, mir dennoch den ſtrafbahren Vorſatz beylegen, daß ich den Hn. M. Sievers habe lächerlich machen wollen, was ſie auf ſolche Gedancken gebracht hat? Glauben ſie etwan meinen Worten nicht? Ich ſolte es faſt dencken: Aber was bewegt ſie denn zu dieſem Mißtrauen? Bin ich denn vor einen Lügner bekannt? Können

meine Leſer klagen, daß ich ſie ſchon eher betrogen habe? Ich glaube es nicht: Denn ich habe ja ſonſt noch niemahlen etwas drucken laſſen. Ich kan alſo nicht ergründen, warum man ſo ungläubig iſt. Will man dem unbilligen Verdacht, den man wider mich hat, einigen Schein geben, ſo muß man entweder voraus ſetzen, daß ich des Hn. M. Sievers Feind bin, und daß folglich eine ſo groſſe Hochachtung gegen denſelben, als ich vorgebe, nicht von mir zu vermuthen ſey: Oder man muß auch weiſen, daß in meiner Schrift Dinge enthalten ſind, die mit der vorgegebenen Abſicht derſelben ſtreiten. Beydes aber iſt unerweißlich. Ich habe die Zeit meines Lebens mit dem Hn. M Sievers keinen Streit gehabt, und daß ich in meiner Schrift meinen vorgegebenen Abſichten ſolte entgegen gehandelt haben, das läuft wider den Augenſchein.

Ich habe dem Hn. M. Sievers nachahmen wollen. Und alle Welt ſaget, ich habe es glücklich gethan. Ich bezeuge eine Hochachtung gegen den Hn. M. Sievers. Und darum iſt meine gantze Schrift voll von ſeinem Lobe. Ich bewundere darinn ſeine Verdienſte. Ich rette ſeine Ehre wider diejenigen, die ſeiner ſpotten. Wer dieſes nicht ſiehet, der muß blind ſeyn.

Warum aber will man dann meinen Worten nicht trauen? Warum ſpricht man, ich ſuche den Hn. M. Sievers zu beſchimpfen? Es iſt dieſe Einbildung ſo lächerlich, und ſo offenbahr irrig, daß ich mich faſt entſehe, dieſelbe weitläuftig zu widerlegen, und von Hertzen bedaure, daß ſo viele weiſe

und ehrwürdige Männer derſelben Platz gegeben haben. Sie ſtreitet augenſcheinlich wider den erſten Grund-Satz aller menſchlichen Erkänntniß, nach welchem das, was einen Widerſpruch in ſich faſſet, nicht wahr ſeyn kan. Ich wüſte nicht, was einander mehr entgegen ſeyn könnte, als Lob und Beſchimpfung. Jenes iſt eine Bewunderung und Ausbreitung der Vollkommenheiten unſers Nechſten; Dieſe iſt eine Aufdeckung ſeiner Mängel. So wenig nun Vollkommenheit und Mangel bey einander ſtehen können, ſo wenig iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der eines andern Vollkommenheiten bewundernd ausbreitet, die Abſicht haben ſolte, eben durch dieſe Ausbreitung deſſen Mängel aufzudecken.

Ich ſehe vorher, daß viele, die nicht gerne ohne Urſache gelacht haben wollen, dieſen meinen unumſtößlichen Beweiß, weil er ihrem Vergnügen entgegen iſt, anfechten werden. Sie werden ſagen; es ſey bekannt, daß man durch ein verſtelltes Lob einen aufs allerempfindlichſte beſchimpfen könne; und ſey dieſes eben das ſchlimmſte an meiner Schrift, daß ich mich geſtellet hätte, als ſuche ich den Hn. M. Sievers zu loben, da doch in der That meine Abſicht ſey, ihn durch meine Lobes-Erhebungen lächerlich zu machen. Dieſes iſt ihre eintzige Ausflucht. Darauf beſtehen ſie, und haben dadurch manches gutes Gemüth auf ihre Seite gebracht. Ich erſchrecke aber vor dieſem Einwurff gar nicht, wie groß ſie ſich auch damit wiſſen, ſondern antworte darauf mit der Freymüthigkeit, die ein gutes Gewiſſen giebet, in aller Kürtze folgendes: 1)

Daß es ein ſehr lahmer Schluß iſt, wenn man daher, daß etwas geſchehen kan, folgern will, es ſey würcklich geſchehen: A poſſe ad eſſe non valet conſeqventia: und daß es 2.) eine groſſe Verwegenheit ſey, wenn man ſich zu einem Hertzens-Kündiger aufwirft, und ſich von den innerſten Gedancken ſeines Nechſten zu urtheilen unterfängt.

Dieſes kan zu Abfertigung derer, die mir dieſen Einwurf machen, genug ſeyn. Ich bleibe dabey, daß ich, wie es der Augenſchein giebt, den Hn. M. Sievers nicht geſchimpfet, ſondern gelobet habe. Ich verlange mit Recht, daß man glaube, daß dieſes im Ernſt von mir geſchehen ſey, und daß man meine Worte verſtehe, wie ſie lauten. Wer dieſe Forderung vor unbillig hält, der giebt gar zu deutlich zu erkennen, daß er ſelbſt die Billigkeit nicht liebe, und verdient nicht, daß man ſich weiter Mühe gebe, ihn zu beſſern Gedancken zu bringen. Ich werde mich auch wenig bekümmern, ob diejenigen, die bißhero, von meinen Abſichten ſo ungleich geurtheilet haben, nach dieſem von ihrer ungegründeten Meynung abſtehen werden, oder nicht. Ich habe meine Unſchuld gründlich dargethan, und werde zu frieden ſeyn, wenn nur der Hr. M. Sievers ſeinen wider mich gefaſten Zorn fahren läſſet. Um dieſes von ihm zu erhalten, nehme ich mir die Freyheit, ihn allhier ins beſondere anzureden.

Ich bitte ihn demnach zu erwegen, daß ich in meiner gantzen Schrift nichts gethan habe, als daß ich ihn, nach Verdienſt, gelobet. Meine Worte ſind ſo klar, daß er dieſes ſelbſt nicht wird leugnen können.

Er weiß, daß man ohne dringende Noht, von den klaren Worten eines Scribenten nicht abweichen müſſe. Dieſe Regel iſt ſo gründlich, daß auch unſere Gottes-Gelehrten dieſelbe in Erklärung heiliger Schrift zum Grunde legen. Der Hr. M. Sievers weiß dieſes ſo gut, als jemand in der Welt. Warum weicht er dann von meinen klaren Worten ab? Warum ſucht er, mit Verwerfung des buchſtäblichen Verſtandes, einen geheimen Sinn?

Ich dencke nicht, daß er ſagen werde, es ſey eine dringende Noth vorhanden, die ihn zwinge dieſes zu thun. Denn dieſe Antwort würde ihm gar nicht rühmlich ſeyn. Die eintzige Urſache, warum man eine Schrift, in welcher jemand gelobet wird, vor ſatyriſch hält, iſt, wenn derjenige, der gelobet wird, von den guten Eigenſchaften, wesfalls man ihn lobet, nichts, oder wohl gar das Gegentheil an ſich hat. Wenn ich demnach z. E. den Hn. Prof. Philippi in Halle als einen groſſen Redner und Poeten, und den P. Girard wegen ſeiner Keuſchheit gelobet hätte, ſo würde man mir nicht Unrecht thun, wenn man ſagte, ich habe ſpotten wollen: Aber da ich an dem Herrn M. Sievers nichts, als ſolche Tugenden lobe, die er alle in einem hohen Grad beſitzet, ſo hätte ich vermuthet, man würde eher ſagen, mein Lob ſey vor ſeine Verdienſte noch zu geringe, als mich vor einen Spötter halten. Gewiß diejenigen, welche dieſes thun, müſſen des Hn. M. Sievers Freunde nicht ſeyn. So nachtheilig ihr Urtheil mir iſt, ſo ſchimpflich iſt es dem Hn. M. Denn der Satz, den ſie zum Grunde deſſelben legen, muß nothwendig dieſer

ſeyn:

ſeyn: Daß es unglaublich ſey, daß einer den Hn. M. Sievers im Ernſt loben könne, weil er nichts lobenswürdiges an ſich habe. Ich gebe dem Hn. M. zu bedencken, ob ſein ärgſter Feind wohl was ſchlimmers von ihm ſagen könne? Er mag ſelber urtheilen, ob er Urſache habe auf mich, der ich ihn lobe, zu zürnen, oder auf diejenigen, welche ſagen, das Lob, das ich ihm beylege, komme ihm nicht zu. Mich deucht, es iſt offenbahr, daß nicht ich, ſondern dieſe letzten ihn beſchimpfen. Ich kan mich dahero nicht genug wundern, wie der Hr. M. Sievers dieſen Leuten Beyfall geben, und ſich einbilden können, ich ſpotte ſeiner. Ihm, als einem Weltweiſen, der es unſtreitig in der Erkänntniß ſein ſelbſt hochgebracht hat, muß die Gröſſe ſeiner Verdienſte am beſten bekannt ſeyn. Wie kan er alſo glauben, daß man ſeiner ſpotte, wenn man ihn lobt? Durch einen ſolchen Verdacht beleidiget er ſich ſelbſt.

Ich habe Urſache zu vermuthen, daß der Herr M. Sievers, nach der ihm beywohnenden Scharfſinnigkeit, die Wahrheit deſſen, was ich hier ſchreibe, einiger maſſen erkenne. Denn ob man mir gleich anfangs geſagt hat, er ſey ſo ſehr auf den X. Y. Z. erbittert, daß er gegen ihn ſchreiben wolle, ſo iſt dieſes doch noch zur Zeit nicht geſchehen. Ich glaube, er hat begriffen, daß er es nicht mit Ehren thun könne. Einen Menſchen widerlegen, der uns lobet, heißt ſich ſelbſt ſchelten. Ich habe geſagt, der Hr. M. Sievers ſey ein vortreflicher Mann, ein wackerer Mann; er ſey ſcharfſinnig; ſeine Anmerckungen über die Paßion würden gelobt

u. ſ. w. Was hätte er mit Vernunft dawider ſagen können, wo er nicht, zu ſeinem ſchlechten Ruhm, hätte behaupten wollen, er ſey nichts weniger als ein vortreflicher, wackerer und ſcharfſinniger Mann, und ſeine Anmerckungen würden von jedermann getadelt? Uberdem ſind meine Anmerckungen über die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem an ſich ſo beſchaffen, daß er ſie überhaupt nicht vor läppiſch ausgeben können, ohne ſeine eigene Arbeit zu ſchimpfen, weil ſie derſelben in allem ähnlich; und die darinn von mir vorgetragene Wahrheiten inſonderheit zu widerlegen, iſt ebenfalls unmöglich. Ich möchte den ſehen, der mir leugnen wolte, daß alle Menſchen von Weibern gebohren werden; daß **oft**, auf Niederſächſiſch **vacken** heiſt; daß die Jahr-Zeiten vor dieſen eben ſo auf einander gefolget, als itzo, u. ſ. w. Dieſes ſind Wahrheiten, die eben ſo unſtreitig ſind, als diejenigen, welche wir in den Anmerckungen des Hn. Mag. leſen, wenn er z. E. behauptet, daß die Jüden bey Nacht Licht angezündet haben, um im Dunckeln deſto beſſer zu ſehen; daß ein **Füllen** auf Niederſächſiſch **Valen**, und **Zwilling**, **Tweſecke** heiſt, u. ſ. w.

Es hat demnach der Hr. M. Sievers ſehr wohl gethan, daß er nicht wider mich geſchrieben. Leute, die ſo ſchreiben, als wir, die ſind unwiderleglich. Und ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß ich dieſe **Art der Paſſauiſchen** Kunſt von dem Hn. Mag. gelernet habe. Ich dancke ihm davor, daß er mir durch ſein Beyſpiel zur Erkänntniß dieſes bißher verborgenen Geheimniſſes Anleitung geben wollen-

len. Ich würde ihm aber noch mehr verbunden ſeyn, wenn er belieben wolte, alle die widrigen Gedancken, die er von mir hat, fahren zu laſſen. Er kan verſichert ſeyn, daß ich es redlich mit ihm meyne, und daß diejenigen, welche vorgeben, ich habe den Hn. Mag. lächerlich machen wollen, etwas ſagen, das ihm ſchimpflich iſt.

Ich habe dieſes ſo deutlich dargethan, daß ich hoffe, der Hr. Mag. werde endlich anders Sinnes werden, und nicht mehr wider mich, ſondern wider diejenigen eyfern, die es verdienen. Solte er aber, über Vermuthen, noch den Scrupel dabey haben, daß es doch gleichwohl nicht gläublich ſey, daß die gantze Stadt ſo einmüthiglich ſagen würde, meine Schrift ſey eine Satyre, wenn es nicht wahr wäre: So bitte ich ihn, zu erwegen, daß die Menge der Irrenden einen falſchen Satz nicht wahr mache. Multitudo errantium non parit errori patrocinium. Und überdem habe ich die Ehre, ihm zu ſagen, daß es noch in Lübeck ſo unpartheyiſche Gemüther giebt, die der falſchen Einbildung, welche der gröſte Hauffe von meiner Schrift hat, widerſprechen.

Ich hatte neulich bey dem Vogel-Schieſſen der Kloſter Kinder die Ehre, eine verſtändige Matrone aus **St. Annen-Kloſter** zu ſprechen, die ſagte mir, ſie hätten in ihrem Kloſter die Schrift des X. Y. Z. etliche mahl mit Bedacht durchgeleſen; Aber niemand von ihnen hätte finden können, daß der Hr. Mag. Sievers darin geſchimpfet ſey. Sie konnte ſich alſo nicht genug wundern, wie der Hr. M. Sievers dieſe Schrift ſo übel aufnehmen können, und glaube gantz gewiß, es müſten böſe

Leute darunter ſtecken, die dem Hn. M. Sievers das wohlverdiente Lob, welches der X.Y.Z. ihm beygeleget habe, nicht gönneten.

Ich kan nicht leugnen, daß dieſes gegründete Urtheil eines ſo andächtigen, wiewohl verachteten Häufleins mich inniglich erquicket hat. Ich ſcheue mich nicht, daſſelbe allen falſchen Deutungen, die andere von meiner Schrift gemacht haben, entgegen zu ſetzen, und bitte den geneigten Leſer, daſſelbe nicht aus der Acht zu laſſen. Man darf nicht meynen, die Leute in St. Annen-**Kloſter** hätten die verborgene Abſicht meiner Schrift, wegen ihrer Einfalt, nicht einſehen können. Wer ſo denckt, der kennet dieſe Leute nicht. Seit dem der Hr. M. Sievers ihnen das Evangelium geprediget hat, weichen ſie an Wiſſenſchaft in der Theologie und Kirchen-Hiſtorie, und an Geſchicklichkeit, von einem Buche zu urtheilen, dem gelehrteſten nicht. Dieſer gelehrte Mann läſt ſich die Mühe nicht verdrieſſen, dieſe ehrbare Verſammlung in das innerſte der Theologie zu führen. Er ertheilet ihr Nachricht von allerhand alten und neuen theologiſchen Büchern; Er unterrichtet ſie in den neuern Religions-Streitigkeiten, und läſſet ſo gar die alten Ketzer, welches in dieſen indiferentiſtiſchen und laulichten Zeiten was rares iſt, nicht in der Erden ruhen.

Der Saame, den er ausſtreuet, fällt auf ein gutes Land. Man redet numehro in St. Annen-Kloſter nicht mehr von Kleinigkeiten, und gemeinen Dingen. Man ſpricht von Gnoſticis, Valentinianern, Manichäern, Marcioniten, Donatiſten, Novatianern, Sabellianern, Photinianern,

nern, Arrianern, Neſtorianern, von den tribus capitulis, von Theodorus Mopsveſtenus, von Aphtardoceten, Patripaßianern, Monotheliten, Euthychianern, Priscillianiſten, Roſen-Creutzern, Widertäufern, Qväckern, und mit einem Wort, von allen alten und neuen Ketzern. Man ſtellt ſich vor, wie artig es wol gelaſſen habe, als Simon der Zauberer den Halß gebrochen, und eine alte Bad-Stube dem Cerinthus über den Kopf eingefallen ſey, und alſo die Kirche von dieſem Buben befreyet habe. Man ſchilt den Grotius, eyfert wider Thomaſius, flucht Gerhard und Dippeln, und läſt keinem Schwärmer vor einen Heller Ehre. So groß iſt die Einſicht, und der Eyfer dieſer andächtigen Perſonen! Und das iſt kein Wunder: denn der Herr M. Sievers prediget gewaltig.

Die Frau, mit welcher ich redete, verſicherte mich, daß ſie öffters, wann ſie aus des Hn. M. Sievers Predigten käme, wider Dippeln inſonderheit ſo erbittert wäre, daß ſie oft wünſche, den Buben vor ſich zu haben, um ihm die Augen auszukratzen. Sie ſagte mir ferner, daß dergleichen Gemüths-Bewegungen in den Zuhörern des Hn. Mag. Sievers nichts ſeltenes wären. Sehen ſie wol, mein Herr, ſprach ſie, den Mann mit dem blauen Auge? Und indem ſie dieſes ſagte, wieſe ſie mir einen wohlgekleideten Bürger, der unter dem Hauffen ſtand. Dieſer Mann fuhr ſie fort, hat eine Frau, die des Hr. Mag. Sievers Predigten, die er zu St. Annen hält, fleißig beſuchet, und aus ſelbigen einen ſo groſſen Haß gegen die Ketzer,

inſonderheit gegen Dippeln geſchöpffet hat, daß ſie, wo ſie gehet und ſtehet, auf ihn flucht. Weil ſie nun beſtändig mit ſo chriſtlichen Gedancken umgehet, ſo muß es ihr neulich im Traum vorkommen, als zancke ſie ſich mit Dippeln; Sie fängt alſo im Schlafe mit greßlicher Stimme an zu ſchreyen: **O du ſchädlicher Unflat der hölliſchen Schmeiß-Fliegen**! ſchlägt um ſich, und trift ihren Mann auf das rechte Auge, daß es ihm braun und blau geworden iſt.

Ich gebe einem jeden zu bedencken, ob Leute, die das Glück haben, des Unterrichts eines Mannes zu genieſſen, deſſen Predigten ſo erſtaunende Dinge würcken, und die in ihrem Glauben ſo wohl gegründet, und von den Rechten der Gläubigen wider die Ketzer ſo wohl unterrichtet ſind, nicht Fähigkeit genug beſitzen, von einer ſo ſchlechten Schrift, als die meinige iſt, zu urtheilen: und ob ich alſo nicht Urſache habe, mich auf ſie zu beruffen? Der Hr. M. Sievers kan das Urtheil der frommen und ſcharffſinnigen Matronen aus St. Annen-Kloſter um ſo viel weniger verwerffen, weil er zu erſt ſeine Zuflucht zu dieſen andächtigen Perſonen genommen, und ihnen ſeine Noth geklaget hat. Er muß alſo ihnen eine Fähigkeit zutrauen, von der Beleidigung, die ich ihm, ſeiner Meynung nach, zugefüget habe, zu urtheilen.

Ich ſage nicht, daß er hieran übel gethan hat, aber ich möchte wünſchen, daß er ſeine Klage in St. Annen-Kloſter mit einer gröſſeren Gelaſſenheit, als vielleicht geſchehen ſeyn mag, angebracht hätte. Ich mache dieſe Sache ungerne wieder rege,

und

und wolte was darum geben, daß es in meiner Macht ſtünde, den Fehler, den der Hr. M. Sievers in dieſem Stücke begangen hat, gäntzlich aus dem Gedächtniſſe der Menſchen zu reiſſen. Ich ſchreibe mit Verdruß davon. Qvam vellem neſcire literas! Aber ich kan unmöglich das verhehlen, was coram facie Eccleſiæ, und in einer groſſen Verſammlung geſchehen iſt; Und die chriſtliche ſowohl, als die beſondere Liebe, womit ich dem Hn. Mag. zu gethan bin, treibt mich an, ihm, mit aller Ehrerbietung, die ich ihm ſchuldig bin, zu ſagen, daß er ſehr übel gethan habe, zu St. Annen auf öfentlicher Cantzel, mich, den Drucker meiner Schrift, den Verkäufer derſelben, und alle, die ſie geleſen, zu verfluchen, und in den Abgrund der Höllen zu verdammen. Wenn ich Luſt zu ſpotten hätte, ſo könnte ich wahrlich keine beſſere Gelegenheit, als dieſe wünſchen. Ich könnte ſeine Klugheit loben, daß er ſeinen Eyfer wider mich an einem Ort ausgeſchüttet, wohin ich niemahlen komme, und woſelbſt ich ihm, wenn ich gleich zugegen geweſen wäre, doch nicht hätte antworten dürffen. Ich könnte ſagen, er habe verſuchen wollen, ob ihm das **Anathema Maharam Motha**, leichter auszuſprechen ſey, als die hebräiſche Uberſchrift des Creutzes Chriſti. Ich könnte ſprechen: er habe durch ſein Fluchen gewieſen, daß er ein guter Hacke werden würde, und aus keiner andern Urſache wider den X. Y. Z. einige Luft-Streiche gethan, als um zu ſehen, ob er eben ſo geſchickt ſey, den Hammer des Geſetzes gegen die Sünder zu gebrauchen, als das Schwerdt

des

des Geiſtes wider die Ketzer zuführen. Ich könte die allerhand lächerliche Unglücks-Fälle erzehlen, die mir begegnet, ſeit der Zeit ich unter ſeinem Fluch geſtanden; und wenn ich der Mann wäre, wovor er mich hält, ſo thäte ich es. Allein ich bin ein Feind von ſolchen Thorheiten, und will mir die Freyheit nehmen, dem Hn. Mag. ſeine Ubereilung im Ernſt vorzuſtellen. Ich werde dieſes, obgleich der Schimpf, den er mir angethan hat, weit gröſſer iſt, als die Schmach, die er, ſeiner Meynung nach, von mir erlitten hat, ſeyn würde, und wenn er ſich gleich in ſeiner Meynung nicht betröge, mit der Sanftmuth und Beſcheidenheit thun, daß er zugleich aus meinen gegründeten Vorſtellungen Nutzen ſchöpfen, und ſich aus meinem Exempel, wo es ihm beliebt, wird erbauen können.

Ich bitte ihn demnach, zu bedencken, ob er nicht, als ein Chriſt, zur Gedult in allem Leyden, und, als ein Geiſtlicher, andern mit einem guten Exempel vorzuleuchten verbunden ſey? Er weiß, daß man auch ſeine Feinde lieben, und die, welche uns fluchen, ſegnen müſſe, und ſeine Zuhörer wuſten es auch. Wie meynet er dann wohl, daß ſie ſich über ſeine Heftigkeit, und über ſein unartiges Fluchen geärgert haben?

- - - - - tantæ - ne animis cœleſtibus iræ?

haben ſie unſtreitig, wie wohl nur auf deutſch, gedacht: Ja ſie würden ſich darüber geärgert haben, und wenn auch die Beleidigung, die ihn ſo ſehr auſſer ſich geſetzet hat, noch gröſſer wäre, als er ſie ſich, wie wohl ohne allen Grund, einbildet.

Wir wollen den Fall ſetzen, ich hätte die Boßheit

heit gehabt, zu ſchreiben: „Der Hr. M. Sievers, „der ſich vor groſſer Begierde berühmt zu ſeyn, nicht „zu laſſen weiß,

- - - - - - - - - - & calet uno

„Scribendi ſtudio - - - - *Horat. Lib. II. Ep. I.*

„hat die Paßion mit Anmerckungen herausgegeben. „Dieſe Anmerckungen ſind im höchſten Grad al„bern. Um dieſes recht lebhaft vorzuſtellen, will „ich die Hiſtorie von der Zerſtöhrung der Stadt „Jeruſalem mit eben ſo läppiſchen Anmerckungen „erläutern, und zugleich dem Hn. M. Sievers „wohlmeynentlich gerahten haben, ſich hinführo „des Bücher-Schreibens zu enthalten, und ſich „erſt in den Wiſſenſchaften, die einem Menſchen, „der ſich mit Ehren in der gelehrten Welt ſehen „laſſen will, nöthig ſind, noch einige Jahre um„zuſehen, u. ſ. w.

Wir wollen, ſage ich, den Fall ſetzen, ich hätte ſo geſchrieben. So würde doch der Hr. M. Sievers, wie plump auch das Compliment geweſen wäre, und wie ſehr ich auch der Wahrheit ſo wohl als dem Hn. Mag. dadurch zu nahe getreten hätte, nicht chriſtlich gehandelt haben, wenn er mich desfalls auf der Cantzel hätte verfluchen wollen. Es wären dieſes kleine Händel zwiſchen uns beyden geweſen, um welche ſich kein Menſch in der Welt, am wenigſten die Leute in St. Annen-Kloſter zu bekümmern gehabt hätten, und die gar nicht auf die Cantzel gehören. Ja es würde dem Hn. Mag. gar nicht erlaubt geweſen ſeyn, einen ſo heiligen Ort mit ſolchen Kleinigkeiten zu entweihen, und wenn er gleich ſchon ein beruffener und verordneter

Diener des Worts wäre. Auch ein ordentlicher Prediger iſt nicht befugt, ſeine eigene Händel auf die Cantzel zu bringen. Thut er ers, ſo klopfft man ihm in allen wohleingerichteten Staaten auf die Finger. Was meint alſo der Hr. M. Sievers wohl, daß er vor einen Verweiß würde zu gewarten gehabt haben, wenn diejenigen, welche ihm denſelben zu geben berechtiget ſind, ſeinen Fehler nicht gütig überſehen hätten; theils weil er denſelben zu einer Zeit begangen hat, da er nicht bey ſich ſelbſt war. Ira furor brevis eſt; theils weil ſie wuſten, daß man einen Betrübten nicht noch mehr betrüben müſte? Ich habe mich nicht entbrechen können, durch dieſe ehrerbietige und glimpfliche Vorſtellung dem Hn. M. Sievers zu zeigen, wie ſehr er ſich vergangen hat. Er kan glauben, daß es mir in der That ſauer angekommen iſt, einen Mann, der ſo viel Gutes an ſich hat, und den ich, ſeiner Vortreflichkeit wegen, ſo hoch ſchätze, einer Ubereilung zu beſchuldigen. Ich befürchte ſo wenig, daß er die Erinnerung, die ich ihm aus gutem Hertzen gebe, übel aufnehmen werde, daß ich vielmehr mir die Hoffnung mache, es werde die Freymüthigkeit, mit welcher ich ihn beſtraffe, ihm den ungegründeten Verdacht, als ob ich ihm durch ein hämiſches und gezwungenes Lob zu ſchaden geſuchet hätte, gäntzlich benehmen. Die Aufrichtigkeit, die ich hier beweiſe, iſt ſo groß, daß ſie mich hoffentlich, nicht nur in dem Gemüthe des Hn. M. Sievers rechtfertigen, ſondern auch andere bewegen wird, von meinen Abſichten milder zu urtheilen.

Die gewiſſe Rechnung, die ich mir darauf mache, macht mich ſo kühne, daß ich meinen Nahmen, nach welchem ſo viel Fragens geweſen iſt, und den der Hr. M. Sievers inſonderheit ſo ſehnlich zu wiſſen verlanget hat, ungeſcheut nenne, doch nur auf eine Art, daß es den meiſten ſchwer fallen wird, ihn zu errahten. Man ſage nicht, daß ich daran ungeſchickt handele. Man würde dazu berechtiget ſeyn, wenn ich mit jemand anders, als mit dem Hn. M. Sievers zu thun hätte. Einem Manne, der ſeinen **Talmud** ſo fertig, als ſeinen **Abend-Seegen** lieſet, entdecke ich mich deutlich genug: der wird einen deutſchen Nahmen leicht **ohne Puncte** leſen können. Der Hr. M. Sievers ſiehet alſo ohne Mühe, wer ich bin, und wie ich heiſſe. Ich weiß wohl, der Hr. M. Sievers hat ſich verlauten laſſen, er wolle, wenn er nur wüſte, wer ich wäre, mich dergeſtalt abwürtzen, daß ich bereuen ſolte, mit ihm angebunden zu haben: Aber dieſe Drohung macht mir keinen Kummer. Ich habe die Unſchuld meiner Abſichten ſo deutlich dargethan, daß ich von der Billigkeit des Hn. M. hoffen kan, er werde mich wieder zu Gnaden annehmen, und ſeinen Eyfer wider diejenigen kehren, deren unbeſonnenes Urtheil von meiner Schrift ihn anfangs wider mich in Harniſch gejaget. Wir ſind Freunde. Valeant qvi inter nos diſſidium volunt.

Solte ich mich aber in meiner Hoffnung betrogen ſehen, ſo werde ich zwar nicht wieder auf die verzweifelten Gedancken verfallen, ein Medicus zu werden; Denn ich hoffe, daß meine Un-

ſchuld

ſchuld wenigſtens meinen Gönnern in die Augen leuchten wird; Doch will ich es auf den Fall hiemit verredet haben, jemahlen wieder etwas drucken zu laſſen. Ich müſte nicht klug ſeyn, wenn ich mich ferner in Gefahr ſetzen wolte, von jederman aufs unbarmhertzigſte gerichtet zu werden. Ich mercke wohl, daß es mit ſolchen Leuten, als der Hr. M. Sievers und ich, nicht anders beſchafen iſt, als mit den **Invaliden**. Die thun noch gute Dienſte in Feſtungen: Aber ins Feld kommen ſie nicht; Uns läſt es wahrlich auch nicht beſſer, als wenn wir, bis am Gürtel wenigſtens, bedeckt ſtehen. Hinter einer Bruſtwehr, und ſolte ſie auch nur von Holtz ſeyn, thun wir Thaten. Wagen wir uns ins freye Feld, ſo ſind wir verlohren. Wir haben es, deucht mich, beyde erfahren: Noch habe ich es einmahl verſuchen wollen. Gehts mir dieſes mahl nicht gut, ſo will ich hinfort in meinem Elemente bleiben, und alle meine Weißheit auf der Cantzel auskramen.

„C'eſt là que bien ou mal on a droit de tout dire
Boileau Sat. I.

Wie manchmahl habe ich nicht Sachen auf der Cantzel vorgebracht, die gewiß nicht klüger geweſen ſind, als meine Anmerckungen, an welchen ein jeder zum Ritter werden will, und es hat kein Hund oder Hahn darnach gekrähet? Ich mag ſchwatzen, was ich will, man hört mir andächtig zu; Man ſeufſzt; man weint nach Gelegenheit, und wann die Predigt aus iſt, ſo lobt man mich. Das macht die anſtändigen Gebärden, und der Ton der Stimme giebt unſern Worten,

ten, wann wir auf der Cantzel ſtehen, eine Annehmlichkeit, die ihnen fehlt, wenn ſie zu Papier gebracht ſind, und der Ort, an welchem wir reden, ſammt unſerer Kleidung würcket in den Gemüthern unſerer Zuhörer, eine Ehrerbietung, die ſie antreibet, alles, was wir ſagen, vor gut zu halten, und welche ſie nicht haben, wenn ſie uns nicht vor ſich ſehen, ſondern nur unſere Schriften leſen. Un predicateur, ſagt der *P. Mallebranche dans ſa recherbhe de la verité T. I. Liv. I. ch.* 18. a raiſon dans tout ce qu'il auance, & il n'y a pas jusqu' à ſon colet, & à ſes manchettes qui ne prouve quelque choſe. Ich will alſo bey meinem Leiſten bleiben. Ich will predigen, und das Bücher-ſchreiben andern überlaſſen. Es wäre was Gutes, wenn der Hr. M. Sievers einen gleichen Entſchluß faſſen wolte. Er könnte dadurch vieler Verdrießlichkeiten überhoben ſeyn. Ich geſtehe, die gelehrte Welt würde an uns beyden viel verliehren: Aber wer kan ihr helfſen? Sie würde es ihr ſelbſt zu dancken haben. Denn warum begegnet ſie uns nicht beſſer?

Nun muß ich noch, ehe ich ſchlieſſe, ein Wort in Vertrauen, mit derjenigen Art meiner Tadler reden, die ſich, ohne von meinen Abſichten zu urtheilen, einige Fehler in meiner Schrift zu entdecken einbildet. In dieſer Claſſe ſetze ich diejenigen oben an, die ſich daran ärgern, daß ich in meiner Vorrede geſchrieben: Geſchicht das am grünen Holtz, was wil am dürren werden? und in der Entſchuldigung an den Leſer geſagt habe: Niemand verachte meine Jugend.

Sie bilden ſich ein, dieſes ſey ein unverantwortlicher Mißbrauch der Heil. Schrift. Ich geſtehe dieſe Cenſur hat mich ſehr befremdet, und ich weiß faſt nicht, was ich darauf antworten ſoll. Kaum kan ich mir einbilden, daß es Ernſt damit ſey. Denn es iſt ſchwer zu begreifen, wie kluge Leute ihre Gottſeligkeit ſo gar hoch treiben können. Wenn ich alſo arg wolte, ſo könnte ich die Herren, die ſich ſo gar ohne Urſach an meiner Schrift geärgert haben, ziemlich lächerlich machen. Aber auch bey dieſer Gelegenheit zu zeigen, wie wenig ich zum Spotten geneigt ſey, ſo will ich ihnen ihre Scrupel mit aller Sanftmuth zubenehmen ſuchen, und ernſthaft mit ihnen reden.

Es verdienet auch überdem ihr zärtliches Gewiſſen, mehr ein Mittleiden, als daß man darüber lache. Ich bedaure ſie von Grund meiner Seelen. Sie ſetzen ſich durch ihre gar zu groſſe Heiligkeit in den Stand, daß ſie ohne Gefahr zu ſündigen, nicht einmahl Eſſen und Trincken fordern können. Plagt ſie der Durſt, ſo dürfen ſie nicht ſagen, daß ſie dürſte. Und wann ſie auf Reiſen in ein Wirths-Haus kommen, iſt es ihnen nicht erlaubt zu fragen: Habt ihr nichts zu eſſen? Leute mit denen es ſo beſchaffen iſt, die ſind vor andern eines liebreichen Unterrichts würdig; Und ich mache mir ein Gewiſſen, ſie auszuhöhnen.

Ich bitte ſie demnach zu bedencken, daß dasjenige, was ich vom grünen Holtz geſaget habe, ein Sprichwort ſey. Unſer Heyland hat ſich deſſelben bedienet, das weiß ich wohl: Aber ich ſolte nicht meinen, daß dadurch die Natur dieſes Sprichworts geändert ſey, und das menſchliche Geſchlecht etwas

was von ſeinem Recht auf daſſelbige verlohren habe. Ich glaube alſo nicht, daß es eine Sünde ſey, ſich deſſelben zu bedienen, und das um ſo viel weniger, weil auch die andächtigſten alten Weiber ſich kein Gewiſſen darüber machen.

Was das anlanget, daß ich geſaget habe: Niemand verachte meine Jugend: So möchte ich wohl von den gewiſſenhafften Perſonen, die mir dieſes zur Sünde deuten, belehret ſeyn, wie ein Menſch, der ſagen will, man ſolle ihn ſeiner Jugend wegen nicht verachten, ſeine Worte ordnen müſſe, wenn er ſich nicht verſündigen wil. Ich vor meine Perſon wuſte es nicht kurtzer und deutlicher auszudrücken, und kan nicht davor, daß Luther eine gewiſſe Stelle in den Briefen Pauli eben ſo überſetzet hat. Ich halte es für eine gar zu groſſe Beſchwerlichkeit, allezeit, wenn man etwas reden oder ſchreiben will, die Naſe in der Concordantz zu haben, um zu ſehen, ob die Redens-Arten, der man ſich bedienen will, auch in der Bibel ſtehen. Meine heiligen Richter müſſen dieſes thun, falls man nicht muthmaſſen ſoll, daß es mit ihrem engen Gewiſſen nicht viel zu bedeuten habe. Ich beklage ſie desfals und gehe weiter. Doch muß ich noch demjenigen - - - hiatus in MSt. - - - Ich habe in meinen Anmerckungen p. 18. gemuthmaſſet, Jeſus Anani ſey, weil er eines gemeinen Mannes Sohn geweſen, zu Fuſſe nach Jeruſalem gegangen: Dieſe Muthmaſſung will einem gelehrten und berühmten Manne in Sachſen nicht gefallen. Er hat mir die Ehre gethan, desfalls an mich zu ſchreiben, und die Höflichkeit, mit welcher er meine Meynung

nung beſtreitet, verdienet, daß ich ſie öffentlich lobe. Ich war willens, ſeinen Brief, weil er viele beſondere Anmerckungen in ſich faſſet, hier gantz einzurücken: Aber da derſelbe durch und durch mit Lobes Erhebungen, der ich mich gantz unwürdig ſchätze, angefüllet iſt, ſo hat es mir meine Demuth nicht zulaſſen wollen. Meine Leſer werden zu frieden ſeyn, wann ich ihnen ſage, daß der gelehrte Mann behauptet, Jeſus Anani ſey nicht zu Fuſſe nach Jeruſalem gegangen, ſondern er habe dem Poſt-Knecht ein Trinckgeld gegeben, und ſich vor dem Thor auf die Poſt geſetzt. Folglich ſey er nach Jeruſalem gefahren. Ob ich nun gleich vieles wider die Zeugniſſe der Scribenten, aus welchen er dieſes zu beweiſen ſuchet, einzuwenden hätte, ſo will ich mich doch lieber bemühen, unſere Meynungen zu vergleichen, als mit einem ſo vortreflichen Manne über eine Sache von ſo weniger Wichtigkeit zancken. Wir haben, deucht mich, beyde recht. Jeſus Anani hat ſich unterwegens auf die Poſt geſetzet, und ſo lange er auf der Poſt geſeſſen, iſt er nicht gegangen. So weit hat mein Gegner recht. Aber ich glaube, dieſer geſchickte Mann, wird mir auch nicht ſtreiten, daß Jeſus Anani vor dem Thor zu Jeruſalem abſteigen müſſen. Denn dieſes müſſen ſich alle diejenigen gefallen laſſen, die der Poſt-Knecht vor ein Trinckgeld aufnimmt. Er iſt alſo unſtreitig zu Fuſſe nach Jeruſalem gekommen. Und auf ſolche Art wäre dieſer Streit gehoben.

Ich

Ich eile zum Ende, und will dahero dasjenige, was auſſer dieſem noch an meiner Schrift getadelt worden, nur mit ein paar Worten unterſuchen.

Einige haben mich desfalls einer Grobheit beſchuldigen wollen, daß ich in meinen Anmerckungen geſaget habe, was Küh-Miſt und Unflat auf Niederſächſiſch heiſſe. Die Sittſamkeit dieſer gar zu feinen Leute kömmt mir eben ſo wunderlich vor, als die übergroſſe Heiligkeit derer, die ſich einbilden, ich mißbrauche der Schrifft: und ich wüſte ſie auch an meinem Bruder nicht zu billigen: Sehen ſie dann nicht, daß ich nichts mehr thue, als daß ich anführe, was in meinem Codice Mst. ſtehet? Mich deucht nicht, daß es billig iſt, mir zu zumuthen, daß ich ſalva venia dabey ſetzen ſollen.

Doch vielleicht iſt ein ſolcher Codex MStus nicht in der Welt? Ich weiß wohl, es giebt Leute, welche vorgeben, ich äffe meine Leſer, wenn ich meinen Codicem anführe. Aber dieſe Herren müſſen andere Leute nach ſich ſelbſt beurtheilen. Ich bin nicht der Mann, der andern etwas vorzulügen fähig iſt. Was ich ſage, das kan man glauben. Und wer meinen Worten nicht trauet, der komme zu mir, ſo will ich ihm meinen Codicem weiſen.

Nach dem ich alſo alle ungleiche Urtheile, die von meiner Schrift gefället worden, beantwortet habe, ſo

ſo bitte ich zum Beſchluß meine Leſer nochmahl, das, was ich geſchrieben, wohl zu behertzigen. Jch ſchmeichele mir mit der Hofnung, daß Unpartheyiſche die Gründlichkeit meiner Verantwortung einſehen, und mir recht wiederfahren laſſen werden. Bin ich ſo glücklich, ſo werde ich mich wenig daran kehren, was die Einfältigen von mir und meiner Schrift urtheilen. Jch bin zu frieden, wenn nur der Hr. M. Sievers und der klügſte Theil dieſer Stadt eine gute Meynung von mir hat. Der Reſt mag ſagen, was ihm beliebt: doch warne ich meine Läſterer zum Beſchluß wohlmeinentlich, es nicht gar zu bunt zu machen. Jch bin von Hertzen fromm: Aber macht man mich böſe, ſo tauge ich auch nicht viel.

„- - - - - - - - - - - - - at ille,
„Qui me commôrit (melius non tangere clamo)
„Flebit, & inſignis tota cantabitur urbe,

Horatius Lib. II. Sat. I.

IV.

Briontes der jüngere, oder Lobrede,

auf den
Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten
Herrn,
Herrn D. Johann Ernſt Philippi,
öffentlichen Profeſſoren der deutſchen Bered-
ſamkeit auf der Univerſität Halle,
wie auch
Churſächſiſchen immatriculirten Advocaten
ꝛc. ꝛc.
nach den Regeln einer natürlichen,
männlichen und heroiſchen
Beredſamkeit,
gehalten
in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter,
in Deutſchland,
von
einem unwürdigen Mitgliede dieſer
zahlreichen Geſellſchaft.

1732.

*

Baudius.

Hic ſe beatos atque ſublimes putant
Vocabulorum quum tumore ſpumeo,
Strepituque anhelant futiles ſententias,
Ut qui puſilli corporis ſtatum juvant
Grandi cothurno, veſtis aut farctu ſtudent,
Fortes videri, ac ſucculentis artubus.

* *
*

Vorbericht.

Die Geſellſchaft der kleinen Geiſter hat einige Aehnlichklit mit der unſichtbaren Kirche. Sie iſt in der gantzen Welt ausgebreitet, und doch kan niemand ſagen: ſiehe hie oder da iſt ſie. Ich ſage dieſes, um dem Vorwitz meiner Leſer vorzubeugen, die ſich ohne Zweifel bemühen werden zu entdecken, wo gegenwärtige Lobrede eigentlich gehalten worden. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ſie dieſes ſo wenig errathen werden, als ſie errathen werden wer der ältere Herr Briontes ſey. Sie dürffen aber darum nicht zweifeln, ob eine ſolche Geſellſchaft auch würcklich vorhanden ſey. Sie glauben eine unſichtbare Kirche: Sie glauben eine Patriotiſche Aſſemblée, und eine ſtille Todtengeſellſchaft zu Friedensburg. Sie glauben alſo, ob ſie gleich nicht ſehen. Warum wollen ſie denn die Würcklichkeit der Geſellſchaft der kleinen Geiſter in Zweifel ziehen, weil ſie unſichtbar iſt? Ich verſichere ſie, daß ſie in der Welt iſt. Sie können mir trauen. Ich lüge nicht. Es ſind darinn viele groſſe und berühmte Männer, die ich nahmhaft machen könnte, wenn ich nicht beſorgte, ſie mögten es übel nehmen. Die Mitglieder unſerer

Geſellſchaft ſind von ſo groſſer Beſcheidenheit, daß ſie lieber ſterben, als ſich kund geben: Und der Leſer kan glauben, daß ich mir lieber die Zunge abbeiſſen, als meinen Namen ſagen würde.

Ich halte vor unnöthig, mich wieder den Momus zu verwahren. Wer meine Rede tadeln will, der thue es immer hin. Ich werde mir desfals weder einigen Kummer machen, noch meine Tadler haſſen. Ich bin verſichert, daß diejenigen, denen meine Rede am wenigſten gefallen wird, meine würdigſten Mitbrüder ſind, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen. Man darf ſich darüber nicht wundern. Unſere Geſellſchaft hat allenthalben die ihrigen, und viele, die es ſich nicht einbilden, ſtehen mit mir in einer unſichtbaren Gemeinſchaft. Es wird mir eine Freude ſeyn, bey dieſer Gelegenheit einige dieſer Herren kennen zu lernen, und ich bitte ſie ſamt und ſonders verſichert zu ſeyn, daß ich alsdann nicht ermangeln werde, meine Schuldigkeit gegen ſie zu beobachten, und ihnen diejenigen Liebesdienſte zu leiſten, die ich ihnen, als meinen wehrten Brüdern, ſchuldig bin, aber bißhero nicht habe erweiſen können, weil ich nicht die Ehre gehabt ſie zu kennen.

Hoch-

Hochzuehrende Herren,

Hochwehrtgeſchätzte Gönner und Freunde!

Es lebe der Herr Profeſſor Philippi! Hoch! Sie erſchrecken nicht, Meine Herren, daß ich meine Rede mit einem Geſchrey 1) anfange, ſo ſich eher auf der Gaſſen, als in einem engen Zimmer, und beſſer in einer Schaar ſchwärmender Studenten, als in der Verſammlung ſittſamer Perſonen ſchicket. Es iſt die Freude, ſo ich über das Glück eines ſo auſſerordentlichen Geiſtes, als der vortrefliche Mann, dem ich in dieſer Stunde eine Lobrede halten ſoll, empfinde, ſo unbändig, daß ich, ohne mir die gröſſeſte Gewalt anzuthun, unmöglich in den Schrancken des gemeinen Wohlſtandes bleiben kan.

Jam furor humanos noſtro de pectore ſenſus
Expulit, & totum ſpirant præcordia Phœbum 2)

Ich ſetze alle Betrachtung der Ehrerbietung, die ich einer ſo anſehnlichen Verſammlung ſchuldig bin, aus den Augen, und laſſe meinem Triebe den freyen Lauf. Ich

1) Ich brüllte hier greßlich, und halte es vor eine der vornehmſten Pflichten eines Redners, ſeine Stimme, nach Erforderung der Sachen, zu erheben und fallen zu laſſen. Ich bedaure, daß der geneigte Leſer mich nicht gehöret hat. Ich kan Ihn verſichern, daß ich es, ohne Ruhm zu melden recht artig machte.

2) *Claudianus de Rapt. Proſerp. Lib. I.*

Ich ſchreye mit Macht, und aus vollem Halſe, daß die Pfoſten beben, daß es weit und breit erthönet, die Nachbarſchaft in Unruhe ſetzt, und die halbe Stadt rege macht: **Es lebe der Herr Prof. Philippi! Hoch!**

Ich würde nicht ermangeln, meine Herren, dieſen frohen Ausruf mit dem gewöhnlichen Anhange 3) zu begleiten, wenn ich nicht verſichert wäre, daß es eines ſolchen Trumpfs in einer Verſammlung nicht bedürfte, welche aus Perſonen beſtehet, die alle von der Vortreflichkeit des Herrn Prof. Philippi eben ſo ſtarck überführet ſind als ich, und folglich, da ihre Freude über deſſen Erhebung nicht geringer als die meinige iſt, ohne Zweifel mit mir Vivat! ruffen würden, wenn ſie ſich nicht ein Gewiſſen machten, die wohlhergebrachten Rechte eines öfentlichen Redners zu verletzen.

Es würde demnach eine unzeitige Höflichkeit ſeyn, wenn ich mein Schreyen gegen eine Verſammlung entſchuldigen wolte, die, wenn ich ſchwiege, ſelbſt, vielleicht noch aus einem höhern Ton, anſtimmen würde. Ich ruffe, meine Herren, in ihrer aller Namen: **Es lebe der Herr Prof. Philippi! Hoch!**

Aber wie wird mir? 4) Ich bin niemahlen mit einer

3) Kluge Leſer mercken leicht, daß ich auf das bekannte: **Ein H . . . . . . moquirt ſich!** ziele. Ich habe hier alſo gewieſen, daß man auch von unflätigen Dingen reden könne, ohne ein unziemliches Wort zu ſagen. Welches gewiß was ſchönes iſt.

4) Hier trat ich ungefehr drey Schritte zurücke.

einer gröſſern Freudigkeit aufgetreten eine Rede zu halten, als jetzo, und doch, da es recht angehen ſoll, befinde ich mich in einer Verwirrung, die ich nicht wohl zu beſchreiben vermag. Ich laſſe die Hände ſincken 5), meine Lenden ſchüttern, und mir wird grün und gelbe vor den Augen. Es ſcheinet, als wenn Traurigkeit und Freude, zwo Gemüthsbewegungen, die einander gerade entgegen lauffen, wenn ſie einen gewiſſen Grad erreichet haben, faſt von einerley Würckung ſind. Eine gar zu groſſe Traurigkeit macht uns ſtarr:

Curæ leves loqvuntur, ingentes ſtupent 6).

Und mir lähmet eine übermäſſige Freude die Zunge. Ich verſtumme beym Anfang meiner Rede 7) . . . . Wundern Sie ſich nicht, Meine Herren, über einen ſo beſondern Zufall. Bedencken Sie vielmehr die Gröſſe der Laſt, ſo Sie mir aufzulegen beliebet. Ich ſoll zu Bezeugung der innigſten Freude, ſo unſere Geſellſchaft über die Erhebung des Herrn D. Philippi zu der Profeſſion der Deutſchen Beredſamkeit in Halle, empfindet, einem Manne eine Lobrede halten, der bisher aus ſonderbahrer Demuth ſeine Vortreflichkeit ſo geſchickt zu verbergen gewuſt, daß man

5) Hier ließ ich würcklich die Hände ſincken, und zitterte mit dem gantzen Leibe.

6) *Seneca in Hippolito.*

7) Hier ſchwieg ich einige Minuten ſtill. Der geneigte Leſer beliebe zu mercken, wie meine Beſtürtzung ſtufenweiſe zugenommen. Welches Kunſtſtück um ſo viel gröſſer, je genauer es mit der Natur überein kömmt.

man alle Mühe von der Welt hat, ſich einen rechten Begrif von ſelbigen zu machen.

Ich geſtehe, Meine Herren, ich habe dieſe Mühe überſtiegen. Ich habe die Sechs deutſche Reden, ſo der Herr D. Philippi durch den Druck bekannt gemacht hat, ja, was noch mehr iſt, ich habe ſein Helden-Gedicht geleſen; und ſehe alſo die Verdienſte dieſes groſſen Mannes völlig ein *). Aber, Meine Herren, dadurch wird meine Verwirrung nicht gemindert; ſie nimmt vielmehr zu, und die Menge und die Gröſſe der vortreflichen und ausnehmenden Eigenſchaften, ſo ich an dem Herrn Prof. Philippi erblicke, macht mir den Mangel der Beredſamkeit, den ich allemahl bey mir ſpüre, empfindlicher als jemahls.

Wie fange ich es alſo an, daß ich mit Ehren wieder von dieſem Platz komme? Ich wolte wohl den Apollo bitten, mir ſchöne Gedancken einzublaſen, und das Band meiner Zunge zu löſen: Allein der ſtumme Götze vermag es nicht. Ich wolte den Herrn Brockes wohl um ſeinen Mund anſprechen 8): Aber ich bin zu blöde. Er braucht ihn ſelber, und über dem ſoll ich kein Gedichte machen. Könnte ich, wie dort Saul den Samuel, die alten graubärtigen und vermoderten Redner, Demoſthenes und Cicero, beſchwören, aus ihrer Gruft hervorzutreten 9), ſo wolte

*) Als ich dieſe Rede hielte, war die berühmte Thüringiſche Hiſtorie des Hrn. Prof. Philippi noch nicht ans Licht getreten; ich behalte mir alſo vor, das Lob dieſes vortreflichen Buches bey einer andern Gelegenheit unſerer Geſellſchaft kund zu machen.

8) S. das Heldengedicht des Hrn. Philippi p. 5.

9) S. die Sechs deutſchen Reden des Hrn. Philippi p. 12.

te ich ſelbige um Hülffe in dieſer Noth anruffen. Allein ich kan nicht hexen, und ich bin über dem zweifelhaft, ob alle Beredſamkeit dieſer beyden Alten zureichen mögte, den Hrn. Prof. Philippi nach Würden zu erheben. Ich würde alſo untröſtbar ſeyn, und mit Schanden abtreten müſſen, wenn ich nicht ſelbſt bey dem groſſen Geiſte Troſt fände, deſſen Vortreflichkeiten mich in dieſe Verwirrung geſetzet haben.

Es mag demnach Demoſthenes, Cicero, Apollo, ja Brockes ſelbſt einen guten Tag haben. Ich bedarf ihrer Hülffe nicht: Ich halte mich an den Herrn Prof. Philippi. Dieſer groſſe Mann hat mir durch ſein Beyſpiel gewieſen, wie ich und meines gleichen kümmerliche Redner es machen müſſen, wenn wir etwas ſagen wollen, und nicht wiſſen was es ſeyn ſoll. Er hat die Kunſt erfunden, wie ein Redner das, was ihm mangelt, geſchickt von ſeinen Zuhörern entlehnen kan. Er ſaugt **Glut aus den Augen der Hochgeſchätzten Anweſenden**, und wenn ſeine matte Fähigkeit zum Dencken, und eine ſchaamhaftsvolle Furcht ihm allen Muth benimmt, und ſeinen Geiſt entkräftet, ſo nimmt Er ſeine Zuflucht zu ſeinen Zuhörern und ſpricht:

Jedoch es iſt noch Rath: Wann Dero Huld erlaubt
Daß mein Gedancke iezt denſelben etwas raubt;
Will ich das Feuer nur aus Dero Augen faſſen,
So wird mein Mund beredt .... 10)

Ich

10) S. das Heldengedicht p. 5.

Ich wolte nicht um wie viel, daß von dem Herrn Prof. Philippi dieſer vortrefliche Handgrif nicht erfunden wäre. Hätte ich von ihm nicht gelernet, wie man **Feuer aus den Augen der Zuhörer faſſen müſte**, was könte ich wohl machen? Aber ſo bin ich aller meiner Sorge entlediget. Ich faſſe das Feuer aus dero Augen, und ſpreche:

Säh' alſo Ihre Huld mich ietzt aufs ſchärfſte an,
So könnt wohl Dero Glut auch in mir Glut erwecken.
Wie oft wird das entzündt, das ſelbſt nicht brennen kan,
So kan ihr Feuer auch ietzt meinen Geiſt anſtecken. 11)

Ob alſo gleich Ehrfurcht und Ohnmacht mir billig ein Stillſchweigen auflegen ſolten, ſo laſſe ich doch den Muth nicht ſincken; ſondern da Dero, aus unverdienter Gütigkeit, auf mich unverwandt gerichtete Augen, **hochwehrteſte Anweſende**! mir befehlen, daß ich in meiner Rede noch nicht aufhören, ſondern fortfahren ſolle; Zumahl in den Geſetzen unſerer Verſammlung verſehen, daß wir bey dergleichen Begebenheiten lieber das Hertz, als die Kunſt, das Wort führen laſſen wollen: So gehorche denn, und ſehe zugleich in voraus, daß, wo ich reden ſoll, als es mir wahrhaftig ums Hertze iſt, ich eher einen Anfang, als Ende meiner auszudrückenden Bewegungen, werde antreffen können 12). Wie vermögte ich auch

11) S. das Heldengedicht p. 5.
12) S. die ſechs deutſchen Reden p. 21. ſq.

auch, mich weiter des Redens zu enthalten, da die **unwandelbare** höchſt-erfreuliche Nachricht von der unvermutheten Erhebung des Herrn Prof. Philippi durch das Hertz aller redlichgeſinnten, mithin auch vornehmlich durch die Ihrigen, gleich einem gewaltſamen Strohm, den keine Dämme aufhalten, hindurch bricht und die Freude durch alle Glieder des Leibes, um nicht bey weiterer Beklemmung in den Hertzen, es gar zu zerbrechen, einen ungehinderten Ausgang zu nehmen trachtet? Sind demnach gleich meine Worte zu niedrig, als daß ſie den hohen Grad unſers Vergnügens auszudrücken vermögten, und läſſt ſich gleich ein erhabner Cedernbaum nicht mit einem geringen Maaßſtabe von Cypreſſenholtz ausmeſſen; So ſoll doch dasmahl mein Hertz vor mich reden, und Dero eigene gerechte Freude über die Beforderung des Herrn Prof. Philippi ſoll mir zur Regel und zum Maaßſtabe dienen, um darnach die Gerechtigkeit der Freude aller Verehrer dieſes groſſen Mannes auszumeſſen.

Es breche alſo nunmehr ungehindert die verborgene Freude meines Hertzens aus der Quelle der Ehrerbietigkeit hervor, und ohnerachtet ſolche Dero allerſeits hellen Gemüths-Augen bereits unverborgen iſt; ſo vermenge ſich doch mein Freudenton mit dem In dulci jubilo aller, ſo die Verdienſte des Hn. Pr. Philippi kennen, und erfülle die Lufft mit einem hellen und deutlichen Vivat! mit einem freudigen **Hoch!** und mit einem frohlockenden Jubelgeſchrey 13). **Es lebe der Herr Prof. Philippi! Hoch!**

K Mich

13) Wann der geneigte Leſer hier einen Unterſcheid in der

Mich deucht, meine Herren, ich nehme in Dero unverwandt auf mich gerichteten Augen, aus welchen ich dasjenige Feuer gefaſſet, ſo jetzo in die Flammen eines auſſerordentlichen Freudengeſchreyes ausbricht, einen heimlichen Widerwillen wahr. Sie befürchten, ich ſehe es Ihnen an, ich dürfte meines Hauptzweckes vergeſſen, und die Zeit, ſo beſtimmet iſt, den Herrn Prof. Philippi zu loben, mit bloſſen Wünſchen vor das Wohlſeyn eines ſo vortreflichen Mannes zubringen. Und gewiß, Meine Herren, bald ſolte ich mich dieſer Liſt bedienen, um mich einer Laſt zu entledigen, die mir faſt zu ſchwer fallen will. Was ſoll ich von einem Manne ſagen, den ich nicht kenne? Ich kan mit gutem Gewiſſen einen Eyd ſchweren, daß ich nicht eher gewuſt habe, daß der Herr Prof. Philippi in der Welt ſey, als biß derſelbe, aus GOttes gerechtem Verhängniß, erkohren worden, den Hochmuth einer Academie zu dämpfen, die unſerer Geſellſchaft bißhero ein Dorn im Auge geweſen iſt, und Derſelben zu einer Geiſſel hat dienen müſſen. Es iſt wahr, Meine Herren, ich habe die vortreflichen Reden des Herrn Prof. Philippi geleſen. Ich kenne ihn alſo aus ſeinen Schriften. Aber dieſe Schriften ſind, nach dem Urtheil der Kenner, mit ſolcher Kunſt verfertiget, daß man Mühe hat, die Kunſt darinn

Schreib-Art wahrnimmt, ſo wiſſe Er, daß ich hier dem Herrn Prof. Philippi nachzuahmen geſuchet. Siehe deſſen Sechs deutſche Reden p. 24. 25. Ich erinnere dieſes darum, damit man das Lob, welches Gedancken ſolcher Art und ſo beſondere Ausdrückungen verdienen, nicht mir ertheile, ſondern dem Herrn Philippi.

darinn zu finden. Artis eſt celare artem. Dieſes Kunſtſtück hat der Herr Prof. Philippi in ſeinen Reden meiſterlich angebracht. Er hat mit ſolcher Sorgfalt ſeine Geſchicklichkeit verborgen, daß zu deren Entdeckung die Einſicht eines groſſen Staats-Mannes erfordert wird 14), und die Weisheit der Schulgelehrten dazu nicht hinlänglich iſt 15). Dieſe Nachteulen blendet ein ſo groſſes Licht.

Es würde mir daher nicht zu verdencken ſeyn, wenn ich ietzo, da ich, zu Bezeugung unſerer Freude, **Hoch!** gerufen, ohne ferner ein Wort zu ſagen, nach Hauſe gienge, und daſelbſt die ſeltenen Eigenſchaften des Herrn Prof. Philippi ſtillſchweigend bewunderte. Aber, Meine Herren, ich habe mich ſchon ſo weit herausgelaſſen, daß ich dieſes mit Ehren nicht thun kan. Ich habe ſchon bekannt, daß ich die Verdienſte des Herrn Prof. Philippi völlig einſähe. Dieſes Bekänntniß wiederufe ich nicht. Ich bin völlig überzeuget, daß der Herr Prof. Philippi ein Redner iſt, der ſeines gleichen nicht hat. Doch verlange ich darum nicht, Meine Herren, daß Sie mich den gemeinen Gelehrten vorziehen, und von meiner Scharfſichtigkeit gar zu groſſe Begrife haben ſollen. Ich würde mit allen Gelehrten meiner Art, ſeelig geſtorben ſeyn, ohne zu dieſer Erkänntniß zu gelangen, wenn nicht der Herr Pr. Philippi die Güte gehabt hätte, auf dem Titelblat ſeiner ſechs deut-

14) S. in den Sechs deutſchen Reden, die Vorerinnerung zu der dritten Rede p. 48.

15) S. in den Sechs deutſchen Reden die der vierten Rede vorgeſetzte Anmerckung p. 80.

ſchen Reden zu melden, daß ſie nach denen Regeln einer **natürlichen, männlichen,** und **heroiſchen** Beredſamkeit ausgearbeitet ſind.

Dieſes Zeugniß, welches der Hr. Prof. Philippi ſich ſelbſt giebt, iſt ſo glaubwürdig, daß derjenige ſehr unverſchämt ſeyn müſte, der ſich gelüſten laſſen wolte, an der Geſchicklichkeit des Herrn Prof. Philippi zu zweifeln. Es giebt uns diejenige gute Meynung von dem Herrn Prof., welche nöthig iſt, die verborgene Schönheiten ſeiner Reden einzuſehen, und nach dieſer Einſicht von der Vortreflichkeit des Verfaſſers zu urtheilen: Und man muß bekennen, der Herr Prof. Philippi hat durch daſſelbe die Pflicht, mit welcher Er ſich und ſeinem Nächſten verwandt iſt, vollenkommen erfüllet, indem Er dadurch die vortheilhaften Gedancken, die Er von ſeiner eigenen Arbeit hat, aufs beſcheidenſte an den Tag leget, und andern die Gelegenheit benimmt, ſich, durch Entziehung des ihm gebührenden Lobes, an ihn zu verſündigen.

Ich weiß wohl, es hat ein alter Wahn das menſchliche Geſchlecht ſo ſehr bethöret, daß die meiſten es als eine Unanſtändigkeit anſehen, wenn einer ſich ſelbſt lobet; und es gibt würcklich ſo eigenſinnige, neidiſche Gemüther, die ſich an dem Titelblatte der ſechs deutſchen Reden des Herrn Philippi ärgern, und es dieſem groſſen Mann zur Sünde deuten, daß Er ſeinen Leſer zum voraus einen guten Begrif von ſeiner Arbeit zu geben ſuchet. Aber gleich wie Leute von dieſer Art gemeiniglich erhabenen und tugendhaften Gemüthern, als der Herr Prof. Philippi iſt, zu ſolchen Vorwürfen dienen, daran ſie derſelben ihre Schwachheiten

heiten deutlich erkennen, und ihre Edelmuth in groß⸗müthiger Ertragung ſolcher unverſchuldeten Urtheile rühmlichſt erweiſen lernen 16); ſo hoffe ich auch, Meine Herren, Sie werden den Eigenſinn dieſer Tadler mit mir verabſcheuen, und, nach der Ihnen beywohnenden Klugheit, wohl begreifen, daß der Herr Prof. Philippi eines theils, wie ich ſchon erwieſen, wichtige Urſachen gehabt, ſich ſelbſt zu loben, und andern theils auf dem Titelblatte nichts geſetzet hat, von deſſen Wahrheit nicht ein jeder, der ſeine Reden lieſet, beym erſten Anblick überführet werden ſolte.

Er ſpricht, ſeine Reden wären nach den Regeln einer natürlichen, männlichen, und heroiſchen Beredſamkeit ausgearbeitet. Er redet die Wahrheit. Wer will leugnen, daß ſeine Beredſamkeit natürlich ſey? Ein jeder ſiehet leicht, daß es mit ſeinen ſechs Reden ohne Hexerey zugegangen iſt. Sie iſt männlich: Denn der Herr Prof. Philippi iſt ein Mann und kein Weib. Sie iſt heroiſch; weil der Herr Prof. Philippi ſich an die gemeinen Regeln der Redekunſt gantz und gar nicht kehret. Mich deucht, Meine Herren, ein ſolcher Redner iſt werth, daß ihn alle Welt lobet, und ich zweifele nicht, es werde Ihnen allerſeits ſehr angenehm ſeyn, wenn ich Ihnen die ſo ſehr verſteckten Schönheiten ſeiner Reden ſo deutlich, als es mir möglich iſt, zur Bewunderung darſtelle.

Ich bin verſichert, Meine Herren, daß keiner unter ihnen iſt, der nicht die ſechs deutſchen Reden des

16) S. den Vorbericht zu den Sechs deutſchen Reden.

Herrn Prof. Philippi ein, ja mehrmahl, durchgeleſen habe. Ich frage ſie demnach auf ihr Gewiſſen, ob Sie jemahlen etwas geleſen, ſo mit denſelben zu vergleichen iſt? An ihren Augen, Meine Herren, ſehe ich es Ihnen an, daß Sie mir dieſe Frage mit nein beantworten werden. Aber ich mögte doch faſt wetten, daß Sie die verborgene Abſicht des Herrn Philippi nicht ſo tief einſehen, als erfordert wird, um recht zu erkennen, wie ſehr unſere Geſellſchaft dieſem auſſerordentlichen Redner verpflichtet iſt.

Sie wiſſen, Meine Herren, wie ſchwer es die alten Griechen und Römer gehalten haben, eine geſchickte Rede zu verfertigen. Cicero zweiffelt, ob jemahls ein vollkommener Redner geweſen ſey, oder ſeyn werde. Wir dürffen uns über dieſes Verfahren der Griechen und Römer nicht wundern, wenn wir nur bedencken, daß ſie die Redekunſt der Vernunftlehre auf eine ſchändliche Art unterworffen, und ſich eingebildet haben, man müſſe erſt dencken lernen, ehe man ſich zu reden unterſtünde. Das Licht des Evangelii, welches die Finſterniß, in der die Heiden wandelten, vertrieb, hat auch dieſen ſo böſen und ſchädlichen Wahn verjaget. Die Heil. Kirchenväter, und ihre würdige Nachfolger haben ſich ein Gewiſſen gemacht, den Weg der Gottloſen zu wandeln, ſondern eine ſolche Art der Beredſamkeit durch ihre Beyſpiele eingeführet, daß es einem Menſchen, der nicht ſtumm iſt, und nur Hertz genug hat, das herauszuſagen, was ihm zu erſt ins Maul kömmt, nimmer fehlen kan, den Ruhm eines guten Redners davon zu tragen. Jedermann hat ſich beſtrebet, dieſem

ſem Exempel ſo ehrwürdiger Perſonen zu folgen, und die Welt iſt von einer entſetzlichen Menge groſſer Redner überſchwemmet worden. Es hat zwar immer einige eckele und naſeweiſe Gemüther gegeben, die da mit der gemeinen Beredſamkeit nicht zu frieden geweſen ſind, und es vor beſſer gehalten haben, wenn man ſich nach dem Geſchmack der Griechen und Römer richtete: Aber es ſind ihrer allzeit ſo wenige geweſen, daß ſie gegen die groſſe Menge ihrer Gegner nicht aufkommen können. Dieſes ſchreckt dieſe verwegene nicht ab: Und viele von Ihnen, deren Namen ich nicht einmal nennen mag, haben ſich unterſtanden, ihre Grillen in Regeln zu bringen, und aller Welt die Nachahmung der Alten, als den eintzigen Weg zur wahren Beredſamkeit, anzurathen.

Ich irre ſehr, oder der Herr Prof. Philippi hat zu keinem andern Ende ſeine ſechs deutſchen Reden herausgegeben, als dem Unheil, das ſolche Schriften anrichten können, vorzubeugen. Man hat Urſache zu hoffen, daß er ſeinen Zweck erreichen werde. Denn da dieſe naſeweiſe Herren durch ihre Regeln allen Lehrbegierigen eine Laſt auflegen, die auch unſere Väter nicht zu tragen vermogt, und von einem Redner ſo viel Vernunft, Scharfſinnigkeit und Wiſſenſchaft erfordern, daß viele gute Gemühter, denen es ſonſt weder an Worten, noch Dreiſtigkeit, fehlet, nothwendig in Verzweiflung gerahten müſſen; auch über dem ſich nicht ſchämen, bey ſo hellem Lichte des Evangelii, die blinden Heiden

als rechte Muſter vollkommener Redner vorzuſtellen: So hoffe ich, daß alle diejenigen, die ihr eigen Beſtes lieben, und ihr Gewiſſen betrachten, ſich inniglich freuen werden, daß der Herr Prof. Philippi auf eine ſo feine Art die Nichtigkeit ſolcher Einfälle zeigen, und durch ſein eigen Beyſpiel unwiderſprechlich darthun wollen, wie leicht es ſey, auch ohne ſich an ſo beſchwerliche Regeln zu binden, und ohne Abſicht auf die blinden Heiden, ein **natürlicher, männlicher und heroiſcher** Redner zu werden.

Sie, Hochgeſchätzte Anweſende, haben um ſo viel mehr Urſache über dieſes heldenmüthige Unternehmen des Herrn Prof. Philippi zu frolocken, je genauer daſſelbe mit dem Endzweck ihrer Geſellſchaft übereinſtimmet, und je gewiſſer Sie hoffen können, daß dadurch ihre Abſichten ungemein werden befordert, und die Zahl ihrer Glieder, den Neidern zum Trotz, vermehret werden.

Ich vor meine Perſon weiß mich faſt vor Freuden nicht zu laſſen, und es fehlet wenig, ich hüpfte auf einem Beine 17), wenn ich mir vorſtelle, was ein ſo

17) Bey dieſen Worten hub ich würcklich das eine Bein empor, um den Affect, in welchem ich war, lebhaft auszudrücken; welches Verfahren der geneigte Leſer nicht vor ungereimt halten wird, wenn er ſich nur erinnert, daß der Herr Prof. Philippi davor hält, es würde einen ungemeinen Eindruck geben, wenn der Redner im Stande wäre, durch die Kunſt eine Ohnmacht, oder andern Hertzbrechenden Affect anzunehmen. S. ſeine Sechs deutſche Reden p. 25.

ſo vortreflicher Mann unſerer Geſellſchaft vor Vortheil bringen wird. O! wie glücklich wären wir . . . . Doch, Meine Herren, ich mäſſige mich, und behalte das, was ich jetzo ſagen wolte, auch mit Gefahr meiner Geſundheit, auf dem Hertzen, weil Dero huldreiche Augen 18), welche mit einer ehrerbietigen, und zugleich höchſtverbindlichen Freymüthigkeit anjetzo anſchauen zu dürfen, vor einen groſſen Theil meiner Glückſeeligkeit achte, und meinen ſicheren Anführer, und beſtändigen Wegweiſer ſeyn laſſe, mir einen Winck geben, daß ich Ihnen keinen gröſſern Gefallen erweiſen könne, als wenn ich zu der Vorſtellung, der in denen Reden des Herrn Philippi verborgenen Schönheiten, zu welcher ich mich anheiſchig gemacht, ohne fernere Umſchweiffe ſchreite: So gehorche denn. Aber was unterwinde ich mich? Meine ſchwache Schultern erſincken unter einer ſolchen Laſt, und meine unbeſchnittene Lippen verhindern mich, ſo unausſprechliche Seltenheiten nach dem Leben vorzuſtellen, und nach Würden zu erheben.

K 5 Ich

18) S. die Sechs deutſche Reden p. 86. Ich traue meinen Leſern nicht zu, daß ſie es mir übel nehmen, daß ich ſo oft mit den Augen meiner Zuhörer zu thun habe. Ein Redner, der zu leben weiß, bedient ſich ſolcher Ausdrückungen, und ich muß bekennen, daß meine Hochachtung gegen den Herrn Profeſſor Philippi um ein groſſes zugenommen, da ich geſehen, daß dieſer höfliche Mann beſtändig mit ſeinen Zuhörern liebäugelt, nicht anders, als wenn er ſeine Dulcineam vor ſich hätte.

Ich wende mich alſo zu dir, **Großmächtigſte Königin Beredſamkeit** 19)! Du allgewaltige Hertzenszwingerin, deren Gegenwart, wie ſie der gantzen Welt, alſo auch mir armer Sünder, unentbehrlich iſt, einen Mann nach Verdienſt zu preiſen, der dazu erſehen, daß Er das elende Häuflein deiner wahren Verehrer, wider die böſe Rotte der Naſeweiſen vertrete, welche die Ober-Hand ſich mit Liſt und Macht mehr und mehr herauszunehmen ſcheinen, und dich ſelbſt durch Erhebung der garſtigen Hure der Vernunft unterdrücken wollen. Ich flehe dich an, laß diejenigen Vollkommenheiten, damit der Geiſt deines im hohen Maaß geſalbten, des groſſen und **auſſerordentlichen** Redners Philippi, reichlich geſchmücket iſt, mir in dieſer Stunde zu Hülffe kommen. Erleuchte meine Augen, damit ich durch den Vorhang der Beſcheidenheit dringen könne, hinter welchen die vornehmſten Schönheiten der Reden unſers groſſen Philippi verborgen ſind, und löſe das Band meiner Zungen, damit ich geſchickt ſey, die Wunder, die ich erblicke, aller Welt kund zu machen.

Ich

19) Da der Hr. Prof. Philippi in ſeinen Sechs deutſchen Reden p. 30. die Tugend auf ſolche Art angeredet, ſo wird ſich der geneigte Leſer über die Titel, ſo ich der Beredſamkeit gebe, um ſo viel weniger wundern. Mich deucht, man gehe nicht ſicherer, als wenn man einem ſo groſſen Meiſter in der Beredſamkeit folget, und ich halte die Bemühung, dem Hrn. Prof. Philippi nachzuahmen, vor die gröſſeſte Zierde meiner Rede.

Ich fühle, Meine Herren, daß dieſer Seufzer nicht ohne Würckung iſt. Machen Sie ſich demnach gefaſt, ſolche Sachen zu hören, darüber Sie erſtaunen werden. Neigen Sie ihre Ohren 20) zu meiner Rede, und bewundern mit mir die ausnehmenden Eigenſchaften eines Redners, der ſeines gleichen nicht hat.

Dero huldreicher Anblick verſpricht mir diejenige Aufmerckſamkeit, welche Sachen von der Wichtigkeit mit Recht verdienen, ſie mögen auch ſo ſchlecht vorgetragen werden, als ſie wollen; und die groſſe Begierde Dero ſehnliches Verlangen zu ſtillen, macht, daß ich nicht lange nachſinne, wie ich Ihnen die ſo groſſe Anzahl der Schönheiten, welche ich in den Reden des Herrn Philippi wahrnehme, ohne Verwirrung vor Augen legen ſoll.

Ich nehme, mit Dero gütigen Erlaubniß 21), die Reden des Herrn Prof. Philippi ſelbſt zur Hand. Ich werde ſie nach der Reihe durchblättern, und, was ich ſchönes in denſelben finde, aufrichtig vortragen.

Die

20) Da der geneigte Leſer mich nun nicht hören kan, ſo wird Er ſo gütig ſeyn, und ſtatt der Ohren, ſeine Augen brauchen, und meine Rede, die er nunmehro gedruckt leſen mag, eines geneigten Anblicks würdigen.

21) Wie ich dieſes mit einer wohlanſtändigen Beugung des Leibes geſaget hatte, ſo näherte ich mich auf eine ungezwungene, jedoch ſittſame Art dem Fenſter, als in welchem ich die Reden des Herrn Philippi, aus Verſehen,

Die erſte Rede iſt eine Antrittsrede, die der Herr Prof. Philippi in der vertrauten Rednergeſellſchaft zu Leipzig gehalten hat. Sie handelt von dem Rechte der in den römiſchen Geſetzen verworfenen Löwen-Geſellſchaft. Ich weiß nicht, Meine Herren, ob ich in derſelben mehr des Herrn Prof. tiefe Einſicht in die Rechtsgelahrtheit, oder die ſinnreiche und feine Art zu ſpotten, bewundern ſoll? Doch da diejenigen Stellen, aus welchen man zur Noth ſchlieſſen kan, daß der Herr Prof. Philippi ein groſſer Juriſt ſey, nur ſolche Urtheile in ſich faſſen, die auch oft von Leuten gefället werden, welche die Pandecten, über deren Unordnung ſie ſeufzen, mit keinem Auge angeſehen haben, und die römiſchen Rechtsgelahrte, die ſie aushöhnen, weiter nicht, als dem Namen nach, kennen, ſo will ich mich dabey nicht aufhalten, ſondern Sie, Meine Herren, nur gehorſamſt erſuchen, die artigen Spöttereyen des Herrn Prof. zu betrachten.

Wie ſinnreich ſpottet Er nicht über die Weißheit des Käyſers Juſtinianus? Hätte Er wohl die magere Wiſſenſchaft dieſes Printzen lebhafter vorſtellen, und deſſen Verehrern ihre Thorheit auf eine empfindlichere

---

ſehen, hatte liegen laſſen. Doch nahm ich mich in Acht, daß ich nicht, als ich mich wieder nach meinem Platz verfügte, meinen Zuhörern den Rücken zukehrete. Das würde wider die Höflichkeit geweſen ſeyn. Ich halte vor unnöthig, zu ſagen, wie ich dieſen Unſtand vermieden: Geübte Leſer können dieſes ohne mein Erinnern errathen.

lichere Art vorrücken können, als wenn Er ſagt: Juſtinianus habe nicht nur das A. B. C. verſtanden, ſondern er ſey biß in den Donat, ja gar biß in die Fabeln des Eſopus gekommen 22)?

Wie artig ſtehet dem Herrn Prof. nicht der angenommene Eyfer, mit welchem Er den Anbetern des Römiſchen Rechts es als ein groſſes Verſehen vorwirft, daß ſie in dem blutigen Kriege wegen der Spaniſchen Nachfolge, nicht eine condictionem ex lege wider den König in Franckreich anzuſtellen gerathen haben 23)? Dieſer Eyfer kömmt ſo natürlich heraus, und die unter demſelben verborgene Spötterey iſt ſo fein, daß der Herr Prof. Philippi es vor nöthig erachtet hat, ſeinen Leſern in einer eigenen Anmerckung zu ſagen, daß er ſpotten wollen.

Sie iſt aber zugleich eine recht heroiſche Spötterey. Der Herr Prof. legt zum Grunde derſelben, daß der König von Franckreich in dem Kriege wegen der Spaniſchen Nachfolge, eben dergleichen Theilungstractat vorgehabt habe, als dort der Löwe in der Fabel. Ein gemeiner Redner, der bloß ſeiner Vernunft gefolget, und die Freyheiten und Rechte eines heroiſchen Redners nicht gewuſt hätte, würde Bedencken getragen haben, ſeine Spötterey auf einen Satz zu gründen, der ſo übel mit der Hiſtorie überein kömmt. Er würde ſich erinnert haben, daß zwar der König in Franckreich noch bey Lebzeiten des andern

22) S. die ſechs deutſchen Reden p. 6.
23) ibid. p. 7.

andern Carls mit dem König William einen Theilungstractat wegen der Spaniſchen Monarchie geſchloſſen: Daß aber dieſer Tractat niemahls zur Würcklichkeit gekommen, ſondern der König von Franckreich, ſo bald der Hertzog von Anjou durch ein förmliches Teſtament, zum Erben der gantzen ſpaniſchen Monarchie eingeſetzet worden, ſich deutlich erkläret habe, daß Er an dem Theilungstractat nicht ferner gebunden ſeyn wolte. Er würde alſo, in ſeiner Einfalt gedacht haben, es käme läppiſch heraus, die Juriſten damit zu ſcheeren, daß ſie ſich des L. 29. ff. pro Socio, nicht wider den König in Franckreich bedienet hätten, in einem Streit, in welchem es nicht auf die Rechte einer Geſellſchaft, ſondern auf die Gültigkeit eines Teſtaments ankam.

Aber der Herr Prof. Philippi, als ein heroiſcher Redner, hat ſich durch ſolche Betrachtungen nicht abhalten laſſen, einen Spaß zu machen, der ſo ſcharffſinnig iſt, daß der Herr Prof. nimmer ein ruhiges Gewiſſen würde gehabt haben, wenn Er denſelben, um ſolcher Kleinigkeiten willen, hätte bey ſich behalten wollen: Zumahl, da Er bey der Gelegenheit einer ſehr anmuthigen, aber ziemlich alten Hiſtorie, von jenem Hof-Mann, der den König in Franckreich ex L. Aquilia belangen wollen, durch eine geſchickte Anwendung einen neuen Glantz geben konnte.

Ich zweifele nicht, Meine Herren, dieſe heroiſche Aufführung des Herrn Prof. Philippi wird Ihnen ſon-

ſonderlich wohl gefallen: Aber ich beſorge, der gute Begrif, den Sie dadurch von dem Herrn Prof. bekommen, dürfte durch die Anmerckung, mit welcher Er ſeinen feinen und heroiſchen Schertz erläutert, einen Stoß leiden, indem der Herr Prof. in derſelben ſich vor einen Thomaſianer ausgiebt.

Ein Thomaſianer? werden Sie dencken. Bewahre GOtt! Ach! iſt es nicht ewig Schade, daß ein ſo geſchickter Mann an den böſen Lehren dieſes Unſeeligen, einen Gefallen findet, der unſerer Geſellſchaft, und vornehmlich dem ehrwürdigſten Theil derſelben ſo vielen Dampf angethan hat? Wir gedachten an dem Hrn. Prof. Philippi noch viele Freude zu erleben, und ſahen ihn bereits als die gröſſte Zierde, und vornehmſte Stütze unſerer Geſellſchaft an: und ſiehe! nun iſt er ein Thomaſianer. Ach das GOtt erbarm! . . . . Aber gemach, Meine Herren! gebärden Sie ſich nicht ſo übel. Der Herr Prof. Philippi iſt kein Thomaſianer. Ich ſchwere es ihnen zu. Er ſagt es zwar: Aber Er meint es ſo böſe nicht. Er iſt nur in ſo weit ein Thomaſianer, daß Er mit dem Thomaſius mißbilliget, wenn einfältige Rechtsgelahrte das Römiſche Recht zur Unzeit anführen. Seine Worte geben es deutlich zuerkennen, daß dieſes ſeine Meynung ſey. Er ſpricht: **Ich bin NB. hierinn ein Thomaſianer.** Und wie wäre es auch möglich, daß der Herr Prof. Philippi ein völliger Thomaſianer ſey, da er in der Leichenpredigt, ſo Er der Königin von Pohlen gehalten hat, und welche unter ſeinen ſechs deutſchen Reden die **andere** iſt,

ſo

ſo viele deutliche Proben einer ausnehmenden Andacht und Heiligkeit gegeben, daß man ſchweren ſolte, Er ſey ein Schooß-Jünger des **Knechts GOttes Jochen** in Halle 24)?

Sie erlauben mir, Meine Herren, daß ich zum Beweiß dieſes Satzes ihnen eine Stelle, ja wenns auch noch mehrere wären 25), aus der gemeldten Gedächtnißrede vorleſe. Sie werden daraus erkennen, daß der Herr Prof. Philippi einer der gottsfürchtigſten Rechtsgelahrten iſt, die iemahls gelebet haben. Wahrlich, Meine Herren, ich kan ohne innigliche Bewegung meiner Seelen, an die ſeltenen, hohen, und zärtlichen Ausdrückungen nicht gedencken, deren Er ſich in der zierlichen Anrede an die GOttesfurcht, die ich Ihnen jetzo vorleſen werde, bedienet hat. Nachdem der Herr Prof. vorhero auf die beweglichſte Art mit der Großmächtigſten Königin Tugend complimentiret, und dieſelbe inſtändigſt gebeten hat, noch etwas hier auf Erden zu verweilen, ſo kömmt Er auf die GOttesfurcht der Königin, und bricht, nachdem Er geſaget, daß die Königin, als eine wahrhafte Chriſtiana, ſich der ungeheuchelten Frömmigkeit zu einem völligen Eigenthum Lebenslang gewidmet, und mit ihr, wie er ſich gar nachdencklich ausdrücket, anders nicht, als leben und ſterben zu wollen, verlanget, in dieſe güldene Worte aus: Aber o! du **Flämmlein aus göttlicher**

24) S. des Herrn Rambachs Denckmahl der Liebe p. 5.
25) S. die ſechs deutſchen Reden p. 39.

licher Flamme, du ungeheuchelte GOttes-Furcht! ſteigeſt du denn nicht deiner Natur nach, lieber aufwärts in die Höhe, als herunter in die Tiefe? Ach freylich! dein mächtiger Strahl dringet, aus dem ewigen Lichte des Unſichtbaren und Allmächtigen, in die Hertzen derer, die dich begierig auffaſſen, und ſchläget von da nach beſchehener Entzündung des von Natur eiskalten Hertzens, in ſeinen erſten Urſprung wiederum zurück.

Dieß Steigen und Fallen des göttlichen Liebes-Feuers, das bald aus dem Hertzen zu GOtt empor ſteiget, bald aus dem Altar des Heiligthums herunter fällt, und die göttlich-entzündeten Hertzen immer noch mehr durchglüet, währet denn in einer wunderbaren Abwechſelung, und in einem beſtändigen Lauf-Feuer ſo lange, bis davon endlich das Sterbliche in das Unſterbliche, der Tod in das Leben verſchlungen, und, gleich jenem Waſſer um den Brand-Opfer-Altar, von dem himmliſchen Feuer gänzlich verzehret, mithin die zerſtörliche menſchliche Leibes-Hütte in eine unzerſtörliche, und alleredelſte Natur verſetzet wird 26).

Was meinen Sie, Hochgeehrte Herren, ſind dies Reden eines Thomaſianers? Oder vielmehr, ſind es Reden eines ſich ſelbſt gelaſſenen Menſchen? Ich betriege mich ſehr, oder Ausdrückungen dieſer Art haben einen höhern Urſprung, als die ihr ſelbſt

26) S. die ſechs deutſchen Reden p. 32. 33.

gelaſſene Vernunft des Redners. Ich finde hier deutliche Spuren einer Entzückung, und bin nicht vermögend weder in dem vorhergehenden, noch nachfolgenden etwas zu entdecken, woraus ich ſchlieſſen könnte, wie dieſe köſtliche Stelle, natürlicher Weiſe, in dieſe Rede gekommen iſt.

Aber o! wie unglücklich bin ich, daß ich ſo tiefe Gedancken, und ſo hohe Worte nicht, wie ich wünſchte, völlig verſtehen kan! Mein unerleuchteter Verſtand findet hier nichts, als Duncfel und Finſterniß. Ich begreiſe nicht, was der Herr Prof. Philippi von der GOttes-Furcht haben will. Die Frage, ſo Er an dieſes Flämmlein aus göttlicher Flamme ergehen läſſet, iſt mir ſo dunckel, als die Antwort, die Er ſich ſelbſt ertheilet. Mich überfällt ein heiliger Schauer, wann ich von dem Steigen und Fallen des göttlichen Liebes-Feuers, und von dem beſtändigen Lauf-Feuer höre, und ich empfinde itzo, mit Verdruß, die Wahrheit eines Satzes, den ich ehedeſſen bey einem myſtiſchen Scribenten geleſen habe, daß, nemlich, wer die Sprache der Heiligen verſtehen wolle, den Geiſt der Heiligen haben müſſe.

Indeſſen, ob gleich meine natürliche Blindheit mir im Wege ſtehet, ſo hohe Geheimniſſe zu ergründen, ſo zweifele ich doch im geringſten nicht, daß Sie, Meine Herren, dieſelbe tiefer einſehen werden, als ich. Solten Sie aber, vielleicht, eben wie ich, nichts als Verwirrung und Dunckelheit in den beweglichen und zärtlichen Worten des Herrn Prof. Philippi finden: So hoffe ich doch, Sie werden denn auch darinn mit mir einer Meinung

nung ſeyn, daß man die Urſache dieſer Dunckelheit gröſſeſten Theils in dem Verſtande des Leſers ſuchen, oder, dafern auch ja der Herr Pr. ſelbſt nicht gantz unſchuldig, doch desfals dieſen groſſen und gottſeeligen Redner nicht tadeln müſſe.

Man kan aus den zärtlichen Ausdrückungen, deren Er ſich gegen das Flämmlein aus göttlicher Flamme, die ungeheuchelte GOttes-Furcht, in ſeiner Anrede bedienet, die brünſtige Liebe, ſo Er zu dieſer Königin aller Tugenden träget, ſo deutlich abnehmen, daß es eine Unbilligkeit ſeyn würde, wenn man von ihm verlangen wolte, daß Er mit mehrerer Kaltſinnigkeit und Gelaſſenheit reden ſollen. Verliebte, Meine Herren, ſind, wie Sie wiſſen, oftmahls gantz auſſer ſich, wann ſie mit der geliebten Perſon reden, und eine kleine Verwirrung, abgebrochene Worte, und dergleichen Merckmahle eines abweſenden Verſtandes, ſtehen ihnen ungemein wohl an. Die Reden ſolcher Perſonen ſind niemahls überzeugender, als wenn kein Menſch, ja ſie ſelbſt nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen. O! wie wohl hat demnach der Herr Prof. Philippi gethan, daß Er ſeine Anrede an die ungeheuchelte GOttes-Furcht ſo eingerichtet hat, als es der Zuſtand eines Hertzens erfordert, das von einem ſo reinen und heiligen Feuer entzündet iſt, als das ſeinige.

Hochgeehrteſte Herren! Ich bemercke mit vielem Vergnügen, daß Sie über dieſe Probe der Frömmigkeit des Herrn Prof. Philippi eine Freude empfinden, die Ihnen zu bergen faſt unmöglich fällt. Es fehlet nicht viel, ſo brechen ihre huldreiche Augen in Freuden-Thränen aus. Aber, Meine Herren,

ren, ſparen Sie dieſe edle Feuchtigkeit noch einen Augenblick. Ich rathe es Ihnen: Denn wenn Sie ſich jetzo müde weinen, was wollen Sie denn thun, wenn ich Ihnen den Herrn Prof. Philippi in der beweglichſten Stellung zeige, wie Er, zum Beſchluß ſeiner Gedächtniß-Rede, auf der Erden liegend, mit gebogenen Knien, ausgebreiteten Armen, und kindlich zu GOTT erhabenen Augen, ſo kräftig betet, daß ſeine Zuhörer alle vor Freuden, wie die Kinder, weinen müſſen 27)? Ich verdencke es Ihnen nicht, Meine Herren, wenn Ihnen bey einem ſo unvermutheten Anblick die Augen übergehen. Ein ſo auſſerordentliches Bezeigen eines Redners, von dem man gantz was anders, als aus der Offenbahrung Johannis entlehnte Seufzer vermuthet hätte, verdienet die heiſſeſten Zähren. Der Herr Prof. Philippi iſt der erſte, der ſich die Freyheit genommen, eine weltliche Rede auf eine ſo prieſterliche und erbauliche Art zu ſchlieſſen. Er verdienet dahero, daß man ſeine GOttes-Furcht lobet, und ſeinen Heldenmuth bewundert. Die Welt, Meine Herren, liegt ſo gar im Argen, daß ihr alles, was den geringſten Schein der Gottſeeligkeit hat, lächerlich und thörigt vorkömmt. Man kan alſo nicht anders, als über die heilige Hertzhaftigkeit des Herrn Philippi erſtaunen, der ſich nicht geſcheuet hat, durch ſeine andächtige Gebärden der böſen Welt zu trotzen. Er hat wohl vorher geſehen, daß ſein Verfahren, auſſer der gottſeligen Verſammlung, in welcher Er ſeine Rede gehalten hat, wenig Beyfall

27) S. die ſechs deutſchen Reden p. 44. 45.

fall finden würde. Wie gut auch der Begrif iſt, den Er von ſich und ſeinen Reden hat, und wie feſt Er auch, in dem Vorbericht zu ſeinen Reden, verſichert zu ſeyn ſcheinet, daß keiner ſeiner Leſer ein Momus ſeyn werde, ſo vermuthet Er doch, daß viele über die heilige Tour lachen werden, die Er ſeiner Rede gegeben, und welche ſeinen heiligen Zuhörern beſſer als alle Kunſt-Grife der Beredſamkeit gefallen hat. Aber Er kehrt ſich an das Lachen ſolcher Spötter nicht. Er ſetzt einen Trumpf darauf, und erklärt alle, die über ſeine andächtige Seufzer, und ſeinen vor GOtt gethanen Fuß-Fall lachen, gerade weg vor Religions-Spötter.

Er hat vielleicht gedacht die Gottloſen dadurch zu ſchrecken: Aber, Meine Herren, ich habe mit Beſtürtzung erfahren müſſen, daß dieſe Halsſtarrige noch Recht übrig zu haben vermeynen, und durch die Anmerckung, in welcher der Herr Philippi ſie Religions-Spötter heiſſet, noch mehr erbittert worden ſind.

"Was? ſprach neulich einer zu mir, ſolte man "darum gleich ein Spötter der Religion werden, "wenn man über einen Menſchen lacht, der durch "eine unzeitige Andacht eine Geſellſchafft, die bloß "die Uebung der Beredſamkeit zum Zweck hat, in "eine Qväcker-Verſammlung verwandelt? Oder "meint der Herr Prof. Philippi, daß dieſes das "Kenn-Zeichen eines rechten Chriſten ſey, wenn "man, ohne Betrachtung des Wohlſtandes, und "ohne Zeit und Ort zu unterſcheiden, zur Erden nie"derfällt, und, unter den greßlichſten Verdrehun"gen, GOtt mit einer Menge hebräiſcher Titel zu "übertäuben ſucht? Ich bete auch: Aber in mei-

"nem Kämmerlein. Ich rufe GOtt an: Aber ich
"gebärde mich nicht dabey als ein Beſeſſener. Ich
"kan mit GOtt reden, ohne daß ich nöthig habe,
"den Pſalter, und die Offenbahrung Johannis aus-
"zuplündern. Ein ſo wüſtes Geplapper gefällt
"GOtt nicht. Ich rede, als ein Deutſcher, deutſch
"mit ihm, und ich dencke, er verſtehe mich. Ich
"will dieſe Art zu beten dem Herrn Prof. Philippi
"nicht aufdringen. Er kan mit ſeinem GOtt ſo hoch
"und unverſtändlich reden, als es ihm beliebt. Er
"kan es thun, in welcher Leibes-Stellung er will.
"Nur thue er es nicht zur Unzeit. Auf der Can-
"tzel kan er beten, ſo lange es ihm gut deucht: Auf
"der Catheder aber muß er den Prieſtern nicht nach-
"äffen. Thut er es, ſo lacht man ihn aus: Und
"wirft Er denn mit Religions-Spöttern um ſich,
"ſo hält man ihn vor einen ſcheinheiligen Läſterer,
"und das von Rechts wegen.

So redete der Böſewicht. Allein, Meine Herren, ich bin von ihrer bekannten GOttes-Furcht ſo überführet, daß ich feſtiglich glaube, Sie werden darum von dem Verfahren des Herrn Prof. Philippi nicht anders urtheilen, als der Herr Prof. ſelbſt und, Trotz allen Religions-Spöttern, ein ſo gottſeeliges Bezeigen vor höchſt erbaulich halten. Ich bin auch verſichert, daß keiner unter Ihnen ferner unſern Bet-**Ernſt**, in Verdacht haben wird, daß Er ein Thomaſianer ſey, und wenn Er es gleich ſelbſt ſagte. Seine Thaten rechtfertigen ihn, und ich brauche weiter kein Wort vor ihn zu reden.

Ich gehe demnach, mit Dero Erlaubniß wieder zurücke, um diejenigen Schönheiten, welche ich in dieſer

dieſer unvergleichlichen Gedächtniß-Rede übergangen habe, nachzuhohlen. Es iſt deren, Meine Herren, eine ſolche Menge, daß, wenn ich dieſelben alle bemercken wolte, ich etliche Stunden damit zu bringen würde. Ich begnüge mich demnach, die vornehmſten kürtzlich vorzuſtellen.

Indem ich darauf ſinne, wo ich zuerſt anfangen ſoll, fällt mir diejenige Stelle in die Augen, woſelbſt der Herr Prof. Philippi der beyden Frantzöſiſchen Printzeſſinnen erwehnet 28). Dieſe Stelle iſt vollkommen heroiſch, und die darinn enthaltenen Gedancken ſind ſo beſchafen, daß niemand als der Herr Prof. Philippi dieſelbe haben können. Wenn es mir vergönnet iſt, Meine Herren, ſo will ich die gantze Stelle herleſen.

Der Herr Prof. hatte vorher ausgegrübelt, warum doch die Ruſſiſche Catharina, der Engliſche Georg, und die Königin von Pohlen faſt zu einer Zeit geſtorben? Ob es darum geſchehen, weil der Beherrſcher des unterirrdiſchen Reiches auch die gedritte Zahl liebe? Oder ob es eine Anzeige ſeyn ſolle, daß das Reich der Todten ſo wohl, als das Reich der Lebendigen fruchtbarer an Heldinnen, als Helden? Er ſetzt dieſe tiefſinnige Gedancken nicht weiter fort, ſondern verfällt auf die Frantzöſiſchen Printzeſſinnen.

Lebten wir annoch, ſpricht er, in denen Zeiten des Heydenthums, ſo würden wir uns in dergleichen Begebenheit wohl kaum zu finden wiſſen, ſondern uns bereden, die Göttin

 des

28) S. die ſechs deutſchen Reden p. 19. 20.

des Schickſals könne mit gleichgültigen Augen den bald hinter einander erfolgten Verluſt zweyer groſſen Printzeſſinnen anſehen, weil ſie in Franckreich mit einmahl zwey Printzeſſinnen davor gebohren werden laſſen, die, wo kein Cron-Printz nachkommen ſolte, wohl noch das Frantzöſiſche Scepter erlangen, und alſo eine der gröſſeſten und bisher nicht erhörten Veränderungen in Europa verurſachen, ja durch ihre einmahl erfolgende Verheyrathung, wohl noch mehrere Cronen zuſammen bekommen dürften.

Ich frage Sie, Meine Herren, haben ſie jemahlen etwas geleſen, das dieſer tiefen Betrachtungen gleich käme? In dieſer Stelle hat der Herr Prof. gewieſen, daß die Gottesfurcht einem Menſchen nicht hinderlich ſey die Staats-Lehre zu verſtehen. Sein erleuchteter, und durch das **Flämmlein aus göttlicher Flamme** durchglüeter Verſtand iſt ſo durchdringend, daß er auch zukünftige Begebenheiten vorher ſiehet, und auf Muthmaſſungen verfällt, die vor ihm keinem Menſchen in den Sinn gekommen ſind. Ich zweifele ſehr, ob auſſer dem Herrn Prof. Philippi ein Menſch in der Welt zu finden iſt, dem es auch nur im Traum eingefallen ſey, daß, wenn kein Dauphin in Franckreich wäre, die Töchter des Königes das Frantzöſiſche Scepter erlangen würden. Man hat bisher immer geglaubet, und in allen Büchern geſchrieben, daß die Frantzöſiſche Crone nicht auf die Töchter fallen könne, que le Roïaume de France ne tombe jamais en quenouïlle. Es iſt zu vermuthen, daß dem Herrn Prof. Philippi dieſes

ſes nicht unbekannt; Aber dem allen ungeachtet nimmt Er ſich die Freyheit, ſich an dieſen gemeinen Wahn nicht zu kehren. Er lacht über das Saliſche Geſetz, und hält es vor ein Unding, und giebt uns alſo hier nicht nur eine Probe einer Heroiſchen Schreib-Art, die an keine Regeln gebunden iſt, ſondern auch zugleich Gelegenheit an die Hand, ſeine groſſe Erkänntniß in politiſchen Dingen zu bewundern.

Ich bitte Sie, Meine Herren, entziehen Sie dem Herrn Prof. das Lob nicht, das ihm wegen einer Anmerckung von Rechts wegen gebühret, die wir bloß ſeiner Güte zu dancken haben, und die wir nach der Einrichtung ſeiner Rede vernünftiger Weiſe weder hoffen noch verlangen konnten. Ich vor meine Perſon, kan ſchweren, je mehr ich in den Reden des Herrn Philippi blättere, je mehr erſtaune ich über die Gröſſe ſeiner Verdienſte; und erbiete mich hiemit wohlbedächtlich gegen jederman zu behaupten, daß dieſer vortrefliche Mann den Platz, den er bekleidet, vollenkommen verdienet, und, in recht eigentlichen Verſtande, eine **auſſerordentlicher Redner** iſt. Hat jemand Luſt mit mir darob zu kämpfen, der melde ſich: Ich will ihm Kampfs nicht verſagen, ſondern Streits ſatt geben. Doch darauf werde ich lange warten müſſen. Am allerwenigſten vermuhte ich, daß in dieſer anſehnlichen Verſammlung einer zu finden iſt, der mit mir dieſerwegen ein Speer zu brechen verlangen ſolte. Ich ſehe vielmehr aus Dero huldreichen Augen, daß Sie mit mir einer Meynung, und begierig ſind, noch immer mehr und mehr darinn beſtärcket zu werden. Ich

werde mein Beſtes thun, dieſer Ihrer Begierde ein Genügen zu leiſten.

Betrachten Sie demnach mit mir, Meine Herren, die ungemein-bewegliche Vorſtellung des groſſen Schmertzens, den der Herr Prof. Philippi über den Tod der Königin empfunden hat. Alles iſt in dieſer Beſchreibung natürlich, und ſo lebhaft vorgeſtellet, daß mich deucht, ich ſehe vor meinen Augen, die mancherley heftigen Bewegungen 29) des Schreckens, des Schmertzes, der Furcht, der Bangigkeit und des Wehklagens, mit welchen der Hertzens-Schrein des Herrn Prof. angefüllet geweſen. Ich ſehe, wie der geheime Schmertz ſich geſtreubet, und weder vor, noch hinter ſich gewolt hat 30). Ich ſehe, wie die Zunge, die beredte und nie genug zu preiſende Zunge, gebebet. Nur eins iſt mir zu hoch. Ich kan mir die Verſchmachtung der Augen 31) nicht vorſtellen: Doch darüber betrübe ich mich nicht. Dieſe Blödigkeit meines Verſtandes verhindert mich nicht zu begreifen, wie viel Kunſt in dieſer Stelle verborgen iſt.

Betrachte ich ferner, wie artig der Herr Prof. Philippi ſich von dieſem groſſen Schmertz erhohlet; Gleich darauf aber vor Ehr-Furcht und Ohnmacht ſtutzig wird, und eine Weile ſtille ſchweiget: Wie Er durch die aus unverdienter Gütigkeit auf ihn unverwandt gerichtete Augen der Hochwertheſten Anweſenden ſich den Mund wieder öfnen läſſet: Wie Er, nachdem Er ſeine Zuhörer, die nichts mehr wün-

29) S. die ſechs deuſchen Reden p. 21.
30) ibid.
31) ibid.

wünſchen, als daß Er fort reden möge, um ein günſtiges Gehör angeflehet, und angefangen hat ſeine Heldin zu preiſen, wieder von einem neuen Schrecken, und einer auſſerordentlichen Beſtürtzung überfallen wird. Wie Er dieſes Schreckens, und dieſer Verſtürtzung ungeachtet, mit groſſer Sittſamkeit, und einer nicht geringern Beredſamkeit ſeine Ungeſchicklichkeit entſchuldiget: Wie Er dennoch, da der Schmertz, den Er empfindet, zu allen Glieder heraus will, um allem Ubel vorzukommen, die verborgene Wehmuht ſeines Hertzens aus der Qvelle der Ehrerbietigkeit hervor brechen läſſet, und endlich, da er ſich eben fertig macht, die Luft mit lauter gebrochnen Seufzern, mit einem bangen ach! und mit einem wehmüthigſten Geſchrey zu erfüllen, in eine wahre, ungekünſtelte, und hertzbrechende Ohnmacht danieder ſincket 32): So werde ich durch dieſen ſo wunderbaren Zufall, und durch ſo ſeltene, und ſo wunderbar unter einander gemiſchte, und noch auf eine wunderbarere Art ausgedrückte Gedancken ſo ſehr gerühret, daß, wenn mir Dero huldreicher Anblick nicht ſtatt eines kräftigen Balſams diente, mir gantz gewiß eine Ohnmacht **anwandeln** würde. Es iſt ein Glück vor Sie, Meine Herren, daß Sie aus meinem unvollkommenen Vortrage die erſtaunenswürdige Beredſamkeit des Herrn Prof. Philippi ſich nicht ſo vollenkommen vorſtellen können, als Sie es thun würden, wenn Sie deſſen Worte mit gehörigem Bedachte läſen. Ich bin verſichert, Sie würden mir hier alle unter den Händen todt bleiben, wenn Sie die in ſeinem Vortrage verborgene Künſte

32) ibid. p. 21 - 25.

ſie in der Geſchwindigkeit tief genug einſehen könnten.

Aber da ich Ihnen nun, werthgeſchätzte Anweſende, noch keine Todten-Farbe anſehe 33); So hofe ich, ſie werden noch ſo viel bey ſich ſelbſt ſeyn, daß Sie mit mir das gütige Schickſal bewundern können, welches verurſachet, daß der Herr Prof. Philippi in eine Ohnmacht fallen müſſen, die ſeiner Rede eine ungemeine Zierde, und ihm Gelegenheit gegeben hat, ſeine Geſchicklichkeit und groſſe Beredſamkeit auf eine ausnehmende Art an den Tag zu legen. Man muß, man will, oder will nicht, den Herrn Prof. Philippi als einen gantz **auſſerordentlichen** Menſchen anſehen, wenn man erweget, daß die ihm zugeſtoſſene Ohnmacht ein Zufall, der alle Kräfte der Seelen und des Leibes in Unordnung, und denjenigen, dem er begegnet, in die äuſerſte Beſtürtzung ſetzet, ihn ſo wenig in ſeinen Gedancken geſtöret, daß Er, ſo bald Er nur wieder zu recht gebracht iſt, nichts anders, als wenn Er ſich nur etwan die Naſe geſchneutzet hätte, in ſeiner Rede, ohne die geringſte Verwirrung, fortfahren können. Ich glaube gewiß, Meine Herren, es werden wenige ſeyn, die es Ihm nachthun ſolten. Zwar ich will eben nicht leugnen, daß man endlich zur Noht, wenn man völlig wieder zu ſich ſelbſt gekommen, eine angefangene Rede fortzuſetzen im Stande ſeyn mögte: Aber was der Herr Prof. Philippi gethan hat, das hat etwas mehr zu bedeuten, und überſteiget allen Glauben.

So bald hat ihn nicht der huldreiche Anblick ſeiner

33) ibid. p. 27.

ner Zuhörer, und die geſchäftige Mitleidenheit der zu beyden Seiten ſitzenden annehmlichſten Kinder, aus ſeinem ohnmächtigen Schlummer erwecket: So ſtattet Er denen, ſo ihm dieſen Dienſt erwieſen, eine ſo verbindliche und künſtliche Danckſagung ab, daß man ſchweren ſolte, er habe die ihm zugeſtoſſene Ohnmacht im Geiſte vorher geſehen, und das wohlgeſetzte Compliment an die annehmlichſten Kinder, bey guter Muſſe, und mit gutem Bedachte zum voraus verfertiget. Dieſes giebt uns von der Geſchicklichkeit des Herrn Prof. Philippi einen Begrif, den wir gewiß nicht haben würden, wenn er nicht in Ohnmacht gefallen wäre.

Es verdienet alſo dieſer Zufall eine ſonderliche Betrachtung. Er hat ſich gewiß nicht von ohngefehr zugetragen, wie der Herr Prof. Philippi in der Anmerckung meinet. Erlaube mir, **Groſſer Philippi**, daß ich Dir in dieſem Stücke widerſpreche: und ſey verſichert, daß der Himmel dir vor andern hold iſt. Er ſorget ſelbſt vor die Vermehrung deines Ruhms, weil du auserſehen biſt, eine neue, und gantz wunderbare Beredſamkeit einzuführen. Er ſchickt dir eine Ohnmacht zu, damit du Gelegenheit haben mögeſt, aller Welt zu zeigen, daß du, wenn du halb todt biſt, eine beſſere Rede halten kanſt, als alle andere Redner.

O nimium dilecte Deo, tibi militat æther!

Der Herr Prof. Philippi, Meine Herren, iſt dieſe Gnade nicht unwürdig. Er wendet die ihm zugeſtoſſene Ohnmacht zum Beſten ſeines Nechſten an. Sie muß ihm dienen, allen Liebhabern der Beredſam-

keit einen neuen Kunſt-Griff an die Hand zu geben, wovor ſie ihm nimmer genug dancken können. **Es würde, ſchreibt Er in der Anmerckung, bey einer dergleichen Trauer-Rede einen ungemeinen Eindruck geben, wenn der Redner im Stande wäre, durch die Kunſt ſo eine dergleichen Ohnmacht, oder andern hertzbrechenden Affect anzunehmen, als mich hier ehedem in der Rede von ohngefehr befiel. Doch müſte die Kunſt es völlig natürlich machen, und ſich gehörig wieder zu recht zu finden, wiſſen.**

O! erwünſchte Ohnmacht, die du zu Erfindung einer ſo unerhörten Regel Anlaß gegeben haſt. Die Alten haben in ihrer Einfalt davor gehalten, ſolche gar zu nachdrückliche Vorſtellungen eines Afects, ſchickten ſich wohl auf dem Schauplatz, aber nicht in einer Rede, und ſie haben allemahl einen Unterſcheid unter einem Redner und Comödianten gemacht. Cicero ſelbſt, ob er gleich wohl erkannte, daß ein ieder Redner auf ſeine Art ein Roſcius ſeyn müſſe 34); iſt doch ſo verblendet, daß er denen, die ſich der Rede-Kunſt befleißigen, anräth, ſich vor eine gar zu groſſe Aehnlichkeit mit den Comödianten zu hüten 35). Lob ſey

34) Cicero de Oratore Lib. I.

35) Quis neget, ſpricht er Lib. I. de Orat. opus eſſe oratori, in hoc oratorio motu ſtatuque, Roſcii geſtum & venuſtatem? Tamen nemo ſuaſerit ſtudioſis dicendi adoleſcentibus in geſtu diſcendo hiſtrionum more elaborare. Und Lib. III. heiſt es: Omnes autem hos motus ſubſequi debet geſtus; non hic verba exprimens, ſcenicus, ſed univerſam rem & ſententiam, non demon-

ſey dir demnach, O! auſſerordentlicher Philippi, daß du zur Aufnahme der wahren und hertzbrechenden Beredſamkeit, einen Handgrif ans Tages Licht gebracht haſt, von dem die Alten nichts gewuſt haben, und der wohl immer würde verborgen geblieben ſeyn, wann du nicht durch deine Ohnmacht darauf geleitet, und von deinem heroiſchen Geiſt angefeuret worden wäreſt, denſelben ohne alle Furcht der Urtheile, ſo darüber ergehen würden, kund zu machen. Dieſem alle Schrancken der gemeinen Rede-Kunſt durchbrechenden Heldenmuth haben wir alles zu dancken, was in den Reden des Herrn Pr. Philippi ſeltenes, ſchönes und anmuthiges iſt.

Wir Chriſten ſtellen uns den Ort, wohin die ſeeligen Seelen der Gläubigen, nach ihrem Abſchiede aus dem Cörper, verſetzet werden, als einen Platz vor, den wir über uns ſuchen müſſen. Die Heyden hergegen haben in ihren Fabeln den Verſtorbenen eine unterirrdiſche Wohnung angewieſen. Darinn aber kommen Heyden und Chriſten überein, daß in iener Welt der Unterſchied des Standes und der Würde aufhöre. Dieſe Begrife legen die gemeinen Redner allemahl zum Grunde, wenn ſie von dem Zuſtande der Verſtorbenen reden, und halten es nicht nur einem Chriſten unanſtändig, die Sprache der Heyden anzunehmen, ſondern ſie haben auch eine eigene Regel, die ihnen verbietet, die Fabeln der Heyden mit den Wahrheiten des Chriſtenthums

monſtratione, ſed ſignificatione declarans, laterum inflexione hac forti, ac virili, non ab ſcena & hiſtrionibus, ſed ab armis aut etiam a palæſtra.

ſtenthums zu vermengen. Es iſt leicht zu begreifen, Meine Herren, daß ſie ſich durch eine ſolche Einſchränckung viele unnöthige Mühe aufbürden, und ihre Reden unzähliger Annehmlichkeiten berauben. Wohl hat demnach der Herr Prof. Philippi gethan, daß er alle dieſe abergläubige Regeln, auf eine heroiſche Weiſe mit Füſſen getreten, und ſo wohl durch Einmiſchung heidniſcher Begrife, als durch deren liebliche Vermengung mit denen chriſtlichen, ſeiner Rede eine Zierde gegeben hat, die unausſprechlich iſt, und alle, die ſie hören, oder leſen, ungemein vergnügen muß.

Ohne dieſe Heldenmüthige Übertretung der gemeinen Regeln würden wir nicht folgende anmuthige Stelle leſen. **Es werden, ſpricht der Herr Prof. Philippi 36), aber davor die unterirrdigen Grotten mit dieſer neu ankommenden Preißwürdigſten Göttin beglückſeeliget, und ſie wird von allen deren Inwohnern auf das ehrerbietigſte und zärtlichſte empfangen; darüber ſolten wir denn nun auch uns ſelbſt höchlich erfreuen, weil wir ia uns, gleich nach unſer Geburth, als Unterthanen des Reichs derer Todten haben einſchreiben laſſen, und deſſen oberſter Beherrſcher, der nicht etwan, wie die blinden Heyden dichten, Pluto heiſt, ſondern Jehovah Zebaoth iſt, wir den Eyd der Treue, und daß wir unſer Leben bloß von ihm zu Lehen tragen, allbereit abgeleget haben.**

Was

36) S. die ſechs deutſchen Reden p. 29. 30.

Was dünckt Ihnen, Meine Herren, hätte der Herr Prof. Philippi wohl mit auserleſenen Worten von dem Einzug ſeiner Heldin in das Paradiß reden, und ſie eine Preißwürdigſte Göttin nennen können, wenn Er ſich nach denen Regeln der gemeinen chriſtlichen Redner hätte richten wollen? Hätte Er wohl ſagen können, die unterirrdigen Grotten, oder, chriſtlich zu reden, die Wohnungen der Seeligen würden durch die Ankunft der Königin beglückſeeliget, wenn Ihm ſeine heroiſche Beredſamkeit zugelaſſen hätte, zu bedencken, daß es vielmehr ein Glück vor ſeine Preißwürdigſte Göttin, daß ſie in die Schaar der Heiligen aufgenommen, und dieſe vollkommen glückſeelige Geiſter durch die Ankunft einer Königin, wo anders unſer Glaube nicht irrig iſt, nicht glücklicher werden können? Aber ſolche Betrachtungen, womit ſich nur blöde Gemüther quälen, kommen einem heroiſchen Redner nicht in den Sinn. Unſer Herr Prof. Philippi iſt weit über ſolche Kleinigkeiten erhaben, und wann ihn ſein heroiſcher Redner-Geiſt treibet, ſo vergiſt Er gar, daß Er ein Chriſt iſt. Es ſcheinet, Er glaube, ein Redner müſſe, wie ein Staats-Mann, ohne Weib, ohne Schaam, und ohne Religion ſeyn. Eine vortheilhafte Einbildung, wodurch der Herr Pr. Philippi zur Erkänntniß ſolcher Geheimniſſe gekommen, die auch denen Heiligſten unbegreiflich geblieben. Wenn der Herr Prof. Philippi den König von Pohlen nur von ferne ſiehet, ſo bekömmt Er durch dieſes Anſchauen ſeines allergnädigſten Landes-Vaters, ein Bild, wie die Auserwehlten, durch das Anſchauen GOttes

am höchſten werden beglückſeeliget werden 37). Er iſt glücklich. Aber nimmer würden ſo vortrefliche Worte aus ſeinem beredten Munde gegangen ſeyn, wenn Er ſich erinnert hätte, daß, wie die gemeine Rede gehet, noch kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menſchen Hertz kommen iſt, was GOtt bereitet hat denen, die ihn lieben. Paulus, Meine Herren, ward, wie Sie wiſſen, biß in den dritten Himmel entzückt, und kam ſo klug wieder, als Er hingegangen war. Was, meinen Sie, würde uns der Herr Prof. Philippi nicht vor ſchöne Sachen erzehlen, wenn ihm ein ſolches Glück begegnen ſolte, da Er ſchon durch das bloſſe Anſchauen ſeines Landes-Vaters mehr gelernet hat, als Paulus im Paradiß? Solte man nicht aus ſeinen Worten ſchlieſſen, daß Paulus, nur immer zu Hauſe bleiben, und die weite Reiſe ſparen können?

- - - - - - Quod petis, hic eſt 38)

Da nun der Herr Prof. Philippi die gemeinen Meynungen der Chriſten ſo wenig achtet, wenn ſie ſeiner heroiſchen Einbildungs-Kraft entgegen laufen, was iſt es denn Wunder, daß er die thörichten Regeln blinder Heyden verlachet? Weil ich weiß, Meine Herren, daß Sie insgeſammt, wie es rechtſchaffenen Gliedern unſerer Geſellſchafft zuſtehet und gebühret, abgeſagte Feinde dieſer Regeln ſo wohl, als der Regeln der geſunden Vernunft ſind, ſo kan ich leicht vorher ſehen, wie ſehr ihre Hochachtung gegen den Herrn Prof. Philippi wird ver-

37) S. die ſechs deutſchen Reden p. 57.
38) Horatius L. I. Ep. 2.

vermehret werden, wenn ich Ihnen eine Stelle aus ſeinen Reden vor Augen lege, in welcher Er dieſe Ihnen und mir ſo verhaſſten Regeln ſo heroiſch überſchritten hat, daß man darüber erſtaunen muß.

Belieben Sie demnach zu hören, wie Er in der Lob-Rede auf den König in Pohlen von der Geneſung dieſes groſſen Printzen redet. **Doch da numehro, ſpricht er, dasjenige, was unſerm Großmächtigſten und unüberwindlichem Königе den höchſt verdienten Ruhm der Unſterblichkeit einigermaſſen noch ſtreitig zu machen, ſchien, durch den gewaltigen Arm des Königes aller Könige, völlig aus dem Wege geräumet worden; Ueberdieß das veränderliche Schickſahl, das wohl eher die gröſten Potentaten völlig zu Boden geworfen, und von dem höchſten Gipfel der Ehren herabgeſtürtzet hat, ſich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Reſt von der geheiligten Perſon unſers Königes wagen dürfen: So ſehen wir numehro mit Freuden, daß unſer Theureſtes Ober-Haupt weit über allen Wechſel der Zeit, und des Glücks, erhaben werden; hingegen alle unſere Glieder, Kräfte und Bluts-Tropfen, an ſich ein unzulängliches Löſe-Geld geweſen ſeyn würden, das Leben, die Geſundheit, und glückſeeligſte Regiment, unſers Allerruhmwürdigſten Beherrſchers zu erhalten, wenn nicht, nach dem Rathe der heiligen Wächter ſelbſt, Ihro Majeſtät uns noch länger wären geſchencket, und**

unſer einmüthiges Flehen dadurch gnädigſt von GOtt erhöret worden 39).

Sie ſehen, meine Herren, daß der Herr Prof. Philippi ſich in dieſer Stelle ſo heroiſch gebärdet, als Er ſonſt noch nicht gethan hat. Er ſcheuet ſich nicht, gleich zu Anfange dem gantzen menſchlichen Geſchlechte ins Angeſicht zu wiederſprechen; indem Er ſich nicht undeutlich mercken läſſet, Er glaube, daß ein Menſch ewig leben könne. Er ſpricht; es ſey dasjenige, ſo dem Könige den höchſtverdienten Ruhm der Unſterblichkeit noch einigermaſſen ſtreitig gemacht, numehro aus dem Wege geräumet. Der wahre Sinn dieſer Worte kan auf gut deutſch kein anderer ſeyn, als daß der König, da Er dieſes mahl wieder geſund worden, numehro gar nicht ſterben, ſondern ewig leben werde.

O! was wolte ich nicht darum geben, daß dieſes wahr wäre! Billig ſolten ſolche Könige, als derjenige, den der Herr Prof. Philippi lobt, nicht ſterben. Und wir hätten Urſache uns zu freuen, wenn der Herr Prof. Philippi ein ſo wahrhafter Prophet wäre, als er ein heroiſcher Redner iſt, der, nach den Regeln ſeiner Kunſt, Dinge ſagen muß, die nicht geſchehen können, und die kein Menſch glaubt. Aber ſo ſehen wir wohl, daß der Hr. Prof. Philippi hier nicht hat weiſſagen, ſondern nur durch ſeine wunderbare Ausdrückungen uns von der Natur der heroiſchen Beredſamkeit einen Begriff geben wollen.

Er hat ſeinen Zweck völlig erreichet. Was iſt wohl heroiſcher, als ſich der gantzen Welt, entgegen

39) S. die ſechs deutſchen Reden p. 53. 54.

gegen ſetzen, und alle Einrede der geſunden Vernunft und Erfahrung großmüthig in den Wind ſchlagen?

Wie kanſt du demnach verlangen, o! eckeler und eigenſinniger Longin, daß der Herr Prof. Philippi ſich nach deinen critiſchen Grillen richten ſollen? Verdencke es, ſo lange du wilt, dem Theopompus, daß Er eine prächtige Beſchreibung der Ankunft eines Königes von Perſien in Egypten durch die ohne Noth aufgethürmte Berge von geſaltzenem Fleiſche verdorben hat 40). Der Herr Prof. Philippi muß freye Hände haben. Dieſem groſſen Manne ſtehet es frey, von groſſen und geringen Sachen durch einander, nach eigenem Belieben, bald hoch, bald niedrig, zu reden. Er iſt befugt, von der Zehe ſeines Königes zu ſprechen, wann es ihm gut dünckt: Er kan ſagen: "Daß das veränderliche Schickſal, das wohl eher die gröſſten Potentaten völlig zu" Boden geworfen, und von dem höchſten Gipfel" der Ehren herab geſtürtzet hat, ſich nur ehedem an die" Zehe, als einen entbehrlichen Reſt von der geheiligten Perſon des Königes, wagen dürfen. Niemand wundere ſich, daß der Herr Prof. hier zu einer Zeit, da er recht prächtig ſchreiben will, von der krancken Zehe eines Königes ſpricht. Ich bin verſichert, daß der Herr Prof. Philippi kein Bedencken tragen würde, nach Beſchaffenheit der Umſtände, auf die prächtigſte Art von Verſtopfungen und Clyſtiren zu reden. Dieſes erfodern die Regeln einer natürli-

40) Longinus de ſublimi Cap. XXXIV.

türlichen Beredſamkeit: Und mich deucht, daß dieſes Steigen und Fallen einer Rede eine groſſe Anmuht giebt, und füglich mit denen Diſſonantzen in der Muſic verglichen werden könne. Laß demnach, O! **theurer Philippi**, die eckele Welt die Naſe rümpfen. Laß den längſt vermoderten Grillenfänger Longin ſchwatzen was er will. Behaupte du deine Rechte: Rede wie es einem natürlichen, männlichen und heroiſchen Redner zuſtehet, und ſcheue den Teufel nicht.

Mich deucht, Meine Herren, ich ſehe aus Dero huldreichen Augen die ſtille Zufriedenheit hervorleuchten, mit welcher Sie die Seltenheiten betrachten, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre habe. Verzeihen Sie mir demnach, daß ich Sie darinnen ſtöhre, und durch einen etwas verdrießlichen Vortrag unruhigere Bewegungen in ihren huldreichen Hertzen errege.

Es giebt Leute, Meine Herren, die, weil ſie nicht ergründen können, warum der Herr Prof. Philippi die Zehe, von welcher Er redet, einen **entbehrlichen Reſt** genennet hat, die Ausdrückung entſetzlich aushöhnen. "Ein Reſt, ſprechen ſie, iſt dasjenige, "das von einer verlohrnen oder vernichteten Sache "übrig bleibet. Wenn alſo der Herr Prof. Philippi "nicht im höchſten Grad kauderwelſch reden will, ſo "muß Er behaupten, daß von ſeinem Könige nichts "mehr, als die eine Zehe übrig ſey. Glaubt er das nun, "ſo ſteht es ihm ſehr übel, daß Er dieſen Reſt eines "groſſen Königes einen entbehrlichen oder unnützen "Reſt nennet. Er müſte auf dieſem Fall die noch

"übrige

"übrige Zehe ſeines Landesvaters in Spiritus legen,
"und als eine köſtliche Reliqvie bewahren.

Die höniſchen Gebärden, Meine Herren, welche ich ietzo an Ihnen wahrnehme, laſſen mich hoffen, Sie werden ſich über ſolche läppiſche Spöttereien nicht ſo ſehr ärgern, als ſich über die Uhrheber derſelben erbarmen. Leute, Meine Herren, die ihrer verderbten Vernunft zuviel Gehör geben, ſind wahrlich zu beklagen, und die Vermeſſenheit, mit welcher ſie auch von Sachen urtheilen, die ſie nicht verſtehen, und alles, was Ihnen etwan zu hoch iſt, als ungereimt verwerfen, iſt dadurch ſchon genug beſtrafet, daß ſie desjenigen Vergnügens entbehren müſſen, welches eine ſtille und demüthige Bewunderudg erhabener und unbegreiflicher Ausdrückungen mit ſich führet.

Wenn wir, Meine Herren, das Unglück hätten, dieſen Leuten gleich zu ſeyn, würden wir denn wohl in den Reden des Herrn Prof. Philippi ſo viele Süſſigkeiten finden? Was würden uns nicht vor verdrießliche und ſchwermühtige Gedancken aufſteigen, wenn wir leſen: **Und wahrlich, da ein jeder treu-geſinnete Sächſiſche Unterthan ſein Hertz gleichſam auf den Weg leget, den Ihro Majeſtät zu nehmen allerhöchſt geſonnen, damit Selbe, als führen ſie auf lauter Hertzen ihrer getreuen Unterthanen dahin, und als würden Sie von ſelbigen unterwegs getragen, in höchſt-erwünſchtem Wohl zurückkehren, uñ ſo oft Sie, unter währender Reiſe, Ruheſtatt halten, auf eben ſolchen getreuen Hertzen**

tzen ihrer Unterthanen, als einem gar ſanften Küſſen, Sich zu lagern, geruhen mögen: So läſſt die ſchnelle Durchfarth Ihro Majeſtät in allen unſern Hertzen weit kenntbarlichere Fußſtapfen von Ihro allerhöchſt gewürdigten Durchreiſe durch hieſige Lande, als der gröſte Steuer-Mann, auf der See zu erhalten, nicht vermag, wenn er gleich, auf Schifen vom erſten Rang, die Waſſer mit dem Ruder durchſchnitten, und einige bald verſchwindende Spuhren ſeiner Durchfarth hinterlaſſen 41). Wir würden über den ſo koſtbar gepflaſterten Weg erſtaunen, und, ich weiß nicht was, dawider einzuwenden haben. Wir würden nicht begreifen können, wie der Herr Prof. Philippi Ihro Majeſtät zumuthen mögen, allemahl, wenn Sie Ruheſtatt hielten, aus der Kutſche zu ſteigen, und ſich auf die auf dem Weg gelegte Hertzen zu lagern. Noch weniger würden wir begreifen können, was Er verlanget, wenn Er ſpricht, der König ſolle ſich auf den Hertzen ſeiner Unterthanen lagern, als führe er auf lauter Hertzen derſelben dahin, und würde von ſelbigen unterwegs getragen. Es würde uns ſchwer fallen mit dieſem Lagern die ſchnelle Durchfahrt zu reimen. Es würde uns vorkommen, als gäbe der Herr Prof. Philippi uns von der Tiefe der Fußſtapfen, ſo der König in den Hertzen ſeiner Unterthanen hinterlaſſen, einen gar geringen Begrif, indem Er nichts mehr ſagt, als ſie würden nur kennbarer ſeyn, als die Spuren eines

Schifes

41) S. die ſechs deutſchen Reden p. 63. 64.

Schifes im Waſſer, welche Salomon vor ſo unſichtbar gehalten, daß er daher des Schifs Weg auf dem Meer unter die Dinge gerechnet hat, die er nicht wiſſe. Wir würden uns wundern, warum der Herr Prof. des Steuermanns, und noch dazu des gröſſeſten Steuermanns, Meldung gethan; da doch gewiß, daß der Steuermann, er ſey ſo geſchickt, als er wolle, nichts zu denen Spuren beytrage, die ein Schif im Waſſer hinterläſſet. Wir würden nicht ergründen können, was der Herr Prof. mit den Schifen vom erſten Rang haben wolle. Wir würden nicht begreifen können, warum Er dieſe Schife mit Rudern verſehen, und was doch immer der arme Steuermann ihm müſſe zuwider gethan haben, daß Er ihn ohne alle Barmhertzigkeit zur Ruder-Banck verdammet, und auf ſeine neue Galeren geſchmiedet. Mit einem Worte, Meine Herren, wir würden in dieſer, an ſich ſo ſchönen, Stelle, nichts als Verwirrung, und einen verdrießlichen und unerträglichen Galimatias finden.

Aber, Meine Herren, ſo ſind wir gantz anders geſinnet. Wir entſchlagen uns ſo böſer Gedancken. Wir glauben einfältiglich, daß unter ſo wiederſinnigen Gedancken und ſo unbegreiflichen Worten, die gröſſeſte Weißheit verborgen liege. Wir verlachen nicht, was unſere Begrife überſteiget: Und wir befinden uns wohl dabey.

Ich erſuche Sie, Meine Herren, betrachten Sie mit ſo gläubiger Ehrfurcht die folgenden Reden das Herrn Philippi. O! was werden Sie nicht vor herrliche Dinge in ſelbigen finden! Sie werden mit Vergnügen gewahr werden, wie der Herr Philippi in

in ſeiner Antritts-Rede, die er als **auſſerordentlicher** Profeſſor der deutſchen Beredſamkeit gehalten, alle Schätze ſeiner philoſophiſchen und politiſchen Weißheit aufgethan, und verſchwenderiſch ausgeſtreuet hat. Sie werden ſich wenig bekümmern, ob dieſe Weißheit an dem rechten Ort angebracht ſey, oder nicht, und zufrieden ſeyn, wenn Sie allenthalben nützliche Wahrheit finden, welche Ihnen um ſo viel angenehmer ſeyn müſſen, je unvermutheter der Herr Philippi Sie damit überfällt.

Wie werden Sie ſich nicht freuen, wenn Sie ſo unverhoft in dieſer vortreflichen Antritts-Rede einen vollkomenen Abriß eines wohl eingerichteten Staats antrefen 42)? Wie wird ſie nicht die ſo gelehrte, tiefſinnige und nach den Regeln der Vernunft, Beſcheidenheit uñ Gelindigkeit angeſtellte Betrachtung über den Urſprung und Bedeutung des Vivatrufens, und des damit verknüpften Wörtlein **Hoch**! ſamt der ſo glücklich entdeckten Etymologie des Worts: **Mucker**, erqvicken 43). Sie werden ſich freuen, daß der Herr Prof. Philippi die Jenaiſchen Studenten ihrer unanſtändigen Auſführung wegen, auf eine ſo ſcharfſinnige und feine Art durchgehechelt hat 44): Und ſie werden in eine angenehme Beſtürtzung gerahten, wenn Sie ſehen, wie beweglich der Hr. Prof. Philippi zum Beſchluß ſeinen alten 63jährigen Vater anredet

42) S. die ſechs deutſchen Reden p. 120. ſqq.
43) ibid. p. 106 -- 117. zumahl da dieſes, wie der Herr Prof. Philippi p. 117. gar wohl anmercket, eine Materie iſt, die ſonſt wenig, oder gar nicht vorkommt.
44) ib. p. 110. ſqq.

anredet 45). Ja was ſoll ich von dem artigen Neu-Jahrs-Wunſch ſagen, den der Herr Prof. Philippi an ſeine Hochwertheſte Eltern, als deroſelben Gehorſamſte andre Sohn ſchriftlich abgeſtattet hat? Leſen Sie ihn, Meine Herren, mit gehöriger Andacht und Demuth, ſo werden Sie befinden, daß er den Reden des Herrn Prof. Philippi an Schönheit und Vortreflichkeit nicht allein nichts nachgiebt, ſondern ſie auf gewiſſe Maaſſe übertrift. Er iſt voll hoher Gedancken. Ich will Ihnen, Meine Herren, mit Dero Erlaubniß, einen kleinen Vorſchmack davon geben.

Fällt mir eben, ſpricht der Herr Prof. 46) der Gedancken ein, wo wir wohl heute über tauſend Jahr ſeyn dürften: So leget eine unſträfliche Unwiſſenheit mir zwar ein ehrerbietiges Stillſchweigen auf, daß ich dieſes nicht ſagen könne. Gleichwohl wenn heute vor tauſend Jahren etwan einige unſer Vorfahren auch ſo gedacht hätten: So würden wir Ihnen nunmehro die Antwort leicht geben können, wo ſie wären, und wie wir ſelbigen in der Reihe nachgefolget.

Herrliche Gedancken! Aber noch weit mehr iſt die Demuht und Beſcheidenheit des Herrn Prof. zu

45) ib. p. 146. ſq. Ich habe nachher erfahren, daß viele, welche von der heroiſchen Beredſamkeit keinen Begrif haben, dieſes dem Herrn Prof. als eine Schwachheit auslegen wollen.

46) ibid. p. 150.

zu bewundern, der ſich nicht unterſtehet, auf eine ſo hohe Frage zu antworten.

Glaube mir, **unvergleichlicher Philippi**, eine ſolche Sittſamkeit ſtehet einem Manne von deinen Verdienſten nicht wohl an. Verſtelle dich ſo viel du wilt. Wir wiſſen doch wohl, wer du biſt, und was du vermagſt. Du wirſt uns nimmer weiß machen, daß du auf die Frage, ſo du aufwirfſt nicht antworten könneſt. Indem du geſteheſt, es würde dir leicht ſeyn, einem unſerer Vorfahren auf dieſe Frage Beſcheid zu geben, ſo haſt du deine wichtige Frage ſchon entſchieden. Quäle demnach deine Verehrer nicht ferner, durch eine Beſcheidenheit, die ſich nur vor Leute von mittelmäſſigen Verdienſten ſchicket, und nimm dasjenige Weſen an, ſo groſſe Leute noch ehrwürdiger macht.

- - - - - - - - - - ſume ſuperbiam
Quæſitam meritis - - - - - - 47).

Ich würde Sie gröblich beleidigen, Meine Herrer, wenn ich nicht von Ihnen allerſeits glaubte, daß Sie den Rath, welchen ich hier dem Herrn Prof. Philippi gebe, billigen. Sie erkennen alle die wurderbaren Eingenſchaften dieſes groſſen Mannes, der in unſern Tagen aufgeſtanden iſt, die deutſche Beredſamkeit auf einen gantz andern Fuß zu ſetzen. Sie erkennen, ſag ich, ſeine Verdienſte: Aber Sie erkennen ſie nur halb, dafern Sie nur das Wenige an Ihm bewundern, das ich von ihm geſagt habe. Ich übergehe eine gute Anzahl derer Schön-

47) Horatius Lib. III. Od. 30

Schönheiten, die in ſeinen Reden zu finden, mit Stillſcheigen, und wenn ich ſie gleich alle, ohne eine einzige auszulaſſen, nach der Reihe hergezehlet, und durch alle Kunſt-Grife der Rede-Kunſt in das helleſte Licht geſetzet hätte, ſo würde doch noch die Helfte ſeiner Vortreflichkeiten verborgen bleiben.

Ich habe den Herrn Prof. Philippi nur als einen groſſen, und gantz beſondern Redner vorgeſtellet. Aber, Meine Herren, er iſt noch mehr als das. Er iſt auch ein Poet. Ich berufe mich desfals auf das vortrefliche **Heldengedicht**, das Er verfertiget hat, und bedaure nichts mehr, als daß mir die Zeit nicht vergönnet, mich in demſelben gebührend umzuſehen. O! was wolte ich Ihnen vor Herrlichkeiten zeigen! Aber, Meine Herren, ich mache mir ein Gewiſſen ihrer Geduld zu mißbrauchen. Wie aufmerckſam Sie mir auch bisher zugehöret haben, und wie feſt ich auch verſichert bin, daß alles, was man Ihnen von einem Manne, den Sie ſo hoch ſchätzen, vorſaget, Ihnen ein unausſprechliches Vergnügen giebt, ſo muß ich doch beſorgen, durch die Weitläuftigkeit, wozu mich die entſetzliche Menge, der in dem Heldengedichte des Herrn Prof. Philippi enthaltenen poetiſchen Seltſamkeiten 48), verleiten würde, Ihnen verdrießlich zu fallen, ja ſelbſt

48) Ich ziele hier auf eine Sammlung unterſchiedlicher ſinnreichen Gedichte, ſo unter dieſem Titel heraus gekommen. Derjenige, ſo dieſe Sammlung beſorget, würde ſeinem Wercke keine geringe Zierde geben, wenn er auch dem Heldengedicht des Herrn Prof. Philippi einen Platz in ſelbigem gönnen wolte.

ſelbſt meiner Geſundheit Schaden zu thun. Denn, Meine Herren, ich würde mit der bloſſen Erzehlung derſelben heute nicht zu Ende kommen. Das, was der Herr Prof. Philippi in ſeinem Heldengedicht von einem Naturaliencabinet ſchreibet, ſchickt ſich, mit einer kleinen Veränderung, gar wohl hieher, und ich kan mit Fug ſagen:

Nennt in der Poeſie mir irgend eine Art
Von Raritäten, die nicht da gefunden ward.
Solt ichs von Stück zu Stück mit Nahmen nur beſchreiben,
Ich müſte wenigſtens ein gantz Jahr drüber bleiben 49).

Ich begnüge mich demnach nur überhaupt zu ſagen, daß die Poeſie des Herrn Prof. Philippi ſo heroiſch iſt, als ſeine Beredſamkeit. Es iſt eine Luſt anzuſehen, wie wenig Er die unnützen Regeln beobachtet, wodurch man heutiges Tages die Dichtkunſt ſo ſchwer machet. Er giebt ſich alle Freyheiten, die einem Manne von ſeiner Art zukommen können. Abſchnitt, Sylbenmaaß und Füſſe ſind bey ihm gar verächtliche Sachen, und ſeine einzige Sorge gehet auf das einige Nothwendige in der Poeſie, ich meine den Reim. Dieſes muß ihm nothwendig die Hochachtung aller Kenner erwerben, die den Sinn des Sprüchworts: In fine videbitur cujus toni gebührend einſehen, und, nach Art der Och-

ſen-

49) S. das Heldengedicht p. 13.

ſenkäuffer, aus dem Hintertheil eines Verſes, von deſſen Güte zu urtheilen wiſſen.

Was ich bisher geſagt, betrift nur die äuſſerliche Geſtalt dieſes wunderbaren Heldengedichts. Sieht man nun daſſelbe nach ſeiner innerlichen Beſchaffenheit an, ſo muß man nothwendig in die äuſſerſte Verwunderung gerathen.

Es iſt eine gemeine Sage, Meine Herren, daß die Poeten nicht gemacht, ſondern gebohren werden. Ich kan nicht leugnen, die Gedichte unterſchiedener Poeten haben mir dieſe ſo gemeine Einbildung verdächtig gemacht: Aber durch das Heldengedicht des Herrn Prof. Philippi bin ich von dem Ungrund derſelben völlig überführet worden. Man kan mit Händen greifen, Meine Herren, daß der Herr Prof. kein gebohrner Poete ſey. Ein jeder Vers ſeines Heldengedichts zeiget von der groſſen Gewalt, die Er ſeiner Natur anthun müſſen, um dieſe Probe ſeiner Geſchicklichkeit, und dieſen Vorwurf unſerer Bewunderung hervor zubringen. Dieſe Erkänntniß, Meine Herren, erhöhet die Begrife unendlich die wir ſchon von dem Herrn Philippi, und ſeinem auſſerordentlichen Geiſte haben. Wer muß nicht über den Fleiß, die Mühe, und das Nachſinnen erſtaunen, die es dem Herrn Prof. Philippi gekoſtet hat, ſich eine Geſchicklichkeit zu erwerben, welche die Natur, die ſonſt gegen Ihn ſo verſchwenderiſch geweſen, aus einem Eigenſinn, den ich nicht begreifen kan, Ihm verſaget hatte?

Auf dieſe Art ein Poete werden, iſt weit rühmlicher, als wenn man dieſe Eigenſchaft einem natürlichen

lichen Geſchicke zu dancken hat. Ich muß immer lachen, Meine Herren, wenn ich den Ovidius und Canitz, ihrer Poeſie wegen, rühmen höre, die doch beyde aufrichtig geſtanden, daß ſie von Jugend auf einen unüberwindlichen Trieb zum Dichten, bey ſich geſpüret haben. Es iſt groß Wunder, daß man auch nicht an ihnen lobet, daß ſie gegeſſen haben, wenn der Hunger ſie geplaget. Dieſer Trieb zum Eſſen war ihnen nicht mehr natürlich, als die Neigung und Geſchicklichkeit zur Poeſie.

Die beſte Eigenſchaft, Meine Herren, zu welcher wir nichts beytragen, kan uns nicht zum Ruhm gereichen. Es haben ſchon andre angemercket, daß derjenige, der, um den Cato recht groß zu machen, ſagte: Cato habe nicht anders gekonnt, als Gutes thun 50), ſich ſchlecht um denſelben verdient gemacht hat; Und Socrates würde nicht die Helfte der Hochachtung verdienen, die man ietzo vor ihm heget, wenn nicht ſein eigen Geſtändniß, daß ſein Naturel grund böſe, und ſeine Tugend gekünſtelt ſey, ſeine Weißheit ſo bewunderungs-würdig gemachet hätte.

Was vor Lob verdienet demnach nicht die ſo ſehr gekünſtelte, und unnatürliche Poeſie des Herrn Prof. Philippi? Und was vor Ehrerbietung ein ſo groſſer Poet? Ich weiß, Meine Herren, diejenige, die Sie gegen ihn hegen, iſt ſo groß, als es ſeine Verdienſte erfordern.

Ja, **groſſer Dichter**, wir verehren dich, als einen

50) Vellejus Paterculus Lib. II. Cap. 35. nunquam recte fecit, ut videretur, ſed quia aliter non poterat.

einen Mann, der in ſeiner Art der einzige iſt. Fahre nur fort, deine matte Fähigkeit zum Dencken, und zum Dichten, über welche du klageſt 51), mit Nachdruck zu beſtreiten: Zeige der Welt, daß Horatz ein Gecke geweſen, da er geſchrieben:

Tu nihil invita dicas faciaſve Minerva 52).

Dein Helden-Gedicht lehret uns, daß man auch ohne der Minerven Wiſſen und Willen in der Dicht-Kunſt groß ſeyn könne: und dir, **Chriſtlicher Philippi**, ſtehet es vor andern wohl an, dieſer heidniſchen Göttin zum Poſſen, ein Handwerck zu treiben, dazu du nicht gebohren biſt. Schreib demnach, **unvergleichlicher Dichter**, und ſchone kein Papier. Die Schaar der Muſen giebt dir von den Zehn tauſend Ballen, die ſie geſchenckt bekommen hat 53), gerne einige Ballen wieder zurücke. Kehre dich nicht daran, wenn deine verderbte Vernunft dir zuruft: Schreibe nicht! oder wenn andere über deine Verſe ſpotten. Jenes iſt eine Anfechtung die Leute deiner Art leicht überwinden, und dieſes ein Unfall, den du mit vielen vortreflichen Dichtern gemein haſt. Die Geſellſchaft der kleinen Geiſter wird darum eben ſo wenig von der Hochachtung gegen dich etwas fallen laſſen, als du ſelbſt, und dich alle Zeit, du magſt wollen oder nicht, als ein Mitglied anſehen, das ihr die meiſte Ehre bringet.

N Ich

51) S. das Helden-Gedicht p. 5.
52) Horatius de Arte poëtica.
53) S. das Helden-Gedicht p. 16.

Ich ſcheue mich nicht, Meine Herren, dieſes in Ihrer aller Namen zu verſprechen. Sie werden mich nicht zum Lügner werden laſſen. Dero huldreicher Anblick verſichert mich, daß ich nichts geſagt habe, das Sie nicht genehm halten, und, wo es mir erlaubt iſt, von unſerer gantzen Geſellſchaft nach denenjenigen Regungen zur urtheilen, die ich ſelbſt empfinde, ſo weiß ich gewiß, daß dieſelbe über die Erhebung des Herrn Philippi zur Profeſſion der deutſchen Beredſamkeit eine Freude empfindet, die allen Verdruß weit überwieget, den die fruchtbare Schaar ihrer Widerſacher derſelben verurſachet. Sie vergiſſet darüber alle ihres Leides, und wo etwas iſt, das ihr Vergnügen mangelhaft machet, ſo iſt es der ſchwache Geſundheits-Zuſtand des Herrn Prof. Philippi

Ich ſehe mit Beſtürtzung, Meine Herren, daß der Herr Prof. Philippi den Ohnmachten ſo ſehr unterworfen iſt. Die eine verurſachte ihm der bloſſe Anblick eines königlichen Bildniſſes, und die andere **wandelte** ihm in der Gedächtniß-Rede auf die Königin in Pohlen an. Es iſt gewiß, Meine Herren, daß, wenn ihm nicht das erſte mahl ſeine damahls gegenwärtige leibliche Frau Mutter, **nebſt dem redlichen Hrn. Commiſſions-Rath und Crayß-Amtmann Fleuter** aufgerichtet 54), und das andere mahl die geſchäftige Mitleidenheit einiger aũehmlichſten Kinder, durch einen kräftigen Balſam wieder

54) S. die ſechs deutſchen Reden p. 40.

der zu recht gebracht hätte 55), ſo würden die unterirrdigen Grotten durch die Ankunft eines groſſen Redners und Poeten beglückſeeliget ſeyn, mit welchem jetzo das Reich der Lebendigen noch pranget. Aber, Meine Herren, da es nicht zu glauben, daß ein Mann, der zu ſo groſſen Dingen gebohren iſt, ſo bald den Weg alles Fleiſches gehen werde, ſo hoffe ich, daß die Vorſtellung ſeiner Sterblichkeit nicht fähig ſeyn wird, unſere gegenwärtige Zufriedenheit zu ſtöhren, und uns zu verhindern, einander auf die Geſundheit des Herrn Prof. Philippi **in gebührender Maaſſe, und ehrerbietigſter Beſcheidenheit eines zuzubringen** 56). Sie kan uns vielmehr antreiben unſere Wünſche vor das lange Leben eines ſo unentbehrlichen Mannes zu verdoppeln.

Lebe demnach, **Theurer Philippi**, und vollende das groſſe Werck, das du angefangen haſt. Zerſtöhre das Reich der falſchen Beredſamkeit; und erweitere, nach der Gelegenheit, die dir dein Amt giebt, die Gräntzen unſerer Geſellſchaft, die dich als ihren Aug-Apfel hoch hält. Laß die Spötter immerhin ſchwatzen, man habe dich zu einem **auſſerordentlichen** Bekenner der deutſchen Beredſamkeit erkohren, um durch dein Lehr-reiches Beyſpiel die Jugend auf eben die Art beredt zu machen, als die alten Lacedämonier ihre Kinder durch das Exempel trunckener Knechte zur Mäſſigkeit anführten. Diejenigen,

N 2 welche

55) S. die ſechs deutſchen Reden p. 25.
56) ibid. p. 75.

welche wiſſen, wie unentbehrlich du der Welt biſt, werden nicht aufhören, vor dein Wohlſeyn zu ſeufſzen, und die Geſellſchaft der kleinen Geiſter, die dich als ihre vornehmſte Stütze und ihren eintzigen Troſt in dieſen betrübten Zeiten, anſiehet, wird nicht müde werden deinen Ruhm bey aller Gelegenheit auszubreiten.

Was ich ſage, Meine Herren, das dencken Sie; und weil ich nun deſſen verſichert bin, ſo vermag ich dieſer meiner geringfügigen Rede, deren hochgeneigte Aufnahme, und Bedeckung der untergelauffenen Fehler, mir nochmahlen gehorſamſt und ergebenſt ausbitte, keinen beſſern Schluß zu machen, als damit ich angefangen habe 57). **Es lebe der Herr Prof. Philippi! Hoch!**

DIXI.

57) S. die ſechs deutſchen Reden p. 147.

V.

Unpartheyiſche Unterſuchung der Frage:

Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn D. Johann Ernſt Philippi,

Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit auf der Univerſität Halle,

mit

entſetzlichen Religions-Spöttereyen angefüllet, und eine ſtrafbare Schrift ſey?

Bey welcher Gelegenheit zugleich augenſcheinlich gezeiget wird, daß der Herr Profeſſor Philippi die Schrift:

Gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc.

unmöglich gemacht haben könne.

Leipzig, 1733.

Boileau.

Qui mépriſe Cotin n'eſtime point ſon Roi,
Et n'a, ſelon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi.

Sich in fremde Händel miſchen, und um Sachen bekümmern, die einen nicht angehen, das wird von allen klugen Leuten vor ein ſo vorwitziges Unternehmen gehalten, dem die Reue auf dem Fuſſe zu folgen pfleget. Dieſe Betrachtung ſollte mich bewegen, meine Gedancken über die Frage, welche ich zu unterſuchen willens bin, bey mir zu behalten: Allein die Unſchuld vertreten, und die Irrenden auf den rechten Weg bringen, das iſt eine Pflicht, der ein Vernünftiger ſich nicht entſchlagen kan. Und daher deucht mich, ich werde nicht übel thun, noch von Leuten, die Vernunft und Billigkeit lieben, eines Vorwitzes, oder einer Verwegenheit beſchuldiget werden, wenn ich von denen Urtheilen, die über die im vorigen Jahr unter dem Titel: **Briontes der jüngere, oder Lobrede auf den Hrn. Prof. Philippi**, herausgekommene Satyre gefället worden, auf eine unpartheyiſche und beſcheidene Art, meine Meinung ſage. Eingang.

Ich ſetze voraus, daß alle diejenigen, welche ſich die Mühe nehmen werden, gegenwärtige Schrift durchzublättern, auch die Satyre, ſo Endzweck dieſer Schrift.

mir Gelegenheit gegeben hat dieſelbe zu verfertigen, geleſen haben. Sie werden alſo wiſſen, daß in Halle ein **Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit** iſt, der **Philippi** heiſſt; daß dieſer, um ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, **ſechs deutſche Reden** durch den Druck bekannt gemacht; und daß ein ungenannter, dem dieſe Reden nicht gefallen, eine ziemlich ſcharfe Satyre, unter dem Nahmen einer Lob-Rede, wieder den Hn. Prof. Philippi heraus gegeben hat.

Ich glaube daher, es werde nicht nöthig ſeyn, daß ich meinen Leſern von dem Endzweck und der Beſchaffenheit dieſer Satyre eine weitläuftige Nachricht gebe, der ſie leicht entbehren können. Mein Zweck iſt nur, zu unterſuchen, ob die wiedrigen Urtheile, welche von derſelben gefället worden, gegründet ſind oder nicht.

Ein Einwurf und deſſen Beantwortung.

Ich ſehe vorher, daß viele meiner Leſer dencken werden, dieſes ſey eine unnöthige Arbeit: Sie werden ſich einbilden, eine Schrift, die ſo wohl aufgenommen worden, könne ſolchen Urtheilen unmöglich unterworffen ſeyn, und können mich alſo leicht vor einen Menſchen halten, der mit ſeinem eigenen Schatten kämpft. Allein alle diejenigen, die dieſe Gedancken haben, müſſen mir erlauben, ihnen zu ſagen, daß ſie ſich in ihrer Meinung betriegen, und daß eine Satyre, ſie mag ſo wohl gerathen ſeyn, und mit ſo vieler Begierde geleſen werden, als ſie immer will, dennoch einer weit ſchärfern Cenſur unterworfen iſt, als irgend eine andere Schrift.

Ich geſtehe, wenn man bedencket, daß die Menſchen ungemein geneigt ſind, ſich über den Unfall ihres Nächſten zu erfreuen, ſo ſolte man glauben, eine, auch nur mittelmäſſige, Satyre müſſe allemahl mit allgemeinem Beyfall aufgenommen werden. Aber dieſer Schluß iſt trieglich, und die Erfahrung giebt es, daß eine Satyre, ſie mag auch noch ſo wohl geſchrieben ſeyn, den meiſten mißfalle, und daß der Verfaſſer derſelben, auch ſo gar von denen, welche ſeine Schrift mit Luſt leſen, und dieſelbe loben, dennoch getadelt werde. Satyren mißfallen den meiſten.

Denn obgleich die luſtigen Einfälle, welche eine Satyre beliebt machen, alle Leſer **kützeln**, und zum Lachen gleichſam zwingen, ſo gehet doch dieſes Lachen den meiſten eben ſo wenig von Hertzen, als dasjenige, ſo durch eine **leibliche Kützelung** verurſachet wird. Die Empfindung, welche in unſerm Cörper entſtehet, wenn er gekützelt wird, iſt einer ſehr zweydeutigen Natur, und, wie angenehm ſie auch ſcheint, mit einer Art des Schmertzes untermiſchet. Mit der **geiſtlichen Kützelung** hat es eben die Bewandniß, und das Vergnügen, das eine Satyre ihren Leſern giebt, iſt faſt allemahl mit einem heimlichen Verdruß vergeſellſchaftet.

Die Urſachen dieſes Verdruſſes ſind nicht ſchwer zu errathen. Die erſte iſt der gemeine Wahn, daß einer, der ſich klug genug düncket andere zu tadeln, eine groſſe Einbildung von Die Urſachen davon: 1) der Wahn daß ſich ein Spötter

gar zu viel einbilde.

ſich ſelbſt haben, und ſich allein vor weiſe halten müſſe. Ich unterſuche hier nicht, ob dieſer Wahn gegründet ſey: Ich mercke nur an, daß ein ſolcher Wahn ungemein geſchickt iſt, ſolche Bewegungen in den Hertzen derer, die eine Sache leſen, zu erregen, wodurch ſie verhindert werden, dieſelbe unpartheyiſch zu beurtheilen.

Der Hochmuht iſt zwar allemahl eine verhaſſte Eigenſchaft, nimmer aber unerträglicher, als wenn er von derjenigen Einbildung herrühret, die ein Menſch von ſeinem eigenen Verſtande hat. Denn in Anſehung des Verſtandes, gönnt keiner dem andern den Vorzug. Niemand iſt mit dem ſeinen übel zufrieden, und kan alſo denjenigen nicht anders, als mit ſcheelen Augen anſehen, von dem er glaubt, daß er thörigt genug, ſich allein vor klug zu halten. Die Satyren-Schreiber haben das Unglück, daß der gröſſeſte Hauffe dieſes von ihnen argwohnet, und folglich muß nothwendig die Zahl derer ſehr groß ſeyn, die einen heimlichen Wiederwillen gegen ſie hegen. Ein ieder ſiehet leicht, was dieſer Wiederwille, natürlicher Weiſe, vor Würckungen haben müſſe, und daß es gar kein Wunder, wenn ſich die meiſten dadurch verleiten laſſen, von den Abſichten, und von dem Verfahren der Spötter aufs ſchlimmſte zu urtheilen.

2) das Mitleiden mit den Thoren.

Es wäre ein Glück vor diejenigen, die Satyren ſchreiben, wenn die Urtheile über ihre Schriften nur allein aus dieſer Qvelle flöſſen,

und es nicht Leute gebe, deren Mißfallen über eine Satyre noch aus einer andern Urſache herrührete. Allein ſo zeigt es die Erfahrung, daß ein unvernünftiges Mitleiden, mit denen Thoren, die in einer Satyre lächerlich gemacht werden, den meiſten auch die glücklichſten Einfälle, und unſchuldigſten Reden verhaſſt und verdächtig mache.

Man darf nicht lange nachſinnen, woher doch immer dieſes Mitleiden entſtehe. Eine Satyre greift allemahl eine gewiſſe Art der Thorheit an, und macht dieienigen lächerlich, welche damit behaftet ſind. Dieſes muß nothwendig vielen nicht anſtehen, weil die Menge der Thoren unzählig iſt. Es iſt demnach etwas gar natürliches, daß derienige, der in einer Satyre angegriffen wird, einen gröſſern Anhang findet, als derienige, der ſie geſchrieben hat. Dieſer iſt ein gemeiner Feind, und iener ein **bedrängtes Brüdergen**, deſſen Nothſtand ein ieder zu Hertzen nimmt. Wie muß es alſo dem frechen Spötter, der in der Perſon desienigen, wieder welchen er ſeinen Gift ausgelaſſen, ſo viele ehrliche Leute beleidiget hat, nicht ergehen, und wie kan man mit Vernunft hofen, daß man, einiger luſtigen Einfälle halber, ſeine Schmäh-Schrift nicht aufs ſchärffſte richten werde?

Urſachen dieſes Mitleidens: 1) die Menge der Thoren.

Quum ſibi quisque timet, quanquam
eſt intactus, & odit.

Horat. Lib. II. Sat. I.

Das

2) das böſe Gewiſſen der Leſer.

Das Gewiſſen iſt ein wunderlich Ding. Man denckt: Heute mir, morgen dir, und lieſet alſo eine Satyre mit Furcht und Zittern.

Enſe velut ſtricto quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus, tacitaque ſudant præcordia culpa.

Juvenalis Sat. I.

Erinnerung an die Spötter.

Ich nehme mir demnach die Freyheit, bey dieſer Gelegenheit allen denen, die zum Spotten Luſt haben, wohlmeinentlich zu rahten, daß ſie dieſe böſe Neigung mit aller Macht beſtreiten.

..... quid opus teneras mordaci radere vero
Auriculas? ....

Perſius Sat. I.

Sie bilden ſich ein, durch ihre artigen Einfälle der Welt eine Luſt zu machen, und ihren Leſern zu gefallen. Ich gebe ihnen zu, daß ſie, was das erſte anlanget, ihren Zweck einiger maſſen erreichen. Aber was wird ihnen dafür? Wenn ſie nur belieben wollen zu erwegen, daß, wie ich ſchon geſagt, das Bißgen Luſt, ſo man bey Leſung einer Satyre empfindet, ſehr genau mit einem empfindlichen Verdruß verbunden iſt, ſo werden ſie begreifen, daß ſie durch ihre Schriften bey ihren Leſern eben ſo wenig Danck verdienen können, als wenn ſie im gemeinen Leben alle, die ihnen begegnen, und mit denen ſie umgehen,

gehen, anfallen und kützeln wollten. Eine ſo wunderliche Aufführung würde ihnen unſtreitig viele Feinde machen, und wo ſie ihrer Tadelſucht keine Gräntzen ſetzen, wird es ihnen gleichfalls nicht daran mangeln.

Sie dürfen nicht dencken, es habe dieſes nichts zu bedeuten, wenn ſie ſich der Beſtrafung allgemeiner Thorheiten enthielten, und ſich nur an ſo elende Tröpfe machten, die auch von ihres gleichen vor ausgemachte Gecken gehalten werden. Die Erfahrung wird ſie lehren, daß ſie ſich in ihrer Hofnung betriegen, und daß es zu allen Zeiten wahr iſt, was Horatz ſagt:

. . . . fuit intactis quoque cura
Conditione ſuper communi . . . .

Horat. Lib. II. Epiſt. I.

Wer nur einen Phantaſten angreift, der hat ſogleich die gantze Schaar der Thoren auf dem Halſe. Ich bekenne, das Reich dieſer Herren ſcheint ſonſt ſo gar einig nicht zu ſeyn. Sie leben in beſtändigem Krieg, und lachen einander um die Wette aus. Aber ein Fremder muß ſich dieſe Freyheit nicht nehmen. Sobald werden ſie nicht von einem auswärtigen Feinde angegrifen, ſo vergleichen ſie ſich, und ſtehen vor einen Mann. Dieſes iſt nicht ſo wohl eine Würckung ihrer Klugheit, als eine Folge desjenigen Mitleidens, das ſie, aller innerlichen Uneinigkeit ungeachtet, mit ihren geängſtigten Brüdern hegen. Es iſt dieſer

Einigkeit der Thoren wenn ſie von einem auswärtigen Feinde angegriffen werden.

Afect

Afect unter Geſchöpfen einer Art ſo natürlich, daß man auch bey unvernünftigen Thieren einige Spuren davon findet. Wenn nur das kleineſte Ferckel ſeine Noth durch ein klägliches Geſchrey bekannt machet, ſo grunzet die gantze Heerde, und eilet ihrem nothleidenden Gliede zu Hülfe. Thun dieſes nun unvernünftige Thiere, was werden Menſchen nicht thun? Und ſolten alſo wohl die Thoren einen von ihrem Orden hülflos laſſen, wenn er belachet wird? Die Erfahrung giebt es, daß ſie es nicht thun, und bekräftiget den Ausſpruch des Poeten:

Man greife nur einmahl dem Narren an die Schellen,
So fangen Laff, und Mops, und Melac an zu bellen.

Schlot p. 8.

Die Satyre Briontes iſt nicht glücklicher als andere.

Ich bitte alle Spötter dieſes wohl zu behertzigen, und frage numehro meine Leſer, denen zu gefallen ich dieſe Ausſchweiffung gemacht habe, ob es wohl zu bewundern ſey, daß es Leute gegeben, denen die Lob-Rede auf den Hn. Prof. Philippi nicht gefallen wollen? Ich bilde mir ein, deutlich gezeiget zu haben, daß dieſes das gemeine Schickſal aller Satyren, und mich deucht nicht, daß diejenige, von welcher wir handeln, ſo beſchaffen ſey, daß ſie ein beſſeres Glück verdiene.

Wird gelobet, aber

Zwar muß ich bekennen, der Briontes iſt von vielen mit groſſem Vergnügen geleſen wor-

worden. Man hat die darinn enthaltene Einfälle und Spöttereyen ſcharfſinnig gefunden, und ich kan zum Ruhm unſers Vaterlandes ſagen, daß noch niemand des Hn. Prof. Philippi Parthey öfentlich genommen, oder dieſen Hälliſchen Redner beklaget hat. Alle Welt, die Klugen ſo wohl, als die Thoren, ſtimmen darinn überein, daß dem Hrn. Prof. Recht geſchehen iſt, und ſeine Reden eine ſo ſcharfe Lauge völlig verdienet haben. Es iſt alſo gar kein Streit darüber, ob der Briontes gut, und die Reden, und das Helden-Gedicht des Hn. Prof. Philippi ſchlecht geſchrieben ſind. Dieſes ſind Wahrheiten, daran kein Menſch zweifelt. Allein ob nun gleich die natürliche und lebhafte Vorſtellung der, in den philippiſchen Reden vorkommenden, abentheurlichen Schnitzer jederman wohl gefallen, und niemand an der Schreib-Art, und gantzen Einrichtung des Briontes noch zur Zeit etwas auszuſetzen gefunden hat: So hat doch dieſe Satyre dem Unglück, welches allen Schriften dieſer Art eigen iſt, ſo wenig entgehen können, daß man vielmehr ſagen kan, ſie ſey noch auf eine unbarmhertzigere Weiſe, als ſonſt gebräuchlich, mitgenommen worden. Denn da man ſonſt nichts dagegen vorzubringen gewuſt, ſo hat man ſich begnüget Religions-Spöttereyen darinn zu entdecken, und den Verfaſſer einer Verachtung der H. Schrift zu beſchuldigen. Mich deucht, ein ſol-

der Verfaſſer doch einer Religions-Spötterey beſchuldiget.

ſolches Urtheil iſt weit ärger, als wenn man bloß die Schreib-Art, und Einfälle als albern und kaltſinnig tadelt. Denn dieſe Cenſur hätte, wenn ſie Grund gehabt, den Verfaſſer nur lächerlich gemacht: Da hergegen ein ſo harter Ausſpruch, er mag gegründet ſeyn oder nicht, weit ſchlimmere Würckungen haben kan.

Die Sorge, die der Verfaſſer der Niederſächſiſchen Nachrichten desfals gehabt, iſt nicht unnöhrig.

Ich verdencke es meinen Leſern nicht, wenn es ihnen unwahrſcheinlich vorkömmt, daß es Leute gebe, die von dem Verfaſſer des Briontes ein ſo liebloſes Urtheil zu fällen fähig ſind. Ich hätte mir ſelbſt nicht eingebildet, daß es möglich ſey, und ob ich gleich ſahe, daß in den **Niederſächſiſchen Nachrichten** dem Verfaſſer des Briontes gerathen wurde, ſich künftig ſolcher Ausdrückungen zu enthalten, aus welchen man eine ſchlechte Ehrerbietung gegen die H. Schrift ſchlieſſen könnte, ſo hielte ich doch, nach der Liebe, davor, der Herr Verfaſſer dieſer Nachrichten habe durch dieſen guten Rath nicht ſo ſehr ſeine eigene Meinung, als ſeine wohlgemeinte Sorge, daß andere ſo urtheilen möchten, an den Tag legen wollen. Und ich geſtehe dieſe Sorge kam mir unnöthig vor. Allein ich erkenne nunmehro, daß der Hr. Verfaſſer der Niederſächſiſchen Nachrichten weiter geſehen hat als ich, und ſchäme mich meiner Einfalt.

Der Verfaſſer des Briontes

Ich hätte wiſſen ſollen, daß der Verfaſſer des Briontes nicht der erſte iſt, dem dieſes Unglück

glück begegnet. Iſt es dem D. Schwiſt wohl beſſer gegangen? Hat nicht Wotton die Dreiſtigkeit gehabt, in ſeinen *Reflections upon Learning* zu ſchreiben: That the Tale of " a Tub is a deſign'd Banter upon all that " is eſteem'd Sacred among Men; and that " God and Religion, Truth and moral Ho- " neſty, Learning and Induſtry, are ma- " de a May-Game. S. *the complete Key to* " *the Tale of a Tub. pag.* 28 Und haben ſich auch nicht in Deutſchland Leute von ſo ſchlechten Nachſinnen gefunden, die dieſes unvernünftige Urtheil des Wottons nachgebetet? Hätte ich dieſes bedacht, ſo würde ich wohl begriffen haben, daß nichts in der Welt ſo wunderlich ſey, das man nicht von einem böſen Scribenten, der durch eine Satyre in Wuth gebracht iſt, vermuthen müſſe.

ontes iſt nicht der erſte Satyren-Schreiber den man zum Religions-Spötter gemacht hat.

Leute dieſer Art wiſſen in ſolcher Angſt nicht, was ſie thun. Sie ſehen, daß jedermann ihre Thorheit erkennet, und niemand iſt, der ſich ihrer annimmt. Wenn ſie dann nicht wiſſen, wo ſie ſich hinwenden ſollen, ſo faſſen ſie aus Verzweifelung die Hörner des Altars. Ich kan nicht anders, als einen ſo klugen Entſchluß loben. Es findet ſich ſelten ein Benaja, der das Hertz hätte auch in dem Heiligthum einem ſolchen Stümper den Kopf abzureiſſen, und dieſer findet gemeiniglich Schutz.

Böſe Scribenten faſſen die Hörner des Altars, und handeln klüglich daran.

. . . . Supere vetuere necari.
Ovid. Metam. Lib. VIII.

Warum dieſes klüglich gehandelt ſey?

Man darf ſich alſo nicht wundern, warum die nothleidenden Scribenten ihre Verfolger, mit denen ſie nicht auskommen können, allemahl einer Gottloſigkeit beſchuldigen. Dieſes iſt unſtreitig das gemächlichſte, ſicherſte und kräftigſte Mittel ſeinen Feind zu unterdrücken, und man kömmt weiter damit, als wenn man ſich in einen ordentlichen Kampf einlaſſen wolte. Es gleicht, wie ein gewiſſer Scribent ſagt, einer Mine, durch welche der Feind, ehe er ſichs verſiehet, in die Luſt geſprenget wird, und es iſt ſelten ohne Würkung.

Die Religion hat ſo was ehrwürdiges an ſich, daß auch der bloſſe Nahme derſelben ſelbſt Leuten, welche am wenigſten Luſt haben, die Pflichten, wozu die Religion uns verbindet, zu erfüllen, eine ſonderbare Ehrerbietung einpräget. Es muß folglich ein Satyren-Schreiber, der das Unglück hat, vor einen Verächter der Religion gehalten zu werden, ein Greuel in jedermans Augen ſeyn. Es iſt niemand, der ſich nicht verbunden achten ſolte, wieder einen ſolchen Menſchen zu eyfern. Ein ſolcher Eyfer ſtehet allen rechtſchaffenen Chriſten ſonderlich wohl an, und kan bey vielen aufrichtig ſeyn. Allein er iſt es nicht bey allen. Viele wenden ihn nur vor, damit man ſie vor Leute halten möge, denen die Schrift und Religion vor andern lieb iſt; und bey den meiſten muß er demjenigen Mitleiden, das ſie mit den Thoren hegen, zum Deckmantel dienen.

Ich

Ich will hier nicht unterſuchen, ob der Eyfer, den man wieder einige in dem Briontes vorkommende Ausdrückungen hie und da bezeuget, aus ſo böſen Quellen herflieſſe, oder ob er aufrichtig ſey. Er mag meinentwegen beſchafen ſeyn, wie er will. Ich ſage nur, daß es kein übler Fund von dem Hn. Prof. Philippi ſey, daß er, an ſtatt ſich durch eine unmögliche Vertheidigung ſeiner begangenen Fehler noch lächerlicher zu machen, über Religions-Spöttereyen zu ſeufzen angefangen. Er hat dadurch wenigſtens ſo viel zu wege gebracht, daß Leute, denen es entweder an Zeit gefehlet, den Briontes ſelbſt zu leſen, oder auch die Fähigkeit gemangelt, deſſen Sinn einzuſehen, den Verfaſſer dieſer, ſonſt ſo beliebten Satyre, vor einen Verächter der Schrift und gottloſen Menſchen halten.

Hr. Profeſſ. Philippi hat wohl gethan, daß er es auch ſo gemacht.

Mir könnte dieſes freilich gleich viel gelten. Ich kenne dieſen ungenannten Scribenten ſo wenig als den Hn. Prof. Philippi: Allein die Liebe, die ich meinem unbekannten Nechſten ſo wohl, als denen, die ich kenne, ſchuldig bin, bewegt mich, den Verfaſſer des Briontes von einem ſo unbilligen Verdacht zu befreyen, und denen, welche ihn einer Gottloſigkeit beſchuldiget, ihre Uebereilung aufs glimpflichſte vorzuſtellen. Ich halte dieſes um ſo viel nöthiger, weil ſo gewaltige Verdrehungen unſchuldiger Worte, als diejenige, wodurch man aus einigen Stellen des Briontes Religions-Spöttereyen erpreſſet, vielen

Warum es aber der Verfaſſer nicht leiden könne, und den Urheber des Briontes vertheidige?

Unfug anrichten, und ehrlichen Leuten Verdruß machen können, und hoffe demnach es werde mein Unternehmen, welches auf die Rettung der Unſchuld zielet, von keinem, der die Billigkeit liebet, getadelt werden. Nur will ich meine Leſer erſuchen, daß ſie es mir nicht übel, oder zur Einfalt deuten, wenn ich Dinge widerlege, die es kaum zu verdienen ſcheinen. Die Schuld iſt nicht meine, ſondern derer, die vor gut befunden haben, ſo ſchwache Beweißthümer ihrer Beſchuldigung vorzubringen. „Quod ſi fortè inepta videbor & oppidò frivola velle defendere, illis debet ea res vitio verti quibus turpe „eſt . . . hæc objectaſſe: non mihi culpæ „dari, cui honeſtum erit . . . hæc diluiſſe. *Apulejus in Apologia p. m.* 442.

Entſchuldigung an den Leſer.

Meine Unterſuchung der Gründe, wodurch man darthun will, daß in dem Briontes Religions-Spöttereyen enthalten ſind, braucht dieſer Entſchuldigung unumgänglich. Denn es ſind dieſe Gründe von Hertzen ſchwach, und zeugen von einer groſſen Verzweifelung; daher ich auch niemand als den Herrn Prof. Philippi vor den Urheber derſelben halten kan. Unpartheyiſche Leſer des Briontes ſehen leicht, daß die Stellen, die man als verdächtig angegeben hat, nichts in ſich faſſen, das auch dem eigenſinnigſten und heiligſten ärgerlich ſcheinen könne.

Beweiß, daß der Verfaſſer des Briontes ein Religions-Spötter, iſt ſehr ſchwach.

Es ſind dieſe Stellen drey. Der Verfaſſer des Briontes ſoll ein Religions-Spötter

Worin die Religions-

Spötter ſeyn, 1) Weil er in dem Vorbericht gleich zu Anfange ſagt: Die Geſellſchaft der kleinen Geiſter habe einige Aehnlichkeit mit der **unſichtbaren Kirche**; 2) Weil er meint, man könne erhörlich beten, oder mit GOtt reden, ohne daß man nöthig habe, den Pſalter und die Offenbahrung Johannis **auszuplündern**: Und endlich 3) weil er von **Paulus Entzückung** ärgerlich und verächtlich redet.

Spötterey-en beſtehen ſollen.

Es wird mir ein leichtes ſeyn, augenſcheinlich darzuthun, daß in dieſen angeführten Stellen nichts böſes enthalten iſt. Ich will ſie zu dem Ende nach der Reihe unterſuchen.

Ehe ich aber weiter gehe finde ich nöthig, nachfolgende Erklärung zu thun. Der Briontes iſt eine Satyre, in welcher von Anfang biß zu Ende eine immerwährende Ironie herrſchet. Ich ſetze alſo ſolche Leſer voraus, die nicht allein in der Schule gelernet haben, was eine Ironie ſey, ſondern auch die Fähigkeit, und die Luſt beſitzen, dieſe Figur, wann ſie hoch getrieben, und lange fortgeſetzet wird, gebührend einzuſehen. Wer nun entweder ſo blödes Verſtandes iſt, daß er den verborgenen Sinn einer Ironie nicht zu erreichen vermag, oder auch ſo ſchwermüthig, daß er allen Schertz vor ſündlich hält, und in den unſchuldigſten Schriften, wenn ſie nicht nach der Salbung ſchmecken, nichts als Greuel entdecket, der wiſſe, daß ich vor ihn nicht ſchreibe. Mit ſolchen Leuten habe ich nichts

Vorläufige Erinnerung, wie die Leſer dieſer Schrift beſchaffen ſeyn ſollen.

zu thun, und ich ſehe gern, wenn ſie meine Schrift nicht leſen.

Odi profanum vulgus, & arceo.
Horat. Lib. III. Od. 1.

Ich bin nicht gedungen ſie klug zu machen. Doch will ich ihnen, aus gutem Hertzen einen Raht geben, dabey ſie ſich wohl befinden werden. Sie würden meiner Meinung nach, klüglich handeln, wenn ſie gar keine Satyren leſen, oder doch wenigſtens durch ein unbeſonnenes Urtheil ihre Schwäche nicht verriethen. Die Schwachen, Einfältigen und Blöden müſſen ſich an ihren **Kubach** halten, und die Schwermüthigen werden in **Wudrians Creutz-Schule**, und in der Betrachtung der vier letzten Dinge mehr Troſt und Erquickung finden. Wollen aber dieſe letzten doch manchmahl eine Satyre leſen, ſo müſſen ſie vorhero den Geiſt der Traurigkeit, der ſie unruhig macht, beſchwören, und den Gratien ein Opfer bringen.

Laſcivientem ſi quis indigné ferat
Muſam jocari, læta cum protervitas,
Inſonsque ludus lene tormentum ad movet
Calamo calenti, *Gratiis litet prius*
Seniumque ponat, quam poëticas fores
Irrumpat invenuſtus agreſtisque homo.
Baudius Jambic. Lib. I. p. m. 13.

Man

Ablehnung der erſten Beſchuldigung, daß der Verfaſſer des Briontes der unſichtbaren Kirche geſpottet habe.

Man ſiehet aus dieſer vorläufigen Erinnerung, was ich vor Leſer verlange. Sind nun dieſelbe ſo beſchafen, als ich es wünſche, ſo werden ſie ohne Mühe ſehen, daß zum wenigſten die Läſter-Worte, die der Verfaſſer des Briontes wieder die unſichtbare Kirche geredet haben ſoll, ſo gar groß nicht ſind. Er ſagt: “Die Geſellſchaft der kleinen Geiſter haben einige Aehnlichkeit mit der unſichtbaren“ Kirche, weil ſie in der gantzen Welt ausge-“ breitet ſey, und doch niemand ſagen könne, ſie-“ he hie oder da iſt ſie.“ Dieſe Vergleichung komt gewiſſen Leuten anſtöſſig vor, und man ſpricht der Verfaſſer des Briontes treibe ſein Geſpötte mit der unſichtbaren Kirche. Ich geſtehe, dieſes wäre eine That, die nicht zu billigen. Aber ich begreife nicht, warum man dem Verfaſſer des Briontes ſo böſe Abſichten beymiſſet. Mich deucht es iſt ofenbahr, daß es ihm niemahlen in den Sinn gekommen ſey, der unſichtbaren Kirche zu ſpotten.

1) Die Vergleichung der Geſellſchafft der kleinen Geiſter mit der unſichtbaren Kirche iſt dem Caracter des Verfaſſers des Briontes gemäß.

Er giebt ſich vor ein Mitglied der Geſellſchaft der kleinen Geiſter aus, und dieſer angenommene Caracter verbindet ihn, von ſeiner Geſellſchaft die höchſten Begrife zu haben. Wie kan man ihm denn verdencken, daß er dieſelbe, um ſie recht groß zu machen, mit einer ſo ehrwürdigen Sache, als die unſichtbare Schaar der wahren Gläubigen iſt, verglichen hat? Es ſtehet ihm dieſes ſo wohl an, daß ich vor meine Perſon dieſe lächerliche Vergleichung, und die gantze Vorrede vor das Beſte in dem

Briontes halte. Ja es würde ihm wohl anſtehen, wenn auch die Vergleichung noch wunderlicher und verwegener wäre, als ſie in der That iſt. Denn, da er, ſeinem Vorgeben nach, zu der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehöret; dieſe Geſellſchaft aber die Unterdrückung der geſunden Vernunft, und die Einführung der wahnſinnigſten Schwärmerey zum Endzweck hat, ſo würde er ſeine Pflicht gemäß gehandelt haben, wenn er gleich aufs ärgſte geſchwärmet hätte.

2) Hat ihren guten Grund.

Allein ſo bedarf er dieſer Entſchuldigung gar nicht. Seine Vergleichung, wie ungewöhnlich ſie auch iſt, hat doch ihren guten Grund. Sie gründet ſich auf zweene Sätze, an deren Wahrheit niemand zweifelt. Denn daß GOtt allenthalben die Seinen habe, iſt ſo gewiß, als daß die gantze Welt voller Narren iſt. Stultorum plena ſunt omnia. Ich frage die Herren, welche ſich an der, von dem Verfaſſer des Briontes angeſtellten Vergleichung ärgern, ob ſie dieſe beyden Sätze nicht eben ſo wohl vor wahr halten als der Verfaſſer des Briontes? Sie werden mir unſtreitig mit ja antworten; und ich glaube es iſt kein Glied der unſichtbaren Kirche, das nicht eben der Meinung ſeyn ſolte. Die unſichtbare Kirche ſelbſt wird alſo nimmer leugnen können, das zwiſchen ihr und der Geſellſchaft der kleinen Geiſter in Anſehung der weitläuftigen Ausbreitung eine Aehnlichkeit ſey; und folglich kan ſie ſich unmöglich vor beleidiget achten,

ten, wenn von ihr etwas geſaget wird, welches ſo wahr iſt, daß ſie es ſelbſt geſtehen muß.

Wie iſt es dann möglich, daß es Leute geben können, die ſich eingebildet haben, die unſichtbare Kirche ſey von dem heilloſen Verfaſſer des Briontes ſo ehrenrührig angegriffen, daß ſie es nimmer auf ſich ſitzen laſſen könne? Doch ich mercke wohl, wo dieſer Irrthum herrühret. Die guten Leute ſtehen in dem Wahn, es ſey allemahl ein unehrerbietiges, und oft ſündliches und ärgerliches Verfahren, wenn man etwas groſſes ehrwürdiges und heiliges, und eine geringe nichtswürdige und verächtliche Sache auf gewiſſe Maaſſe mit einander vergleichet. Ich geſtehe dieſe Einbildung iſt ziemlich einfältig, und hat bey vielen vieleicht eine kleine Boßheit zum Grunde. Es ſcheinet alſo, diejenigen, welche das Unglück haben, von ſo böſen Gedancken geplaget zu werden, verdienten kaum, daß man ſich bemühe, ſie auf den rechten Weg zu bringen: Allein da es gar wohl möglich iſt, daß Leute, die bey einem auſſerordentlich zärtlichen Gewiſſen ein ſehr geringes Maaß von Verſtands-Kräften beſitzen, aus guter Meinung auf ſolche Grillen verfallen: So kan ich es nicht über mein Hertz bringen, dieſen blöden Seelen denjenigen Unterricht zu verſagen, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen, und ohne welchen ſie allezeit Gefahr laufen; ihr Gewiſſen zu verletzen, ihren Nächſten zu beleidigen, und ſich ſelbſt lächerlich zu machen. Meine verſtändige Leſer

Warum ſie den einfältigen verdächtig vorkomme? und das Mitleiden des Verfaſſers mit dieſen guten Leuten.

werden es mir nicht ungütig deuten, daß ich ſie eine Weile mit Kleinigkeiten aufhalte. Stehet es doch bey ihnen, dieſelbe überzuſchlagen.

Daß die verdächtige Vergleichung erlaubet ſey, wird bewieſen 1) durch Gründe,

Es mercken demnach alle diejenigen, die es nicht wiſſen, daß, gleich wie in der gantzen Welt nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge anzutreffen, alſo auch nicht zwey Dinge zu finden ſind, die nicht einige Aehnlichkeit mit einander haben ſolten. Es mag demnach eine Sache ſo geringe, ſo klein, ſo nichtswürdig, ſo verächtlich ſeyn als ſie will, ſo wird ſie doch etwas an ſich haben, worinnen ſie mit einer höhern, gröſſern, und ehrwürdigern überein kömmt: Und es iſt nichts ſo groß, ſo hoch, ſo vornehm, ſo ehrwürdig und ſo heilig, das nicht in einem Stücke mit geringen und niedrigen Dingen einige Aehnlichkeit hätte.

Dieſe Aehnlichkeit hebt den weſentlichen Unterſcheid zwiſchen dem groſſen und kleinen, hohen und niedrigen, ehrwürdigen und verächtlichen gar nicht auf: Und folglich iſt es falſch, daß derjenige, der etwas groſſes und ehrwürdiges mit einer geringen und nichtswürdigen Sache auf gewiſſe Maaſſe vergleichet, allemahl den Vorſatz habe, das groſſe zu verkleinern, und das ehrwürdige lächerlich zu machen. So lange eine ſolche Vergleichung den weſentlichen Unterſcheid dieſer Dingen nicht angreiffet, ſo lange iſt dieſes nicht zu vermuthen. Legt man aber einer groſſen und ehrwürdigen Sache, die man mit einer geringen und verächtlichen vergleichet, diejenige Eigenſchaft bey,

welche

welche eben die gringe und verächtliche Sache gering und verächtlich macht, ſo wird die Vergleichung der groſſen und ehrwürdigen nachtheilig.

Ich erläutere das, was ich jetzo geſaget habe mit Exempeln. Die Apoſtel Petrus und Paulus ſagen, des Menſchen Sohn werde kommen **als ein Dieb in der Nacht.** Dieſe Vergleichung leſen wir ohne Aergerniß. Warum? Weil die Aehnlichkeit, ſo die heiligen Urheber derſelben zwiſchen des Menſchen Sohn und einem Diebe wahrnehmen, nur die unvermuthete Ankunft, und nicht eine Eigenſchaft eines Diebes betrift, die ihn juſt zum Diebe macht. Ein Dieb iſt darum kein Dieb, weil er unangemeldet kömmt. Wer ärgert ſich wohl, wann ein Hof-Prediger auf der Cantzel ſagt: Ein König iſt vor GOtt nichts mehr als der geringſte Bettler? Die Urſache iſt dieſe: Weil man wohl ſiehet, daß der König darum doch König, und der Bettler ein Bettler bleibt; ob ſie gleich darinn einander ähnlich ſind, daß ſie beyde GOtt vor ihren Herrn erkennen müſſen. Wolte ich aber ſagen, der König gleiche dem geringſten ſeiner Unterthanen darinn, daß er, wenn er wieder die Geſetze handelt, eben ſo wohl ſtrafbar ſey, als ein anderer, ſo würde ich ſeine Majeſtät beleidigen, weil dieſe Vergleichung den weſentlichen Unterſcheid zwiſchen einem König und ſeinen Unterthanen aufhebet.

2) durch Exempel.

Wenn

Der Verfaſſer des Briontes vergleicht nicht die unſichtbare Kirche mit der Geſellſchaft der kleinen Geiſter, ſondern dieſe mit jener.

Wenn demnach der Verfaſſer des Briontes geſagt hätte; die unſichtbare Kirche ſey der Geſellſchaft der kleinen Geiſter ſehr ähnlich, weil ſie, eben wie dieſe, aus lauter elenden und wahnſinnigen Gliedern beſtůnde; ſo hätte er unverantwortlich geredet, und ich wolte den erſten Stein wieder ihn aufheben. Allein ſo hat er nicht einmahl die unſichtbare Kirche mit der Geſellſchaft der kleinen Geiſter, ſondern dieſe mit jener verglichen. Die Schwachen mercken dieſen Unterſcheid. Sie können von mir lernen, daß es nicht einerley, ob ich im Schertz eine ehrwůrdige und erhabene Sache mit einer verächtlichen und niedrigen, oder dieſe mit jener vergleiche. Denn ob gleich jenes, nachdem die Sache beſchaffen, nicht allemahl unzuläſſig ſeyn wůrde; ſo giebt es doch gewiſſe Dinge, mit welchen man keinen Schertz treiben muß. Die unſichtbare Kirche verdient, daß man ſie in dieſe Claſſe ſetze. Aber hat denn der Verfaſſer des Briontes mit derſelben ſeinen Schertz getrieben? Iſt es ſein Endzweck, ſich auf Unkoſten der unſichtbaren Kirche luſtig zu machen? Legt er ihr die Eigenſchaften der Geſellſchaft der kleinen Geiſter bey, um ſie zum Schertz kleiner und geringer zu machen? Der Augenſchein giebt, daß er dieſes nicht gethan hat.

Dieſe Vergleichung iſt der unſichtbaren Kirche nicht

Eine verſtellte Verkleinerung groſſer und ehrwůrdiger Sachen iſt nicht ſo angenehm, als die Erhebung geringſchätziger und verächtlicher Dinge. Das Bildniß eines Rieſen mit einer

einer kleinen Perücke und mit einem kleinen Degen vergnügt das Geſicht bey weiten nicht ſo ſehr als die poſſierlichen Figuren des Zwergen-Cabinets; Und ich würde nicht gelachet haben, wenn der Verfaſſer des Briontes ſeinen Witz durch eine lächerliche Erniedrigung der unſichtbaren Kirche hätte zeigen wollen. Allein dieſes iſt ſeine Abſicht im geringſten nicht. Er will nicht die unſichtbare Kirche klein, ſondern die Geſellſchaft der kleinen Geiſter durch eine Vergleichung mit der unſichtbaren Kirche groß machen. Und dieſes thut er auf eine ſo beſcheidene Art, daß die unſichtbare Kirche in ihren Würden bleibt. Denn diejenigen Eigenſchaften, in Anſehung welcher der Verfaſſer des Briontes die Geſellſchaft der kleinen Geiſter mit der unſichtbaren Kirche vergleichet, ich meine die Unſichtbarkeit und weitläuftige Ausbreitung, ſind der unſichtbaren Kirche ſo wenig eigen, daß ſie dieſelbe vielmehr, ihrer Ehre unbeſchadet, nicht nur mit der Geſellſchaft der kleinen Geiſter, ſondern ſo gar mit den Spitz-Buben und Beutelſchneidern gemein hat. schimpflich.

Wie kan man demnach ſagen, die unſichtbare Kirche ſey geſchimpfet? Was thut es ihr, daß, auſſer ihr, noch andere unſichtbare, und in der gantzen Welt ausgebreitete Geſellſchaften ſind? Solte es eine Sünde ſeyn, etwas zu ſagen, das ſo unſtreitig iſt als dieſes? Oder ſpottet man der unſichtbaren Kirche, wenn man durch eine, ihrem Anſehen gar nicht nach- Daß der Verfaſſer des Briontes keine böſe Abſicht gehabt, bewieſen 1) durch ein Gleichniß.

nachtheilige, Vergleichung mit derſelben die groſſe und verborgene Menge der Thoren dem Scheine nach, ich weiß nicht wie hoch, erhebet, in der That aber lächerlich macht? Ich ſolte es nicht meinen. Wenn mir die Luſt ankäme, zum Lobe der Schwein-Schneider eine Rede zu ſchreiben, und in dieſer Rede meine Helden mit den Königen zu vergleichen, weil dieſelbe eben ſo wohl als der gröſſeſte Monarch Naſe und Ohren haben, ſolte dann wohl ein ſo wahnwitziger Tyrann unter den Groſſen dieſer Welt zu finden ſeyn, der ſich durch dieſe Vergleichung beleidiget achten ſolte? So weit iſt es noch nicht gekommen, und ein unſchuldiger Schertz iſt allemahl erlaubet geweſen.

2) durch Exempel.

Man hat Reden, die zum Lobe des Eſels, der Lauß, des Flohes, der Blindheit, des viertägigen Fiebers u. ſ. w. verfertiget ſind, und was dieſe Reden, beliebt machet, iſt hauptſächlich dieſes, daß die Urheber derſelben denen Kleinigkeiten, von welchen ſie geſchrieben, Eigenſchaften gröſſerer Sachen, auf eine ſo poſſierliche Art, beyzulegen gewuſt haben, daß man nothwendig über ihre Einfälle lachen muß. Wer hat aber iemahlen ſich daran geärgert, oder dieſe aufgeweckte Köpfe in dem Verdacht gehabt, als ſuchten ſie diejenigen Dinge, mit welchen ſie ihre Kleinigkeiten verglichen lächerlich und verächtlich zu machen?

Fortſezung dieſes Beweiſes.

Ich habe in den Arlequinianis ein Gedicht geleſen, welches zum Lobe der Krätze gemacht, und voller poſſierlichen Vergleichungen iſt.

Der

Der Verfaſſer dieſes Gedichts vergleicht eine krätzige Hand mit den Thuilleries, und ſpricht:

Quel plaiſir, quelle joye égale
Celle de viſiter ſa galle
Lorsque l' on a quelque loiſir?
Deux mains diverſement fleuries
Par cent objets divers viennent plaire à nos yeux.
Et ces objets delicieux
Valent au moins les Thuilleries.

Er iſt noch nicht zufrieden, daß er die Krätze mit den Thuilleries in Vergleichung gezogen hat. Er wagt ſich auch an die Groſſen, und niemand iſt ſo vornehm, dem derjenige, der die Krätze hat, nicht gleich zu ſchätzen ſey.

Un galeux, ſchreibt er, eſt par tout diſtingué reſpecté
Comme un homme de qualite,
Par exemple veut-il manger ou boire,
Il a toûjours ſon fait à part,
Toûjors ſon verre eſt à l' écart,
Aucun ne le prophane, & n'y porte la bouche
On n'oſe toucher ce qu'il touche.

Ja endlich ſagt er gar, die Krätze, ſey zu allen Zeiten ein Bild der Weisheit geweſen, ſie mache die Leute klug, und habe eine groſſe Aehnlichkeit mit der Philoſophie.

De plus la galle de tout temps
Fut un Simbole de Sageſſe,

Un

Un proverbe des vieilles gens
Deja tout uſé de vieilleſſe,
En prouve fort bien la Nobleſſe;
Tout ainſi que trop galler cuit,
Tout de même trop parler nuit.
Tu connois bien par ce langage,
Que la galle reud l' homme ſage
Qu'elle inſtruit de bonne façon,
Et qu' avec la Philoſophie.
Elle a tres grande Simpathie.

S. die *Arlequiniana, p.* 96. 68. 99.

Schluß daraus. Man ſiehet, daß die Thuilleries, die Groſſen, ja die Weisheit ſelbſt, alles, was ſie ſchönes und ehrwürdiges an ſich haben, hergeben müſſen, um eine ſo garſtige und ſcheußliche Sache, als die Krätze iſt, groß und annehmlich zu machen. Niemand hat aber darum dem Verfaſſer dieſes Gedichtes Schuld gegeben, er verachte die Thuilleries, läſtere alle Leute von hohem Stande, und treibe ſein Geſpötte mit der Welt-Weisheit. Und ich möchte demnach wohl wiſſen, womit es der Verfaſſer des Briontes verdienet hat, daß man mit ihm ſo unbillig verfähret. Mich deucht, wo es unvernünftig iſt, einen Menſchen, der im Schertz ſaget: Die Krätze habe viele Aehnlichkeit mit der Philoſophie, in dem Verdacht zu haben, er treibe ſein Geſpötte mit der Welt-Weisheit, ſo iſt es gleichfals [illegible]t gehandelt, einem andern, der im Lache[illegible]t: die Geſellſchaft der kleinen Geiſter habe einige Aehnlichkeit mit der

un-

unſichtbaren Kirche, eine Verſpottung der Gemeine der Heiligen beyzumeſſen.

Es thut hierwieder nichts, daß die Welt-Weisheit bey weiten nicht ſo heilig und ehrwürdig iſt als die unſichtbare Kirche. Denn wenn ich dieſes gleich zugebe, ſo wird doch überhaupt wahr bleiben, daß es eine Unbilligkeit ſey, einem Menſchen, der etwas kleines, mit dem, was groß iſt, aus Poſſen, vergleichet, Schuld zu geben, ſeine Abſicht gehe dahin, das groſſe zu verkleinern. Hat aber der Verfaſſer des Briontes in Anſehung der unſichtbaren Kirche dieſe böſe Abſicht gehabt, ſo will ich gerne geſtehen, daß ein närriſches Vorhaben nimmer närriſcher ausgeführet ſey als dieſes. Er ſagt nicht das geringſte, woraus man mercken könne, daß er der unſichtbaren Kirche habe einen Stich geben wollen. Ich weiß aber nicht, ob dieſes von einem Spötter zu vermuthen, der eine ſo beiſſende Schreib-Art hat. Er würde es gewiß mercklicher gemacht haben; und da dieſes nicht geſchehen, ſo fällt die Thorheit, die man ihm beymiſſet, auf ſeine Ankläger zurücke.

Ein Einwurf wird beantwortet, und bewieſen, wie unglaublich es ſey, daß der Verfaſſer des Briontes der unſichtbaren Kirche ſpotten wollen.

Was mag aber nun dieſe Leute wohl bewogen haben, in Anſehung des Verfaſſers des Briontes die Regeln der Billigkeit und der Vernunft ſo ſehr zu überſchreiten? Meinen ſie etwan, es ſey doch gleichwohl eine Schande, daß er der unſichtbaren Kirche in ſeiner ſchertzhaften Schrift erwehnet? Ich glaube faſt, daß ſie ſolche Gedancken haben. Allein womit

Urſachen, warum einige dieſes geglaubt, ſamt deren Unzulänglichkeit, un̄ dem Caracter ſolcher Leute.

mit wollen ſie beweiſen, daß die unſichtbare Kirche ſo heilig und ehrwürdig ſey, daß man mit Furcht und Zittern von ihr reden, und ſogar ihren Nahmen nicht anders als auf dem Catheder, der Cantzel, oder höchſtens nur in einer **Erweckungs-Rede** nennen müſſe? Die unſichtbare Kirche iſt von Hertzen demüthig, und verlanget nicht, daß man unnöthige Complimente mit ihr mache, und eine abgeſchmackte Behutſamkeit gegen ſie gebrauche. Ich glaube alſo nicht, daß ſie das, was der Verfaſſer des Briontes von ihr geſagt, übel genommen hat. Sie iſt ſo empfindlich nicht. Sie beſtehet aus Gliedern, die alle gerne leiden, wenn ſie jemand ſchilt, wenn ſie jemand ſchläget, ja wenn man ſie gar ſchindet, und ihnen ins Angeſicht ſtreicht: Sie würde alſo, wenn ſie gleich würcklich beleidiget wäre, die ihr angethane Schmach in der Stille verſchmertzen, und desfalls keine Weitläuftigkeit machen, und die Herren, mit denen ich hier zu thun habe, werden mir demnach nicht verdencken, wenn ich einigen Zweifel hege, ob die unſichtbare Kirche ihnen Vollmacht ertheilet habe, ihre Ehre zu retten. Ich kan nicht leugnen, ihr Eyfer kömmt mir verdächtig vor, weil ihm die Klugheit fehlet: Und ſie ſelbſt ſcheinen mir etwas hitziger vor der Stirne zu ſeyn, als wahre Glieder der unſichtbaren Kirche es zu ſeyn pflegen. Ich bitte ſie demnach um Vergebung, daß ich ſie noch zur Zeit nicht vor Glieder der unſichtbaren Kirche

che halten kan. Ich thäte es gern: Aber ihre Sprache verräth ſie, und das wunderbare Urtheil, das ſie von den Abſichten des Verfaſſers des Briontes fällen, giebt zu erkennen, daß ſie würdige Glieder derjenigen Geſellſchaft ſind, welche dieſer Scribent in der Perſon des Hn. Prof. Philippi, ſo empfindlich betrübet hat. Sie verdienen alſo kein Gehör, weil ſie partheyiſch ſind: und keine Antwort, wenn ſie vor die Ehre der unſichtbaren Kirche eyfern, mit der ſie keine Verwandſchaft haben. Was bekümmern ſie ſich um Dinge, die ſie nicht angehen? Culpa eſt immiſcere ſe rei ad ſe non pertinenti. *Pomponius L. 36. ff. de diverſ. reg. jur.* Sie können es als eine Höflichkeit anſehen, daß ich mir ihrentwegen ſo viel Mühe gegeben habe, und es ſoll mich dieſe Mühe nicht verdrieſſen, wenn ſie nur nicht vergeblich angewendet iſt.

Ich will das Beſte hoffen, und mich wieder zu derjenigen Art meiner Leſer wenden, denen mein weitläuftiges Geſchwätz nothwendig Verdruß erwecken muß, weil ſie meines Unterrichts nicht bedürfen, und die vor ſich klug genug ſind zu begreifen, daß der Verfaſſer des Briontes der unſichtbaren Kirche nicht in ihre Ehre geredet habe. Von dieſen vernünftigen Leuten habe ich nun auch die Hoffnung, daß ſie ſich an die in dem Briontes vorkommende Ausdrückung von Ausplünderung des Pſalters und der Offenbahrung Johannis um ſo viel weniger ſtoſſen werden.

Antwort auf die andere Beſchuldigung von Ausplünderung der Schrift.

Wahre Vorſtellung der Sache.

Der Herr Prof. Philippi hatte ſeine Gedächtniß-Rede auf die Königin von Pohlen mit einem Gebet beſchloſſen, und in einer Anmerckung erwehnet, daß er dabey auf die Knie niedergefallen wäre. Er hatte auch allen und jeden dieſe, wider den Wohlſtand lauffende, phariſäiſche Gauckeley, als ein ſonderbar heiliges Verfahren, zur Nachahmung angeprieſen. Wie aber nun der Hr. Philippi wohl vorher geſehen, daß viele über eine ſo ungewöhnliche und unzeitige Andacht lachen würden, ſo hatte er zum voraus alle diejenigen, die das Hertz haben würden, ſeine Scheinheiligkeit zu tadeln, ohne Umſchweif vor Religions-Spötter erkläret, und alſo ſeine begangene Thorheit durch eine Grobheit rechtfertigen wollen, und Fehler mit Fehler gehäufet.

Es iſt nicht zu verwundern, daß der Verfaſſer des Briontes ihn davor zu gebührender Strafe gezogen, und ihm durch den Spötter, den er p. 32. redend einführet, die Wahrheit fein derbe hat ſagen laſſen. Alles, was dieſer Spötter ſagt, iſt vernünftig; Nur kömmt es einigen bedencklich vor, daß er unter andern ſagt: Er könne mit GOtt reden, ohne daß er nöthig habe den Pſalter und die Offenbahrung Johannis auszuplündern.

Der Ausdruck von Ausplünderung der Schrift iſt nicht wider die Schrift.

Ich begreiffe nicht, was ſie in dieſem Ausdruck anſtöſſiges finden. Es iſt wahr, der Verfaſſer des Briontes hätte nicht nöthig gehabt, ſich deſſelben in ſeiner Sermocination zu bedienen. Sein Zweck war nicht, die innerliche

nerliche Beſchafenheit der philippiſchen Seufzer zu unterſuchen; ſondern nur zu zeigen, daß der Hr. Prof. Philippi keine Urſache gehabt, diejenigen, ſo über ſeine ungewöhnliche und unzeitige Andacht lachen würden, vor Religions Spötter zu ſchelten. Da aber der Hr. Prof. Philippi, ſo viel ich mich erinnere, auch bibliſche Redens-Arten in ſeinem Gebet angebracht hat, ſo glaube ich, daß der Verfaſſer des Briontes, dem es vieleicht geſchienen, als habe der Hr. Prof. Philippi die aus der Schrift entlehnte Stellen übel und unförmlich zuſammen gehänget, dadurch bewogen worden, darüber zu ſpotten. Ich bekümmere mich wenig, ob der Hr. Prof. Philippi würcklich die bibliſchen Sprüche ungeſchickt zuſammen geſetzet hat. Es mag der Verfaſſer des Briontes ſich dieſes ohne Urſache eingebildet haben. Ich gebe ſie darüber zuſammen, und ſage nur ſo viel, daß es unbillig ſey, den Verfaſſer des Briontes darum einer ſchlechten Ehrerbietung gegen die H. Schrift zu beſchuldigen, weil er das Verfahren ſolcher Leute, die ſich einbilden, ſie müſten ihre Gebeter aus allerhand zuſammen geſtoppelten bibliſchen Sprüchen auf eine wunderliche Art zuſammen flicken, eine Ausplünderung der Schrift nennet. Denn da dieſer Ausdruck nur die That ſolcher Perſonen als thörigt vorſtellen ſoll, ſo tritt der Verfaſſer des Briontes dadurch der Schrift, welche ſich nur leidend dabey verhält, im geringſten nicht zu nahe.

ſondern wider die gezwungene Art ſchriftmäſſig zu beten gerichtet.

Eine ſolche Bet-Art iſt abergläubiſch, und flieſſet nicht aus den Lehren unſerer Kirchen.

Solte es nun aber eine ſo groſſe Sünde ſeyn, daß der Verfaſſer des Briontes von Leuten etwas höniſch redet, die ſo übel in ihrem Chriſtenthum unterrichtet ſind, daß ſie glauben, ſie müſten nothwendig die Sprache Canaans mit GOtt reden, und ihr Gebet werde nicht erhöret, wo ſie nicht ihres Hertzens Anliegen mit ſolchen Worten vortrügen, deren ſich ehedeſſen der König David auch bedienet? Ich glaube es nicht: Denn eine ſolche Einbildung ſetzt einen nicht geringen Aberglauben voraus, und aller Aberglaube iſt lächerlich. Ich weiß wohl, unſere GOttes-Gelehrten rathen, man ſolle, ſo viel möglich mit Worten der Schrift reden, wenn man betet. Allein dieſer Rath, wie gut und vernünftig er auch an ſich ſeyn mag, iſt doch kein Geſetze. Er verbindet niemand, ſo lange unſere GOttes-Gelehrte den Worten der Schrift noch keine magiſche Kraft beylegen; und ich wüſte nicht eine Lehre unſerer Kirche, aus welcher die Nothwendigkeit einer ſo gezwungenen Art zu beten flieſſen ſollte.

Unſchuld und wahre Abſicht des Verfaſſers des Briontes.

Der Verfaſſer des Briontes iſt demnach weder ein Lügner, noch ein Ketzer wenn er ſpricht: daß er mit GOtt reden könne ohne daß er nöhtig habe, den Pſalter und die Offenbahrung Johannis auszuplündern. Er redet auch nicht überhaupt von denen verächtlich, die mit Worten der Schrift beten. Ich ſehe nicht warum man ihn in dem Verdacht haben will, als wenn er allen Gebrauch bibliſcher Redens-Arten vor unerlaubt und thörigt

ausge-

ausgeben wolle. Eben der Ausdruck von Ausplünderung des Pſalters und der Offenbahrung Johannis zeiget, daß er nur wieder eine gezwungene und abergläubige Zuſammenraſpelung Bibliſcher Sprüche, und deren unförmliche und abgeſchmackte Verbindung in einem Gebete rede. Wer kan ihm verdencken, daß er eine ſo lächerliche Bemühung, ſchriftmäſſig zu beten, vor den nechſten Weg zu demjenigen Geplapper anſiehet, vor welchem Chriſtus ſeine Jünger warnet? Mich deucht, man kan von einem auf ſolche Art eingerichtetem Gebete eben das ſagen was *Auſonius* **in der Vorrede zu ſeinem** *Centone nuptiali p. m.* 174. von ſolchen Centonibus überhaupt ſagt: " Peritorum concinnatio miraculum: imperitorum junctura ridi-" culum."

Antwort auf die dritte Beſchuldigung, daß der Verfaſſer des Briontes von Pauli Entzückung verächtlich geredet.

Ich wende mich zu der dritten Beſchuldigung. Dieſe beſtehet darinn, daß der Verfaſſer des Briontes von der Entzückung Pauli verächtlich geredet hat. Laſſt uns ſehen, ob dieſe Anklage beſſern Grund habe, als die beyden vorigen.

Es ſcheinet, man habe den Verfaſſer des Briontes hier auf friſcher That ertappet. Er ſpricht ausdrücklich: Paulus ſey ſo klug wieder gekommen als er hingegangen. Dieſes klingt verächtlich, und iſt allemahl ein Vorwurf, den ungeſchickte Bothen hören müſſen. Allein es hat nichts zu bedeuten, und dient dieſe Beſchuldigung weiter zu nichts als die

Billigkeit meiner Forderung zu beweiſen, da ich gleich anfangs ſolche Leſer verlangte, die fähig wären, den verborgenen Sinn einer Ironie zu erreichen. Hätten diejenigen, welche in dem, das der Verfaſſer des Briontes von Paulo ſagt, ich weiß nicht was vor Greuel finden wollen, dieſe Fähigkeit beſeſſen, ſo würden ſie nimmer ein ſo unbilliges Urtheil gefället haben. Ich muß ihnen alſo das Verſtändniß öfnen.

Wahre Vorſtellung der Sache.

Sie werden ſich zu erinnern belieben, daß der Verfaſſer des Briontes, ehe er ſich an dem Apoſtel Paulus ſo unverantwortlich vergreift, von derjenigen Stelle der ſechs Philippiſchen Reden handelt, woſelbſt der Herr Prof. Philippi ſagt: "Die unterirrdigen "Grotten wären durch die Ankunft einer "preißwürdigſten Göttin, (ein Titel, welchen "er den Königin von Pohlen giebt), beglück"ſeeliget worden." Um dieſe wunderliche Ausdrückungen lächerlich zu machen, ſpricht er: "Es ſcheine, der Herr Philippi glaube, daß "ein Redner, wie ein Staats-Mann, ohne "Weib, Schaam und Religion ſeyn müſſe. Weil es nun ſein Endzweck iſt, alle Thorheiten des Hn. Prof. Philippi zu loben, ſo fährt er fort, und ſagt: "Dieſes ſey eine vortheilhaf"te Einbildung; denn der Hr. Prof. Philip"pi komme dadurch zur Erkänntniß ſolcher "Geheimniſſe, die auch denen Heiligſten ver"borgen geblieben. Er beweiſet dieſes mit einer Stelle aus der Lob-Rede, die der Hr. Prof. Philippi auf dem König von Pohlen gehalten hat,

hat, und in welcher er ſagt: "Er habe durch das Anſchauen dieſes groſſen Printzen ein Bild" bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen" Leben durch das Anſchauen GOttes am" höchſten werden beglückſeeliget werden." Man kan nicht leugnen, daß dieſes eine abgeſchmackte Schmeicheley. Der Verfaſſer des Briontes durfte aber nicht gerade zu ſagen, daß der Hr. Prof. Philippi geſchwärmet habe. Dieſes wäre ſeinem Caracter nicht gemäß geweſen. Er lobt alſo den Hn. Prof. Philippi auch in dieſem Stück. Er preiſet ihn glückſeelig: Aber auf eine ſo hämiſche Art, daß die ſchönen Sachen, die er dem Hn. Philippi ſagt, dieſem **unglückſeeligen Redner** hoch genug zu ſtehen kommen. Seine wahre Abſicht iſt, durch ein verſtelltes Lob die Thorheit, die er dem Hn. Philippi beymiſſet, ſo hoch zu treiben, daß ſie handgreiflich, und dem Hn. Philippi ſelbſt ſcheußlich werden möge. Zu dem Ende nennet er es eine **gemeine Rede**, wenn Paulus ſagt, es habe kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und ſey in keines Menſchen Hertz kommen was GOtt bereitet hat, denen die ihn lieben. Er geht noch weiter, und verachtet dieſen groſſen Apoſtel gegen den Hn. Philippi. "Paulus, ſpricht er, ſey biß in den dritten Himmel" entzückt worden, aber er ſey ſo klug wieder ge-" kommen, als er hingegangen. Wenn dem" Hn. Philippi dieſes Glück begegnen ſolte," würde er uns weit ſchönere Sachen erzehlen;" weil er aus dem bloſſen Anſchauen ſeines"

"Landes-Vaters mehr gelernet, als Paulus "im Paradiß. Er fährt fort, und ſagt: "Man ſolte aus den Worten des Hn. Phi-"lippi faſt ſchlieſſen, daß Paulus nur immer "zu Hauſe bleiben, und ſeine weite Reiſe ſpa-"ren können.

Die Abſicht des Verfaſſers des Briontes iſt unſchuldig.

In dieſer Stelle ſoll nun das Verbrechen ſtecken, deſſen man ihn beſchuldiget. Ich müſte aber einen übeln Begrif von dem Verſtande meiner Leſer haben, wenn ich nicht glaubte, ſie würden, ohne mein Erinnern, ſehen, daß alles, was der Verfaſſer des Briontes von Paulus ſagt, nichts, als eine ungereimte Folge ſey, die er aus den Worten des Hn. Prof. Philippi ziehet. Dieſe Verkleinerung der Entzückung Pauli, und der Vorzug, den der Verfaſſer des Briontes ſeinem Helden vor dieſem Apoſtel giebt, gereicht eben dem Hn. Prof. Philippi zur gröſten Schande, und ſoll ihn als einen Menſchen vorſtellen, der Zeug ſchwatzet, aus welchem man ſchlieſſen ſolte, er halte ſich höher, als den Apoſtel Paulus. Denn der Verfaſſer des Briontes ſchlieſſet ſo: Iſt es wahr, daß der Hr. Prof. Philippi, wie er ſagt, durch das Anſchauen des Königes von Pohlen ein Bild bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen Leben durch das Anſchauen GOttes am höchſten werden beglückſeeliget werden, ſo folgt, daß es falſch, was Paulus von der Unmöglichkeit einer ſolchen Erkänntniß in dieſem Leben ſagt. Es folget, daß der Hr. Prof. Philippi durch das

Anſchauen ſeines Königes klüger geworden, als Paulus durch ſeine Entzückung. Denn Paulus, nachdem er wieder zu ſich ſelbſt gekommen, kunnte ſich ſo groſſer Einſichten nicht rühmen, als der Herr Prof. Philippi durch das Anſchauen ſeines Königes bekommen zu haben vorgiebt. Er geſtehet aufrichtig, er habe nicht gewuſt, wie ihm geſchehen, und unausſprechliche Worte gehöret. Es folget alſo weiter, daß, wo es möglich hier auf dieſer Welt zu einem Begrif der Freude jenes Lebens zu gelangen, die Entzückung Pauli unnütz und vergeblich geweſen iſt.

Sein Ausdruck in Anſehung der Entzückung Pauli iſt ſeinem Caracter gemäß, und ironiſch.

Dieſes iſt die Meinung des Verfaſſers des Briontes, die einem jeden, nothwendig in die Augen fallen muß, der ſeine Schrift mit Bedacht lieſet. Ich vor meine Perſon finde darinn nichts ärgerliches, und traue meinen Leſern nicht zu, das ſie durch die eintzige Ausdrückung: Paulus ſey ſo klug wieder gekommen, als er hingegangen, ſich bewegen laſſen werden, anders zu urtheilen. Ich bekenne, es iſt dieſes eine verächtliche Umſchreibung der **unausſprechlichen Worte**, wovon Paulus redet: Allein mich deucht auch, daß ein ſo verächtlicher Ausdruck in dem Munde des Verfaſſers des Briontes ungemein wohl ſtehet, weil die Abſicht deſſelben war, den Apoſtel Paulus und deſſen Erkänntniß von dem Zuſtande jener Welt gegen den Hn. Prof. Philippi, und ſeine Erleuchtung gering zu machen. Wenn er noch verächtlicher geredet hätte, wäre es nicht

nicht unrecht geweſen, und niemand, der weiß, was eine Ironie iſt, würde ſich daran geärgert haben. Man ſiehet leicht, daß der Verfaſſer des Briontes nicht über die Entzückung Pauli ſpottet. Es iſt ſein Vorſatz nicht, dieſen groſſen Apoſtel recht im Ernſt zu verkleinern. Was er verächtliches von ihm ſagt, iſt, ſeiner Meinung nach, eine Folge des wunderbaren Einfalls, den der Hr. Prof. Philippi über das Anſchauen ſeines Königes gehabt hat, und man muß demnach, wo man billig verfahren will, alles, was man in ſeinen Anmerckungen ärgerliches, greuliches und gottloſes findet, auf des Hn. Philippi Rechnung ſetzen. Dieſer auſſerordentliche Redner muß, wo er nicht eine Thorheit begangen haben will, behaupten, er habe durch das Anſchauen ſeines Königes mehr gelernet, als Paulus im Paradiß: Paulus ſey ſo klug wieder gekommen als er hingegangen, und er habe alſo nur immer zu Hauſe bleiben können. Dieſes meint der Verfaſſer des Briontes, folge aus derjenigen Stelle der Philippiſchen Lob-Rede auf den König in Pohlen, welche er lächerlich machen will. Weil er aber nicht gerade heraus ſagt, daß dieſes ſeine Meinung iſt, ſo hat er das Unglück, daß die Einfältigen ihn des Verbrechens beſchuldigen, welches er dem Hn. Philippi aufbürden will.

Der Verfaſſer des Briontes thut dem

Es wird ihm dieſe Beſchuldigung bey klugen Leuten wenig ſchaden, und dahero gönne ich es ihm recht gern, daß er ſo angelaufen iſt.

Er

Er hat es an dem Hn. Prof. Philippi wohl verdienet. Denn er thut ihm unrecht. Es hat, ſoviel mir wiſſend, dieſes noch niemand angemercket; Weil der Einfall des Verfaſſers des Briontes was Blendendes an ſich, und der Hr. Prof. Philippi das Unglück hat, daß man gern das ärgſte vom ihm glaubt. Aber ich bin unpartheyiſch, und laſſe einem jeden Recht wiederfahren. Ich habe den Verfaſſer des Briontes vertheidiget, und muß alſo auch ein Wort vor den Hn. Prof. Philippi reden. Der Herr Verfaſſer des Briontes wird mir dieſes nicht übel nehmen. Da er ſich berechtiget hält, andern Leuten ihre Fehler auf die empfindlichſte Art zu zeigen, ſo muß mir dieſes in Anſehung ſeiner auch erlaubt ſeyn.

Herrn Prof. Philippi unrecht.

Ich habe demnach die Ehre, ihm mit aller Beſcheidenheit zu ſagen, daß er die Worte des Hn. Prof. Philippi, über welche er hier ſpottet, nicht recht angeſehen, und folglich ſeine Einfälle, die er darüber hat, wie ſinnreich ſie ihm und andern auch ſcheinen mögen, keinen Grund haben. Er bildet ſich ein, der Herr Prof. Philippi rühme ſich, daß er durch das Anſchauen des Königes von Pohlen einen deutlichen Begrif von der Freude der Seeligen in jener Welt bekommen habe: Und dieſe Einbildung hat ihn verführet, den Hn. Prof. Philippi als einen Menſchen abzubilden, der ſich höher und klüger halte, als den Apoſtel Paulus. Allein der Hr. Prof. Philippi iſt wahrlich in dieſem Fall unſchuldig. Er ſagt nicht,

Hr. Prof. Philippi wird vertheidiget.

daß

daß er durch das Anſchauen des Königes von Pholen einen deutlichen und vollſtändigen Begrif von der Freude jenes Lebens bekommen; ſondern er ſpricht nur, daß er dadurch ein Bild bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen Leben durch das Anſchauen GOttes am höchſten werden beglückſeeliget werden. Was findet der Hr. Verfaſſer des Briontes daran zu tadeln? Iſt es nicht ofenbahr, daß der Hr. Prof. Philippi nichts mehr thut, als daß er von dem kleinern aufs gröſſere ſchlieſſet? Da mir, will er gleichſam ſagen, der bloſſe Anblick eines Königes, der nur ein ſterblicher Menſch iſt, ein ſo groſſes Vergnügen gegeben, wie groß und unausſprechlich muß denn nicht die Freude der Auserwehlten im ewigen Leben ſeyn, die das Glück haben, GOtt ſelbſt von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen?

Der Verfaſſer des Briontes bekömmt einen Verweiß.

Was iſt an dieſem Schluſſe auszuſetzen? Er iſt ſo gründlich, als erbaulich. Mich deucht daher, der Hr. Verfaſſer des Briontes habe ſich zur Unzeit darüber luſtig gemacht, und er hätte füglich alles, was er davon geſagt, bey ſich behalten können. Die Entzückung Pauli ſchickte ſich hieher nicht. Ich wundere mich, daß der Hr. Verfaſſer des Briontes dieſes nicht eingeſehen hat. Leute ſeiner Art ſolten billig behutſamer ſeyn, und ſich nicht durch eine gar zu groſſe Begierde zu ſpotten verleiten laſſen, Dinge vorzubringen, die den Stich nicht halten. Ich wolte es ihm nicht verdencken weñ ihn die Noth gezwungen hätte, auf ſo ungegründete Spötte-

reyen

reyen zu verfallen: Allein ſo konnte es ihm nimmer an Materie zu ſpotten gebrechen; weil er es mit einem Manne zu thun hatte, über welchen auch ſeine ärgſten Feinde nicht klagen können, daß er ihnen nicht genugſame Blöſſe gebe. Er kan alſo den Fehler, welchen er hier begangen, mit nichts entſchuldigen, und ich befürchte nicht, daß er meine, desfalls gethane, Erinnerung übel deuten werde. Ich habe vielmehr das Vertrauen, er werde, nach ſeiner Scharfſinnigkeit, das Urtheil, welches ich über ſeine Spötterey fälle, ſo gegründet, und billig finden, als dasjenige, das andere von ſeinen Abſichten gefället haben, ungegründet und unbillig iſt.

Ich bilde mir ein, dieſes letzte auf eine unwiedertreibliche Art dargethan zu haben, und hoffe demnach, daß diejenigen, ſo aus Einfalt oder Boßheit den Verfaſſer des Briontes vor einen Religions-Spötter ausſchreyen, ſich ſchämen, und andere, die den Klagen der Einfältigen, und dem unvernünftigen Geſchrey der Thoren ohne Unterſuchung Gehör geben, hinfort behutſamer ſeyn werden.

Ob der Briontes aus andern Urſachen ſtrafbar?

Nachdem ich nun deutlich erwieſen, daß die Satyre **Briontes der jüngere** nicht mit entſetzlichen Religions-Spöttereyen angefüllet iſt, ſo gehe ich weiter und unterſuche, ob denn dieſe Schrift aus einem andern Grunde ſtrafbar ſey.

Was eine Schrift ſtrafbar mache? und

Wenn eine Schrift nichts in ſich faſſet, ſo wieder die Religion läuft, ſo kan ſie nicht anders ſtrafbar und unzuläſſig ſeyn, als wenn ſie

entweder

daß der Briontes nicht ehrenrührig.

entweder aufrühriſch oder auch den guten Sitten, und dem guten Leumund und ehrlichem Nahmen eines Menſchen nachtheilig iſt. Daß der Briontes nicht mit Religions-Spöttereyen angefüllet ſey, habe ich, deucht mich, klärlich dargethan: daß er der Ruhe des Staats, und den guten Sitten zuwieder ſey, wird vermuthlich niemand, ja der Hr. Prof. Philippi ſelbſt nicht ſagen. Es iſt alſo nichts mehr übrig, warum dieſe Satyre ſtrafbar ſeyn könne, als weil der Hr. Prof. Philippi darinn auf eine ehrenrührige und paßquillantiſche Art angegriffen iſt. Nach den Titeln **der ſieben neuen Verſuche** zu urtheilen, mit welchen der Hr. Prof. Philippi der gelehrten Welt drohet, ſo ſtehet der Hr. Prof. würcklich in dem Wahn und es giebt überdem ſo einfältige Leute, die ſich einbilden, eine jede Spötterey, ein jeder luſtiger Einfall, ſey eine ſtrafbare Miſſethat, und die dahero gantz wunderlich von dem Briontes urtheilen. Ich werde alſo nicht übel thun, wenn ich ſo wohl dem Hn. Prof. Philippi ſeinen Wahn benehme, als auch die andern Unwiſſenden, Einfältigen, Blöden und Schwachen unterrichte, und ſie auf den rechten Weg bringe.

Böſe Scribenten haben unrichtige Begrife von der Ehre.

Es wird zu dem Ende nöthig ſeyn, daß ich ihnen einen rechten Begrif von der Ehre gebe, und unterſuche, wie weit die Obrigkeit vor die Ehre ihrer Unterthanen zu ſorgen, und dieſelbe zu beſchützen verbunden iſt. Die böſen Scribenten haben von dieſen Dingen gantz

eigene

eigene Gedancken, und ihre Menge giebt ihnen Gelegenheit, dieſelbe weit auszubreiten, und viele, die nicht wohl auf ihrer Hut ſind, damit anzuſtecken.

Ich verſtehe durch die **böſen Scribenten** nicht alle Leute, in deren Schriften Irrthümer und Thorheiten enthalten. Wenn ich es ſo genau nehmen wolte, ſo würde man gar keine gute Scribenten haben. Alle Menſchen können irren, und irren auch würcklich. Viele an ſich kluge und verſtändige Männer werden durch die Erziehung, und andere Umſtände, die nicht in ihrer Gewalt ſind, verleitet und gleichſam genöhtiget, allgemeine Thorheiten, die den Schein der Weisheit haben, in ihren Schriften zu vertheidigen. Sie können dieſes aus guter Meinung, und aufrichrig thun: Aber man kan ſie nicht unter die böſen Scribenten rechnen, ſo lange ſie nur bloß ihren beſten Fleiß anwenden, allgemeine Thorheiten, als heilſame Lehren vorzuſtellen. Denn ſie können dem ungeachtet, Proben von ihrem guten Verſtande geben, und wenn ſie dieſes thun, ſo iſt es nicht ihre Schuld, daß ſie nichts klügers vorbringen, ſondern ein Fehler der Materie, von welcher ſie ſchreiben.

Was eigentlich böſe Scribenten ſind?

Ich verſtehe auch durch die böſen Scribenten nicht alle diejenigen, denen es an Ordnung, Deutlichkeit und einer zierlichen Schreib-Art mangelt. Denn ſolche Leute können die Mängel, ſo man in ihrem Vortrage und an ihrer Schreib-Art wahrnimmt, durch die herrlichen und vortreflichen Sachen, die ſie vorbringen,

oft doppelt erſetzen. Sondern böſe Scribenten ſind, nach meinem Begrife, diejenigen, welche allerhand abgeſchmackte Grillen, und läppiſche Einfälle, die ihnen eigen ſind, und deren Thorheit alle Leute, die nur ihre fünf Sinne haben, begreifen können, in einer albernen und ſcheußlichen Schreib-Art ſo verworren und undeutlich vortragen, daß man mit Händen greifen kan, daß ſie nicht wohl unter dem Hut verwahret ſind, und daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, was ſie haben wollen.

Böſe Scribenten von lächerlichem Ehrgeiz, werden im gemeinen Leben nichts geachtet, und warum ſie Bücher ſchreiben?

Dieſe Unglückſeelige werden allemahl bey ihrer tieffen Unwiſſenheit, oder doch nur ſehr magern und unordentlichen Wiſſenſchaft, von einer lächerlichen Ehrgierde geplaget: und dieſe Verbindung ſo köſtlicher Eigenſchaften ſetzt allezeit eine ſo elende Miſchung der Afecten voraus, welche alle diejenigen, die das Unglück haben, ſo gebohren zu werden, gemeiniglich auslachenswürdig und verächtlich macht. Solche Leute ſind, ordentlicher Weiſe zu allen Geſchäften im bürgerlichen Leben untüchtig, weil es ihnen an Witz und Muth gebricht, und, da ihre Aufführung lächerlich iſt, ſo ſind ſie ein Spott aller, mit denen ſie umgehen. Dieſes dämpft ihren Hochmuth nicht, und iſt lange nicht hinlänglich, die Einbildung, im geringſten zu mindern, die ſie von ihrem Verſtande, und von ihrer Weisheit haben. Sie ſeufzen über die blinde Welt, und rächen die Schmach, die ſie von derſelben leiden, an dem unſchuldigen Papier. Sie ſperren ſich ein, und ſchreiben Bücher,

in der Hofnung durch dieſen Weg zu demjenigen Grad der Ehren und des Anſehens zu gelangen, welchen ſie durch Verrichtungen, die dem gemeinen Weſen nützlich, und durch eine kluge Aufführung, die ſie im gemeinen Umgange beliebt und angenehm machen könnte, ſich nicht zu erreichen getrauen. Sie thun wohl daran. Denn gedruckte Thorheiten haben ein beſſeres Anſehen, als diejenigen, welche mündlich vorgetragen werden, und die Fehler einer Schrift fallen nicht ſo ſehr in die Augen, als die Lächerlichkeit einer That, über welche auch die Ungelehrten urtheilen. Die böſen Scribenten nehmen das Weſen groſſer Schreiber an ſich, und blenden dadurch die Einfältigen. Der gröſſeſte Haufe ſtehet in dem Wahn, wer ein Buch geſchrieben hat, der müſſe gelehrt und folglich klug ſeyn, und richtet ſeine Urtheile darnach ein.

Un ſot trouve toûjours un plus ſot qui
l' admire.

Boileau. Art. poët. p. 167.

Und es mangelt alſo den böſen Scribenten niemahls an Bewunderern. Dieſe Bewunderung der Thoren überſchüttet ſie mit unausſprechlicher Freude, weil ſie ſich einbilden, ſie würden dadurch auf den höchſten Gipfel der Ehren geſetzet.

Böſe Scribenten ſind empfindlich, und ruffen die Obrigkeit um Hülfe an, wenn ſie geſtriegelt werden.

Wie muß es ſie demnach nicht ſchmertzen, wenn ein unbeſcheidener und unbarmhertziger Spötter die Dreiſtigkeit hat, ihnen die Larve

abzuziehen, und einen Spiegel vorzuhalten, welcher ihnen ihre ſcheußliche Geſtalt aufrichtig vorſtellet? Sie ſind in ſolchem Unfall untröſtbar, und gerathen in die gröſſeſte Wuth. Der Spiegel wird zur Erden geſchmiſſen, mit Füſſen getreten, und muß es entgelten, daß ſie nicht beſſer gebildet ſind. Sie indeſſen düncken ſich doch ſchön, und heiſſen denjenigen, der ihnen durch einen Liebes-Dienſt, den ſie nimmer genug erkennen können, zu der Erkänntniß ihrer ſelbſt Anleitung geben wollen, einen Pasquillanten und einen Ehren-Dieb. Sie thun kläglich, und ſtimmen ein jämmerliches: Porro Quirites! an. Denn Ehre verlohren, alles verlohren. Sie ſuchen Himmel und Erde gegen ihren Feind zu bewegen, und geberden ſich nicht viel klüger, als jener Gecke in der Fabel, der von einem Floh gebiſſen wurde. S. *Les Fables de M. de la Fontaine Liv. II. Fab.* 5. Denn wie dieſer es dem Hercules verwieß, daß er die Welt auch nicht von dem ihn plagenden Ungeheuer befreyet hätte, und vom Jupiter verlangte, ſeinen Peiniger mit Donner und Blitz zu vertilgen, ſo rufen ſie die Obrigkeit um Schutz an, und nehmen es übel, wenn dieſe ihrem Jammer ohne Erbarmung zuſiehet, und dem Frevel ihrer Verfolger nicht ſteuret.

Thun thöricht daran.

Allein ſie müſſen wiſſen, daß ihr Geſchrey unvernünftig, und ihre Forderung unbillig iſt. Die Obrigkeit iſt ſchuldig in allen Stücken vor das wahre Beſte ihrer Unterthanen zu ſorgen: Aber, ſie kömmt, wo ſie klug iſt, den thörigten

ten Begierden derſelben nicht zu Hülffe. Sie ſorget wohl vor die Geſundheit ihrer Unterthanen, aber ſie iſt nicht ſchuldig, ihnen gute Schmincke zu verſchafen. Sie beſſert die Wege aus, zum Beſten der Reiſenden; aber nimmer erſtreckt ſich ihre Vorſorge ſo weit, daß ſie ſich bemühen ſolte, die Luft Schife zur Volkommenheit zu bringen, um gewiſſen Gecken den Weg nach dem Mond zu bahnen.

Die böſen Scribenten ſind demnach gar nicht berechtiget, von der Obrigkeit zu verlangen, daß ſie ſich in ihre Händel miſchen, und ſie bey derjenigen Ehre ſchützen ſolle, welche ſie durch ihre lächerliche Schriften ſich erlanget zu haben einbilden.

Es iſt wahr, die Obrigkeit muß nicht zugeben, daß auch der geringſte ihrer Unterthanen an ſeinem ehrlichen Nahmen, und guten Leumund angegrifen werde: Aber ſie iſt nicht verpflichtet, den thörigten Hochmuth ihrer Bürger zu nähren.

Die Ehre beſtehet überhaupt in der guten Meinung, die andere von uns, und unſerm Thun und Laſſen haben. Ihr wird entgegen geſetzet die Schande, welche alſo nichts anders iſt, als die böſe Meinung, die man von uns und unſern Thaten heget. Unſere guten und böſen Thaten ſind nicht alle gleich gut und gleich böſe: Folglich hat auch die Ehre, die uns daraus erwächſet, ihre gewiſſe Grade. Wer auf der unterſten Stuffe der Weisheit ſtehen bleibet, und ſich begnüget, die Regeln der Gerech-

Was die Ehre ſey? und ihre Grade.

tigkeit zu beobachten, von dem ſagt man, daß er nicht grund böſe iſt. Dieſes Urtheil würcket nur den unterſten Grad der Ehre, der in nichts, als einem Mangel der Schande beſtehet, und eigentlich der **ehrliche Nahme** genennet werden kan. Wer aber weiter gehet, und nicht nur die Regeln der Gerechtigkeit beobachtet, und ſich vor Thaten hütet, die äuſſerſt böſe ſind, ſondern noch darüber auch die Regeln des Wohlſtandes und der innerlichen Tugend nicht überſchreitet, und durch tugendhafte, und löbliche Verrichtungen andern einen vortheilhaften Begrif von ſich beybringet, der erlanget dasjenige Lob, welches die eigentliche **Ehre** ausmachet.

Wodurch ſie verſchertzet werde?

Den ehrlichen Nahmen verliehrt man durch äuſſerſt böſe, und wieder die Gerechtigkeit lauffende Thaten, mit einem Worte, durch ſtrafbare Verbrechen. Dasjenige Lob hergegen worinn die eigentliche Ehre beſtehet, wird durch Laſter, die nicht beſtrafet werden, und durch allerhand menſchliche Fehler und Schwachheiten verſchertzet. Wer demnach einen andern ſtrafbarer Verbrechen beſchuldiget, oder ihm ſolche Titel beyleget, die überhaupt einen grundböſen und unehrlichen Menſchen ausdrücken, der greift deſſen ehrlichen Nahmen an.

Ob man einen an ſeinem ehrlichen Nahmen angreifen dürfe, und

Die Frage iſt: Ob dieſes erlaubt ſey? Man muß darauf mit Unterſcheid antworten. Da dem gemeinen Weſen daran gelegen, daß das Böſe nicht ungeſtraft bleibe, ſo iſt es nicht verboten, einen, der ein Verbrechen begangen hat,

hat, als einen Miſſethäter anzuklagen. Wer den ehrlichen Nahmen ſeines Nächſten auf dieſe Art angreifet, der thut nichts böſes, weil der Angeklagte ſich verantworten kan, und alſo nicht durch die Anklage, ſondern durch ſeine begangene Miſſethat, und das darüber gefällte Urtheil des Richters, ſeinen ehrlichen Nahmen verliehret, und der Ankläger, wo er ſeine Beſchuldigung nicht hinlänglich beweiſet, Gefahr läuft, als ein Calumniant geſtraft zu werden. Wenn aber einer ſich gelüſten läſſet, ſeinen Mit-Bürger auſſer Gericht, es ſey mündlich oder ſchriftlich ſolcher Verbrechen zu beſchuldigen, auf welche die Strafe der Obrigkeit, und der Verluſt des ehrlichen Nahmens nothwendig folgen muß, der begeht eine ſtrafbare That. Denn unſer ehrlicher Nahme flieſſet aus der Beobachtung der Regeln der Gerechtigkeit, und aus derjenigen Enthaltung von äuſſerſt-böſen Thaten, wozu uns die Geſetze der Obrigkeit verbinden. Ob wir dieſe Geſetze gehalten haben oder nicht, das iſt eine Frage, welche niemand, als die Obrigkeit entſcheiden kan. Folglich kömmt unſer ehrlicher Nahme hauptſächlich auf diejenige gute Meinung, welche die Obrigkeit von uns hat, und auf das Urtheil an, das ſie von unſern Thaten, ſo ferne dieſelbe den Geſetzen unterworfen ſind, fället. Wenn nun einer dieſes Urtheil der Obrigkeit nicht erwartet, ſondern uns eigenmächtig, auf eine tückiſche Weiſe, vor Uebertreter der Geſetze erkläret, und unehrlich machen will, ſo greift

was ein Pasquillant ſey?

er der Obrigkeit ins Amt. Denn da es allein der Obrigkeit zuſtehet die Verbrechen zu beſtrafen, und diejenigen, welche ſie begangen, mit Schande zu belegen, ſo kömmt ihr auch einſeitig die Macht zu, zu urtheilen, ob dieſer oder jener die auf die Miſſethaten geſetzte Strafe und Schande verdiene. Derjenige, der ſich dieſer Macht ungebührlich anmaſſet, beleidiget demnach ſeine Obrigkeit ſo wohl, als ſeinen Nächſten. Jene, weil er ihr Eingrif thut: Dieſen, weil er demſelben an Ehre, Gut, ja oft an Leib und Leben zu ſchaden ſuchet. Dieſes iſt nun eine Bosheit, die in den Geſetzen verboten iſt, und wer ſie in Schriften begehet, der iſt ein Pasqvillant, und der ſchärfſten Strafe würdig.

Die Obrigkeit ſorget vor den ehrlichen Nahmen ihrer Unterthanen, nicht aber vor einen höhern Grad der Ehre.

Aus dem, was ich geſagt habe, erſieht man nun, was ein Pasquillant ſey, und daß die Obrigkeit vor den ehrlichen Nahmen ihrer Unterthanen ſorge. Weiter bekümmert ſie ſich um die Ehre derſelben nicht. Dasjenige, was man eigentlich Lob, Ehre und Ruhm nennet, entſpringet, wie ich oben erwehnet, aus der Beobachtung der Regeln des Wohlſtandes, und der innerlichen Tugend, und alſo aus Thaten, dazu uns die Obrigkeit durch die Geſetze nicht verbindet. Denn die Obrigkeit wünſchet zwar, daß alle ihre Unterthanen ſo tugendhaft ſeyn möchten, als es immer möglich iſt: Allein da ſie durch ihre Macht dieſen Wünſchen keinen Nachdruck geben kan, weil die Tugend keinen Zwang leidet, ſo begnügt ſie ſich, durch

die

die ihr verliehene Gewalt den Ausbruch der gröbſten Bosheit zu verhindern, und iſt zufrieden, wenn ihre Unterthanen die unterſte Stafel der Weisheit betreten, und nichts begehen, das mit dem Endzweck der bürgerlichen Geſellſchaft ſtreitet. Das übrige ſtellet ſie eines jeden Gutbefinden anheim.

Da nun die Ehre aus ſolchen Thaten entſtehet, welche die Obrigkeit in unſere Willkühr ſtellet, deren Verrichtung ſie nicht unumgänglich von uns fordert, und um deren Unterlaſſung ſie uns nicht ſtrafet; ſo kan man dieſelbe als eine Sache anſehen, um welche ſich die Obrigkeit wenig bekümmert, und worüber ſie ſich keine Erkenntniß anmaſſet. Denn da die Obrigkeit, als Obrigkeit, nicht von der Güte und Beſchafenheit derer Thaten urtheilet, durch welche wir Ehre erlangen, ſo kan ſie auch von der Ehre ſelbſt nicht urtheilen. Sie kan dieſelbe niemand geben oder nehmen, ſondern wir haben ſie von unſern Mit-Bürgern zu gewarten. Auf deren Urtheil von unſerer Aufführung beruhet ſie. Ein jeder hat demnach die Freyheit von den Thaten anderer Leute, ſo ferne dieſelbe den Geſetzen, und der Erkänntniß des Richters nicht unterworfen ſind, ſeine Gedancken zu ſagen. Er kan loben, was ihm gefällt, und tadeln, was ihm nicht anſtehet, ohne Gefahr dem Richter in die Hände zu fallen.

So ſtrafbar es demnach iſt, ſeinen Nächſten eines Todſchlages, Raubes, Diebſtahls, Ehe- Ueber Fehler die

nicht ſtrafbar, kan man ſpotten.

Ehebruchs und anderer Verbrechen zu beſchuldigen, ſo erlaubt iſt es, ihm ſolche Fehler beyzumeſſen, die nicht beſtrafet werden, und ſeinen ehrlichen Nahmen nicht beſchmitzen. Ich kan alſo von einem Menſchen ſagen, daß er hochmüthig, geitzig, argwöhniſch, eigenſinnig, lecker in Eſſen und Trincken, furchtſam, verwegen, ein Verſchwender, ein Müſſiggänger und Säufer ſey, ohne daß er mich darum verklagen könnte. Ich habe dieſes gleichfals nicht zu beſorgen, wenn ich über ſeine Aufführung in Geſellſchaften ſpotte. Wer will mir z. E. wehren, über einen **geſchoſſenen Seladon zu lachen, der mit ſeiner Clarimene** *à l' Hombre* **ſpielet, und allemahl, wann er die Charten giebt, ſeine Schöne mit verſchmachtenden Augen anſiehet, und die Charten, die ſie haben ſoll, aufs zärtlichſte küſſet?** Eine wunderliche Tracht, ein närriſcher Gang, eine ungereimte und verdrießliche Art zu complimentiren und dergleichen Fehler geben mir gleiches Recht, und überhaupt alle Schwachheiten, die ich jetzo genennet habe, ſamt noch vielen andern, die mir nicht beyfallen, können ohne Verletzung des ehrlichen Nahmens derer, die zu ihrem Unglück damit behaftet ſind, lächerlich gemacht werden. Dieſe Fehler und Gebrechen ſind es eben, an welchen ein Spötter ſeine Kunſt beweiſen kan; Daher ſie dann auch Cicero *materiem ridiculorum* nennet. Er thut es an demjenigen Ort, da er unterſuchet, wie weit es einem Redner

ner erlaubet ſey zu ſpotten, quatenus ſint ridicula tractanda oratori. Er ſpricht: " Nec inſignis improbitas & ſcelere juncta, nec " rurſus miſeria inſignis agitata ridetur. " Facinoroſos majore quadam vi, quam " ridiculi vulnerari volunt: miſeros illudi " nolunt, niſi ſe forte jactant ...... " ..... itaque ea facillimè luduntur, " quæ *neque odio magno*, *neque miſericordia maxima digna ſunt.* Quamobrem " materies omnis ridiculorum eſt in iſtis " vitiis, quæ ſunt in vita hominum neque " carorum, neque calamitoſorum, neque " eorum, qui ob facinus ad ſupplicium, ra- " piendi videntur: eaque belle agitata ri- " dentur." *Cicero de Oratore Lib. II.* Dieſe Regel, welche Cicero giebt, gründet ſich in dem, was ich geſaget habe, und wer dieſelbe nur nicht überſchreitet, und in ſeinem Spotten nicht weiter gehet, als ich es haben will, der iſt kein Pasqvillant; er begeht nichts ſtrafbares, weil das, was er thut, zu allen Zeiten erlaubt geweſen iſt. Noch habe ich nicht gehöret, daß um ſolcher den ehrlichen Nahmen eines Menſchen nicht angreifenden Spöttereyen willen, viele Injurien Proceſſe entſtanden ſind. Denn wo iſt wohl ein ſo einfältiger Tropf zu finden, der nicht ſehen ſolte, daß er ſich durch ſeine abgeſchmackte Klage noch lächerlicher machen würde?

Iſt es nun erlaubt, ſeinem Nächſten gewiſſe Laſter, und Gebrechen vorzuwerfen, und dar- Man kan einem Män-

gel vor- werffen die nicht Wil- kührlich.

darüber zu ſpotten, ſo wird es noch vielmehr vergönnet ſeyn, ſich über noch geringere Feh- ler luſtig zu machen. Unſere wahre Ehre kömmt auf die Beſchafenheit unſers Willens an. Kan ich nun, ohne ein Pasquillant und Läſterer zu werden, meinen Mit-Bürger eines verdorbenen Willens beſchuldigen, und ihm auf eine beiſſende Art gewiſſe Fehler vorrücken, die zwar nicht ſtrafbar ſind, aber doch die Hoch- achtung, die man ſonſt vor ihn gehabt hat, ver- ringern, ſo kan ich um ſo viel weniger ſo böſe Ti- tel verdienen, wenn ich nur über ſolche Mängel ſpotte, die eben darum, weil ſie nicht willkühr- lich ſind, demjenigen, der damit behaftet iſt, nicht ſchimpflich ſeyn können.

Was die- ſes vor Mängel ſind.

Ich rechne zu ſolchen Mängeln die Leibes- Gebrechen, den Mangel zeitlicher Güter, die Schwachheit des Verſtandes und den Man- gel der Wiſſenſchaft. Ich weiß wohl, die Vollkommenheit des Cörpers, der Reichthum, ein ſcharffer und durchdringender Verſtand, und eine groſſe Gelehrſamkeit ſind Eigenſchaf- ten, die demjenigen, der damit begabet iſt, oft mehr Anſehen zu wege bringen, als die tugend- hafteſte Aufführung: Aber es iſt doch gewiß, daß die wahre Ehre eines Menſchen auf dieſe Eigenſchaften nicht beruhet. Es iſt ſo aus- gemacht, daß einer ohne dieſelbe ein ehrlicher Mann ſeyn kan, als es ofenbahr iſt, daß oft die ärgſten Böſewichter dieſelbe beſitzen. Es giebt auch ſchöne, reiche, verſchmitzte und ge- lehrte Buben, die dem ungeachtet, doch nicht

werth

werth ſind, daß ſie unter ehrlichen Leuten geduldet werden.

Man kan demnach, ohne was ſtrafbares zu begehen, dieſe Eigenſchaften einem Menſchen abſprechen. Ich kan ſagen: Der Menſch ſieht nicht gut aus, er hincket, er ſchielet, er hat einen Puckel, einen ungeſchickten Fuß, und ich weiß nicht was, ohne daß er ſich desfals beleidiget halten, und mich als einen Ehren-Schänder verklagen kan. Ja wenn ich es gleich nicht bey dem bloſſen Sagen bewenden laſſe, ſondern gar über ſein Gebrechen ſpotte, ſo muß ers haben, und er würde ungereimt handeln, wenn er mit mir zum Richter wandeln, und ihn durch ſeine Gegenwart überführen wolte, daß ich die Wahrheit geredet hätte. Der Hr. Prof. Philippi hat in ſeiner Thüringiſchen Hiſtorie *p.* 166. in einer Anmerckung, über das **ſtock-finſtere Geſicht** und das **Augen-Blitzen** eines Menſchen, den er vieleicht nicht gewogen iſt, geſpottet. Wer wolte ihm aber desfals Schuld geben, daß er dieſen Menſchen an ſeiner Ehre angegrifen habe? Alles was man dawieder ſagen kan, iſt dieſes, daß es ein Zeichen eines niederträchtigen Gemühts, und einer thörigten Rachgierde iſt, einem Menſchen ein Gebrechen vorzuwerfen, das er vieleicht nicht heben kan. Und derjenige, auf welchen der Hr. Prof. Philippi zielet, und welchen er beſſer kennet, als ich, würde ihn, ob ihn gleich der Hr. Philippi als einen **tückiſchen Menſchen, vor dem man ein Creutz machen**

Von dem Vorwurf der Leibes-Gebrechen.

machen müſſe, vorgeſtellet hat, nicht verklagen können, wenn der Herr Prof. ihn gleich mit Nahmen genennet hätte.

Von dem Vorwurf der Armuth.

Ich kan ſagen, der Mann iſt nicht reich, er iſt blut arm, er hat nicht, wo er ſein Haupt hinleget, und niemand kan mich desfals ſtrafen. Ich bekenne es ſtehet ſehr geringe, einen ehrlichen Mann durch den Vorwurf ſeiner Armuth zu kräncken. Allein ich behaupte, daß ein Menſch, der ſich nicht ſchämet, ſo läppiſch zu ſpotten, nicht vor Gericht belanget werden kan. Was will mir ein Edelmann thun, wenn ich ihn einen **armen Land-Juncker** nenne? Der Juncker kan böſe werden: Er kan mir mit Schlägen drohen; Er kan ſeine Drohungen würcklich ins Werck ſetzen: Allein ſo wunderlich wird er nimmer ſeyn, daß er mir einen Proceß an den Halß werfen ſolte. Es giebt viele arme Ritter, die darum ehrliche Leute ſind, und ein armer Land-Juncker iſt eben kein Schelt-Wort.

Von dem Vorwurf der Tummheit und Unwiſſenheit, wie auch von dem Nutzen dieſer Betrachtungen.

Was den Verſtand und die Wiſſenſchaft anlanget, ſo glaube ich, alle Welt werde darinn mit mir einig ſeyn, daß keiner verbunden ſey, einen Menſchen vor klüger und gelehrter zu halten, als er ſich in ſeinen Reden und Schriften bezeiget. Mehr ſage ich nicht, ſondern ich bitte nur diejenigen, die ſich etwan eingebildet haben, der Hr. Prof. Philippi ſey von dem Verfaſſer des Briontes auf eine ehrenrührige Art angetaſtet worden, dieſe Satyre, mit denen Wahrheiten zuſam̃enzuhalten, die ich, zu ihrem beſten, ſo deutlich,

lich, und um meine Leſer, die meiner Unterweiſung nicht bedürfen, nicht verdrießlich zu machen, ſo kurtz, als es mir nur möglich geweſen iſt, bißhero vorgetragen habe. Es müſte viel ſeyn, wenn ſie dadurch nicht erkennen ſolten, wie übel ſie geurtheilet, und wie nöhtig ihnen ins künftige die Behutſamkeit in Beurtheilung einer Satyre ſey.

Der Verfaſſer des Briontes greiffet den Hr. Philippi nicht an ſeiner Ehre an, ſondern urtheilt nur von ſeinen Schriften.

Ich frage ſie: Ob der Verfaſſer des Briontes den Hn. Prof. Philippi eines einigen ſtrafbaren Verbrechens, einer eintzigen unredlichen That beſchuldiget habe? Hat er über ſeine Sitten und Aufführung geſpottet? Hat er ſeine Perſon angegriffen, und ihn durch Vorwerfung einiger Leibes-Gebrechen, lächerlich machen wollen. Er hat es nicht gethan, und kan ſeine Tadler dreiſte fragen:

En blâmant ſes écrits, ai-je d' un ſtile afreux
Diſtilé ſur ſa vie un venin dangereux?

Boileau Sat. IX.

Wie kan man ihm dann Schuld geben, daß er was unzuläſſiges begangen hat? Wie kan man ſagen, der Hr. Prof. Philippi habe groſſe Urſache ſich über ihn zu beſchweren? "Quaſi quis illum neget & bonum virum & comen" & humanum ------ de ingenio ejus" in his diſputationibus non de moribus" quæritur." *Cicero de Fin. bon. & mal. Lib. II.* Der Hr. Prof. Philippi bleibt ein ehrlicher, braver, feiner, wackerer, und vieleicht auch gelehrter und geſchickter Mann; der Verfaſſer

faſſer des Briontes macht ihm dieſe Ehre nicht ſtreitig. Er hat nur mit ſeinen **ſechs deutſchen Reden, und mit ſeinem Helden-Gedichte** zu thun. Dieſe beyde Schriften beurtheilet er, und weiſet, daß der Hr. Prof. Philippi **weder ein geſchickter Redner noch ein guter Poet** ſey. Iſt dieſes nun ein ſo ſtrafbares Beginnen, daß es die Obrigkeit nothwendig ahnden müſte? Iſt es nicht vielmehr ein erlaubter Gebrauch derjenigen Freyheit, die alle Welt hat, über ein Buch zu urtheilen? Denn

> ... de blâmer des vers ou durs ou languiſſans,
> De choquer un Auteur, qui choque le bon ſens
> De railler d' un plaiſant, qui ne ſait pas nous plaire
> C'eſt ce que tout Lecteur eût toûjours droit de faire

Boileau ibid.

Wer ſchreibt unterwirft ſich dem Urtheil ſeiner Leſer.

Ein jeder, der ſchreibt, unterwirft ſich durch die Herausgebung ſeiner Schrift dem Eigenſinn ſeiner Leſer. Qui ſcribit, multos ſumit judices, alius in alterius livet ac graſſatur ingenium, ſagt der heil. **Hieronymus** *Ep.* 29. *ad Præſidium Diaconum.* Wie kan es alſo ein Scribent übel nehmen, wenn man von ſeinem Buche ſeine Meinung ſagt? Hätte er doch daſſelbe ungedruckt laſſen, und vor ſich die Vollkommenheit ſeiner Geburt in aller Stille

Stille bewundern können. So bald er ſein Büchlein ans Licht giebt, muß er es ihm auch gefallen laſſen, daß man es lieſet, und nach befinden davon urtheilet. Die Obrigkeit kan ihn wieder die Urtheile ſeiner Leſer nicht ſchützen, noch ihnen eine Freyheit nehmen, die ſie, wie die Juriſten reden, titulo oneroſo beſitzen. Wann ich ein Buch kaufe, ſo erkaufe ich zugleich das Recht, davon zu ſagen, was ich will. Ich kan es loben, wenn es mir gefällt, und es aufs unbarmhertzigſte richten, wenn es mir abgeſchmackt ſcheinet.

Un Auteur à genoux dans une humble preface
Au lecteur qu' il ennuïe a beau demander grace
Il ne gagnera rien ſur ce juge irrité
Qui lui fait ſon procés de pleine autorité.

Boileau idid.

Es ſchickt ſich nicht von dieſem Gericht an die Obrigkeit zu appelliren. Eine kluge Obrigkeit nimmt eine ſolche Appellation nicht an; Sie erkennet keine Proceſſe, ſondern verweiſet den thörigten Appellanten ad judicem à quo. Die Gelehrten müſſen ihre Händel, die ſie mit einander haben, unter ſich ausmachen. Die Obrigkeit miſchet ſich nicht darinn; es ſey dann, daß es, wenn es zwiſchen ihnen von Worten zu Schlägen kömmt, nöthig ſey, Frieden zu gebieten. So lange

Von dieſem Urtheil kan nicht an die Obrigkeit appelliret werden.

ge es nur darauf ankömmt, ob eine Lehre wahr oder falſch, ob ein Buch gut, oder ſchlecht geſchrieben ſey, ſieht ſie dem Streit gelaſſen zu, und maſſet ſich keiner Erkänntniß darüber an. Solche Streitigkeiten gehören vor die Obrigkeit nicht. Sie laſſen ſich durch einen Macht-Spruch nicht abthun, und ſich in das Gezänck zu mengen, das ſteht der Obrigkeit nicht wohl an. So tief muß ſie ſich nicht herunter laſſen. Will man ſagen, die Obrigkeit könne doch beyden Partheyen das Stillſchweigen auflegen; So gebe ich zu, daß dieſes ihr ein leichtes ſey. Allein ſie würde durch ein ſolches Gebot alle Unterſuchung der Wahrheit, und alle Beſtreitung des Irrthums aufheben, das Aufnehmen der Wiſſenſchaften hindern, die Vernunft unterdrücken, den Irrthümern und Thorheiten Platz machen, und bey niemand, als albernen und böſen Scribenten Danck verdienen. Die könnten alsdann in ſtoltzer Sicherheit ſchmieren, und würden alle Schaam und Scheu bey ſeit ſetzen, und unerträglich haußhalten.

Wie weit ſich die Obrigkeit um das, was in der gelehrten Welt vorgehet, bekümmere.

Ich ſehe nicht, was dieſes dem gemeinen Weſen vor Vortheil bringen könne, und glaube demnach, daß die Obrigkeit ſehr wol thut, wenn ſie ſich um das, was in der gelehrten Welt vorgehet, nicht weiter bekümmert, als daß ſie dahin ſiehet, daß die Gelehrten nichts lehren, oder ſchreiben, das dem Staat nachtheilig. Sie kan urtheilen, ob eine Lehre dem gemeinen Weſen nützlich, oder ſchädlich iſt,

und ſie alſo, nach Befinden, entweder verbieten, oder frey geben. Sie kan urtheilen, ob ein Buch mit nützlichen Lehren angefüllet, oder ob es Sätze in ſich faſſe, die der allgemeinen Ruhe zuwieder ſind. Allein von der Wahrheit oder Falſchheit einer Lehre ein Urtheil zu fällen, das kömmt ihr nicht zu. Denn der Verſtand iſt keinem Geſetze unterworfen. Ob ein Buch gut, oder ſchlecht geſchrieben; ob einer ein alberner oder kluger und verſtändiger Scribent ſey, das kan ſie nicht ausmachen. Dieſes kömmt auf den Ausſpruch der Kenner an.

Ein jeder Gelehrter hat das Recht über die Schriften anderer zu urtheilen.

Die gelehrte Welt hat alſo vollkommene Gewalt, über die Schriften zu urtheilen, die herauskommen, und ein jeder Gelehrter inſonderheit iſt befugt ſich dieſer Gewalt zu bedienen. Dieſe Befugniß flieſſet aus der beſondern Verfaſſung der Republick der Gelehrten. Die Gelehrten haben kein ſichtbares Ober-Haupt, und folglich kein ſichtbares Tribunal, das über ihre Schriften urtheilen könnte. Sie erkennen die Vernunft vor ihre Königin, die mit leiblichen Augen nicht zu ſehen iſt, und es iſt kein Gelehrter, der ſich nicht einbilde, ſeine Beherrſcherin habe in ſeinem Gehirne ihren Thron aufgeſchlagen. Man kan es keinem verwehren dieſe Einbildung zu haben, und folglich auch keinem Gelehrten das Recht abſprechen, die Ehre ſeiner Monarchin, mit welcher er ſo genau vereiniget iſt, und an deren Majeſtät er ſo viel Antheil hat, wieder alle diejenigen zu retten, die er vor ihre Verächter hält.

Da nun ein böſer Scribent die Majeſtät der geſunden Vernunft, als des unſichtbaren Haupts der gelehrten Welt beleidiget, ſo kan ein jeder Gelehrter ihn desfals abſtrafen, ohne daß er ſich über Unrecht beſchweren könne: Ein ſolcher **Strümper** iſt, ſo zu reden, **vogelfrey.** Es kan ihn ſchlagen wer ihn findet.

Es kan ſich niemand beſchweren, wenn ſeine ſchrift beurtheilet wird.

Ein Gelehrter nun, der ſich dieſes, ihm unſtreitig zuſtehenden Rechtes bedienet, thut nichts unrechtes, nemini facit injuriam qui jure ſuo utitur. Ein böſer Scribent, der empfähet, was ſeine Thaten werth ſind, darf ſich nicht vor beleidiget achten. Er hat nicht Urſach über Gewalt zu ſchreien. Und dieſes um ſo viel weniger, weil es ihm allemahl erlaubt iſt, ſeine Nothdurft vorzubringen. Die Sentenz, die ein Gelehrter über ihn, und ſeine Schrift geſprochen, wird nicht gleich rechtskräftig. Er kan davon an die gantze Schaar der Gelehrten appelliren; ja er kan, wenn es ihm beliebt, aus eigener Macht, dieſelbe vor ungerecht erklären. Es ſtehet ihm allemahl frey, ſelbſt ſeine Richter zu richten. Nur kömmt es darauf an, daß er wohl richtet. Thut er dieſes nicht, ſo bekräftiget er den, wieder ihn gefällten Spruch, und wird immer lächerlicher. Und wenn er ſich dann gleich auch noch ſo übel verantwortet, und zu ſeiner Vertheidigung ſo ungereimte Dinge vorbringet, daß alle Welt das Urtheil, wodurch er ſich beleidiget achtet, vor gegründet hält, ſo hat er doch noch vollkommene Freyheit, nicht nur ſeine un-

billige Richter, ſondern auf das gantze menſchliche Geſchlecht auszulachen und ſich vor ſo klug, ſo weiſe, ſo gelehrt, und ſo vortreflich zu halten, als es ihn immer gut deucht. Dieſes wehrt ihm niemand, und er kan verſichert ſeyn, daß es immer einige Narren geben wird, die ihn, Trotz allen Spöttern, hochſchätzen.

Da nun die Urtheile, die über eine Schrift gefället werden, dem Verfaſſer derſelben nicht einmahl diejenige Ehre, die er in der gelehrten Welt hat, gäntzlich rauben können; ſo ſehe ich nicht, wie es möglich, daß auch die ſchärfſte Cenſur eines Buches, dem Scribenten, der es verfertiget hat, an ſeinem guten Leumund, und an derjenigen Ehre nachtheilig ſeyn könne, die man in der bürgerlichen Geſellſchaft haben muß, wo man mit einigem Vergnügen in der Welt leben will. Es bedeutet alſo nichts, wenn einige gar zu mitleidige Perſonen ſagen; "Es ſey zwar nicht zu leugnen, daß den Gelehrten das Recht zuſtehe, über die Schriften ihrer Brüder zu urtheilen, und die darinn enthaltene Fehler und Irrthümer anzuzeigen, und zu wiederlegen: Allein man müſſe es doch ſo machen, daß derjenige, den man tadelt, und wiederlegt, bey Ehren bleibe."

Ich begreife nicht, was man durch dieſe Einſchränckung haben will. Die Urtheile der Gelehrten über unſerer Schriften können uns zwar, nachdem ſie beſchafen, bey der gelehrten Welt in Anſehen, oder in Verachtung bringen: Allein ordentlicher Weiſe haben ſie auſſer

Das Urtheil ſo die Gelehrten über eine Schrift fällen, nimmt dem Verfaſſer die Ehre nicht.

die er in der bürgerlichen Geſellſchaft hat.

auſſer der gelehrten Welt, keine Würckung. Unſere Oberen, und die meiſten unſerer Mit-Bürger, nehmen dieſelbe nicht als eine Regel an, nach welcher ſie ihre güte Meinung von uns einrichten müſten. Sie urtheilen von unſern Verdienſten aus andern Thaten, als aus der Verfertigung eines Buches. Unſere Ehre beruhet alſo nicht auf den Werth unſerer Schriften. Man kan dieſe verachten, ohne daß dem Anſehen das geringſte abgehet, das wir durch unſere gute Aufführung uns in der Geſellſchaft, in welcher wir leben, erworben haben. Ein Gelehrter, der ein gut Buch geſchrieben hat, wird darum in gemeinen Leben nicht mehr geehret; er wird nicht vornehmer; er bekömmt keinen gröſſern Rang. Die wenigſten wiſſen es, und die es wiſſen, die achten es nicht. Vermehrt nun ein gut Buch die Ehre ſeines Verfaſſers in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht, ſo kan auch ein ſchlechtes unmöglich ſeinen Urheber ſchänden. Ein ſolcher Menſch wird dadurch im gemeinen Leben nicht verächtlich. Er behält alle Ehre, die er ſonſt gehabt hat, ſein Amt, ſeine Würde, und alle Vortheile, die er, als ein guter Bürger, und tugendhafter Mann, verlangen kan. Die Erfahrung bekräftiget, was ich ſage, und daher trage ich kein Bedencken zu behaupten, daß kein Urtheil über eine Schrift ſo ſtrenge, keine Satyre ſo ſcharf ſeyn könne, daß dadurch derjenige, der dieſe Schrift gemacht, an ſeiner Ehre Schaden nehmen ſolte.

Ich

Ich glaube wohl, daß zuweilen ein böſer Scribent, dem man die Larve abgezogen, und deſſen Thorheit jedermann ofenbar gemacht worden, auch dieſer wegen im gemeinen Leben von Leuten verſpottet und ausgeziſchet werde, die nicht zur gelehrten Welt gerechnet werden können, und die nicht im Stande ſind vor ſich zu urtheilen, ob die Schriften desjenigen, über deſſen Unfall ſie ſich freuen, taugen, oder nicht: Allein wenn man diejenigen, denen dieſes Unglück begegnet, nur ein wenig genau anſiehet, ſo wird man befinden, daß es allemahl Leute ſind, die ſich ſchon, ehe ſie noch unter die Spötter gefallen, und von denſelben lächerlich gemacht worden, durch ihre abgeſchmackte Aufführung, und einen lächerlichen Stoltz, die Verachtung ihrer Mit-Bürger zugezogen haben. Solchen ſtoltzen, und dabey albernen Phantaſten gönnt es ein jeder gern, wenn ſie geſtriegelt werden. Man freuet ſich darüber, und hält ſich um ſo viel mehr berechtiget ſie auszulachen. Man ſage mir aber, ob dieſe Art der elenden Schreiber dieſe Verſpottung dem ſchlimmen Urtheil, das man von ihren Büchern gefället hat, zu dancken habe? Iſt es nicht ofenbar, daß alle die Bewegung, die ein ſolches Urtheil unter den Ungelehrten erreget, ihren Grund in der vorhergehenden Aufführung des Scribenten hat? Hätte dieſer ſonſt keine Gebrechen, als daß er eine Schrift verfertiget, in welcher man Fehler entdecket, ſo würde niemand über ihn lachen, als der fähig iſt von ſeiner Schrift zu urtheilen.

Was es vor Scribenten ſind, die auch im gemeinen Leben wegen eines ſolchen Urtheils lächerlich werden?

Dieſes begegnet keinem, der ſonſt Verdienſte hat.

Wer nur ſonſt Verdienſte hat, die ihn der Hochachtung ſeiner Mit-Bürger würdig machen, dem wird es wenig an dem Anſehen ſchaden, zu welchem er durch ſeine gute Aufführung im gemeinen Leben gelanget iſt, wenn ihm etwan eine Schrift nicht geräth, und andere Gelehrte ihm zeigen, daß er die Sache von welcher er geſchrieben, nicht recht verſtanden hat. Dieſes ſind Kleinigkeiten, an welche der ehrliche Nahme, und das Anſehen eines ehrlichen Mannes nicht hänget. Man kan ſie ihm vorwerfen, und aufs ärgſte darüber ſpotten, ohne daß er ſich beſchweren könne, man nehme ihm ſeine Ehre, ſo lange man ihm nur ſeine andern guten Eigenſchaften läſſet. Es kan einer ein ſchlechter Scribent, und doch dabey ein ehrlicher und dem gemeinen Weſen nützlicher Mann ſeyn. Es kan ſeine Schreib-Art unzierlich und verdrießlich, hergegen ſein Umgang manierlich und angenehm ſeyn. Es kan in ſeinem Buche eine groſſe Unordnung herrſchen; in ſeinem Hauſe aber alles wohl zuſtehen. Es kan ſeine Wiſſenſchaft geringe, und ſeine Klugheit und Redlichkeit groß ſeyn. Mit einem Worte, er kan bey den Schwachheiten, die ihn verhindern, in der gelehrten Welt mit Ehren fortzukommen, alle Tugenden eines ehrlichen Mannes und guten Bürgers beſitzen, und aller Ehren werth ſeyn.

Der Brionres ſchadet der Ehre des Hn.

Von dem Hn. Prof. Philippi inſonderheit zu reden, ſo ſehe ich nicht ab, wie ſeine Ehre durch die Spöttereyen ſeines Gegners geſchmälert

lert werden könne, und warum ſich der Herr Prof. dieſes einbilde. Ob ich gleich nicht die Ehre habe, ihn weiter zu kennen als aus ſeinen **ſechs deutſchen Reden, und dem Helden-Gedicht**, auf den König in Pohlen, ſo will ich doch hofen, daß er nicht von derjenigen Art der Scribenten iſt, die, weil ſie wenig Hofnung ſehen, durch eine vernünftige und kluge Aufführung die Hochachtung ihrer Mit-Bürger zu erlangen, aus Verzweifelung zu einer Handthierung greifen, welche ihnen ein natürlicher Mangel der Beurtheilungs-Kraft, und ein hoher Grad der Unverſchämtheit leichte machet. Ein Scribent von dieſem Schlage ſchreibt allemahl mit Luſt und ohne Mühe, und iſt ungemein mit ſich ſelbſt zufrieden. Profeſſ. Philippi nicht.

Un ſot en écrivant fait tout avec plaiſir,
Il n'a point dans ſes vers l'embarras de choiſir,
Et toûjours amoureux de ce qu'il vient d'écrire,
Ravi d'étonnement en ſoi même il ſ'admire.

Boileau Sat. II.

Weil er nun hoffet, daß alle ſeine Leſer ſo geſinnet ſeyn werden, wie er, ſo hält er ſein Schmieren vor den geradeſten Weg zum Tempel der Ehren, und ſuchet ſeinen Ruhm bloß in ſeinen Schriften. Es iſt gar natürlich, daß ein ſolcher Menſch es vor ein ehren-

rühriges Beginnen hält, wenn man ſeine Schriften tadelt, und daß er denen thörichten Weibes-Perſonen gleicht, die es nicht ſo hoch empfinden, wenn jemand ihre Keuſchheit in Zweifel ziehet, als wenn man ihnen ihre Schönheit ſtreitig macht. Einen ſolchen Scribenten kan der beſcheidenſte Widerſpruch, die feineſte und unſchuldigſte Spötterey auſſer ſich ſetzen. Aber der Hr. Prof. Philippi hat keine Urſache ſich des Briontes wegen ungebärdig zu ſtellen, es ſey denn, daß er glaube, er könne nicht mit Ehren in der Welt leben, wo ihn nicht jedermann vor einen **groſſen Dichter**, und vor einen **natürlichen**, **männlichen** und **heroiſchen** Redner halte. Es giebt viele ehrliche, geſchickte und kluge Männer, die weder groſſe Poeten, noch **auſſerordentliche** Redner ſind, und doch von jedermann hoch gehalten werden, und ich will hofen, daß der Hr. Prof. Philippi noch viele gute Eigenſchaften beſitzet, die nicht ſo zweifelhaft ſind, als ſeine Geſchicklichkeit in der Beredſamkeit und in der Dicht-Kunſt. Er kan ein groſſer Welt-Weiſer, ein guter Juriſte, ein geſchickter Advocat ſeyn, ja ich bin verſichert, daß er ein ehrlicher und tugendhafter Mann iſt. Derjenige, der ihn als einen **ungeſchickten Redner und unerträglichen Reimer** vorgeſtellet hat, läſſet ihm, auſſer den Ruhm eines Redners und Dichters, alle Verdienſte, die ein gelehrter Mann und ehrlicher Bürger haben kan. Was hat er dann zu klagen? Meint er aber, alle ſeine Ehre grün-

de

de ſich auf ein kahles Buch: Faſſen ſeine ſechs **deutſche Reden** alles in ſich, was an ihm ſchätzbar iſt, und hat er ſonſt keine Verdienſte, als die aus ſeinem **Helden-Gedichte** hervorleuchten, ſo beklage ich ihn zwar von Hertzen; allein ich weiß ihm, auf den Fall, keinen beſſern Rath, als daß er ſein **Hauß beſtelle, und ſich je eher, je lieber, zu ſeinen Vätern verſammle.**

Aus dieſen allen werden meine Leſer hoffentlich begreifen, daß diejenigen, mit welchen ich bisher geſtritten habe, ſich ſehr betriegen, wenn ſie ſich einbilden, eine Satyre, oder eine Cenſur einer Schrift, könne ſo ſcharf ſeyn, daß ſie der Ehre des Verfaſſers nachtheilig werde. Ich habe gewieſen, daß einer ein unerträglicher Scribent, und doch ein ehrlicher Mann ſeyn könne. Verſtehen aber dieſe mitleidige Leute durch die Ehre denjenigen Ruhm, den ein Scribent durch ſeine Schriften erlanget, ſo gebe ich ihnen zu, daß unſtreitig dieſer Ruhm durch eine Satyre, oder andere Widerlegung, geſchmälert und vernichtet werden könne; allein ich leugne, daß darum eine ſolche Satyre, oder eine ſo ſtarcke und nachdrückliche Widerlegung allemal unzuläſſig ſey. Ich beweiſe dieſes auf folgende Art. Fernere Beantwortung des Einwurfs

Ein Gelehrter hat eine unumſchränckte Gewalt, über alle Scribenten und ihre Bücher zu urtheilen. Es ſtehet ihm alſo frey, ſie zu richten, wie er ſie findet. Wie nun ein jeder Richter in Beſtrafung der Böſen die Regeln der Regeln, nach welchen ſich ein Gelehrter in ſeinem

Straf-Amt zu richten.

der Klugheit und Billigkeit zu beobachten verbunden iſt, ſo liegt dieſe Schuldigkeit einem Gelehrten in ſeinem Richter-Amt auch ob. Alle Strafe muß nach der Gröſſe des Verbrechens und nach dem Grad der Bosheit des Miſſethäters eingerichtet ſeyn, und folglich muß auch ein Gelehrter, wenn er ſein Straf-Amt braucht, nicht kleine Fehler ſo ſcharf, als grobe Vergehungen beſtrafen. Ihm muß immer die Lehre in Gedancken ſchweben:

- - - - - Adſit
Regula peccatis quæ pœnas irroget æquas
Ne ſcutica dignum horribili ſectêre flagello.

Horatius Lib. I. Sat. 3.

In der bürgerlichen Geſellſchaft werden einige Miſſethäter gezüchtiget zu ihrem eigenen Beſten, einige hergegen, ohne Abſicht auf ihre eigene Beſſerung, die nicht mehr zu hofen iſt, andern zum Schrecken, geſtrafet und abgethan. Ein Gelehrter muß alſo auch wohl überlegen, ob der Scribent, den er verurtheilen will, noch Hofnung der Beſſerung übrig laſſe oder nicht, und darnach die Strafe, die er ihm zuerkennet, mildern oder ſchärfen.

Mit welchen Scribenten man gnädig verfahren müſſe?

Ich gebe demnach zu, daß ein Gelehrter nicht gleich hinter alle Scribenten, die eine Züchtigung verdienen, mit Staupen-Schlägen, und Landes-Verweiſung, oder gar mit dem Schwerd her ſeyn müſſe. Es giebt Scribenten,

benten, deren Verbrechen in einem kleinen Verſehen, und in eine Uebereilung beſtehen, von welcher kein Gelehrter frey iſt. Dieſe verdienen nicht mehr, als eine Erinnerung, und es wäre ein Mißbrauch der Gewalt, die ein Gelehrter hat, wenn er wegen des geringſten Fehlers in der Hiſtorie, wegen eines falſchen Schluſſes, wegen einer Uebertretung der Regeln der Sprach-Kunſt, und einiger Unförmlichkeit und Ungeſchicklichkeit im Vortrage, gleich einen Scribenten mit harten Cenſuren, ſcharffen Wiederlegungen, und beiſſenden Satyren verfolgen, und alſo entweder ſchon in Anſehen lebenden Männern ihren wohlverdienten Ruhm rauben, oder angehende Scribenten, die mit aller Sittſamkeit zum erſten mahl in der gelehrten Welt erſcheinen, auf einmal von allem ferneren Schreiben abſchrecken wolte. Ich billige ein ſo unfreundliches, grobes und hochmüthiges Verfahren im geringſten nicht. Non ſum, ſage ich, ex judicibus ſeveriſſimis, qui omnia ad exactam regulam redigam. Multa donanda ingeniis puto; *Sed donanda vitia, non portenta ſunt. Seneca Controverſ. Lib. V. p. m.* 282.

Ein Fehler, der wenig zu bedeuten hat: Ein Irrthum, der nicht aus einer beſondern Dumheit des Scribenten entſtehet, ſondern einigen Schein hat; eine unliebliche Schreib-Art macht, nach meiner Meinung, nicht gleich ein Buch unerträglich, und den Verfaſſer deſſelben auslachens würdig. Wo iſt ein Buch

ohne

ohne Fehler? Und wo findet man einen Scribenten ohne Irrthümer? Die Urtheile von der Schreib-Art ſind ſo unterſchieden, als der Geſchmack der Leſer: Und über den Geſchmack ſtreitet man nicht. Es kömmt auch überdem mehr auf die Sachen, als auf die Worte an, und wenn die Sachen gut ſind, ſo muß man es in Anſehung der Worte ſo genau nicht nehmen. Man kan auch Thorheiten in ſchöne Worte einhüllen, und eine unzierlich vorgetragene Wahrheit bleibt doch Wahrheit. Viele Scribenten dencken beſſer, als ſie ſchreiben. Wer wolte ſie aber um dieſes Fehlers willen hart anfahren? Dieſes verdient niemand, als ſolche Leute, die weder ordentlich dencken, noch ihre Gedancken geſchickt, und angenehm vortragen können. Fieri - - - poteſt, ut rectè quis ſentiat, & id, quod ſentit, politè eloqui non poſſit. Sed mandare quenquam litteris cogitationes ſuas, qui eas nec diſponere, nec illuſtrare poſſit, nec delectatione aliqua allicere lectorem, *hominis eſt intemperanter abutentis & otio & litteris. Cicero Tuſcul. Quæſt. Lib. I.* Und dieſe Art der Scribenten verdienet eine Züchtigung.

Welche kein Mitleiden verdienen?

Mit Leuten, die ihre Ungeſchicklichkeit ſo deutlich an den Tag legen, daß man augenſcheinlich ſehen kan, wie ſie nicht zum Schreiben gebohren, die dabey aber ſo hochmüthig ſind, daß ſie dencken wunder! was ſie vor Thaten gethan, wenn ſie das gelehrte Iſrael durch

eine

eine alberne Schrift über die andere verwirren, und der Jugend ein böſes Exempel geben, mit ſolchen Leuten muß man kein Mitleiden haben. Ein verworrener Kopf, der mit dem gröſſeſten Trotz in der gelehrten Welt auftrit, und, mit einer unerträglichen Verwegenheit der geſunden Vernunft, und dem guten Geſchmack den Krieg ankündiget, und dabey ſo ſtoltz und aufgeblaſen iſt, daß er ſeine portenta und ungeheure Grillen vor herrliche Einfälle, und alle Welt vor ſo tumm hält, daß ſie ihm auf ſein Wort glauben werde, er ſey **ein groſſer Redner und Poete**, kan alſo nicht über Unrecht klagen, wenn man **Stand-Recht** über ihn hält, ihn zum Tode verurtheilet, und durch eine ſcharfe Satyre, andern zum Abſcheu, und zu Verhinderung alles Unfugs, den er durch ſein böſes Exempel anrichten könnte, aus dem Lande der Gelehrten vertilget, und alſo die beleidigte Vernunft rächet. Denn an einem ſolchen Menſchen iſt alle Hofnung verlohren. Er beſſert ſich nicht, wenn man ihm gleich ſeine Fehler noch ſo deutlich und glimpflich vorſtellen wolte; weil er ſich einbildet, er ſey vollkommen. Dieſes iſt eine Schwachheit, die allen Rednern und Poeten natürlicher weiſe anklebet. Ein jeder bildet ſich ein, er ſey der Beſte, und diejenigen, die es am wenigſten Urſache haben, ſind in dieſem Fall am allerunerträglichſten. Will man mir nicht glauben, ſo höre man, was Cicero aus der Erfahrung ſagt: Nemo nunquam, ſpricht er *Epiſt. ad Atticum Lib. XIV. Ep.* 23.

neque

neque poëta, neque orator fuit, qui quemquam meliorem, quam ſe arbitraretur. *Hoc etiam malis contingit.* Und dieſes iſt die Urſache, warum **alberne Redner** ſich ſo ſelten beſſern, und ein **böſer Poët** eben ſo ſchwer zu bekehren iſt, als ein Phariſäer. Es iſt leichter, daß ein Cameel durch ein Nadel-Oehr gehe, als daß ein ſolcher Schwärmer klug werde. Was iſt nun mit ſolchen Leuten anzufangen? Soll man ſie wüten laſſen? Das wäre was ſchönes vor ſie. Allein was würde endlich daraus werden? Ihre Thorheit iſt anſteckend, und junge Leute, deren Verſtand noch nicht zu ſeiner Reife gelanget iſt, ſind leicht zu verführen. Die gelehrte Welt muß dieſem Unfug, ſo viel möglich, vorbeugen, und ihr gerechtes Mißfallen über das Verfahren der böſen Scribenten, ſo ernſtlich und nachdrücklich bezeugen, daß andere ſich ſcheuen, dieſen Verächtern der Vernunft und Feinden des guten Geſchmacks nachzuahmen. Folglich iſt es nichts ungerechtes, wenn ein Gelehrter einen böſen Scribenten ſo abſtrafet, daß andere Gelegenheit haben, ſich an ſeinem Exempel zu ſpiegeln.

Ein Einwurf und die Antwort darauf.

Aber hier fällt mir ein ernſthafter Cato in die Rede, und ſpricht: "Er gebe zu, daß man "einen böſen Scribenten, ohne Sünde, ta"deln und ihm ſeine Fehler vorhalten könne: "Allein dieſes müſſe auf eine beſcheidene Art, "ohne alle Bitterkeit, nicht aber durch beiſſen"de Spott-Schriften geſchehen. Durch "Satyren

Satyren richte man nichts aus, und erbitte-"
re nur die Gemüther: Mit Glimpf und"
Sanftmuth komme man viel weiter: Die"
ſatyriſche Schreib-Art ſey ein Zeichen eines"
böſen Gemüths, und ſchicke ſich nicht vor ei"
nen weiſen Mann." Hier ſchweigt er, und
giebt mir Raum ſeine Weisheit zu bewundern
und zu preiſen. Ich antworte ihm demnach
mit aller Ernſthaftigkeit und nicht lächelnd:

. . . Felicia tempora quæ te
Moribus opponunt: habeat jam Roma pudorem,
Tertius è cœlo cecidit Cato . . .

Juvenalis Sat. 2.

Allein ich beſorge, daß andere nicht ſo höflich ſeyn werden. Es wird Leute geben, die ſagen werden: Es ſey falſch, daß man allemal" ernſthaft ſchreiben müſſe: Eine Satyre könne" auch beſcheiden und glimpflich ſeyn: Eine" luſtige Spötterey richte oft mehr aus, als" die ernſthafteſte Predigt. Es ſey falſch, daß" alle, die Satyren ſchreiben, Leute von böſem" Gemüthe, und es ſey eben kein untriegliches" Zeichen einer ſonderbaren Weisheit, wenn" man andern, die ſich nicht nach unſerm Kopfe" richten wollen, vor der Fauſt den Nahmen" weiſer Leute abſpreche."

Ein jeder muß ſchreiben wie es ſein Naturel mitbringet.

Ich habe mein Tage keine Satyre geſchrieben, und bin es auch noch nicht willens. Aber ich ſehe nicht, womit man dieſe Leute widerlegen könne; denn da ſich die ernſthaften, chriſtlichen und ſanftmüthigen Perſonen, welche ei-

nen ſo groſſen Eckel an den Satyren haben, ſo weit heraus laſſen, daß es erlaubt, einem böſen Scribenten die Wahrheit zu ſagen, und ihm ſeine Thorheiten zu zeigen, ſo iſt es bedencklich, daß ſie ſich über die Art und Weiſe, die böſen Scribenten zur Erkänntniß ihres Elendes zu bringen, einen Scrupel machen, der den Spöttern nothwendig lächerlich ſcheinen muß.

Der Vortrag der Wahrheit, werden die" Spötter ſagen, iſt willkührlich. Man kan" ſie auch im Lachen ſagen."

. . . . ridentem dicere verum
Quid vetat?

Horat. Lib. I. Sat. 1.

"Ein jeder muß in dieſem Fall ſeinem Na-"turel folgen. Wer ſo geſinnet iſt, daß er "zum Lachen ſpricht, du biſt toll, und zur "Freude, was machſt du? Der enthalte ſich "des Schertzens: Aber er richte nicht ſeinen "Bruder, der in ſeiner Einfalt glaubt, daß bey-"des Lachen und Weinen ſeine Zeit habe. Er "hat nicht Urſache ſich mit ſeinem ſauren Ge-"ſicht, mit ſeiner runtzelichten Stirne, und "mit ſeinem hängenden Kopf groß zu wiſſen, "oder ſich einzubilden, ſeine Seufzer wären ein "gewiſſes Zeichen, daß ſein Hertz von Weis-"heit überlauffe. Die Weisheit kömmt auch "in eine luſtige Seele, und kan mit einem fröh-"ligem Muth, und heiterm Geſicht gar wohl "beſtehen.

"Wir, werden ſie fortfahren, prahlen nicht "mit unſerer Weisheit; Aber, meine Her-"ren,

ren, die ihrige ſcheint uns auch doch nicht ſo“
groß, daß wir ſie desfals beneiden ſolten, und“
die Probe, die ſie uns, durch ihre Klagen über“
unſere luſtige Schreib-Art davon geben wol-“
len, ſcheint uns ſo wenig überzeugend, daß“
wir vielmehr uns berechtiget halten, eben aus“
ihren Klagen zu ſchlieſſen, ihr Hertz müſſe noch“
nicht ſo ſehr mit Weisheit überladen ſeyn,“
daß nicht noch ein kleiner Hochmuth, und ein“
ziemlicher Eigenſinn in demſelben ein Plätz-“
gen finden ſolten. Denn meine Herren, wä-“
ren ſie ſo weiſe, als ſie uns glauben machen“
wollen, ſo würden ſie nicht ſo unbillig ſeyn,“
und verlangen, daß ein jeder in ſeinem Reden“
und Schreiben ſich nach ihrem Sinn rich-“
ten ſolle. Was würden ſie ſagen, wenn“
wir uns die Freyheit nehmen wolten, ihnen“
ihr ängſtliches Gepinſel, und ſauertöpfiſches“
Poltern mit eben dem Trotz zu unterſagen,“
mit welchem ſie uns das Lachen verbieten?“
Wir thun es nicht; und ſie können ſich alſo,“
wo es ihnen gefällt, aus dem Exempel der“
Unweiſen erbauen. Laſſen ſie uns lachen,“
und fröhlich ſeyn; und ärgern, und härmen,“
und grämen, und quälen ſich, ſo lange es ih-“
nen beliebt. Können ſie es dann unmöglich“
mit Geduld anſehen, daß wir luſtig ſind,“
wann ſie ſich das Hertz abfreſſen? Oder“
meinen ſie, daß ihr Jammer werde verſüſſet“
werden, wenn wir eben die Quaal empfün-“
den, die ſie ſich ſelbſt machen? So dencken“
die gefallenen und unglückſeeligen Geiſter.“

"Sind ſie nun auch ſo geſinnet, ſo müſſen wir "ihnen ſagen, daß ſie ſich nicht der rechten "Mittel bedienen, uns ihnen gleich zu machen. "Mit ihren Klagen, Seufzen und Schelten "richten ſie nichts aus. Dadurch reitzen ſie "uns nur zum Lachen, denn es ſtehet ihnen gar "zu artig. Verſuchen ſie es aber einmal, und "fangen an zu ſpotten und zu lachen: Ich "bin ihnen gut davor, daß uns gleich die Au- "gen übergehen werden. Wenn ſie alsdann "ſehen, daß uns das Weinen eben ſo übel an- "ſtehet, als ihnen das Lachen, ſo hofen wir, "daß ſie in ſich gehen und begreifen werden, "daß ſie etwas ungereimtes von uns verlanget "haben, und daß es beſſer ſey, wenn ein jeder ſo "bleibt, als ihn GOtt erſchafen hat, und keiner "den andern meiſtert.

Eine Satyre iſt ein kräftig Mittel die Thoren einzutreiben und eigentlich nichts als eine deductio ad abſurdum.

So werden die Spötter unſtreitig reden. Ich aber ſage nur kürtzlich, daß eine Satyre zu Beſtreitung der Irrthümer und Thorheiten eben ſo geſchickt iſt, als eine ernſthafte Schrift, und daß es folglich auf eines ieden Gutbefinden ankomme, ob er ſich einer ernſthaften, oder ſatyriſchen Schreib-Art bedienen wolle. Wenn ich einen überführen will, daß er geirret hat, ſo kan ich entweder gewiſſe Grund-Wahrheiten vorausſetzen, und ihm zeigen, daß ſeine Lehre, oder ſein Verfahren mit ſelbigen ſtreitet, und wenn ich dieſes thue, ſo rede oder ſchreibe ich ernſthaft: Oder ich kan mich ſtellen, als wenn ich die Lehre, die ich wiederlegen, und das Verfahren, das ich tadeln will, billige, und Fol-

gen

gen daraus ziehen, die ſo handgreiflich ungereimt ſind, daß derjenige, mit dem ich zu thun habe, ſelbſt, wo er klug iſt, davor erſchrecken, ſie verwerfen, und alſo ſeine eigene Sätze umſtoſſen, und ſeine That mißbilligen muß. Dieſe letzte Art der Widerlegung nennet man in den Schulen deductionem ad abſurdum, und ſie iſt zu allen Zeiten nicht nur vor erlaubt, ſondern auch vor die kräftigſte gehalten worden. **Eine Satyre iſt eigentlich nichts anders, als eine** *deductio ad abſurdum*, und folglich ein erlaubtes und kräftiges Mittel, die Thoren einzutreiben.

Man kan demnach keinen Gelehrten tadeln, oder ihn einer ſonderbaren Bosheit beſchuldigen, wenn er ſich eines ſo nachdrücklichen und kräftigen Mittels, die Thorheiten ſichtbar und ſcheußlich zu machen, in ſeinen Schriften bedienet: und dieſes um ſo viel weniger, weil oft die Irrenden und Thoren auf keine andere Weiſe zur Erkänntniß zu bringen und zu bändigen ſind.

Einige Thorheitē verdienen nicht, daß man ernſthaft wieder ſie eyfert.

Alle Irrthümer und Thorheiten beſtehen in der Abweichung von gewiſſen Grund-Wahrheiten. Dieſe Abweichung iſt nicht allemal gleich ſichtbar, und daher entſtehet unter den Irrthümern und Thorheiten ein mercklicher Unterſcheid. Einige, deren Abweichung von den Grund-Wahrheiten nicht gar augenſcheinlich iſt, haben einigen Schein, und diejenigen, welche damit behaftet, ſind alſo einiger maſſen zu entſchuldigen.

Man hat Urſache zu glauben, daß ſolche Leute ſich finden werden, wenn man ihnen nur deutlich vorſtellet, wie ſehr ihre Lehren und Thaten gewiſſen unſtreitigen Sätzen, die ſie ſelbſt nicht leugnen, zuwider laufen. Sie verdienen alſo, daß man ihnen dieſen Dienſt erweiſe; und dieſes heiſſet einen ernſthaft wiederlegen. Andere Irrthümer und Thorheiten ſind hergegen ſo handgreiflich, daß ein jeder Menſch von geſundem Verſtande deren Abweichung von den Grund-Wahrheiten bemercket, und über die Einfalt deſſen, der ſie vorgebracht, oder begangen hat, erſtaunet. Es würde eine vergebliche Bemühung ſeyn, wenn man ſolche Fratzen ernſthaft wiederlegen wolte. Diejenigen, welche ſo weit verfallen, geben einen gar zu ſchlechten Begrif von dem Zuſtande ihres Gehirnes, als daß man hofen könnte, ſie würden ſich beſinnen, wenn man ihnen die greuliche Abweichung ihrer Lehren und Thaten von den Grund-Wahrheiten auf eine ernſthafte Art deutlich vorſtellete. Da ſie nicht fähig geweſen ſind, dieſes vor ſich zu begreifen, ſo wird auch die deutlichſte Vorſtellung bey ihnen nichts verfangen. Mit ſolchen Leuten muß man nicht ernſthaft reden. Sie würden nur dadurch auf die hochmühtigen Gedancken gerahten, man glaube, daß ihre Grillen einigen Schein hätten, und zu deren Vertheidigung nur immer neue Thorheiten vorbringen. Man thut alſo nicht beſſer, als wenn man ihnen, dem Scheine nach, Recht giebet,

ſich noch närriſcher gebärdet, als ſie, und ihre Thorheit ſo hoch treibet, daß ſie, wenn ſie die ungeheuren Folgen derſelben ſehen, davor erſtaunen, und, wie ein kollerndes Pferd bey Erblickung eines Abgrundes, ſtutzen. So macht man es mit allen, die im Kopfe nicht richtig ſind. Denn wenn man mit einem Wahnſinnigen ernſthaft und vernünftig reden wolte, ſo müſte man ſelbſt nicht klug ſeyn. Dieſe unglückſeelige ſind einer ſolchen Ehre unwürdig:

Quand l' abſurde eſt outré, l' on lui fait trop d' honneur
De vouloir par raiſon combattre ſon erreur,
Encherir eſt plus court, ſans s'échauffer la bile.

Mr. de la Fontaine Liv. III. Fab. 1.

Es würde alſo ziemlich lächerlich ſtehen, und ein Zeichen einer ſonderlichen Einfalt ſeyn, wenn man ofenbare Thorheiten gantz ernſthaft und gravitätiſch wiederlegen wollte. Ein Kluger hütet ſich davor. Ich will nicht ſagen, daß in den **ſechs deutſchen Reden** des Herrn Philippi ofenbare Thorheiten enthalten ſind: Aber ich bitte nur meine Leſer, zu bedencken, ob der Verfaſſer des Briontes nicht der elendeſte Tropf von der Welt ſeyn müſte, weñ er wieder den Hn. Prof. Philippi gantz ehrbar und weitläuftig ausgeführet hätte, daß eine Frantzöſiſche Princeſſin in Ermangelung eines Dauphin, nicht mit Ausſchlieſſung aller Printzen von Geblüte,

Beweiß des vorigē durch Exempel und durch ein Gleichniß.

blůte, zur Crone gelangen kőnne? Ob man nicht wunderliche Gedancken von ihm wůrde bekommen haben, wenn er aus Vernunft, Schrift und Erfahrung dargethan hătte, daß ein Menſch, und folglich auch der Kőnig von Pohlen, nicht ewig leben kőnne? Und ob er nicht verdienet hătte, ausgeziſchet zu werden, wenn er über die **Spuren eines Schiffes auf dem Meer**, můhſam hătte philoſophiren, und den Hn. Prof. Philippi auf eine ernſthafte Art überführen wollen, **daß ein Steuer-Mañ nicht rudert**, und **ein Kriegs-Schif vom erſten Rang keine Galeere** ſey? Ueber ſolche unglůckliche und wunderliche Einfälle muß man nur lachen, und es verlohnt ſich der Mühe nicht, dieſelbe ernſthaft zu wiederlegen. Ernſthafte Wiederlegungen müſſen auf wichtigere Fälle verſparet werden. Wenn ſich ein Wolf in einer gewiſſen Gegend ſehen läſſet, in die Heerden fällt, und nicht nur die Schäfer betrübet, ſondern auch dem Land-Mann Schaden zufüget, ſo verſammlen ſich die Bauren, die Jäger werden aufgeboten, und man verfolgt das Unthier, biß man es erleget hat: Allein wenn zur Sommers-Zeit, cum calet maxume, eine Menge von Fliegen und Mücken das Land überſchwemmet und die Menſchen quälet, ſo macht man ſo viele Weitläuftigkeiten nicht. Der Bauer greift darum nicht zu ſeiner Miſt-Gabel: Der Jäger ladet ſein Gewehr nicht. Der gantze Schwarm des Ungeziefers iſt nicht einen Schuß Pulver werth; ſondern man braucht

braucht nur die Fliegen-Klappe, oder wenns hoch kömt, vor einige Groſchen Fliegen-Waſſer. Wer böſen und ſchädlichen Irrthümern, auf eine künſtliche Weiſe, einen Schein der Wahrheit giebt, und durch ſeine Schriften dieſelbe in die Welt ausbreitet, der iſt ein Wolf, und verdienet, daß man ihn mit Spieſſen und Stangen verfolge, oder deutlicher zu reden, gründlich, nachdrücklich und ernſthaft wiederlege. Die albernen Scribenten hergegen ſind dasjenige Ungeziefer, ſo den Helicon beunruhiget, und es iſt nicht nöthig, daß man ihrentwegen den Harniſch anleget, und einen ernſtlichen Kampf mit ihnen antritt. Man kan ſie ſpielend vertilgen, und eine eintzige Satyre iſt ihnen ſo tödlich als den Fliegen das Fliegen-Waſſer.

Schließliche Abfertigung der Ernſthaften.

Was ich bißher geſaget habe wird hoffentlich hinlänglich ſeyn, die gar zu ernſthaften Leute, die keine Satyren vertragen können, zu überführen, daß ſie ohne Urſache murren, und eine ſatyriſche Schreib-Art ſo wenig überhaupt zu verwerfen iſt, daß ſie vielmehr in gewiſſen Fällen mehr Nutzen ſchaft, als eine ernſthafte. Damit ich nun dieſe geſtrengen Herren völlig zufrieden ſtelle, muß ich ihnen noch ein falſche Einbildung aus dem Sinne reden. Sie meinen, die Satyren ſind darum verwerflich, weil ſie die Thoren erbittern. Allein, wo dieſer Schluß richtig iſt, ſo muß man die Wahrheit gar aus der Welt verbannen; denn dieſe iſt den Thoren allemahl bitter. Sie ſchmeckt

ihnen nicht, man mag ſie ihnen vortragen auf welche Art man will. Wollen demnach die gravitätiſchen Feinde einer Satyre dieſe Leute nicht erzürnen, ſo müſſen ſie ihnen auch nicht einmahl die Wahrheit im Ernſt und ohne Lachen ſagen. Sie müſſen nicht eyfern, nicht poltern. Dieſes muß die Thoren natürlicher weiſe ja ſo ſehr erbittern, als wenn man ihnen durch höfliche Umwege ihre Fehler zeiget, und die Wahrheit auf eine angenehme Art beybringet. Alle gute Satyren ſind nichts als Schriften, in welchen den Thoren ihre Fehler auf eine höfliche Weiſe, ohne alle herbe Ausdrückungen, die bey einer ernſthaften Wiederlegung kaum zu vermeiden ſind, vor Augen geleget werden. Wie kan man ihnen dann den Mangel der Beſcheidenheit vorwerfen? Iſt es nicht beſcheidener, den Leuten die Wahrheit mit Lachen, und auf eine verdeckte Art ſagen, als wenn man mit der Thür ins Hauß fällt? Und wie können denn die Spötter mit den böſen Scribenten ſäuberlicher verfahren? Sie überzuckern ja die Wahrheit, und machen es nicht anders als wenn ſie einem Kinde **Wurm-Saamen** eingäben.

. . . . veluti pueris abſinthia tetra medentes
Cum dare conantur, prius oras pocula circum
Contingunt mellis dulci flavoque liquore,

Ut

Ut puerorum ætas improvida ludificetur,
Labrorum tenus, interea perpotet amarum
Abſinthi laticem, deceptaque non capiatur,
Sed potius tali facto recreata valeſcat.
Lucretius Lib. IV. v. 19 -- 25.

So machen es diejenigen, die Satyren ſchreiben. Was kan man mehr von ihnen verlangen.

Ein Einwurf wird aus dem Wege geräumet. Eine Satyre iſt eine Artzeney.

Weil ich beſorge, es dürften meine Leſer dencken, ich wiederſpräche mir, indem ich hier eine Satyre vor eine Artzeney auszugeben ſcheine, da ich ſie doch vorher als eine Strafe, und als ein tödliches Gift angeſehen habe, ſo muß ich mit wenigen anmercken, daß dieſes nur dem Scheine nach ein Widerſpruch ſey, und, wenn man es recht bedencket, gar wohl mit einander beſtehen könne. Denn 1) iſt es in der Politick ausgemacht, daß alle Strafen eine Artzeney ſind: 2) muß man erwegen, daß es gar nichts unförmliches, eine Satyre eine Artzeney zu nennen, und zugleich als ein Gift anzuſehen, das eine gewiſſe Art des Todes würcket. Eine Satyre iſt eine Artzeney, weil ſie die Beſſerung der Thoren zum Endzweck hat; und ſie hört es nicht auf zu ſeyn, wenn ſie gleich, als ein Gift, den Thoren tödlich iſt. Denn in dem Tode, welchen ſie verurſachet, beſtehet eben die Beſſerung der Thoren. Dieſer Tod gereicht ihnen zum Leben. Sie ſollen der Thorheit abſter-

abſterben und klug werden. Dieſes nennet der Heil. Auguſtinus mori vitaliter. *Confeſſ. Lib. VIII. cap.* 8. Ob demnach gleich die Satyren eine Art der Strafe in der Gelehrten Republick und ein tödliches Gift ſind, ſo bleiben ſie, dem ungeachtet, doch eine Artzeney, und ich darf meine Verſe aus dem Lucretius nicht wieder ausſtreichen.

Die zwar nicht bey allen anſchlägt.

Ich kehre demnach wieder zu meinem Zweck, und ſage, daß die ernſthaften und murriſchen Feinde einer ſatyriſchen Schreib-Art nicht berechtiget ſind, ſo heftig wider eine Satyre zu eifern, und daß ſie ſich heßlich betriegen, wenn ſie meynen, eine Satyre laufe wider die Regeln der Höflichkeit, Sanftmuth und Weisheit, und ein Spötter ſey ein boshafter Menſch, ein Thor, und ich weiß nicht was. Ich habe gewieſen, daß die ſatyriſche Schreib-Art höflicher und beſcheidener iſt, als eine andere; ich habe gewieſen, das es Fälle gebe, da dieſelbe unumgänglich nöthig iſt; ich glaube alſo nicht, daß man ferner diejenigen, die ſich derſelben bedienen, vor Leute von böſem Gemüth halten wird, wenn man nur die Unſchuld ihrer Abſicht, welche auf nichts, als die Beſſerung der Thoren gehet, in Betracht ziehen will. Die Schriften dieſer Leute führen eine den Thoren ſehr heilſame Artzeney bey ſich, an welcher ſonſt nichts auszuſetzen iſt, als daß ſie den gemeinen Fehler aller Artzeneyen an ſich hat, und nicht allemal die gewünſchte Würckung thut. Denn da ſie aus nichts als Wahrheit, die ungemein bitter iſt,

iſt, und aus wohlgemeynten Erinnerungen, die allemal wiederlich ſind, zuſammen geſetzet wird, ſo ſperren ſich die Thoren, denen Wahrheit und gute Lehren gleich verhaſſt ſind, ſo oft ſie davon einnehmen ſollen, und wenn ſie ihnen denn durch Liſt oder Gewalt beygebracht wird, ſo machen ſie es, wie die ungezogenen Kinder. Sie klagen, daß ſie gar zu bitter ſchmecke, ſie ziehen das Maul, ſchütteln den Kopf, heulen, ſchreyen, ärgern ſich, ſtampfen den Boden, gebärden ſich übel und geben ſie endlich wieder von ſich. Es iſt alſo kein Wunder, wenn ſie nicht allemal anſchläget, und es liegt die Schuld nicht an der Artzeney, ſondern an dem übeln Bezeigen der Patienten. Könnten dieſe ſich entſchlieſſen, die Artzeney bey ſich zu behalten, ſo würden ſie den Nutzen derſelben ſpüren, und es ihrem Artzte Zeit ihres Lebens dancken, daß er ſie ihnen verordnet.

Es iſt zu beklagen, daß die wenigſten moraliſchen Patienten zu dieſem Entſchluß zu bringen ſind. Die meiſten böſen Scribenten widerſetzen ſich mit aller Macht der guten Würckung, ſo eine moraliſche Artzeney, die man ihnen in einer Satyre beybringet, in ihrem krancken Verſtande haben könnte, und ſcheuen die Geneſung. Dieſes kan aber den Satyren nicht zum Vorwurf gereichen. Sie ſind darum eben ſo wenig verwerflich, als die Predigten, welche die meiſten anhören und ſich doch nicht beſſern. Genug, daß es noch immer einige gute Gemüther unter den böſen

Aber doch bey einigen.

Scribenten giebt, die, wenn ihnen in einer Satyre ihr Elend klar vor Augen geleget wird, ihre Fehler bereuen und auf Beſſerung dencken.

Hr. Prof. Philippi iſt ein bußfertiger Sünder, und will ſich bekehren.

Ich befürchte nicht, daß der Hr. Prof. Philippi es übel nehmen werde, wenn ich ihn unter dieſe **bußfertige Sünder** zehle. Seine Aufführung in Anſehung der Satyre, die wider ihn heraus kam, iſt ſo beſchafen, daß man Urſache hat, ſie zu loben. Er hat ſich nicht ſo übel gebärdet, als andere ſeiner Art, ſonden er hat den **Wurm-Samen**, den ihm der Verfaſſer des Briontes eingegeben, in aller Gelaſſenheit verſchlucket, und ihn bis auf dieſe Stunde bey ſich behalten. Die meiſten böſen Scribenten ſind halsſtarrig und verhärten ihr Hertz: Allein der Hr. Prof. Philippi hat die Zeit, welche andere auf die Verfertigung einer unnützen Ehren-Rettung wenden, mit einer ſtillen Bereuung ſeiner Fehler zugebracht. Er giebt dadurch zu erkennen, daß er noch nicht in dem Stande der Verhärtung ſtehe, und der gelehrten Welt eine gegründete Hofnung von ſeiner Beſſerung. Sie freuet ſich darüber im Geiſte vorher, und ſieht denen deutlichen Proben, die der Hr. Prof. Philippi von ſeiner Bekehrung geben wird, mit Luſt entgegen.

Seine Verfolger wollen es nicht haben, und dichten ihm eine abge-

Nur die Verfolger des Hrn. Philippi ſcheinen über die Gelaſſenheit dieſes **zerknirſchten Scribenten** mißvergnügt zu ſeyn, und ſehen ſeine Bekehrung ungerne. Die Klagen, ſo der Hr. Prof. Philippi in der erſten Bewegung,

gung, die niemand in ſeiner Gewalt hat, wider den Verfaſſer des Briontes ausgeſtoſſen, gaben dieſen Spöttern Anlaß zu hofen, der Hr. Prof. würde ſich mit ihnen einlaſſen, und ſie würden alſo Gelegenheit finden, ferner ihren Muthwillen mit ihm zu treiben. Sie haben unſtreitig anfangs gedacht, der Hr. Prof. wäre noch ein Mann, mit dem man ſeine Luſt haben könnte, und ich glaube, ſie haben ſich darüber gefreuet. Aber ihre Hofnung iſt fehl geſchlagen. Der Hr. Prof. Philippi hat ein kluges Stillſchweigen erwehlet, und dieſes quälet die Spötter. Sie ſuchen, es koſte was es wolle, ihre Einfälle an den Mann zubringen, und, da der Hr. Prof. Philippi ihnen durch ſein gedultiges Bezeigen die Gelegenheit dazu beſchneidet, ſo ſind ſie auf eine unerhörte Erfindung verfallen. Sie antworten ſich ſelbſt in des Hrn. Prof. Philippi Nahmen, und dichten dieſem **gebeugten Manne** eine Schrift an, die im höchſten Grad albern iſt, in keiner andern Abſicht, als damit ſie Gelegenheit haben mögen, des Hrn. Prof. ferner zu ſpotten, und ihn vollends um das Bißgen Ehre zu bringen, welches ſie ihm noch in der gelehrten Welt übrig gelaſſen haben. schwackte Schrift an.

Ich zweifele ſehr, daß ſie auf dieſe Weiſe ihren Zweck erreichen werden, und kan mich nicht entbrechen, ihnen ungeſcheut zu ſagen, daß ich ihr Verfahren nicht billige weil es gar zu boshaft und hämiſch iſt. Wie gern ich auch Satyren leſe, und wie eifrig ich auch die Spötter in dieſer Schrift vertheidiget habe, ſo will es mir doch Werden desfals getadelt und des Herrn Prof. Philippi Ehre gerettet.

doch nicht gefallen, daß man die Sache ſo weit treibet. Ich ſehe das Verfahren der Verfolger des Hrn. Prof. Philippi als eine Zunöthigung an, die etwas mehr an den Tag leget als eine bloſſe Begierde zu lachen. Einem Scribenten ſeine Fehler auf eine beiſſende Art zu zeigen, das iſt nicht zu tadeln: Aber man muß doch ſeinem Gegner nicht alle geſunde Vernunft abſprechen, und ihn als einen Raſenden vorſtellen. Ein ſo plumpes, hochmüthiges und pedantiſches Verfahren wird von allen klugen Leuten gemißbilliget, und ein Spötter, der ſich durch ſeinen ſatyriſchen Geiſt ſo weit verleiten läſſet, findet keinen Glauben, und verringert ſelbſt die Ehre, die er aus dem Siege über den böſen Scribenten, welchen er angreift, zu hofen hat. Wenn es demnach auch möglich wäre, daß es Leute gebe, die den Betrug der Feinde des Hn. Philippi nicht merckten, ſo würden doch dieſelbe ſagen, es gereiche dem Verfaſſer des Briontes zu ſchlechten Ehren, daß er ſich mit einem ſolchen Menſchen abgegeben, als der Hr. Prof. Philippi ſeyn müſte, wenn er die Schrift gemacht hätte, die unter ſeinem Nahmen herumgehet; weil es eine ſchlechte Kunſt, über einen ſolchen Menſchen Meiſter zu ſpielen. Aber ſo glaube ich nicht, daß der Verfaſſer des Briontes mit ſeinem Anhange, wie liſtig er es auch angefangen hat, jemand finden wird, der dem Hn. Prof. Philippi die Thorheit zutrauen ſolte, daß er durch eine ſo ſchwache, ja lächerliche Vertheidigung ſeinen Feinden

den das Schwerd in die Hände geben wollen, mit welchem ſie ihn erwürgen können. Ich geſtehe, der Spötter, der dieſe Vertheidigung in des Hn. Prof. Philippi Namen verfertiget, hat, was die Schreib-Art anlanget, dem Hn. Prof. ſo geſchickt nachgeahmet, daß man faſt dadurch ſolte verführet werden; Allein die Sachen, die er vorbringet, ſind ſo beſchafen, daß man den Hn. Prof. Philippi gröblich beleidigen würde, wenn man ihn in dem Verdacht haben wolte, daß er dieſelben zu Papier gebracht. So weit iſt es noch mit ihm nicht gekommen, und ich würde nicht unpartheyiſch ſeyn, wenn ich nicht die Ehre dieſes **angefochtenen Scribenten**, an welchem ein jeder zum Ritter werden will, wieder ſeine gar zu unbarmhertzige Verfolger rettete, und die ſinnreiche Betriegerey derſelben entdeckete. Ich weiß wohl, daß es eine gefährliche Sache iſt, ſo fürchterliche Leute wieder ſich zu reitzen: Allein die Liebe zur Wahrheit beſieget in mir alle Furcht für dem Grimm der Spötter. Dieſe Herren mögen machen was ſie wollen: Ich muß die Wahrheit ſagen, und bin zufrieden, wenn meine Leſer nur begreifen, daß es nicht wahrſcheinlich iſt, daß der Hr. Prof. Philippi die Schrift gemacht habe, welche man ihm andichtet. Zu dem Ende will ich meinen Leſern einen kurtzen Auszug von dieſer hämiſchen Schrift mittheilen.

Der Titel iſt folgender: " **Gleiche Brü-** " **der, gleiche Kappen, bey Abfertigung** " Inhalt der Schrift: gleiche

 vier

Brüder, gleiche Kappen, welche der Hr. Prof. Philippi gemacht haben ſoll.

"vier ſatyriſcher Schriften, als 1) des "Send-Schreibens von fünf Schwe- "ſtern. 2) Der *Confiſcirten* Satyre Brion- "tes. 3) Des *Extracts* aus den Nieder- "Sächſiſchen Nachrichten. 4) Eines "Auszuges aus den Schifbeckiſchen "Zeitungen, ertheilet von *J. E. Philippi.*

"P. P.

"Der Endzweck des Hn. Prof. Philippi "iſt hauptſächlich, ſich wieder den Verfaſſer "des Briontes zu verantworten. Eine jede "Verantwortung nennet er eine Kappe. Er "ſtehet in dem Wahn, daß die Satyre Brion- "tes und das Send-Schreiben der fünf "Schweſtern aus einer Feder gefloſſen ſey. "Weil er aber den Nahmen des Verfaſſers "nicht recht weiß, ſo will er denſelben, Hr. von "Bockshorn nennen, weil dieſes Wort in dem "Schreiben des Ritters Clifton an den "Samojeden oft vorkommt. Dieſen Hrn. "von Bockshorn rühmt er nun wegen ſeines "Credits bey dem Frauen-Zimmer, inſonder- "heit bey der Dorilis: Wundert ſich, warum "derſelbe einige Verſe aus dem Baudius vor "dem Briontes ſetzen laſſen, und doch nicht "vermutterſprachet, und ſagt bey der Gelegen- "heit, Baudius ſey ein groſſer Säufer, und "ein eben ſo groſſer Jungfern-Knecht geweſen, "als der engliſch gebildete Clifton. Er "überſetzt die Verſe, die, wie er klagt nicht ein- "mahl in allen Editionen des Baudius ſtehen, "zum beſten der Einfältigen auf folgende Art:

Sta-

Stax düncket ſich glückſelig und erhaben,
Wenn Schaum und Schwulſt in ſeinen Worten iſt:
Wenn er tumm Zeug redt, ſchreibet, dichtet, lieſt.
Man ſiehet ihn mit hohen Schritten traben,
Den Ritter da mit ſeinem ſtoltzen Kleid,
Den ſtarcken Geiſt, voll Schalckheit, Tück und Neid.

und nennt ſeinen Gegner am Rande einen" Fincken-Ritter und puſillum corpus." Prahlt darauf von dem Beyſtand, den ihm" ein Freund verſprochen, und ſagt endlich, der" Hr. von Bockshorn oder M. Stax ſey ein" kleiner Geiſt in Anſehung der Wiſſenſchaf-" ten, ein Ritter unter den Spöttern, und dem" gemeinen Weſen ſo unentbehrlich, als in" dem A. B. C. die Buchſtaben X. Y. Z. Den" Vorwurf, daß er ſich auf dem Titel ſeiner" ſechs deutſchen Reden einer natürlichen," männlichen und heroiſchen Beredſamkeit ge-" rühmet, lehnt er durch folgende Gründe von" ſich ab. 1) Der Verleger habe es ohne ſein" Wiſſen darauf geſetzet. 2) Es ſey heutiges" Tages Mode, den Titel ſo einzurichten, daß" er wohl in die Augen falle. 3) Der Hr. von" Bockshorn habe es ja auch gethan. 4) Die" Abſicht ſeiner Abhandlung auf dem Titel"

"auszudrücken, ſey kein Eigen-Lob. 5) Sonſt "müſten alle diejenigen, die vor ihren Büchern "ſetzen: Gründliche Erleuterung, oder ver- "nünſtige Gedancken, ſich ſelbſt loben. 6) Er "ſey einmal Profeſſor der Wohlredenheit, und "ſein Amt verbinde ihm ſolches zu ſagen. "Doch habe er, ſetzt er hinzu, von dem Titel "ſeiner ſieben neuen Verſuche die Worte: na- "türlich, männlich und heroiſch weg gelaſſen, "damit der Hr. **von Stolperleicht** ſich nicht "daran ſtoſſen, oder die Madame **Richtgern** "darüber fallen möge.

"Den Anfang des Briontes parodirt er "gar ſcharfſinnig und höflich folgender Ge- "ſtalt: *Pereat* **der Nieder-Sächſiſche** "**Pasquillant! tief!** Doch bald darauf "thut er gantz demüthig, und ſpricht §. 11. Er "habe ſeine erſte Rede ſchon A. 1727. alſo vier "Jahre vorher, ehe er Profeſſor worden, ge- "halten. Geſetzt nun, er habe damalen noch "nicht ſo eine Erfahrung in der Rede-Kunſt "gehabt, als zu einem Profeſſor gehöret, ſo ha- "be er ja wohl in den vier Jahren, ehe er es ge- "worden, zunehmen **können.** Er bekennet "aufrichtig, daß er die Rede-Kunſt damals "nur als ein Neben-Werck getrieben, und ge- "lobet heilig an, er wolle ſich beſſern, und dieſel- "be hinfort ſein Haupt-Werck ſeyn laſſen.

"Er kan nicht leiden, daß der Verfaſſer des "Briontes ſeine Gedächtniß-Rede auf die Kö- "nigin von Pohlen eine Leichen-Predigt nen- "net, und giebt demſelben bey der Gelegenheit

einen blutigen Stich. Wenn es wahr," ſpricht er, was gantz Leipzig ſagt, daß der Hr." von Bockshorn ſonſt ein Magiſter und Ab-" warter des Predigt-Amts geweſen, ſo hätte" er billig kein Ueberläuffer werden ſollen, in-" dem er da vielleicht ſchon manchen Thaler" mit Leichen-Predigten verdient haben würde." Weil er meynt, daß ſein Gegner darüber" ſpottet, daß er die GOttes-Furcht ein Flämm-" lein aus göttlicher Flamme genennet, ſo ſucht" er ſich desfals zu rechtfertigen. Er gebe," ſpricht er, allen Leſern zu bedencken: 1) daß" er die Rede den 9 Septemb. 1727. (wie ſein" Concept und Abſchriften beſagen) aufgeſe-" tzet, da die Königin den 5 vorher geſtorben," folglich in der erſten Bewegung des Schmer-" tzens: 2) daß er ſie lange vorher gehalten, ehe" er Profeſſor geworden. Hierauf nimmt er" ſeine Zuflucht zum hohen Liede, in welchem" noch wohl zärtlichere Ausdrückungen vorkä-" men, und zu dem Hälliſchen Geſang-Buch, Er" erkläret, was er durch das Steigen und Fal-" len des göttlichen Liebes-Feuers haben wolle," und beweiſet, daß er Bibel-mäſſig geredet." Denn GOtt habe ja einen hellen Schein in" unſere Hertzen gegeben, und die chriſtliche Kir-" che ſinge: Das ewige Licht geht da herein." Endlich ſpricht er, er habe ſeine Rede in einer" Geſellſchaft gehalten, da gottſelige Hertzen" zugegen geweſen, nicht aber ſo raffinirte" Spötter, als der Hr. von Bockshorn. Er" habe auch mehr einen Geſchicht-Schreiber"

"als Redner abgeben wollen, als er die Rede
"accurat ſo drucken laſſen, wie er vorgegeben,
"ſie gehalten zu haben. Er ſey, ſetzt er hin-
"zu, ein Freund von aufgeweckten Einfällen,
"aber die Religion müſſe nicht mit hinein ge-
"flochten werden.

"Die 9te Kappe betrifft die Stelle vom
"Saliſchen Geſetz. Da es anfangs läſſt,
"als wenn der Hr. Prof. Philippi Luſt hätte,
"zu leugnen, daß er dem Saliſchen Geſetze
"zu nahe geredet. Denn er ſpricht, er habe
"nur überhaupt geſagt, daß der Verluſt
"zwoer vornehmen Fürſtinnen durch die zwo
"Frantzöſiſche Printzeſſinnen erſetzet. Aber
"endlich ſagt er doch, es ſey ja nicht unmög-
"lich, daß das Saliſche Geſetz mit der Zeit auf-
"gehoben werden könne.

"In der 11ten Kappe handelt er von der
"Verſchmachtung der Augen, welche Re-
"dens-Art der Verfaſſer des Briontes ver-
"worfen. Ein Bürger von Hamburg oder
"Lübeck, ſagt er, wo man keine Landes-Mut-
"ter habe, könne nicht wiſſen, wie nahe einem
"Sächſiſchen Patrioten der Verluſt ſeiner
"Landes-Mutter gehe. Wer damals in
"Sachſen geweſen, würde ſich dieſe Ver-
"ſchmachtung der Augen leicht einbilden kön-
"nen. Die Frantzoſen nennten es: des
"yeux languiſſans & demourans. Der
"Hr. von Bockshorn, ſetzt er hinzu, ſolle ſich
"nur beſinnen, ob er nicht bey ſeinen Ten-
"dreſſen, die er der Dorilis gemacht, manch-
"mal

mal verſchmachtende Augen gehabt, oder“ an ihr wahrgenommen? Sagte doch ſo“ gar David, daß alle ſeine Gebeine und folg=“ lich auch wohl ſeine Augen verſchmachtet“ durch ſein täglich Heulen.“

Die 12te Kappe betrift die Ohnmacht,“ die ihm angewandelt, und worüber ſein“ Gegner geſpottet. Der Hr. Prof. ſagt, es“ ſey kein Ernſt damit geweſen, und die Sa=“ che ja endlich nicht unmöglich. Habe doch“ der Hr. von Bockshorn auf einem Bein ge=“ hüpfet, warum ſollte man nicht eben ſo gut“ eine Ohnmacht affectiren können? Eſther“ habe den Ahasverus gleich beweget, da ſie“ vor ihm in Ohnmacht geſuncken. Wenn“ man ſo verfahren wollte als der Hr. von“ Bockshorn, ſo könne man die pathetiſchen“ Redens=Arten lächerlich machen, z. E.“ wenn Eſaias ſagt: Höret ihr Himmel, und“ Erde nimm zu Ohren.“

In der 15ten Kappe rechtfertiget der Hr.“ Philippi ſeine Redens=Arten von unterir=“ digen Grotten und Reich der Todten, die“ der Verfaſſer des Briontes als gar zu heid=“ niſch getadelt, und ſpricht: Er habe ſich“ nach den Begriffen ſeiner Zuhörer gerichtet,“ die damals die Geſpräche im Reiche der Tod=“ ten alle geleſen. Den Vorwurf, daß er“ glaube, der König von Pohlen werde nicht“ ſterben, lehnt er in der 17ten Kappe ab, und“ ſpricht: Er habe nicht geſagt, daß der Kö=“ nig von Pohlen nicht ſterben werde, ſondern“

"nur von deſſen Ruhm geredet. Die alber-
"ne Redens-Art von entbehrlichen Reſt will
"er in der 18ten Kappe damit entſchuldigen,
"weil Reſt bey uns auch ſo viel heiſſe als Stück
"und Theil. In der 19ten Kappe ſagt er,
"daß die Unterlegung der Hertzen, wovon er
"geredet, nicht nach dem Buchſtaben zu ver-
"ſtehen. Die 20te Kappe handelt von dem
"Gleichniſſe vom Steuer-Mann. Er ſehe
"wohl, ſpricht der Hr. Philippi, daß dieſes
"Gleichniß dem Hrn. von Bockshorn zu hoch
"ſey; er wolle es ihm alſo ſo frey vor Augen
"legen, als ein **Stück Pöckel-Fleiſch**, wo-
"von er neulich in einer Poſtille ſchöne, erbau-
"liche Gedancken geleſen. Denn als einer
"von Ambra geredet, habe der andere geſagt:
"Er lobe ſich davor ein gut **Stück Pöckel-
"Fleiſch.** Wohlan denn, fährt der Herr
"Prof. Philippi fort, mein Herr von Bocks-
"horn, thun ſie, als ob ſie dergleichen auch
"eben vor ſich hätten, und trenchiren fein
"ſauber und appetitlich.

"In der 21ten Kappe ſagt er: daß er ſei-
"nen Vater in der Antritts-Rede, die er als
"Profeſſor der deutſchen Beredſamkeit ge-
"halten, angeredet, und ihm ſeine kindliche
"Pflicht bezeuget, gehe dem Herrn von
"**Plumpſack**, wollte ſchreiben Bockshorn,
"nicht an, ſo wenig als dieſes, daß er das
"leere Blatt hinten am Schluß mit dem Neu-
"Jahrs-Wunſche an ſeine liebe Eltern ange-
"füllet. Er habe deswegen nichts unnöthi-
"ges

ges beygebracht. Er zeige es, ſagt er, Hr.“ Magiſter, oder laſſe die Profeſſores der Be=“ redſamkeit ungehofmeiſtert. Und endlich“ beſchwert er ſich in der 22ten und letzten Kap=“ pe, daß man in ſeinem Helden=Gedicht ſei=“ nen Sinn überall verdrehet; weswegen er“ auch den Hrn. von Bockshorn mit dem Na=“ men, Hr. von **Drehsleicht**, beleget.“

In der Abſertiguug der Nieder=Sächſi=“ ſchen Nachrichten frohlocket er darüber, daß“ der Briontes in Sachſen bey 30. Rheiniſche“ Gold=Gülden confiſcirt, und prahlt, daß“ ein gewiſſer Freund, deſſen Brief an ihn er“ gantz einrücket, ein hertzliches Mitleyden mit“ ihm trage. Mehr mag ich daraus nicht an=“ führen. Ich übergehe auch die Abferti=“ gung der Schifbeckiſchen Zeitungen, oder“ des Hamburgiſchen Correſpondenten, mit“ Stillſchweigen. Der Schluß der gantzen“ Schrift iſt aber gar zu poſſierlich, als daß“ ich meinen Leſern das Vergnügen nicht gön=“ nen ſollte, denſelben gantz zu leſen.“

Nun trete ich, ſpricht der Herr Prof.“ Philippi, von dem Kampf=Platz wieder ab,“ auf welchem ein vor allemal geweſen. Mei=“ ne Gegen = Salve iſt nun geſchehen, und“ wünſche, daß es bey dieſem eintzigen Tref=“ fen ſein Bewenden haben möge. Ich nei=“ ge zum Frieden, nicht aus Furcht vor dem“ Feind, ſondern aus Liebe zur Ruhe. Ich“ will denen Groſſen nachahmen, die auf“ Friedens = Schlüſſe dencken, ob ſich gleich“

"noch ſo wohl gerüſtet ſind. Ja wenn ich auch "ſpräche, ich wollte am erſten die Feder nieder-"legen, dürfte mich des nicht ſchämen.

"Das geſchehene ſey alſo geſchehen, und "ſo gut als vorbey. Ich verſichere meine "Gegner, daß ich mit aller Aufrichtigkeit ſie "lieber als Freunde und Gönner, als zu Geg-"nern haben mögte. Einem Widerſacher, "der Kräfte hat einem zu ſchaden, trägt man "gerne Freundſchaft an. Noch mehr aber, "wenn man ſelbſt vor ſeine Gegner Hochach-"tung hat. Erfolgt ihre Freundſchaft, ſo "ſoll alles vergeſſen ſeyn. Wo aber nicht, ſo "ſoll mein Wahl-Spruch ſeyn:

O ihr Zeiten! die verlaufen,
Könnt ich euch mit Gold erkaufen!
Wie werdt ihr, aus Unbedacht,
Oft unnützlich zugebracht!
Ihr verſchwendte Augenblicke
Mäſſigt künftig euren Schritt;
Ja, wenns möglich, kommt zurücke,
Uñ bringt **manchem** Weisheit mit.

"So viel vor diesmal.

Beweiß, daß der Hr. Prof. Philippi dieſe Schrift nicht gemacht.

Dieſes iſt der Inhalt der ſaubern Schrift, die der Hr. Prof. Philippi zu ſeiner Vertheidigung verfertiget haben ſoll. Aber wer ſiehet nicht, daß ein ſo **unförmliches Gewäſche** unmöglich aus der Feder des Herrn Prof. gefloſſen ſeyn könne? Ich getraue mir klärlich darzuthun, daß ſeine Feinde Urheber davon ſind. Denn dieſe Spötter haben ihre Ab-

ſicht

ſicht nicht ſo ſehr verbergen können, daß man dieſelbe nicht mercken ſolte. Sie machen den Hn. Prof. Philippi gar zu einfältig. Um dieſes zu beweiſen, will ich nicht reden von dem läppiſchen Titel, den man den Verantwortungen in dieſer Schrift giebt, indem man ſie **Kappen** nennet. Ich will nicht anmercken, daß es im höchſten Grad unwahrſcheinlich iſt, daß der Hr. Prof. Philippi den Verfaſſer des Briontes, und den Urheber des **Send-Schreibens der fünf Schweſtern**, vor eine Perſon halte. Von ſo ſtumpfen Gaumen iſt der Hr. Prof. Philippi nicht, und ich bin verſichert, daß niemand den Unterſcheid dieſer zwo Satyren beſſer fühlet als er. Ich will nicht ſagen, daß es lächerlich ſey zu glauben, daß der Hr. Prof. Philippi ſeinen unbekannten Verfolger aus keiner andern Urſache Herr von Bockshorn nenne, als weil in dem **Schreiben des Ritters Clifton an den Samojeden** von einem Thier mit Bockshörnern geredet wird. Der Hr. Prof. Philippi iſt viel zu klug dazu. Ich will nicht weitläuftig ausführen, wie ſchimpflich es dem Hn. Prof. Philippi, daß man ihn als einen Menſchen vorſtellet, der verwegen und boßhaft genug, den ſo genannten Hn. von Bockshorn eines verdächtigen Umganges mit dem Frauen-Zimmer überhaupt, inſonderheit aber mit der Dorilis zu beſchuldigen, und ihn einen groſſen **Jungfern-Knecht** zu nennen, ob er gleich denſelben nicht kennet, und weder von

deſſen

deſſen Nahmen, und Stande, noch von dem Ort ſeines Aufenthalts die geringſte zuverläſſige Wiſſenſchaft hat. Man ſiehet wohl, daß der Hr. Prof. Philippi ſich ſo weit nicht vergehen können, und man erkennet leicht die Sprache ſeiner Spötter, die nur Gelegenheit ſuchen, ihm ein ſo unbeſonnenes Verfahren hoch aufzumutzen, ja vieleicht gar durch Vorwürffe dieſer Art wehe zu thun. Ich will nicht ſagen, wie unglaublich es ſey, daß der Hr. Prof. Philippi ſeinen Feind einen **Fincken-Ritter**, und puſillum corpus nennen können. Er weiß zu leben, und iſt viel zu wohl erzogen, als daß er, wenn man mit ihm ſchertzet, anfangen ſolte zu ſchimpfen; Ja diejenigen, ſo die Ehre haben ihn zu kennen, verſichern mich alle einmüthiglich, daß niemand wichtigere Urſachen habe, keinem Menſchen ſeine kleine Statur vorzuwerffen, als eben der Hr. Prof. Philippi. Ich will alle dieſe verdächtige Stellen mit Stillſchweigen übergehen, und nur meine Leſer bitten, mit mir zu betrachten, wie elend die Verantwortungen, oder **Kappen**, an ſich ſelbſt gerathen ſind. Es ſind dieſelbe ſo albern und lächerlich, daß es viel ſeyn müſte, wenn ſie würcklich von dem Hn. Prof. Philippi herrühren ſolten. Ich glaube es nicht, und will von meinem Glauben Rechenſchaft geben. Ich werde, was ich zu dem Ende ſage, in gewiſſe Anmerckungen einſchlieſſen.

I. Iſt es unglaublich, daß der Hr. Prof. Philippi, wenn er den Titel ſeiner ſechs deut-

ſchen

ſchen Reden rechtfertigen wollen, dieſes auf eine ſo erbärmliche Art gethan haben würde, als in der Schrift geſchehen iſt, die er verfertiget haben ſoll. Der Verfaſſer des Briontes hatte in dieſem Titel eine kleine Prahlerey angemercket, weil der Hr. Prof. Philippi ſich einer natürlichen, männlichen und heroiſchen Beredſamkeit gerühmet. Dieſer Vorwurf eines Selbſt-Lobes wird nun in den ſo genannten Kappen auf folgende Art abgelehnet. Es heiſſt: der Verleger habe, ohne des Hn. Philippi Wiſſen, den Titel ſo prahleriſch eingerichtet. Der Fehler wird alſo geſtanden, und die Schuld auf den Verleger geſchoben. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dieſe Ausflucht gelten könne; Es iſt eben nicht ſchlechterdings unmöglich, daß ein Verleger ſich dieſe Freyheit nehme. Aber das kan ich nicht verdauen, daß der Hr. Prof. Philippi, ob er ſich gleich erſt auf eine gar ſittſame Art entſchuldiget, doch hernach gantz trotziglich ſagt: Er ſey einmahl Prof. der Wohlredenheit, und ſein Amt verbinde ihn, ſo von ſeiner Beredſamkeit zu reden, als er auf dem Titel ſeiner ſechs deutſchen Reden gethan. Dieſes klingt gantz anders, widerſpricht dem vorigen, und macht die Ausflucht zu nichte. Iſt es nun wohl wahrſcheinlich, daß der Hr. Prof. Philippi ſo unbedachtſam würde geredet haben? Doch auch dieſes mag hingehen. Ich will es vor möglich halten, daß der Hr Prof. Philippi ſich befugt achtet, die Titel ſeiner Schriften etwas hochtrabend

bend einzurichten. Aber laſſt uns die Gründe hören, warum er ſo dencken ſoll. Die allgemeine Gewohnheit, die Bücher mit blendenden Titeln zu zieren, kan unmöglich dieſe Thorheit rechtfertigen: Weil vieles gebräuchlich, und doch unrecht iſt. Dieſes weiß der Herr Prof. Philippi unſtreitig; Und man will uns doch glauben machen, daß er unbeſcheiden genug ſey, von ſeinen Leſern zu verlangen, ſeine Prahlerey vor keine Prahlerey zu halten, weil das Prahlen mode iſt. Das iſt, deucht mich, etwas zu plump. Beſſer läſſt es ſich noch hören, wenn man in den Kappen ſagt: Es ſey kein Selbſt-Lob, wenn ein Scribent die Abſicht ſeiner Abhandlung auf dem Titel ausdrücke. Aber auch in dieſen Worten ſteckt eine Sophiſterey, die ſo mercklich iſt, daß ich nimmer glauben kan, daß der Hr. Prof. Philippi fähig ſey, ſich derſelben zu ſeiner Rechtfertigung zu bedienen. Der Hr. Prof. Philippi weiß gar zu wohl, daß es nicht einerley iſt, die Abſicht ſeiner Abhandlung ſchlechtweg auszudrücken, oder von ſeiner Schrift auf dem Titel ſolche Dinge zuſagen, aus welchen folget, daß ſie ohne Fehler, und die vortreflichſte in ihrem Geſchlechte ſey. Man kan alſo mit Fug zweifeln, ob der Herr Prof. Philippi ſich, wie in den Kappen geſchiehet, auf diejenige würde berufen haben, die ihre Bücher, gründliche Erläuterungen, und vernünftige Gedancken betiteln. Das Lob, ſo in dieſen Titeln ſteckt, iſt ſo gar groß nicht, daß man es ſich nicht ſelbſt ohne

Prah-

Prahlerey beylegen könnte. Gründlich und vernünftig muß ein jeder ſchreiben. Wer es thut, der thut, was er zu thun ſchuldig, und iſt ein unnützer Knecht. Wer demnach ſchreibet, der muß voraus ſetzen, daß er im Stande ſey, gründlich und vernünftig zu ſchreiben. Hat er andere Gedancken von ſich, ſo muß er gar nicht ſchreiben. So bald alſo einer die Feder ergreift, ſo giebt er ſtillſchweigend zu verſtehen, daß er ſich einbilde, er ſchreibe gründlich und vernünftig. Er kan dieſes auch, wenn er will, laut ſagen, und prahlt nicht, ſo lange er ſeiner Schreib-Art nicht Vortreflichkeiten und Eigenſchaften beyleget, die das überſteigen, was man insgemein gründlich und vernünftig nennet. Wer dieſes letzte thut, giebt einen übeln Begrif von ſeinem Verſtande. Elende Scribenten bilden ſich ein, daß ſie natürlich, männlich und heroiſch ſchreiben; vernünftige Leute hergegen glauben nur, daß ſie vernünftig ſchreiben. Un eſprit mediocre croit écrire divinement, un bon eſprit croit écrire raiſonnablement. *La Bruyere dans ſes Caracteres Chap. des Ouvrages d' eſprit.* Was ich hier ſchreibe hat der Hr. Prof. Philippi lange gewuſt, und ſieht alſo den Unterſcheid zwiſchen den Titel ſeiner ſechs deutſchen Reden, und dem Titel eines Buchs, von dem nur bloß geſagt wird, daß es vernünftig, gar zu tief ein, als daß man glauben könnte, er habe ſeine Vergehung auf eine ſo unzulängliche Art rechtfertigen wollen. Wie können denn

denn ſeine Verfolger hoffen, man werde ſich von ihnen weiß machen laſſen, er ſey ſo gar verblendet, daß er ſich auf das Exempel des Hn. von Bockshorn zu beruffen, kein Bedencken trage. Ein Kind ſiehet, daß der Herr von Bockshorn nicht im Ernſt, ſondern nur dem Hn. Prof. Philippi ſeine Prahlerey ſtillſchweigend zu erkennen zu geben, die Worte natürlich, männlich, und heroiſch auf dem Titel ſeiner Satyre geſetzet hat; Und der Herr Prof. Philippi ſolte ſo unglücklich ſeyn, daß er dieſes nicht ſähe? Er müſte auf den Fall allen Witz verlohren haben. Damit man dieſes von ihm dencken möge, bringen ſeine Gegner ſo elende Dinge vor, und legen ihm Worte in dem Mund, die man kaum von einem Blödſinnigen vermuthen ſolte. Dieſer Streich gefällt mir nicht, und giebt zu erkennen, daß die Feinde des Hn. Prof. Philippi ihren eigenen Vortheil nicht kennen. Sie verrathen ſich nicht allein dadurch, ſondern beſchimpfen ſich auch ſelbſt. Denn was wäre es ihnen nicht vor eine Schande, daß ſie ſich mit dem Herrn Prof. Philippi abgegeben haben, wenn er ſo gar unerträglich albern wäre, als ſie ihn vorſtellen?

II. Iſt es unglaublich, daß der Hr. Prof. Philippi die Anfangs-Worte des Briontes: **Es lebe der Hr. Prof. Philippi! hoch!** auf eine ſo grobe Art parodiret habe. *Pereat*, heiſſt es in den Kappen, **der Nieder-Sächſiſche Pasquillant! tief!** Ein jedes Wort

dieſes

dieſes grimmigen Seufzers iſt ſo beſchafen, daß der Hr. Prof. Philippi ein gantz anderer Mann ſeyn müſte, als er iſt, wenn er ſich deſſelben bedienet. Er iſt ein guter Chriſt, und weiß, daß man auch denen, die uns fluchen, geſchweige einem Menſchen, der uns ſeegnet, nicht fluchen müſſe. Wie kan er dann pereat ſagen? Er weiß, daß es unrecht iſt, und hat ſo viele Proben ſeiner Gottesfurcht gegeben, daß man nicht Urſache hat, von ihm zu glauben, er ſey ſo rachgierig, daß er darüber der nöthigſten Pflichten eines guten Chriſten vergeſſe, von denen er ſo wohl unterrichtet iſt.

Das Wort: **Nieder-Sächſiſch** kan gleichfals nicht von dem Hn. Prof. Philippi ſeyn. Er weiß gar zu wohl, daß der Satans-Engel, der ihn mit Fäuſten ſchlägt, nicht in Nieder-Sachſen iſt. Man mercke daher die Liſt dieſes Menſchen, der durch das Wort: **Nieder-Sächſiſch** den Hn. Prof. Philippi in die weite Welt ſchicken will, um in entfernten Ländern ſeinen Verfolger zu ſuchen, der ihm doch gantz nahe iſt, und den der Herr Prof. vielleicht vor ſeinen Freund hält.

Noch weniger aber iſt zu glauben, daß der Herr Prof. Philippi ſeinen Feind vor einen **Pasquillanten** halte. Ein ſolches Schelt-Wort ſchickt ſich nicht in dem Munde eines groſſen Rechts-Gelehrten, der die **Halß-Gerichts-Ordnung** geleſen, und vielleicht andern ſchon oft erkläret hat, was libellus famoſus ſey. Die Einfältigen meinen, daß eine Spott-

Schrift, deren Verfaſſer ſeinen Nahmen nicht genennet, ein Pasquill ſey. Aber ein Gelehrter iſt ſo unwiſſend nicht, zumahl wenn er ſelbſt die Geſetze erkläret. Es iſt alſo offenbahr, daß die Feinde des Hn. Prof. Philippi in der lächerlichen Parodie den Verfaſſer des Briontes aus keiner andern Urſache einen Pasquillanten genennet haben, als damit man glauben möge, der Hr. Prof. Philippi ſey tumm genug ihn davor zu halten. Es iſt wunder, daß ſie nicht gar gedichtet, der Hr. Prof. Philippi halte ſeinen Feind darum vor einen ſtrafbaren Läſterer, weil er ihn mit einem **Geſchrey**, und zwar in einer **Verſammlung** beſchimpfet, dieſer Einfall hätte ſich nicht übel zu der Parodie geſchicket, und noch durch ein Geſetz beſchöniget werden können. Denn *Ulpianus* ſagt *l.* 15. §. 11. 12. *ff. de Injur. & Fam. lib.* ausdrücklich: . . . apparet, non omne maledictum convicium eſſe, ſed id ſolum *quod cum vociferatione dictum eſt.* Sive unus, ſive plures dixerint, *quod in cœtu dictum eſt, convicium eſt.* Was hätten ſie nicht über dieſe ſo tröſtliche Stelle dem Herrn Prof. Philippi vor gravitätiſche Thorheiten ſagen laſſen können? Und in der That wäre ihr Betrug wahrſcheinlicher geworden, wenn ſie den Hn. Prof. Philippi hätten mit Geſetzen um ſich werfen laſſen: Zum wenigſten hätte ſich dieſes vor einen Rechts-Gelehrten beſſer geſchickt, als daß der Hr. Prof. Philippi, wie in folgenden geſchicht, auf das

Hälliſche

Hälliſche Geſang-Buch trotzet, und in ſeiner Noth ein Weihnacht-Lied anſtimmet. Doch ich gehe weiter, und mercke nur noch dieſes kürtzlich an, daß auch das eintzige Wörtlein: Tief! zeige, daß der Hr. Prof. Philippi keinen Theil an der läppiſchen Parodie habe. Dieſer berühmte Mann hat, in einer von ſeinen ſechs deutſchen Reden, ſo gelehrt, gründlich und ſcharfſinnig von dem Wörtlein: Hoch! gehandelt, daß es ein Wunder wäre, wenn er nicht ſolte geſehen haben, daß der Anhang: Tief! in dieſer Parodie nicht das Gegentheil von dem Wort: Hoch! ausdrücken könne, in was vor einem Verſtande man es auch nehme.

III. Iſt es unglaublich, daß, wann der Herr Prof. Philippi würcklich Urheber der Kappen, er, nachdem er ſo böſe und trotzig gethan, gleich darauf eine Entſchuldigung würde vorgebracht haben, die ſo gut, als eine förmliche Beicht. Denn ſo läſſt man ihn §. 11. ſagen; Er habe die erſte Rede vier Jahr vorher, ehe er Profeſſor geworden gehalten, und ja in den vier Jahren in der Beredſamkeit zu nehmen können. Der Hr. Prof. Philippi würde unmöglich ſo geredet haben. Er hätte vorher geſehen, daß ſeine Feinde ihm gantz höniſch antworten würden. "Sie ſähen wohl daß er, wie er ſeine erſte Rede gehalten, noch" nicht weit in der Rede-Kunſt gekommen ge-" weſen: Sie glaubten auch, daß er, wie er" ſage, in vier Jahren an Beredſamkeit zu"

"nehmen **können**: Allein ſie beklagten, daß "es nicht geſchehen. Und überhaupt lautet wohl die gantze Entſchuldigung nicht viel beſſer, als wenn der Herr Prof. geſagt hätte: Ich habe es ſo gut gemacht, als ich gekonnt. Man halte mir meine Schnitzer zu gute. Ich war zu der Zeit noch ein **Säugling in der Rede-Kunſt**, und lallete noch. Ich will es ins künftige beſſer machen? Und in der That haben ſeine Feinde ſich nicht geſcheuet, ihn als einen Mann vorzuſtellen, der mit einem ziemlichen Stoltz eine ſo auſſerordentliche Demuth zu verknüpfen fähig ſey. Er bekennet in den Kappen, daß er die Rede-Kunſt vor dieſem nur als ein Neben-Werck getrieben habe, und verſpricht, er wolle ſie ins künftige ſein Haupt-Werck ſeyn laſſen. Dieſes heiſſet Beſſerung angeloben, und wer das thut, der erkennet ſeine Schwachheit. Wer aber ſein Elend erkennet, der prahlt nicht, der pocht nicht, der ſchilt nicht, der ſtellet ſich nicht an, als wenn er noch Recht übrig hätte. Da nun aber in den ſo **betitelten Kappen** der Herr Prof. Philippi bald groß und böſe thut, bald ſeine Sünde bekennet, und zu der Barmhertzigkeit ſeiner Richter ſeine Zuflucht nimmt, ſo kan er dieſe **Kappen** unmöglich verfertiget haben. Die ſind und bleiben ein Werck ſeiner Feinde, die den Hn. Prof. Philippi mit aller Gewalt zu einem Menſchen machen wollen, mit dem man Geld verdienen könnte.

Indem ich dieſes ſage, will ich nicht leugnen, daß das Bekänntniß, ſo man dem Herrn Prof. in den Mund leget, ſich gar wohl auf ſeinen Zuſtand ſchicke, wenn man es auſſer dem Zuſammenhang mit dem Reſt der **Kappen** anſiehet: Ich will auch zugeben, daß die Spötter ſeine jetzigen Gedancken gar glücklich ausgedrücket; weil ich die feſte Vermuthung habe, daß der Hr. Prof. auf ſeine Beſſerung eyfrig bedacht iſt: Aber darum kömmt es mir doch nicht wahrſcheinlich vor, daß er ſeine Fehler ſo öfentlich ſollte bekannt haben. Dieſes wäre ein Grad der Selbſt-Verleugnung, den man von dem Herrn Prof. Philippi im Anfange ſeiner Beſſerung nicht vermuthen und ohne Unbilligkeit nicht verlangen kan. Die Kirche verlanget von öfentlichen Sündern auch eine öffentliche Buſſe; aber die gelehrte Welt verfährt ſo ſcharf mit denen böſen Scribenten nicht. Sie iſt zufrieden, wenn dieſe Sünder nur ihre Thorheiten ins geheim beweinen.

IV. Iſt es unglaublich, daß der Herr Prof. Philippi, wenn er die **Kappen** gemacht hätte, ſich wegen Vertheidigung ſeiner Redens-Art von **Flämmlein aus göttlicher Flamme**, ſo viel unnütze und lächerliche Mühe würde gegeben haben. Denn wer hat jemalen dieſe Redens-Art angefochten? Und kan man ſich alſo des Lachens wohl erwehren, wenn man ſiehet, wie ſauer es ſich der Herr

Prof. Philippi in den Kappen werden läſſet, zu beweiſen, daß in der Theologie die Worte: Feuer, Licht und Flamme in einem verblümten Verſtande gebraucht werden? Gerade als wenn ihm dieſes jemand geleugnet hätte. Der Hr. von Bockshorn hat es zum wenigſten nicht gethan, und es müſte einer ſehr einfältig ſeyn, wenn er nicht beym erſten Anblick erſähe, daß alles, was der Verfaſſer des Briontes von der poſſierlichen Anrede an die Gottesfurcht ſaget, da hinaus läuft, daß der Hr. Philippi, indem er gantz hoch und heroiſch mit ſeinem Flämmlein aus göttlicher Flamme reden wollen, in einen ungeheuren Galimatias verfallen ſey, und niemand, ja vielleicht er ſelbſt nicht, wiſſen könne, was er haben wolle. Darauf gründen ſich alle ſeine Spöttereyen, und hat er den Titel von Flämmlein aus göttlicher Flamme, den der Hr. Prof. Philippi der Gottesfurcht beygeleget, einigemal wiederholet, ſo hat er es unſtreitig nur darum gethan, weil es ihm lächerlich vorgekommen, daß der Hr. Prof. Philippi ſein verworrenes Gewäſche mit einem ſo prächtigen Titel angefangen, der wegen der ihn begleitenden Thorheiten ſelbſt poſſierlich klinget; nicht aber in der Abſicht, daß er leugnen wolle, es ſey erlaubt, die Gottesfurcht eine Flamme, ein Licht, ein Feuer zu nennen, und ihr einen himmliſchen Urſprnng zuzuſchreiben.

Ich bekümmere mich wenig darum, ob der Verfaſſer des Briontes von der Philippiſchen Anrede an das Flämmlein aus göttlicher

Flamme recht geurtheilet hat, oder nicht. Das mag der Hr. Prof. Philippi, wenn er Luſt hat, mit ihm ausmachen. Ich ſage nur, daß ſeine Abſicht keine andere ſey, als über das, ſeiner Meinung nach, unverſtändliche Geſchwätz des Hrn. Philippi zu ſpotten. Dieſes hat der Hr. Prof. Philippi unſtreitig begreifen müſſen; weil er leſen kan: denn dieſen Ruhm werden ihm doch ſeine Feinde noch laſſen. Wie iſt es denn glaublich, daß er, wenn er ja ſeine Ehre retten wollen, nichts ſollte vorgebracht haben, das wider den Verfaſſer des Briontes wäre, ſondern daß er ohne Noht ſeine Bibel und ſein Geſang-Buch mühſam würde durchgeblättert haben, um eine Sache zu beweiſen über welche niemand mit ihm ſtreitet? Wie gerne ſähen es ſeine Feinde, wenn wir ihm dieſe Einfalt zutraueten? Aber ich vor meine Perſon kan mich ſo weit nicht überwinden, und ärgere mich, wenn ich ſehe, daß dieſe Spötter ſo unverſchämt ſind, daß ſie der Welt weiß machen wollen, der Hr. Prof. Philippi würde ſich eben nicht entſehen, ſeine wunderliche Anrede an die Gottesfurcht damit zu entſchuldigen, daß er, wie ſein Concept ausweiſe, ſeine Rede kurtz nach der Königin Tode, und alſo in der erſten Bewegung des Schmertzens hätte gehalten: Da ich doch verſichert bin, daß der Hr. Prof. Philippi gar wohl ſiehet, daß ſeine Feinde über eine ſo kahle Entſchuldigung nur frohlocken, und ſagen würden: Wir glauben gerne, daß der Hr. Prof. "nicht bey ſich ſelbſt geweſen, als er ſeine Rede

"verfertiget hat; und darum iſt ſie auch ſo übel "gerahten. Er beſinne ſich auf ein andermal "erſt, wenn er ſchreiben will. Eben eine ſolche Antwort würde er zu gewarten haben, weñ er, wie in den **Kappen** unter ſeinem Namen geſchiehet, ſich damit retten wollte; daß er ſeine Rede lange vorher geſchrieben habe, ehe er Profeſſor geworden. "Es mag ihm denn, würden ſeine Feinde ſprechen, dieſesmahl hingehen; aber mache er es auf ein andermal beſſer. Da nun die in den **Kappen** vorkommende Vertheidigung des Puncts von dem Flämmlein aus göttlicher Flamme ſo ſchwach, und dem Hrn. Prof Philippi ſo ſchimpflich iſt, ſo müſte man einen ſehr üblen Begrif von ihm haben, wenn man glauben wollte, ſie ſey aus ſeinem Gehirn gekommen.

V. Halte ich den Hrn. Prof. Philippi vor viel zu klug, als daß er glauben ſollte, es ſey möglich, daß ein König in Franckreich das **Saliſche Geſetz**, abſchafen könne, es ſey nun mit, oder ohne Einwilligung des Parlaments. Dieſes iſt ein Fund ſeiner Feinde, um ihn als einen Menſchen abzubilden, der zwar ſiehet, daß er geſchlägelt hat, und ſich ſchämet, der aber doch ſo halßſtarrig iſt, daß er lieber noch eine Thorheit vorbringet, als ſeinen Fehler geſtehet. Ich übergehe mit Stillſchweigen, daß man gar in den **Kappen** dem Herrn Prof. Philippi Schuld giebet, er habe nicht geringe Luſt zu leugnen, daß er jemalen geſagt, die Frantzöſiſchen Princeſſinnen könnten noch wohl einmal,

wenn

wenn kein Dauphin käme, zur Crone gelangen. Dieſer Betrug fällt gar zu ſehr in die Sinne, und ich glaube, daß niemand dem Hrn. Prof. Philippi eine ſo eiſerne Stirn zutrauen werde.

VI. Glaube ich nicht, daß der Hr. Prof. Philippi zu Vertheidigung des Ausdruckes von **verſchmachtenden Augen** ſo unnütze, läppiſche Dinge würde vorgebracht haben. Z. E. Ein Bürger in Hamburg oder Lübeck, wo man keine Landes-Mutter habe, könne nicht wiſſen, wie nahe einem Sächſiſchen Patrioten der Verluſt ſeiner Landes-Mutter gehe. Dieſes heiſſet nichts geſagt, und wird nicht eher gelten, als bis man wahrſcheinlich macht, daß der Hr. von Bockshorn, wenn er ſagt, er könne die Verſchmachtung der Augen nicht begreifen, dadurch zu verſtehen geben wolle, er könne nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß man über den Tod einer Landesmutter ſo viel Betrübniß empfinde. Ich bin verſichert, daß der Hr. Prof. Philippi dieſes nicht glaubt, ſondern wohl ſiehet, daß der Verfaſſer des Briontes nur bloß das Wort: **verſchmachtend**, an dieſem Orte tadeln will, und vermuthlich in der Einbildung ſtehet, die Verſchmachtung ſey eine Würckung des Durſtes und nicht der Traurigkeit. Er kan alſo nicht ſo ausgeſchweifet haben, als der Spötter, der die Kappen gemacht hat, es uns einbilden will: aber dieſer hat, um ſich zu verbergen, und ſeines Vortheils wegen abermal die Gelegenheit ergriffen,

griſen, von Hamburg und Lübeck zu ſchwatzen, den Hrn. Prof. Philippi theils zu verwirren, theils als einen verworrenen Kopf vorzuſtellen. Aus gleich böſer Abſicht hat er nicht verſäumet, den Hrn. von Bockshorn wiederum mit ſeiner Dorilis zu ſcheeren, und ihn der verſchmachtenden Augen, die er oft gehabt, oder an ſeiner Göttin wahrgenommen, auf eine höniſche Art zu erinnern, ohne zu bedencken, daß ihm nicht leicht jemand glauben werde, daß der Hr. Prof. Philippi, wenn er die Kappen gemacht, von den in Thränen ſchwimmenden und gebrochenen Augen der Traurigen, auf die verſchmachtende Augen

. . . oculosque in fine trementes.

Juvenalis Sat. VII.

der Verliebten verfallen ſeyn würde, bloß aus einer unbändigen Begierde, ſeinem ihm gantz unbekannten Feinde, durch eine verwegene Beſchuldigung einer Liederlichkeit, wehe zu thun. Ob übrigens der Ausdruck von verſchmachtenden Augen deutſch oder undeutſch ſey, das geht mich nicht an.

VII. Gebe ich meinen Leſern zu bedencken, ob es nicht wieder alle Wahrſcheinlichkeit ſey, daß der Hr. Prof. Philippi dasjenige geſchrieben, was zur Vertheidigung der Ohnmacht geſagt wird, die dem Hn. Prof. Philippi angewandelt. Man ſpricht: Es ſey kein Ernſt damit geweſen. Wie kan aber der Hr. Prof. Philippi dieſes ſagen, da er doch in einer eigenen Anmerckung, als etwas beſonders, erzehlet,

let, daß ihm die Ohnmacht von ohngefehr angewandelt, und alſo nicht gekünſtelt geweſen? Iſt es glaublich, daß der Hr. Prof. es übel nehmen könne, wenn man ſeinen Worten trauet, und ihm die Ehre thut zu glauben, daß er nicht leicht ohne alle Noth eine Unwahrheit ſagen werde? Ich kan mir nicht einbilden, daß der Hr. Prof. Philippi ſo gar unvernünftig iſt. Ich glaube vielmehr, er würde, wenn er vor gut befunden, wieder den Hn. von Bockshorn zu ſchreiben, dieſem Spötter durch vernünftige Gründe bewieſen haben daß eine verſtellte Ohnmacht eines Redners keine Gauckeley und kein Comedianten Streich ſey. Aber zu dem Ende würde er ſich nicht auf das Exempel der **Eſther** berufen haben. Denn die Ohnmacht dieſer Königin war ungekünſtelt, und zu dem ſtand Eſther nicht auf der Catheder. Noch weniger würde er den raſenden Schluß gemacht haben: Kan der Hr. von Bockshorn auf einen Beine hüpfen, ſo kan ich auch wohl, wenn es mir beliebt in Ohnmacht fallen. Denn der Hr. Prof. Philippi ſiehet wohl, daß der Verfaſſer des Briontes ihn nur durch ſein Hüpfen, auf eine ſinnliche Art, überführen wollen, daß ein vernünftiger Redner kein Gauckler ſeyn, und folglich nicht zum Schein in Ohnmacht fallen müſſe. Indeſſen ſteht dieſer abentheurliche Schluß in denen Kappen, mit welchen man ſich, als mit einer Schutz-Schrift des Hn. Prof. Philippi trägt; und dieſes eintzige iſt hinlänglich, alle vernünftige

Leute

Leute zu überführen, daß dieſe Kappen nicht von dem Herrn Prof. Philippi zugeſchnitten ſeyn können.

VIII. Iſt die Entſchuldigung der heidniſchen Redens-Arten von **unterirdigen Grotten, und dem Reiche der Todten** ſo albern, daß ich mich entſehe, zu glauben, daß der Hr. Prof. Philippi ſich derſelben bedienen können. Er habe ſich, läſſt man ihn in den Kappen ſagen, nach dem Begrif ſeiner Zuhörer richten müſſen, die damahlen die Geſpräche im Reiche der Todten alle geleſen. Suchte ſich der Hr. Prof. Philippi würcklich durch dieſe Ausflucht zu retten, ſo würden ſeine Feinde ihm antworten; Er ſchwärme: Und ſie hätten recht. Denn was konnte es ſeinen Zuhörern vor Troſt geben, daß er, ob er gleich ein Chriſt war, von dem Zuſtand der Seeligen nach dem Tode auf eine heidniſche Art redete? Solte es dienen, ihnen einen rechten Begrif von dieſem beglückten Zuſtande zu geben, oder ſolte es ihnen den Verſtand der Geſpräche im Reiche der Todten erleichtern? Beydes iſt gleich unmöglich, und gleich unvernünftig. Doch ich mercke die Abſicht der Spötter wohl. Sie wollen nicht nur den Hn. Philippi lächerlich machen, ſondern auch der Geſellſchaft, in welcher er ſeine Rede gehalten, einen Stich geben; Darum mahlen ſie dieſelbe als eine Verſammlung von Leuten ab, die ſich an ſolchen Schriften erquicken, welche nur von Halb-Gelehrten hoch gehalten werden.

IX.

IX. Iſt es unglaublich, daß der Hr. Prof. Philippi das Hertz würde gehabt haben, zu leugnen, daß er geſagt: der König von Pohlen werde nimmer ſterben. Seine Worte ſind viel zu klar. Er ſpricht: "Es ſey nunmehro dasjenige aus dem Wege geräumet, ſo dem" Könige den höchſtverdienten Ruhm der Un=" ſterblichkeit noch einigermaſſen ſtreitig zu ma=" chen geſchienen." Er redet alſo nicht von dem Ruhm des Königes, ſondern von dem Könige ſelbſt. Denn der Ruhm des Königes würde doch unſterblich geweſen ſeyn, wenn auch das Uebel, wovon die Rede iſt, nicht aus dem Wege geräumet worden: Und ein unſterblicher Ruhm, und der Ruhm der Unſterblichkeit iſt unmöglich einerley.

X. Mercke ich an, daß es eine groſſe Verwegenheit ſey, daß man in den Kappen den Herrn Prof. Philippi als einen Mann vorſtellet, der um die offenbahr kauderwelſche Redens=Art: **entbehrlicher Reſt**, zu rechtfertigen, wohl ſo weit verfallen könne, daß er vorgebe; **Reſt** bedeute bey uns auch ein Stück oder Theil. Gerade als wenn der Hr. Prof. Philippi ſeine Mutter=Sprache ſo wenig verſtünde, daß er glaube man würde mercken was er haben wolle, wenn er über Tiſch ſpräche: Gebt mir einen **Reſt Brod**, einen **Reſt Fleiſch** u. ſ. w. Ein **Fenſter Bier** würde kaum lächerlicher lauten. Ein Reſt iſt freylich ein Theil; Aber ein jedes Theil eines Gantzen iſt nicht gleich ein Reſt. Der Verfaſſer des Briontes iſt ſo gut geweſen,

und

und hat dem Hr. Prof. Philippi geſagt, was eigentlich ein Reſt ſey. Ich glaube daher nicht, daß dieſer ehrliche Mann Luſt habe ſeinen Fehler zu beſchönigen. Er bereuet ihn.

XI. Klingt es läppiſch, wenn in den Kappen, als was beſonders geſagt wird, die Unterlegung der Hertzen auf den Wege, den der König gereiſet, ſey nicht nach dem Buchſtaben zu verſtehen. Denn wer thut das? Der Verfaſſer des Briontes ſpottet nur darüber, daß der Hr. Prof. Philippi, nachdem er die Hertzen der Unterthanen in Steine verwandelt, und den Weg damit gepflaſtert hat, von dem Könige verlanget, er ſolle geruhen, ſich darauf zu lagern. Er meint es ſey eine Unbeſcheidenheit, dem Könige zuzumuthen, daß er aus dem Wagen ſteigen, und ſich auf dem Wege liegende Hertzen legen ſolle: Er lacht über dieſes Zumuthen, und es iſt zu glauben, daß der Hr. Prof. Philippi ihm ſeinen Scrupel gantz anders würde benommen haben, als durch die ungereimte Erinnerung, man müſſe die Unterlegung der Hertzen nicht nach dem Buchſtaben verſtehen.

XII. Erhellet die Unmöglichkeit, daß der Hr. Prof. Philippi die Kappen gemacht haben könne, vornehmlich aus der Stelle, da ſein Gleichniß von dem wunderbaren Steuer-Mann vertheidiget wird der auf **Schifen vom erſten Rang**, das Waſſer **mit einem Ruder** durchſchneidet. Man ſtellet ihn als einen Menſchen vor, der, ob er wohl ſeine Thor-

heit

heit nicht leugnen, und auf keine Weiſe recht-
fertigen kan, dennoch von einem ſo lächerlichen
Eigenſinn iſt, daß er ſich lieber durch die abge-
ſchmackteſten und kälteſten Spötterenen, noch
verächtlicher machen, und gar in den Verdacht
eines verletzten Gehirnes ſetzen, als ſein Verſe-
hen erkennen will. Wer zweifelt, ob ich
hier den Caracter recht ausgedrückt habe, den
man dem Hn. Prof. Philippi in den Kappen
beyleget, der leſe den erſtaunens-würdigen
Einfall von einem Stücke **Pöckel-Fleiſch,**
das jener höher gehalten als Ambra, und ſage
mir denn, ob er begreifen könne was man
damit haben wolle. Es leuchtet daraus ein
Stoltz hervor, den man von einem ſo ſehr **gede-
müthigten Scribenten** nicht vermuthen
kan. Hier ſieht man die Klauen ſeiner Feinde,
die ihm die wahnſiñigſten Grillen in den Mund
legen, um ihn immer lächerlicher zu machen.

XIII. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der
Hr. Prof. Philippi Urheber der **Kappen** ſey,
weil auf den Titel dieſer Schrift der **Brion-
tes** eine *confiſcirte* **Satyre** genennet, und in
der Abfertigung der Niederſächſiſchen Nach-
richten geſaget wird, daß die erwehnte Satyre
in Sachſen bey 30 **Reinhl. Gold-Gülden**
zu verkaufen verboten worden. Dieſes iſt eine
Unwahrheit, die der Hr. Prof. nimmer geſaget
haben kan. Wir wiſſen hier in Dreßden
ſelbſt von einem ſolchen Verbot, und von der
Confiſcation nichts. Der Hr. Prof. Phi-
lippi iſt ſo nahe bey Leipzig, daß er leicht wiſſen
kan,

kan, was da vorgehet. Hat er aber jemahlen gehöret, daß man Bedencken getragen den Briontes zu verkaufen? Und wie iſt es denn möglich, daß er eine Sache vor geſchehen ausgeben ſolte, an welche niemand gedacht, noch dencken können; weil der Briontes nichts in ſich hält, das die Einſicht der Obrigkeit verdiente? Man kan alſo dreiſte ſagen, daß auch dieſe Unwahrheit auf die Verunglimpfung des Hr. Prof. Pilippi abziele, und daß ſeine Feinde dieſelbe aus keiner andern Urſache in ihre **lächerlichen Kappen** mit einflieſſen laſſen, als um dadurch zu verſtehen zu geben, der Hr. Prof. ſey ſo einfältig, daß er glaube, der Briontes verdiene confiſciret zu werden, und boßhaft und unverſchämt genug zu ſagen, er ſey würcklich confiſcirt, ob es gleich nicht geſchehen.

XIV. Bitte ich meine Leſer, eine kleine Betrachtung über die artigen Namen anzuſtellen, die dem Verfaſſer des Briontes in den **Kappen** gegeben werden. Können ſie glauben, daß der Hr. Prof. Philippi der Erfinder davon ſey, ſo will ich gerne geſtehen, daß ſie Leute ſind, denen man einbilden kan, was man will. Allein ich habe ein beſſer Vertrauen zu ihnen. Ich bin feſt verſichert, daß ſie eben ſo gut, als ich, ſehen werden, daß die Urheber der **Kappen** die Regeln der Wahrſcheinlichkeit nicht gröber übertreten haben, als eben in dieſem Stück. Sie nennen den Verfaſſer des Briontes bald Hr. von Bockshorn, bald Mſr. Stax, bald

Hr. von Stolperleicht, bald Hr. von Plumpſack, bald Hr. von Drehsleicht, und meinen, daß ſo läppiſche Beynahmen ſich in dem Munde eines Lehrers der Wohlredenheit gar wohl ſchicken. Allein wer will ihnen glauben, daß der berühmte Lehrer, den ſie beſchimpfen wollen, von ſo niederträchtigem Gemühte, und von ſo verderbtem Geſchmacke ſey, daß er ſich durch ſo gemeine und abgeſchmackte Beynahmen dem Pöbel gleich ſtellen, und durch ſolche Pickelherings Poſſen ſeinen Feinden die ſchönſte Gelegenheit an die Hand geben wolle, über ihn zu lachen? Wenn der Herr Prof. Philippi ein **Handwercks-Purſche** wäre, ſo möchte ihre Erfindung noch einigen Schein haben, denn dieſe Leutlein ſind groſſe Liebhaber von ſolchen Raritäten, und Meiſter in der Kunſt ſolche Beynahmen zu erdencken, weil zu keiner Sache weniger Verſtand erfordert wird, als zu dieſer. Allein Leute, welche ihr Stand und ihre Geburt nur einigermaſſen von Pöbel unterſcheidet, haben einen Eckel an ſolchen Poſſen; Und ich wolte alſo eher glauben, daß der Herr Prof. Philippi ein **falſcher Müntzer**, ja daß er **ein guter Poet** ſey, als daß ihm jemahlen, auch nur im Traum, der Gedancke eingefallen ſey, den Verfaſſer des Briontes Hr. **von Plumpſack** zu nennen.

Ich ſchlieſſe hier meine Anmerckungen, und hofe, das keiner meiner Leſer, wenn er das reiflich erwogen, was ich zur Vertheidigung des Hrn. Prof. Philippi geſagt habe, ſo leichtgläu-

big ſeyn wird; daß er ſich von den Feinden des Herrn Prof. Philippi bereden laſſen ſollte, dieſer Hälliſche Lehrer ſey würcklich Urheber von den ſo genannten **Kappen**. Hat jemand noch einigen Zweifel, der nehme ſich die Mühe, und ſehe den Beſchluß dieſer **Kappen** nur einmal mit Bedacht an. Ich bin verſichert, ſeine Scrupel werden verſchwinden, und er wird mit Händen greifen, daß der Hr. Prof. Philippi die **Kappen** unmöglich gemacht haben könne. Denn wie ſcheußlich iſt der Begrif nicht, den man uns in dem Schluß dieſer hämiſchen Schrift von der Gemüths-Beſchaffenheit des Hrn. Prof. giebt? Er bittet um Friede, und trägt ſeinen Verfolgern Freundſchaft an. Er thut es auf eine Art, daß man, er mag ſagen, was er will, wohl ſiehet, daß er in tauſend Aengſten ſey, und vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen ſollen, nicht zu bleiben wiſſe. Man halte dieſes Bezeigen gegen den Caracter, den man dem Hrn. Prof. Philippi in den **Kappen** beygeleget hat. In den **Kappen** iſt der Hr. Prof. Philippi weit über ſeine Widerſacher erhaben, er tantzet ihnen auf den Köpfen, und aus allem, was er ſagt, leuchtet nichts als Hochmuth, Trotz, Zorn, Rachgierde, Grobheit und eine groſſe Verachtung ſeiner Feinde hervor. In dem Schluß dieſer Schrift hergegen krümmet ſich der Hr. Prof. Philippi, und fällt ſeinen Feinden zu Fuſſe. Er läſſet nichts als Demuth, Kleinmüthigkeit, Gedult und Friedfertigkeit

von

von ſich blicken. Er iſt höflich, und bezeugt gegen ſeine Feinde eine Hochachtung, von welcher man in ſeiner gantzen Schrift nicht die geringſte Spur findet. Wie kan dieſes mit einander beſtehen? und ſollte man nicht faſt auf die Muthmaſſung gerathen, daß die Kappen und der Beſchluß derſelben nicht bey einem Meiſter gemacht worden; wenn man nicht augenſcheinlich ſähe, daß alles mit Fleiß ſo widerſinnig eingerichtet, und die Abſicht der Spötter keine andere ſey, als den Hrn. Prof. Philippi zu beſchimpfen? Sie bilden ihn als einen Menſchen ab, der zu gleicher Zeit ſtoltz und niederträchtig, trotzig und verzagt, zornig und gedultig, rachgierig und friedfertig, grob und höflich iſt. Sie machen ihn alſo zu der unglückſeligſten Creatur, die unter der Sonne lebt, und zu einem Menſchen, der die gröſſeſte Urſache von der Welt hat, **den Tag ſeiner Geburt zu verfluchen.** Und dieſe gar zu hoch getriebene Spötterey macht alle ihre Bemühung zu nichte. Man mercket ihre Schaickheit und trauet ihnen nicht. Denn wer will glauben, daß der Hr. Prof. Philippi ſich in einem ſo elenden Zuſtande befinde? Glaubt man aber dieſes nicht, ſo kan man auch nicht glauben, daß er Urheber von den Kappen ſey.

Ein Einwurf wird beantwortet, und gewieſen, daß der Hr. Prof.

Ich habe mir bisher alle Mühe von der Welt gegeben, den Hrn. Prof. Philippi von dieſem, ihm ſo ſchimpflichen, Verdacht zu befreyen, und ich bilde mir ein, daß meine Arbeit nicht vergeblich ſeyn werde. Die Gründe,

Philippi die Anmerckungen über das Fündel-Kind nicht gemacht.

mit welchen ich bewieſen habe, daß der Hr. Prof. Philippi die **Kappen** nicht geſchrieben, ſind unumſtößlich. Ich würde aber die gute Würckung, welche ſie, natürlicher Weiſe, bey allen vernünftigen Leuten haben müſſen, ſelbſt hindern, wenn ich nicht einem Einwurf begegnete, den man mir machen kan, und der einen groſſen Schein hat. Man wird ſprechen: Es ſey umſonſt, daß ich mich bemühe, dem Herrn Prof. Philippi die Schrift: **Gleiche Brüder, gleiche Kappen**, abzuſprechen: da er ſelbſt, in ſeinen Anmerckungen über das **Send-Schreiben der fünf Schweſtern**, dieſe Mißgeburth für ſein Kind erkenne. Der Hr. Profeſſor müſte es ja unſtreitig beſſer wiſſen, als ich. Nun weiß ich wohl, daß das **Send-Schreiben der fünf Schweſtern** unter dem Titel: **Wunderſeltſames Fündel-Kind**, und mit Anmerckungen in öfentlichen Druck erſchienen iſt, die den Hrn. Prof. Philippi zum Urheber haben ſollen. Ich weiß auch, daß der Hr. Prof. Philippi in einer dieſer **Anmerckungen** ſich auf die **Kappen** berufet, als auf eine Schrift, die er gemacht hat, und die er eheſtens unter die Preſſe geben werde: allein darum glaube ich doch noch nicht, daß der Herr Prof. Philippi würcklich ſo unbedachtſam geweſen, daß er durch eine ſo alberne Schutz-Schrift, als die Kappen ſind, ſich ſelbſt ſo ſehr beſchimpfen und ſeinen Verfolgern ein Lachen zubereiten wollen. Man beweiſe mir erſt, daß die Anmerckungen in der

That

That von ihm ſind die dem ſo genannten **Fündel-Kinde** ſtatt eines **Geburts-Briefes** und **Paſſes** dienen ſollen. Ich habe wichtige Urſachen, daran zu zweifeln. Wer verſichert uns, daß auch die Herausgebung dieſes **Fündel-Kindes** nicht ein Streich der Verfolger des Herrn Philippi ſey? Können dieſe verwegene Spötter den **Geburts-Brief**, mit welchen daſſelbe verſehen iſt nicht eben ſo wohl geſchrieben haben, als die **Kappen**? Ja ich will ein hohes verwettet haben, wo ſie es nicht gethan. Sie haben wohl vorher geſehen, daß ihre Betriegerey etwas zu plump und niemand leicht glauben würde, daß der Hr. Prof. Philippi Urheber von den **Kappen** ſey. Darum haben ſie ſich der Liſt bedienet, erſt das Fündel-Kind, als einen Vorläufer ihrer erdichteten Schutz-Schrift, in die Welt zu ſetzen, in denen, unter des Hrn. Prof. Philippi Namen, dazu gemachten Anmerckungen, gleichſam im Vorbeygehen, der **Kappen**, als einer Schrift des Hrn. Prof. Philippi, die bald das Licht ſehen werde, zu erwehnen, und alſo der **Mißgeburt** und dem **Wechſelbalg**, die ſie dem Hrn. Prof. Philippi unterſchieben wolten, den Weg zu bahnen: In der feſten Hofnung, es würde ein jeder dieſen **Wechſelbalg** für ein ächtes Kind des Hrn. Prof. Philippi halten, wenn dieſer gantz unſchuldige Mann nur einmal bekennet hätte, daß er Vater dazu ſey.

Dieſe Muthmaſſung iſt ſehr wahrſcheinlich, und ich werde noch mehr darinn beſtärcket, wenn ich die **Kappen** mit den Anmerckungen zu dem **Fündel-Kinde** zuſammen halte. Kein Rabe iſt dem andern ſo ähnlich, als dieſe beyde Schriften. Zwar hat man es in den Anmerckungen über das Fündel-Kind ſo arg nicht gemacht, als in den Kappen: Aber dieſe Anmerckungen muſten auch etwas erträglicher ſeyn, als die Kappen. Dieſes erforderten die Regeln der Klugheit; weil ſonſt die Welt den Betrug gar zu bald gemerckt haben würde. Indeſſen haben ſich die Spötter auch in den Anmerckungen über das **Fündel-Kind** nicht ſo ſehr verſtellen können, daß man ihre Schalckheit nicht mercken ſollte. Die poſſierliche Vorrede, die läppiſchen Spöttereyen, und noch viele andere bedenckliche Ausdrückungen, die dem Hrn. Prof. Philippi wenig Ehre bringen, legen ſchon eine groſſe Begierde an den Tag, den Herrn Prof. lächerlich zu machen. Will man aber noch eine deutlichere Probe von dieſer böſen Abſicht haben, ſo betrachte man die elenden **Knittel-Verſe**, welche die Urheber des Fündel-Kindes bey aller Gelegenheit, eben ſo wie in den Kappen geſchehen, unter die kaltſinnigen Spöttereyen mengen, welche ſie in des Herrn Profeſſor Philippi Namen vorbringen. Sie werfen dieſem ehrlichen Manne dadurch ſeine **Reimſucht**, auf eine hämiſche Weiſe, vor, und geben allen Leſern, die

den Herrn Profeſſor Philippi vor den wahren Urheber der Anmerckungen über das **Fůndel-Kind** halten, Anlaß, wenn ſie die Verſe leſen, den Herrn Profeſſor Philippi den **andern Eumolpus** zu nennen, und bey ſich ſelbſt zu dencken: conſumta frigidiſſima urbanitate, rediit ad carmina ſua. *Petronius p. m.* 137.

Ja was iſt nicht vor ein Abgrund von Bosheit in derjenigen Stelle verborgen, da ſie den Herrn Profeſſor Philippi ſagen laſſen: Es gehe ihm ſo, als allen groſſen“ Geiſtern. Leibnitz und Thomaſius håtten“ eben ihre Anfechtungen gehabt.“ Wie“ prahlhaft klinget dieſes nicht? Iſt es glaublich, daß der Herr Profeſſor Philippi die Dreiſtigkeit wůrde gehabt haben, ſich mit ſo groſſen Geiſtern zu vergleichen, oder daß er ſich ſelbſt ſo wenig kenne, daß er zwiſchen der Operation, die der Verfaſſer des Briontes an ihm verrichtet hat, und dem, was einige Elende wider den Herrn von Leibnitz und den ſeel. Thomaſius vorgenommen haben, eine Aehnlichkeit finden ſolte? Eine ſo hochmůthige Einbildung kônnte vielleicht ſeinen Jammer auf einige Minuten lindern, aber in der That wůrde ſie ihm doch noch mehr Verdruß zuwege bringen, und dem kleinen **Fauſtulus** beym Auſonius vollkommen åhnlich machen, der, wie er das Unglůck hatte, von einer Ameiſe, die er ritte, abge-

worfen, und, da dieſes kollernde Thierchen hinten ausſchlug, ſo gefährlich beſchädiget zu werden, daß er darüber ſeinen Geiſt aufgeben muſte, ſich in ſeinem Letzten damit aufrichtete, daß er einen eben ſo ſchweren Fall gethan, als **Phaeton:**

Fauſtulus inſidens formicæ, ut magno elephanto
Decidit, & terræ terga ſupina dedit.
Moxque idem eſt ad mortem multatus calcibus ejus
Perditus ut poſſet vix retinere animam.
Vix tamen eſt fatus: *Quid rides, improbe Livor?*
Quod cecidi? cecidit non aliter Phaëton.

Auſonius Epigr. CXV.

Es iſt alſo unmöglich, daß der Hr. Prof. Philippi ſich mit Leibnitzen und Thomaſius könne verglichen haben. Es iſt unmöglich, daß er Urheber der Anmerckungen über das Fündel-Kind ſey: und dieſes **Fündel-Kind** kan demnach keinen guten Einwurf wieder die Gründe abgeben, durch welche ich bewieſen, daß der Hr. Prof. Philippi die **Kappen** nicht gemacht habe.

Meine Gründe beharren in ihrer Kraft, und niemand, der dieſelbe gebührend einſiehet, wird ſich durch die Feinde des Hn. Prof. Philippi ver-

verleiten laſſen, ſo übele Gedancken von dieſem Manne zu haben, als man uns beybringen will. Der Betrug dieſer frechen und liſtigen Spötter iſt numehro glücklich entdecket, und niemand wird hinfort glauben, daß der Herr Prof. Philippi die Anmerckungen über das **Fündel-Kind**, und die **Kappen** verfertiget habe.

Ich habe es deutlich gewieſen, und mache mir die Hofnung, meine Leſer werden die Bosheit der Feinde des Hn. Prof. Philippi mit mir verabſcheuen. War es nicht genug, daß der Verfaſſer des Briontes dieſen Hälliſchen Redner ſeiner Ausſchweifungen wegen gezüchtiget? Und iſt es nicht was unerhörtes, daß man einem Manne, der in einer anſehnlichen Bedienung lebet, und **loß in Halle herumgehet**, zu einer Zeit, da er vielleicht **im Staub und in der Aſche** Buſſe thut, Schriften andichtet, aus welchen eine unglaubliche Hartnäckigkeit, und ein ſo grimmiger Aberwitz hervorleuchtet, daß ich wenigſtens dem Herrn Profeſſor Philippi nicht gerne begegnen mögte, wenn er ſie gemacht hätte?

Herr Prof. Philippi wird ermahnet, ſeine Ehre wider diejenigen zu retten, die ihm ſolche Schriften andichten.

Ich überlaſſe es dem erleuchteten Ermeſſen des Hn. Prof. Philippi, was er vor rechtliche Mittel zu Ahndung eines ſo groſſen Frevels vorkehren will. Niemand wird es ihm verdencken, wenn er eine ſo grobe Beleidigung, und einen ſo ſtrafbaren Mißbrauch ſeines berühmten Nahmens aufs höchſte empfindet. Ein ſo ehrenrühriges Beginnen kan auch den

geduldigſten zum Zorn reitzen, und der Eyfer, den der Herr Profeſſor Philippi wieder die **Kappen** bezeugen muß, wo er nicht gantz unempfindlich iſt, wird mich eben ſo ſehr beluſtigen, als ſeine Gelaſſenheit in Anſehung der **Satyre Briontes**. Dieſe Satyre hielte nichts in ſich, das dem Herrn Profeſſor Philippi an ſeiner Ehren ſchaden konnte. Allein die **Kappen**, die abgeſchmackten **Kappen**, die thun ihm den Tod, und bringen ihm eine Schande, die er nimmer wird abwiſchen können, wo er die Meynung, daß er dieſelbe würcklich gemacht, einwurtzeln läſſet, und nicht, ſo bald ſeine Feinde mit dieſer **Schand-Schrift** hervorrücken, ſeine Ehre rettet, und öfentlich bezeuget, daß er an deren Verfertigung keinen Theil habe. Ein ſolches Bekänntniß wird demjenigen, welches ich zur Vertheidigung des Herrn Profeſſor Philippi geſchrieben habe, das rechte Gewicht geben, ſeine Unſchuld auſſer Zweifel ſetzen, und ſeine Verfolger beſchämen.

Beſchluß. Hier endige ich meine Schrift, die weitläuftiger geworden iſt, als ich ſelbſt vermuthet habe. Ich ſchmeichle mir es ſo gemacht zu haben daß meine Leſer, der Herr Profeſſor Philippi und ſeine Verfolger mit mir zufrieden ſeyn können. Ich unterrichte die erſten, vertheidige den andern, und beſtrafe die letzten auf eine ſolche Art, daß ſie die wunderlichſten Leute von der Welt ſeyn müſten, wenn ſie ſich über mich beſchweren, und mich ihren Zorn empfinden

laſſen

laſſen wolten. Ich bekenne, ich habe ihnen die Wahrheit ungeheuchelt geſagt: Aber wie kan ſie dieſes verdrieſſen, da ſie vor Leute angeſehen ſeyn wollen, welche die Wahrheit vor andern lieben? Die Unpartheylichkeit, die ich bezeiget, iſt ſo groß, daß ſie ihnen nothwendig gefallen muß: Denn habe ich gleich die Bosheit getadelt, mit welcher ſie ſich der Bekehrung des Hn. Prof. Philippi entgegen ſetzen; Habe ich es ihnen, vieleicht manchmahl etwas zu hart verwieſen, daß ſie durch die thörigten Schriften, ſo ſie unter des Hn. Prof. Philippi Nahmen in die Welt geſchicket haben, und noch ſchicken werden, dieſen betrübten Scribenten vollends zur Verzweifelung bringen wollen: So müſſen ſie hergegen auch bedencken, wie ſauer ich es mir werden laſſen, ihren Briontes wieder die ungleichen Urtheile zu retten, die von ihm gefället worden ſind. Es wäre viel, wenn ſie mir meine Mühe mit Undanck lohnen ſolten. Indeſſen wenn ſie ſo unbillig ſeyn wollen, ſo muß ich es mir gefallen laſſen, und werde zufrieden ſeyn, wenn unpartheyiſche Leſer nur erkennen, daß die Satyre **Briontes** nicht mit Religions-Spöttereyen angefüllet, daß ſie nicht ehrenrührig, und folglich keine ſtrafbare Schrift ſey.

Ich habe vor nöthig erachtet, dieſen böſen Wahn zu wiederlegen, ſo wohl die Unſchuld des Verfaſſers des Briontes zu retten, als auch den Herrn Profeſſor Philippi vor die

die Verführung derer zu bewahren, die ihn vieleicht durch die ſchmeichelnde Einbildung daß ihm in dem Briontes ſehr zu nahe geſchehen, und dieſe Satyre, ich weiß nicht wie ehrenrührig, gottloß und ſtrafbar ſey, von Vollführung des wichtigen Wercks ſeiner Bekehrung, in welchem er begrifen iſt, abhalten, und durch ihr loſes, und dem Fleiſche angenehmes Geſchwätz auf die unvernünftigen Gedancken bringen möchten, es ſey nicht nur nöthig, ſondern auch möglich, daß er ſeine Fehler gegen den Verfaſſer des Briontes biß auf den letzten Bluts-Tropfen vertheidige.

Gute Erinnerungen ſind dem äuſſern Menſchen allemahl verdrießlich. Er will nicht gemeiſtert ſeyn. Unſere verderbte Natur wiederſtrebet dem Guten, und die uns allen angebohrne Selbſt-Liebe blendet uns ſo ſehr, daß wir dasjenige, welches andere an uns tadeln und verabſcheuen, oft vor unſere beſte Eigenſchaft halten. Es iſt alſo gar natürlich, daß eine Schrift, wie der Briontes, dem Herrn Profeſſor Philippi, der ſich, ich weiß nicht warum, eine gute Zeit eingebildet hat, er ſey ein heroiſcher Redner, und ein vortreflicher Dichter, nicht ſonderlich gefallen müſſe, weil ſie ihm dieſe ſüſſe Einbildung, wieder ſeinen Willen raubet, und zu allerhand verdrießlichen Betrachtungen Anlaß giebt. Die Gelaſſenheit, die der Herr Profeſſer bißhero bezeiget, läſſet

uns

uns hofen, er habe ſich als ein vernünftiger Mann in ſeinem Unfall gefunden, und den wahrhaftig heroiſchen Entſchluß gefaſſet, nicht wieder den Stachel zu lecken, ſondern mit Ernſt auf Beſſerung zu dencken. Allein wie leicht iſt es nicht, daß dieſer Lobens-würdige Vorſatz durch die ſich noch immer regende Eigen-Liebe unterbrochen, und der Herr Profeſſor Philippi durch die verführiſchen Reden anderer beweget werde, zu glauben, der Briontes ſey eine ehrenrührige, böſe, ſtrafbare Schrift, der man ſich mit aller Macht wiederſetzen müſſe. Man ſiehet unerinnert, daß ein ſolcher Wahn die Bekehrung des Herrn Philippi ungemein hindern könne. Deswegen nun habe ich denen, die durch ihre Urtheile über den Briontes ihm eine ſo böſe Meinung etwan beybringen mögten, einmahl vor allemahl das Maul geſtopfet, und, wo ſie ja nicht ſchweigen wollen, den Herrn Profeſſor Philippi genugſam wieder die liſtigen Anläufe dieſer Verführer gewafnet.

Der Herr Profeſſor Philippi kan aus dieſer Schrift die heilſame Erkänntniß ſchöpfen, daß er keine Urſache habe, auf den Verfaſſer des Briontes zu zürnen. Er iſt ſein Artzt, der es redlich mit ihm meinet. Er hat ihm, es iſt wahr, einen herben und bittern Tranck eingegeben. Aber dieſes iſt dem Herrn Profeſſor geſund. Seine Mittel ſind beiſſend und ſcharf. Allein der Schaden des Herrn Profeſſors konnte anders

nicht

nicht getheilet werden. Weiche Aertzte taugen nicht, und machen faule Wunden. Der Herr Profeſſor Philippi kan demjenigen, welchen ihm das Glück beſcheret hat, dieſen Fehler nicht vorwerfen. Er hat alſo keine Urſache, ihn zu haſſen, und vor ſeinen Feind zu halten.

Der gröſſeſte Feind, den er in der Welt, finden mag, iſt derjenige, der die **Kappen** gemacht hat. Den verfolge er, wieder den eyfere er, mit dem kämpfe er, biß er ihn zu Boden geworfen, und zur Erkänntniß ſeiner Thorheit gebracht hat. Dieſer Unglückſeelige hat ihn durch die **elenden Kappen** weit gröber beſchimpfet, als der Verfaſſer des Briontes durch ſeine Satyre. Ja, wo dem Gerüchte zu trauen, ſo iſt eben der **Verfaſſer der Kappen** Schuld an allem Verdruß, den der Herr Profeſſor Philippi einige Zeit her ausſtehen müſſen. Er hat, wie man ſagt, nicht nur zu der Satyre Briontes, ſondern auch zu allen den beiſſenden Cenſuren Anlas gegeben mit welchen man den Herrn Profeſſor gequälet hat.

Der Herr Profeſſor Philippi rette demnach ſeine Ehre wieder dieſen gefährlichen Feind, und laſſe den Verfaſſer des Briontes zufrieden. Faſſe er einmahl ein Hertz und greife den **Verfaſſer der Kappen** ernſtlich an. Hat er dieſen Feind beſieget, und unter ſeine Füſſe gebracht, ſo kan er verſichert ſeyn, daß er, durch

deſſen

deſſen Niederlage, die Quelle ſeines Jammers verſtopfet.

Mit dem Verfaſſer des Briontes muß der Herr Profeſſor Philippi nicht anbinden. Wider den richtet er nichts aus. Der kennet die Schwäche des Herrn Profeſſors, und kan ihn mit leichter Mühe zu Boden ſchlagen. Der Hr. Profeſſor Philippi darf nicht dencken: Es ſey zwar mit ſeiner Macht nichts gethan; allein er wolle den wetlichen Arm um Hülfe anſchreyen. Meine Schrift kan ihn lehren, daß er nicht Urſache habe, ſich auf den Beyſtand der Mächtigen dieſer Welt zu verlaſſen. Ich habe gewieſen, daß der Verfaſſer des Briontes nichts gethan, welches die Ahndung der Obrigkeit verdiene. Er hat dem Herrn Profeſſor Philippi ſeine Fehler auf eine erlaubte Art gezeiget, und dadurch einen Dienſt erwieſen, den der Herr Profeſſor die Zeit ſeines Lebens nicht vergelten kan. Ich wünſche zu Beſchluß von Hertzen, daß der Herr Profeſſor Philippi dieſes erkennen möge, und hofe es auch. Dieſes iſt der ſicherſte Weg, ſeine Spötter zu entwafnen. Sich entrüſten, zur Obrigkeit ſeine Zuflucht nehmen, und um Rache ſchreyen, das ſtehet nicht wohl, und iſt vergebens. Ein böſer Scribent, der, wenn er mit Vernunft geſtriegelt worden, ſich auf

dieſe

dieſe Art wehren will, vergröſſert nur ſein Unglück. Die Obrigkeit erhöret ſein Geſchrey nicht, ſondern lacht über ſeine Klagen, und ſein Feind triumphirt, wenn er mit Schande abgewieſen wird:

- - - - - - - Si quis
Opprobriis dignum latraverit, integer ipſe,
Solventur riſu tabulæ, tu miſſus abibis.

Horatius Lib. II. Sat. I.

VI.

Stand- oder Antritts-Rede,

welche der
(S. T.)
Herr D. Joh. Ernſt Philippi,
öffentlicher Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit
zu Halle,
den 21. December 1732.
in der

Geſellſchaft der kleinen Geiſter

gehalten,
ſammt der Ihm darauf, im Namen
der gantzen löbl. Geſellſchaft der kleinen
Geiſter
von dem (S. T.)
Herrn B. G. R. S. F. M.
als Aelteſten der Geſellſchaft,
gewordenen höflichen Antwort.

Auf Befehl und Koſten der Geſellſchaft der kleinen Geiſter
zum Druck befordert.

EXSEQVIAS PHILIPPO QVOI COMMODVM EST IRE,
JAM TEMPVS EST, OLLVS DEFERTVR.

1733.

Vorrede.

Niemahlen ſind die Meinungen in unſern Verſammlungen ſo getheilet geweſen, als neulich über die Frage: Ob die Stand-Rede des Hn. Prof. Philippi, und die Antwort darauf dem Druck zu übergeben ſey, oder nicht?

Einige behaupteten: Es ſey zu beſorgen, der Hr. Prof. Philippi werde es übel nehmen, daß man ſeine Rede wider ſeinen Willen drucken laſſen. Es fünden ſich in dieſer Rede allerhand bedenckliche Ausdrückungen, die der Ehre des Hrn. von Boxhorn, und unſerer Geſellſchaft ſelbſt, entgegen. Man müſſe die geheimen Angelegenheiten der Geſellſchaft nicht ofenbahren, und ihre innerliche Streitigkeiten

ten

ten nicht bekannt machen. Dieſes heiſſe die Blöſſe ſeiner Mutter aufdecken, ſey eine Sünde wider das vierte Gebot, und gebe dem Feinde nur Anlaß zu ſpotten. Es ſey viel klüger gehandelt, wenn man, ſo viel möglich vertuſchte, daß der Herr Prof. Philippi zu uns gehöre, und unſer Haupt ſey? Wenn die Feinde unſerer Geſellſchaft dieſes wüſten, würden ſie um ſo viel mehr auf ihrer Hut ſeyn u. ſ. w.

Andere hergegen ſagten: Man wiſſe von gewiſſer Hand, daß es dem Herrn Prof. Philippi nicht zuwider, wenn ſeine Rede gedruckt würde. Es ſey dieſe Rede weder dem Herrn von Borhorn, noch unſerer Geſellſchaft ſchimpflich. Daß wir ein Haupt erwehlet, und daß der Hr. Prof. Philippi ſich etwas nöhtigen laſſen, ſey nichts geheimes. Die innerliche Uneinigkeit habe nichts zu bedeuten gehabt, und die Feinde unſerer Geſellſchaft könnten ſich dieſelbe unmöglich zu Nutze machen, weil ſie glücklich beygeleget. Es ſey unmöglich zu verbergen, daß der Herr Prof. Philippi ein kleiner Geiſt, und daß er unſer Haupt ſey, gereiche uns zur Ehre. Es könne unſern Feinden nichts

helfen, wenn ſie dieſes wüſten; ja es ſey gut, wenn man ihnen Nachricht davon gäbe, weil dadurch ihre Quaal vergröſſert würde.

Es wurde hierüber drey Tage und drey Nächte mit groſſer Heftigkeit geſtritten, biß endlich mit 777. Stimmen gegen 365. der Druck beſchloſſen wurde.

Ich halte dieſen Schluß vor einen der klügſten, ſo in langer Zeit in unſerer Verſammlung gemacht worden, und bin verſichert, daß Freund und Feind damit zu frieden ſeyn werde. Der Hr. Prof. Philippi wird ſich freuen, ein Werckgen gedruckt zu ſehen, das ihm viele Mühe gekoſtet, und welches er in Halle, Leipzig und Hamburg ſo lange vergebens ausgeboten hat. Unſern abweſenden Brüdern wird es zu unausſprechlichem Troſt gereichen, daß wir ein ſo würdiges und ſtreitbares Haupt erwehlet haben: Und unſere Feinde werden es uns Danck wiſſen, und unſere Großmuth bewundern, daß wir ſie vor dem Unglück, das über ihren Häuptern ſchwebet, haben warnen wollen. Ich will dahero nicht ſagen, daß ich derjenige bin, der dieſen ſo weiſen

ſen Schluß veranlaſſet hat. Man möchte es mir zur Prahlerey deuten. Doch kan ich es geſchehen laſſen, wenn der geneigte Leſer dieſes vor ſich dencken, und mir dasjenige Lob ertheilen will, ſo die gantze Welt demjenigen ſchuldig, der Urſache iſt, daß zwo, ſo ausbündig-ſchöne Reden das Licht ſehen.

Der geneigte Leſer wird es nicht ungütig nehmen, daß ich mich von ihm beurlaube. Ich war willens, ihm noch viele ſchöne Sachen zu ſagen: Allein ich habe mich bey einer andern Gelegenheit ſo erſchöpfet, daß ich Zeit brauche, mich wieder zu erhohlen. Wo wir leben, ſprechen wir uns bald wieder. Biß dahin GOTT befohlen!

L . . . . .
den 21 Mertz
1733.

C. A. B. E.
Secretarius der Geſellſchaft
der kleinen Geiſter.

*

Stand- oder Antritts-Rede
des (S. T.)
Herrn Prof. Philippi,
gehalten
in der
Geſellſchaft der kleinen Geiſter.

*

Virgilius.

His agitur furiis, totoque ardentis ab ore
Scintillæ abſiſtunt: oculis micat acribus ignis
Mugitus veluti cum prima in prœlia taurus
Terrificos ciet, atque iraſci in cornua tentat,
Arboris obnixus trunco, ventosque laceſſit
Ictibus, & ſparſa ad pugnam proludit arena.

*

Wohlanſehnliche kleine Geiſter!

Verwundert euch nicht, und legt mirs vor keine Unhöflichkeit aus, daß ich ſo unangemeldet in eure Verſammlung trete. Ich bezeuge euch zuförderſt meine Hochachtung, die ſo groß iſt, als eure Wiſſenſchaft und Verdienſte. Die Natur, die alle Dinge weißlich eintheilet, hat euch ein ſolches Maaß von Verſtands-Kräften gegeben, damit

damit ihr zufrieden ſeyn könnet. Ihr ſeyd dadurch über zwey groſſe **Feinde**, dem Neid und die Verfolgung hinweg geſetzet. Denn eure Gemüths-Gaben **mißgönnt euch niemand**; es verlangt auch niemand, als wer zu eurer anſehnlichen Verſammlung gehöret, euch nachzuahmen. Vor Verläumdern aber ſeyd ihr auch geſichert, weil man euch in einem ſolchen Werth läſt, daß von euch wenig oder gar nicht geſprochen wird. Redet man aber ja von euch, ſo ſagt man bloß, **daß ihr kleine Geiſter ſeyd**, und man giebt euch alſo denjenigen Namen, den **ihr ſelbſt vor die gröſte Ehre** achtet, und den ihr euren Schriften **zu beſonderer** Zierde vorſetzet, mithin es **vor keine Verleumdung** achtet, wenn man euch mit **dieſem Ehren-Titel der kleinen Geiſter** benennet.

Ihr ſeyd mir, **Wohlanſehnliche kleine Geiſter**, mit Höflichkeit zuvorgekommen. Denn ich hielte es vor unrecht, daß man eurer ſo **gar wenig** gedencket, auſſer was ihr ſelbſt etwa von eurer rühmlichen Geſellſchaft jüngſt kundbar gemacht. Daher fand ich den **Caracter eures Gemüths** vor würdig, in meinen bald herauskommenden **Moraliſchen Bildniſſen** von Perſonen und Sitten, Tugenden und Laſtern, euch eine **beſondere Stelle** zu geben, und die gantz begreifliche Eigenſchaften, ſo ihr beſitzet, darinne auszuführen.

Aber, wie geſagt, ihr ſeyd ſo gütig, und habt euch, in der **von einem eurer Mitglieder** gehaltenen Lob-Rede ſo natürlich abgeſchildert, daß mein von euch entworfenes Portrait dadurch **ungemein** verbeſſert worden. Weil ihr nun **darinne ſo viel Freude**

an meinen bißher in Druck gegebenen Schriften bezeuget; So ſchätze es vor ein Glück, daß wenigſtens euch, als **einer ſo zahlreichen Geſellſchaft**, damit dienen können, und ich verbinde mich hiedurch in meiner unter Händen habenden **Anatomie des menſchlichen Verſtandes** ein eigen Capitel von der Stärcke eurer Einbildungs-Kraft, von der Glückſeeligkeit eurer **Einfälle**, von der angenehmen Verbindung **ausländiſcher, und anderer bedencklichen Redens-Arten**, in euren ans Licht geſtellten Wercken, von der Richtigkeit eurer Urtheile, Gründlichkeit **eurer Schlüſſe**, und in Summa, was zur **Vollkommenheit** der kleinen Geiſter gehöret, zu reden.

Ich behalte mir auch vor, eure gerechte Beſchwerden darinne zu prüfen, daß die **groſſen** Geiſter ſich in ihren Begrifen nicht nach euch richten, ſondern ſich oft nicht entblöden Dinge zu reden, und zu ſchreiben, **die ganz über euren Horizont ſind.** Hingegen verſpreche euch hiermit, künftig nichts mehr in Druck ausgehen zu laſſen, dabey ich nicht eurer allezeit **in Ehren gedencken ſollte**, und wenn ich ja weiter Schriften ans Licht ſtellen möchte, die, wie mein **neueſter Philoſophiſcher Tractat**, von der **Unmöglichkeit einer ewigen Welt**, euch **unbegreiflich** wären; So glaubet doch, ich habe ſo viel Hochachtung vor euch, daß ich euch **deren Durchleſung** nicht einmahl anmuthe.

Doch ich erinnere mich einer **ganz beſondern Pflicht**, die ich den Augenblick, da ich dieſe Stelle betreten, gegen euch abzutragen, ſo ſchuldig als willig bin. Ich bezeuge euch nemlich **meine ungemei-**

ne **Danck-Verpflichtung**, daß ihr mich **gewürdiget**, eine **eigene Lob Rede** in eurer ſo anſehnlichen Geſellſchaft auf mich halten zu laſſen. Ich hofe das Glück zu haben, **deſſen, der ſie gehalten, anſichtig zu werden**, aber das widrige Verhängniß hat mir auch dieſesmahl einen Theil des Vergnügens durch deſſen Abweſenheit entzogen.

Ich ſehe nunmehro mit ſichtigen Augen, was ich vorhin kaum glauben konnte, daß nicht bloß in kleinen, ſondern auch in groſſen wohlgeſtalten Leibern, mit erhabenen Augen, ſtarcken Schultern, und mit andern Vollkommenheiten begabten Cörpern, Geiſter eurer Art wohnen können. Sehe ich doch ſo gar welche vor mir, die in der Welt viel Gewalt und Hoheit haben, von denen ich nicht vermuthet, daß ſie **Mitglieder** eurer Geſellſchaft ſeyn könnten. Scepter und Kleinodien ſind ja ſonſten nur der Schmuck, und Ehren-Zeichen **erhabener Perſonen**, denen die gütige Natur das Glück zugedacht, über andere zu herrſchen, und erſtaune alſo, daß **euer ezliche** ſich auch damit behänget.

Zu meiner Rechten und Lincken ſehe auch anſehnliche Leute in Trauer-Tracht, und wohlgeſteiften Krägelgen, die mir ſcheinen denenjenigen in der Kleidung nachahmen zu wollen, die bey mir nach aller Wahrheit **im hohen Werth** ſind. Wäre ich aber das, was ihr mich in eurer Lob-Schrift zu nennen beliebet, ſo würde ich mich nicht enthalten können, eine Reforme unter euch vorzunehmen, und zum Unterſcheid **eurer von den treuen und ehrwürdigen Bothen** GOttes, euch eine andere Tracht zu beſtimmen, die ſich beſſer vor euch ſchicket.

Billig erſtaune ich auch, daß, da die Namen von **Rechts-Gelehrten, Råhten, Beyſitzern, Advocaten, Aertzten und Weltweiſen** unter ſo vielen groſſen Geiſtern angetrofen werden, es euch doch gróßten theils beliebet hat, **Maſquen davon** anzunehmen, und ich erkenne euch darinne vor Leute von weit einſehendern Verſtande, **als mich ſelbſt**, weil ich nicht zu begreifen vermag, **wie dieſe eure angenommene Larven mit eurem wahren Gemühts-Caracter** in einiger Gleichheit ſtehen.

Noch mehr bewundere ich die **Geſetze eurer Rede-Kunſt**, nach welcher es erlaubet iſt, **alles heraus zu ſagen**, was man denckt, auch eine ſo **natürliche** und ungezwungene **Leibes-Stellung** dabey anzunehmen, darinne ich es euch gar nicht gleich zu thun vermag.

Ich ſehe hier welche ſo erbar ſitzen, die ich **an andern Orten** habe in åuſerſter Leibes-Bewegung zu einem groſſen Volck reden hóren. Ein groß Geſchrey, ein Geklatſche mit den Hånden, ein ófteres Råuſpern ſtehet einigen von euch recht angenehm. An andern ſehe eine ſo groſſe Lebhaftigkeit mit ihren Zuhórern zu ſchertzen, daß ſie **denen Haupt-Perſonen in einem Luſt-Spiel** gleichen, und reden dabey ſo leiſe, daß man ihnen ſehr aufmerckſame Ohren geben muß, um ſie nur zu verſtehen, und daß man ſchwóren ſollte, es wåren **Statuen**, wenn man nicht noch eine kleine Bewegung an ihren Lippen wahrnåhme.

Wie ſoll ich mich aber anietzo gegen die verhalten, die hinter mir theils ſtehen, theils ſitzen? Doch weil in eurer Geſellſchaft **einem nichts vor übel genommen wird**, ſo werdet ihr mir wohl erlauben, euch eine Weile den Rücken zuzukehren, um ſolche zu beſchauen.

O was ſehe ich da vor eine **vermiſchte Schaar** beyderley Geſchlechts, die ſich einer **handfeſten Beredſamkeit** rühmen! Ich ſehe eine groſſe Anzahl, die, an ſtatt der Worte, mit zornigen Gebärden und geladenem Gewehr alle Welt ſchweigen machen. Ich ſehe eine **Menge von Gerichts-Dienern**, die eure Leibwachten ſind, ſo daß mir faſt bange wird, mich unter ſo ſtrengen Aufſehern zu befinden, die ſich nach dem Winde derer, die ich um, wider, vor mir und zur Seiten ſehe, genau richten. Aber wie artig ſiehet nicht erſt die **Wafen-Rüſtung** derjenigen, die ihr in eurer Geſellſchaft erzürnte Weibes-Bilder nennet. Sie ſehen in Wahrheit ſo fürchterlich aus, daß ich groſſen Fleiß tragen werde, ihren Zorn mit keinem Worte gegen mich zu erregen.

Indem ich aber meine Augen **auf die Decke eures Saals** richte, entdecke ein beſonderes Kunſt-Stück, das ich billig, ob es gleich meinen Augen **groſſe Gewalt** thut, ſo **ſtarr über mich zu ſehen**, in nähern Augenſchein nehme. Ich bemercke daſelbſt, daß ihr eure Geſetze ſehr hoch gehalten wiſſen wollet, weil ihr ſie **an einem ſo erhabenen Ort geſtellet.** Mit eurer gütigen Erlaubniß muß ich ſie mir doch alſobald in meine Schreib-Tafel einzeichnen, damit unterdeſſen meine **durch beſtändige** Abwechſelung der lincken und rechten Hand abgemüdeten Arme etwas ausruhen, und der Hut, der durch ſein **oftmahliges in die Luft heben** ſo viel Luft in ſich gezogen, mir nicht zu ſchwer werde. Daher ich ihn nun nach den Geſetzen eurer Geſellſchaft gantz erbar **unter dem Arm nehme**, mit dem Vorbehalt, daß ihr daran **ein Wahr-Zeichen** abnehmen könnet, daß

ich

ich bald alsdenn in der Rede aufhören werde, wenn ich ſolchen wieder unter **dem Arm hervorziehe**, und in der Luft herumſtreichen werde.

Euer erſtes Geſetz, ſo viel ich **vor dem Nebel** leſen kan, der von den **moraliſchen Ausdünſtungen eures Verſtandes** entſtehet, lautet alſo: Hüte dich, bey Strafe, daß du dem **Scharf-Richter** nicht in die Hände falleſt, vor der **heroiſchen Beredſamkeit**, ja nimm dis Wort, welches des **Landes auf ewig verwieſen**, nicht einmahl in den Mund. O ihr gnädigen kleinen Geiſter! Wie ſo gar ſtreng iſt dis euer Geſetze, deſſen Grund man doch nicht erforſchen darf, weil ihr einen **blinden Gehorſam** fordert, und darnach nichts fraget, was andere von euren Geſetzen dencken. Aber gewiß ich habe es erfahren, daß ihr mit allem Ernſt über ſolchem Geſetze haltet, indem ihr meine **Sechs Deutſche Reden** durch einen Scharf-Richter den **von Boxhorn** habet rädern und viertheilen laſſen; ſo daß ich voraus ſehe, es werde **allen meinen übrigen Schriften**, wenn ich dis Wort weiter brauchen ſolte, eben ſo ergehen, beſonders meiner **Thüringiſchen Hiſtorie**, als der ihr bereits das Leben abgeſprochen habet.

Euer anderes Geſetze heiſſet: Trage keine Sorge, wenn du gleich in der **gewöhnlichſten Titulatur** fehleſt. Das zeiget ohne Zweifel eine groſſe Demuth an, daß ihr ſo verſchwenderiſch ſeyd, andere mit **groſſen Titeln** zu beehren, hingegen euch es einerley, ob man euch nenne Großmächtige, Durchlauchte, Hochgebohrne, Wohlgebohrne, Hoch-Edle und ſ. f. oder aber nur ſchlecht weg: **Die kleinen**

nen Geiſter: So werdet ihr mir denn auch jetzt verzeihen, wenn ich euch nicht die rechte Titel gegeben. Denn wie ſolten ſich **dergleichen groſſe Titel vor euch kleine Geiſter** ſchicken, da ſie von rechtswegen nur vor groſſe Geiſter gehören. Doch ich mercke, daß ihr denen, **die hinter mir mit Schwerdten und mit Stangen** ſtehen, wincket. Ihr werdet euch doch wohl nicht an **meiner Perſon** vergreifen, und da ich jetzo nur als ein Gaſt bey euch bin, nicht das Gaſt-Recht verletzen wollen? Um aber allem Uebel vorzubauen, wo ihr vieleicht **Feinde der** *Critic* wäret, will ich gerne über eure übrige Geſetze nicht raiſonniren, ſondern ſie zu meiner Nachricht abſchreiben. Es heiſſet alſo euer drittes Geſetz, wo ich anders recht leſe; Bleibe bey dem **alten Schlendrian**, und ob gleich die **deutſche Sprache** ihre **gantz eigentliche Regel** hat, ſo binde dich doch an die Regeln der Lateiniſchen und Griechiſchen Rede-Kunſt eines Cicero und Demoſtenes.

Zum vierdten; Hüte dich vor einem **fruchtbahren Vortrag nützlicher Wahrheiten**, damit du nicht die **Weißheit verſchwendeſt**, ſondern rede lieber von einerley mit **vielen gleichgültigen Worten**, ſolte auch aus dem, was du in **wenig Seiten** ſagen könnteſt, **vier geſtopfte Bogen gleich voll werden.**

Fünftens: **Rede fein natürlich, daß dich ein jeder verſtehet.** So! So! nun ſehe ich erſt, warum euer **jüngſter Lob-Redner** pag. 58. auf ſo **natürliche Weiſe** mein Helden-Gedichte mit einem **Ochſen-Käufer vergleichet**, der aus dem **Hintertheil von der Güte urtheile**; desgleichen in einer

ner Anmerckung: Ein Hunds . . . . . moquirt ſich. Gewiß das iſt ungemein natürlich geſprochen.

Sechſtens: Hüte dich vor einer **genauen Wahl** der Gedancken, vor einem **richtigen Zuſammenhang** der Urtheile, und vor einer **Bündigkeit** in den Schlüſſen; am meiſten aber vor ſolchen **verborgenen Schönheiten**, die der Zuhörer, vermittelſt eines **ſtarcken Verſtandes, den ihm** der Redner zutrauet, erſt heraus bringen muß; denn ſo würdeſt **du uns kleinen Geiſtern** gantz unverſtändlich ſeyn. Rede aber auf noch ſo **hochtrabende, befehleriſche**, (ſolten auch viel Flüche mit unterlaufen) **geſchwätzige, höniſche, pöbelhafte und ungeſchlifene Art**, ſo werden wir dich gleich verſtehen.

Nun erkenne ich erſt, warum euer **ſcharfſinniger Redner** in ſeiner auf mich gehaltenen Lob-Rede unter andern die ſchönen **Einfälle** angebracht: Meine Beredſamkeit ſey männlich, denn ich ſey ein Mann, und kein Weib. Desgleichen, daß er vor Freuden **auf einem Bein hüpfen möchte**, auch es ſchon würcklich aufgehoben. Nicht minder: daß ein König, der in den Herzen ſeiner Unterthanen ruhet, **aus der Kutſchen ſteigen**, und ſich auf ſolche lagern ſolte. Mein! **wie handgreiflich ſcharfſinnig iſt das.**

Indem ich aber jetzo einen Blick nach **eurem ſiebenden** Geſetz thue, ſo **erſchröcke faſt über eure Kühnheit** daß ihr ſo **frey urtheilen könnet**. Man dürfte in Reden und Schriften über **die Religion, die Heilige Schrift, hohe Häupter, berühmte Männer**, und **ſeinem Nechſten**, der einem

nichts

nichts zu leide gethan, herfahren, und je gröber man es mache, je beſſer ſey es.

Nun bekomme ich alſo erſt den Schlüſſel, warum euer Lübeckiſcher Lob-Redner gleich im Vorbericht ſeine Spötterey mit der unſichtbahren Kirche treibet: Nun entſetze mich nicht ſo wohl vor ſeinem Ausdruck, als Gemüth, daß er dem Ertz-Spötter Luciano nachſpottet: Paulus, als er entzückt worden, ſey ſo klug zurück kommen, als hingegangen, und habe die weite Reiſe ſparen können. Nun begreife ich, warum er von der höchſtſeeligen Königin in Pohlen, ſaget: Es ſey unſer Glaube wohl irrig, daß ſie in der Schaar verklärter Geiſter ſey. Nun verſtehe ich, was ſein Ausdruck wolle: Man hätte die einem groſſen Prinzen abgelöſete Zehe in *Spiritus* legen, und als eine *Reliquie* verwahren ſollen, desgleichen, da er einer gantzen Academie einen Hochmuth beymiſſet, und ſie Nacht-Eulen nennet, auch über eines berühmten Theologi Hn. *D.* Rambachs Ausdruck, daß er Johannem einen Schooß-Jünger des Heylandes genennet, dadurch ſpottet, daß er mich einen Schooß-Jünger Jochens in Halle, welches kein Menſch rahten kan, auf wen es gehe, benennet, da er wohl gerade das Gegentheil ſagen würde, wenn er wüſte, wie ich mit ihm ſtünde. Nun wundert mich endlich nicht, daß er auf meine erhaltene Profeßion, und die hohen *Miniſtros*, deren Hulde ich ſolche, nechſt GOtt und Ihro Majeſtät, zu verdancken, mit ſo anzüglicher Beredſamkeit loßgehet.

So wenig er alſo verlangen kan, daß ich ihm vor ſolche, nach aller anderer geſcheider Leute Urtheil, nur

eures

eures ausgenommen, **ärgerliche** und **ſtrafwürdige** Ausdrücke Danck ſagen ſolle, da es vielmehr **höhern Orts** berichtet habe: So dancke ihm doch vor diejenige **luſtige Einfälle**, darinne er mir und andern **was zu lachen** gemacht hat, und weil ein ſolcher Mann auf mancher Univerſität noch fehlet, der einem was **luſtiges und lächerliches vormachen** könne, ſo wolte ihm faſt rathen, ſich dahin zu wenden, zumahl wir ein und andern **groſſen** *Railleur* ſeit nicht gar langer Zeit verlohren haben.

Was ich euch übrigens, **ihr wohlanſehnlichen kleinen Geiſter**, hierdurch in einem **verſiegelten Schreiben** vertraue, nemlich meine völlige Beantwortung derjenigen Puncte, die noch einer **Antwort werth** ſind, das übergebet ihm eher nicht, als wenn er wieder in eure Geſellſchaft kömmt. Solte er aber auſſen bleiben, und meine Antwort gern gedruckt ſehen wollen; ſo thut ihm zu wiſſen, daß, wo er vor einen **rechtſchafenen Wiederſacher**, und nicht vor einen **Pasquillanten**, oder gar vor den, den er in ſeiner vierdten Anmerckung völlig auszuſprechen verbiſſen, angeſehen ſeyn wolle, er ſich mit Nahmen nenne, ſonſt ich ihn nicht einmahl vor ein **Mitglied eurer Geſellſchaft** weiter erkennen würde. Lebet wohl! ihr kleinen Geiſter! lebet wohl!

Statius.

Quas gerit ore minas? quanto premit omnia faſtu?
Hic ne unquam *privatus* erit? . . . .

Höfliche

Höfliche Antwort
des
Aelteſten der Geſellſchaft der kleinen Geiſter,
auf des (*S. T.*)
Herrn Prof. Philippi Antritts-Rede.

Virgilius.

Veniſti tandem? tuaque exſpectata parenti
Vicit iter durum pietas? datur ora tueri
Nate, tua? & notas audire & reddere voces.

Hoch-Edelgebohrner und Hochgelahrter, Hochzuehrender Herr Profeſſor!

Ew. Hoch-Edelgeb. plötzliche und unvermuthete Ankunft iſt uns ſo erſchrecklich, als erfreulich.

Das unverhofte Glück einen Mann, den wir bishero aus ſeinen unvergleichlichen, und vor uns ſo erbaulichen Schriften zu kennen die Ehre gehabt, in unſerer Verſammlung zu ſehen, und von Perſon kennen

nen zu lernen, muß uns nothwendig ein unausſprechliches Vergnügē geben, weil es eine Sache iſt, die wir ſo lange vergebens gewünſchet haben. Allein das zornige Geſicht, die funckelnden, und gar nicht **huldreichen Augen**, ſamt den übrigen, von nichts, als Rache, Grimm, Eyfer, Wut und Verzweifelung zeugenden Geberden, mit welchen Ew. Hoch-Edelgeb. in unſere Verſammlung treten, ſetzen uns in die gröſſeſte Verwirrung.

Wir wiſſen uns nicht darin zu finden, daß Ew. Hoch-Edelgeb. ſo böſe thun, da wir doch Dieſelbe ſo wenig beleidiget haben, daß wir vielmehr uns rühmen können, eben diejenigen zu ſeyn, die vor Ew. Hoch-Edelgeb. die gröſſeſte Hochachtung hegen. Die Proben, ſo wir davon gegeben haben, liegen vor jedermans Augen, und ſind ſo deutlich, daß es uns vermuthlich niemand zum Hochmuth deuten wird, wenn wir ſagen, daß wir von Ew. Hoch-Edelgeb. eine gröſſere Erkenntlichkeit vermuthet hätten. Eine höfliche Danckſagung war das wenigſte, das wir hoften. Aber ſo müſſen wir, zu unſerer nicht geringen Befremdung, erfahren, daß wir uns in unſerer Hofnung betrogen haben.

Ew. Hoch-Edelgeb. Eintritt in unſere Verſammlung ſiehet einem feindlichen Einbruch nicht ungleich.

"Iratus, Germane, venis . . . . (1)

Sie ſchnauben mit **Dreuen und Morden**, und erregen dadurch in unſeren Hertzen ſo **mancherley Bewegungen des Schreckens, Schmertzens, Furcht, Bangigkeit und Wehklagens**, (2) daß Leute,

(1) Statius Thebaid. Lib. II.

(2) S. die ſechs deutſchen Reden des Hn. Prof. Philippi p. 21.

Leute, denen die Urſache unſerer Beſtürtzung und unſeres Jammers unbekannt iſt, ſchweren ſolten, daß uns unſere **Landes-Mutter** abgeſtorben ſey.

Meine ſämmtlichen hier verſammleten Brüder ſind, wie ich ihnen **an ihren Augen angemercket habe**, dreymahl im Begrif geweſen, unſern lieben Bruder, **den von Boxhorn**, zu verfluchen, weil er durch ſeine zwar **wohlgemeinte**, aber von Ew. Hoch-Edelgeb. ſo ungnädig aufgenommene **Lob-Rede** Ew. Hoch-Edelgeb. zu einem ſo fremden und **unfreundlichen Bezeigen** gegen unſere Geſellſchaft veranlaſſet hat, und es Ew. Hoch-Edelgeb. auf den Knien abzubitten, daß unſere Geſellſchaft ſo nachläßig geweſen, und nicht vorhero reiflich überleget, ob das Verfahren des **von Boxhorn** Ew. Hoch-Edelgeb. auch gefallen würde: Allein keiner von allen hat ein Wort aus ſeiner beklemmten Bruſt hervorbringen können. Sie ſind alle erſtarret, ſitzen mit niedergeſchlagenen Augen, und die Furcht vor dem Grimm Ew. Hoch-Edelgeb. hat ihrer aller Zungen gelähmet. Was würde demnach daraus werden, wenn auch ich, dem es oblieget, das Wort vor unſere Geſellſchaft zu führen, durch den Donner der **auſſerordentlichen Beredſamkeit**, mit welcher Ew. Hoch-Edelgeb. gewohnt ſind Wunder zu thun, ſo ſtarck wäre gerühret worden? Würde nicht unſere Geſellſchaft die Unhöflichkeit begehen, und Ew. Hoch-Edelgeb. ohne alle Antwort von ſich laſſen müſſen?

Allein ſo bin ich, zu allem Glücke, noch ſo viel bey mir ſelbſt, daß ich meiner Pflicht ein Genüge thun,

und unſere Geſellſchaft von dem ſchimpflichen Verdacht einer Grobheit ſichern kan. Ich habe die Rede Ew. Hoch-Edelgeb. mit Gelaſſenheit angehöret, und die Vorzüge, die eine groſſe, und ſich auf eine **bey nahe funfzig jährige Erfahrung** gründende Erkenntniß **der Natur** der **kleinen Geiſter**, und die daher entſtehende tiefe Einſicht in den **Abgrund** der Verdienſte und Vortreflichkeiten, mit welchen Ew. Hoch-Edelg. zur Zierde und zum Troſte unſerer Geſellſchaft prangen, mir vor dem Reſt meiner **Mit-Brüder** giebt, haben nicht zugegeben, daß die unbeſchreibliche Freude, welche mir Ew. Hoch-Edelgeb. Gegenwart verurſachet, durch die bedencklichen Ausdrückungen, und das zornige Bezeigen, womit Ew. Hoch-Edelgeb. alle meine hier verſammleten Brüder ſo ſehr erſchrecket, geſtöret werden können.

Ich ſchmecke die Süßigkeit dieſes entzückenden Vergnügens ohne Miſchung der geringſten Bitterkeit, und rechne dieſen Tag, an welchem Ew. Hoch-Edelgeb. unſere Geſellſchaft mit dero **hohen Gegenwart** beehret, unter diejenigen Tage, die wir vor andern zu mercken Urſache haben, und unter die glückſeligſten meines langen und mühſeeligen Lebens.

„Hic dies vere mihi feſtus atras
„Eximet curas . . . . (3)

Ich will nun gerne ſterben, allerliebſter Philippi, nachdem ich dein Angeſicht geſehen habe.

Und ach! was wolte ich darum geben, daß dieſe gantze Verſammlung eben ſo geſinnet wäre, und mit mir erkennete, wie groſſe Urſache wir haben, uns zu freuen!

(13) Horat. Lib. III. Od. 14.

freuen! Wohlan! dann, meine Brüder, erhohlet euch von der Beſtürtzung, in welche euch der unvermuthete Uberfall, und die noch unvermuthetere Anrede des Hn. Pr. Philippi geſetzet hat. Erkennet die Ehre, ſo euch dieſer groſſe **Mann** erweiſet, mit ſchuldigem Danck, und macht euch derſelben, durch ein unhöfliches Stillſchweigen, und durch eine unzeitige Traurigkeit nicht unwürdig. Lernet von mir, daß der heutige Tag ein Tag der Freude und Wonne ſey. Frolocket, jauchtzet, jubiliret, und thut euch gütlich.

"Nunc eſt bibendum, nunc pede libero
"Pulſanda tellus: nunc Saliaribus
"Ornare pulvinar Deorum
"Tempus erat dapibus, *Sodales*. (4)

Kehrt euch nicht daran, daß der Hr. Prof. Philippi ſich grauſam gegen uns ſtellet. Habt ihr jemahlen mich eures Vertrauens würdig geſchätzet, ſo laſſet jetzo ein Zeichen derjenigen Zuverſicht von euch blicken, die ihr meinen grauen Haaren, meiner Erfahrung, meinen Einſichten, und den unzähligen und wichtigen Dienſten, ſo ich unſerer Geſellſchaft geleiſtet habe, ohne Unbilligkeit nicht verſagen könnet. Glaubet mir, daß die Anrede des Hn. P. Philippi nichts in ſich faſſet, das mit den Abſichten, und dem Vortheil unſerer Geſellſchaft ſtreitet. Sehet dieſelbe, ich bitte euch, mit mir von der guten Seite an, und ſeyd verſichert, daß alsdann eure ungereimte Furcht verſchwinden, und eure Traurigkeit ſich in Freude verkehren wird.

Es kräncket euch, meine Brüder, daß der Hr. Pr. Philippi, ein Mann, auf den ihr alle eure Hofnung geſetzet

(4) Horat. Lib. I. Od. 37.

geſetzet habt, und deſſen Gewogenheit ihr vor eure gröſte Glückſeeligkeit achtet, euch ſo ſpöttiſch begegnet, und ſo höniſch anredet. Der Zorn, den er gegen den von Boxhorn blicken läſſet, macht euch Sorge, weil derſelbe nothwendig auf uns alle fallen muß, die wir das Verfahren unſers Bruders billigen. Seine Drohungen ſchrecken euch, und ihr ſeyd untröſtbar, daß derjenige, den ihr wohlbedächtlich zu eurem Haupte erkohren habt, mit euch keine Gemeinſchaft haben will, ſondern ſich, wider alles Vermuthen, und ungeachtet aller Proben, die er von ſeiner Neigung zu unſerer Geſellſchaft gegeben hat, zu unſern Feinden ſchläget, und uns alſo gleichſam den Krieg ankündiget.

Aber vergönnet mir, wertheſte Brüder, daß ich euch, wie es meine Pflicht erfordert, ohne Umſchweif ſage, daß euer Urtheil von der Anrede des Hrn. Prof. Philippi ſich auf eine Uebereilung gründet, die auch kleinẽ Geiſtern unanſtändig iſt. Saget mir, iſt es nicht unbillig, daß ihr auf einige **kleine und faſt nicht zu merckende Spöttereyen**, auf einige Ausdrückungen, aus welchen ein Unwille wider den von Boxhorn, und eine Verachtung unſerer Geſellſchaft zu ſchlieſſen iſt, mehr ſehet, als auf die gantze Einrichtung der Rede, welche der Hr. Prof. Philippi bey ſeinem Eintritt in unſere Verſammlung gehalten hat? Betrachtet, wofern ihr eurem eigenẽ Vergnügen nicht gram ſeyd, dieſe Rede in ihrem gantzen Zuſammenhang; ſo werden euch die Verdienſte des Hn. Prof. Philippi ſtärcker in die Augen leuchten, als jemahls, und eben die Spöttereyen und die harten, und verächtlichen Ausdrückungen, wider den von Boxhorn, und unſere Geſellſchaft überhaupt, alle die verdrießlichen Bewegungen von

Furcht,

Furcht, Angſt, Schrecken und Bekümmerniß, die ihr in eurem Hertzen empfindet, und ich aus eurem finſtern Geſichte leſen kan, ſtillen, und euch fähig machen, dasjenige Vergnügen, welches die Gegenwart des Hn. Prof. Philippi allen, die es mit unſerer Geſellſchaft redlich meinen, natürlicher Weiſe geben muß, in ſeiner gröſten Reinigkeit zu koſten.

Wofern mich meine Augen nicht triegen, ſo nehme ich in den eurigen eine Veränderung wahr, die mich glauben macht, meine wohlgemeinte und pflichtmäßige Erinnerung ſey nicht ohne Frucht geweſen. Ihr erhebet eure Häupter, und laſſet die **liebreichſten Blicke** auf das **neue und würdige Haupt unſer Geſellſchaft** ſchieſſen, deſſen ſichtbaren Gegenwart wir heute erſt gewürdiget werden. Eure Lippen regen ſich auf eine ſo angenehme Art, daß ich nicht anders dencken kan, als daß ihr bey euch ſelbſt den frohen Ausruf des von Boxhorn murmelt, von welchen uns noch die Ohren gellen. Ich bitte euch, thut eurem Triebe keine Gewalt. Erhebet eure Stimme, und bewillkommet den Hn. Prof. Philippi mit einem lauten Freuden-Geſchrey. Alsdann werde ich erkennen, daß euer Hertz rechtſchaffen ſey . . . . . . (5) Siehe, theurer Philippi, wie wir gegen dich geſinnet ſind. Spotte, ſchilt, höhne uns aus, ſo viel, und lange es dir beliebt. Drohe, poltere, wüte, tobe, verſtelle deine Gebärde, daß wir alle vor deinem Anblick

 erſchrecken:

(5) Hier ſchrien ſie alle: **Es lebe der Hr. Prof. Philippi, hoch!** mit ſolchem Eyfer, daß ich ihnen dreymahl wincken, und viermahl mit dem Fuß ſtampfen muſte, ehe ſie aufhören wolten. Der Leſer bliebe die philippiſche Natürlichkeit dieſer Stelle meiner Rede zu mercken.

erſchrecken: du biſt uns darum doch lieb und werth. Wir kennen dich beſſer, als du vielleicht ſelbſt. Wir wiſſen, was du unſerer Geſellſchaft vor Ehre und Vortheil bringeſt. Wir überſehen daher alles, was uns in deiner Rede anſtößig ſcheinen könnte, in Betracht deiner groſſen Verdienſte. Unſere Ehrerbietung gegen dich iſt viel zu groß, als daß wir uns über die Spöttereyen, mit welchen du uns wehe thun wilt, und über die bittern Ausdrücke, deren du dich gegen den von Boxhorn, und uns alle bedieneſt, entrüſten ſolten. Du bezeigeſt dich in deinem Spotten, in deinem Zorn, mit einem Worte in deiner gantzen Anrede, als ein **Ausbund und Muſter eines kleinen Geiſtes,** und die Freude, ſo dieſes unſerer Geſellſchaft verurſachet, überwieget allen Verdruß, den ich aus deinen Spöttereyen und grimmigem Bezeigen anfangs geſchöpfet habe.

Deine Spöttereyen, groſſer Philippi, ſind in der That ſo beſchafen, daß man, wenn man nicht wüſte wer du wäreſt, faſt dencken ſolte, ſie gingen dir nicht von Hertzen. Es ſcheinet, du habeſt nicht ſo wohl die Abſicht, uns durch deine ſpöttiſchen Ausdrückungen zu kräncken, als mit uns, auf eine liebreiche Art, zu ſchertzen. Du ſprichſt im Anfange deiner Rede: „Uns „ſey ein Maaß von Verſtandes-Kräften gegeben, da„mit wir zufrieden ſeyn könnten. Niemand mißgön„ne uns unſere Gemüths-Gaben. Es würde wenig „von uns geredet, und wenn man ia von uns rede, ſo „ſage man bloß, daß wir kleine Geiſter wären. Und „dieſes könten wir nicht übel nehmen, weil man uns „den Nahmen gäbe, den wir vor die gröſte Ehre achte„ten. Wir wären dir durch die, auf dich gehaltene,

Lob-

Lob-Rede, mit Höflichkeit zuvorgekommen, und ha-"
beſt du es vor unrecht gehalten, daß man unſer ſo we-"
nig gedencke, und daher ſchon lange den Schluß ge-"
faſſet, in deinen **Moraliſchen Bildniſſen von"
Perſonen und Sitten, Tugenden und La-"
ſtern** uns eine beſondere Stelle zu geben; Da wir"
nun ſo viel Freude über deine Schriften bezeuget, ſo"
ſey es dir lieb, daß du wenigſtens einer ſo zahlreichen"
Geſellſchaft damit dienen können, und wolleſt du"
dich hiedurch verbinden, in deine unter Händen ha-"
bende **Anatomie des menſchlichen Verſtan-"
des** ein eigen Capitel von unſern vortreflichen Ei-"
genſchaften, und allen, was zur Vollkommenheit"
der kleinen Geiſter gehöret, einzurücken, und darin"
auch unſere gerechte Beſchwerden zu prüfen, daß die"
groſſen Geiſter ſich in ihren Begrifen nicht nach"
uns richten wollen u. ſ. w."

Dieſes ſoll geſpottet heiſſen. Aber, vortreflicher Philippi, wir müſten ſehr empfindlich ſeyn, wenn uns Spöttereyen dieſer Art beiſſen ſolten. Wir können, was du ſageſt, füglich nach dem Buchſtaben annehmen. Wir ſind mit dem geringen Maaß von Verſtands-Kräften, das uns gegeben iſt, völlig zu frieden. Wir wiſſen, daß wir vor der Welt verachtet; Wir wiſſen, daß wir kleine Geiſter ſind. Wir geben uns nicht höher aus, und ich verſichere dich, daß unſere Geſellſchaft es mit beſonderem Danck erkennen wird, wenn du ſo gütig ſeyn wilt, ihrer in deinen **Moraliſchen Bildniſſen**, und in deiner **Anatomie des menſchlichen Verſtandes**, zwo Schriften, denen ſie mit Verlangen entgegen ſiehet, zu erwehnen, und den Eigenſinn, und verwehnten Ge-

ſchmack unſerer Feinde der groſſen Geiſter, zu beſtreiten und zu dämpfen.

Deine Spöttereyen trefen uns alſo, wie du ſieheſt, im geringſten nicht.

"Urbanus tibi, Cæcili, videris:
"Non es, crede mihi. . . . . . (6)

Wäreſt du kein **kleiner Geiſt**, ſo wolte ich ſagen, es ſey dir, wie böſe du auch thuſt, kein Ernſt mit deinem Angrif. Läßt es doch, als wolteſt du mit uns ſpielen, weil du nur **blind ſchieſſeſt**, und mit einem **ſtumpfen Speer** auf uns loßrenneſt. Allein wir kennen die Natur der kleinen Geiſter. Alle Glieder unſerer Geſellſchaft haben unter andern wunderbaren Eigenſchaften auch dieſe an ſich, daß ſie gerne ſpotten wollen, aber nicht damit fort kommen können. Wann wir einen Spaß machen, ſo lacht niemand. Das macht, unſere Einfälle haben das Unglück, daß ſie den meiſten abgeſchmackt ſcheinen, und unſere Spöttereyen ſind allemahl kaltſinnig und ſtumpf.

"Κωφὸν γὰρ βέλος ἀνδρὸς ἀνάλκιδος. . . .
"Obtuſum enim telum viri imbellis . . (7)

Es hat dahero ſchon vor mehr als 1700 Jahren **ein groſſer Spötter** ſeiner Zeit, und abgeſagter Feind unſerer Geſellſchaft, allen kleinen Geiſtern gerahten, ſich des Spottens und Schertzens gäntzlich zu enthalten, weil es nicht ihr Werck ſey. . . . Salem iſtum ſpricht er, *quo caret veſtra natio*, in irridendis nobis nolitote conſumere: & mehercule, ſi me audiatis,

(6) Martialis Lib. I. Epigr. 41.
(7) Homerus Iliad. Λ.

diatis, ne experiamini quidem. *Non decet; non datum eſt, non poteſtis.* (8)

Dieſer Rath iſt ſo böſe nicht, und wenn wir uns entſchlieſſen könnten, demſelben zu folgen, ſo würden wir vieler Verdrießlichkeiten überhoben ſeyn. Allein es iſt Schade, daß er von unſern Feinden herrühret. Sollen wir, unſern Verfolgern zu gefallen, eine Sache verſchwören, ohne welche wir nicht ſeyn würden, was wir ſeyn müſſen, wenn wir der Gemächlichkeiten und der Vortheile theilhaftig ſeyn wollen, die mit dem Caracter eines kleinen Geiſtes unauflößlich verknüpfet ſind? Dieſes wird nimmer geſchehen. Wir ſind kleine Geiſter, und alſo nicht einmahl fähig, unſere Mängel zu erkennen. Alle gute Rathſchläge halten wir vor Verführung, und ein edler Eigenſinn, der uns angebohren iſt, und welchen wir mit dem Nahmen der Standhaftigkeit belegen, treibt uns an, allezeit auf unſerm Kopf zu beſtehen, und unſern Feinden nicht einen Finger breit nachzugeben. Wir ſpotten alſo, und werden immer ſpotten, ob wir gleich nicht dazu geſchickt ſind. Wer nicht lachen will, der kan es bleiben laſſen. Es wird uns dieſes um ſo viel lieber ſeyn, je mercklicher unſere Spöttereyen dadurch von den Spöttereyen der groſſen Geiſter, mit welchen wir, Gewiſſens halber, nicht die geringſte Aehnlichkeit haben können, unterſchieden werden. Und können wirs dann nicht machen wie du, theurer Philippi, es in deinem **Mathematiſchen Verſuch** wider Wolfen gemacht haſt, und alleine über unſere Einfälle lachen, daß uns der Bauch ſchüttert? Laß es ſeyn, daß wir manchmahl keine Urſache darzu

(8) Cicero de Nat. Deor. Lib. I.

darzu haben. Müſſen nicht unſere Feinde ſelbſt bekennen, daß es uns wohl anſtehet, wann wir **ohne Urſache lachen**? Dieſes iſt, nach einem bekannten Sprichwort, ein proprium quarti modi kleiner Geiſter.

Lachet demnach, meine Brüder, lachet überlaut, wie es kleinen Geiſtern zuſtehet und gebühret, ob ihr gleich nicht wiſſet warum; damit dem Herrn Prof. Philippi die viele und ſaure Mühe, welche ihn die artigen Spöttereyen, mit welchen er uns angreifen wollen, gekoſtet haben, einiger maſſen belohnet werde. Denn wenn ihr nicht lachen wollet, wer will es dann thun (9)? Ja lache du ſelbſt mit, unvergleichlicher Philippi, und ergetze dich mit uns über die **ſinnreichen Einfälle**, die dich des Platzes, den unſere Geſellſchaft dir zugedacht hat, ſo würdig machen. Oder, wofern dir dein Zorn dieſes nicht zuläſſet, ſo erkenne doch wenigſtens aus unſerm Gelächter, wie angenehm es uns ſeyn müſſe, daß durch deine ſo vollkommen **nach dem Geſchmack unſerer Geſellſchaft** eingerichtete Spöttereyen unſere, auf deine **außerordentliche Perſon** gefallene, Wahl rechtfertigen wollen.

Gewiß wir hätten die Ehre und Aufnahme unſerer Geſellſchaft nicht beſſer befordern können, als durch dieſe ſo **glückliche Wahl**. Denn ob du gleich, groſſer Philippi, dich desfals gar kaltſinnig und höniſch gegen uns bedanckeſt, uñ nicht undeutlich zu verſtehen giebſt, daß du die Ehre, welche wir dir anbietẽ, vor eine

grosſe

(9) Hier lachten ſie alle, als wenn ſie gekützelt würden: Der Leſer wird ſo gut ſeyn, und hieraus abnehmen, wie kräftig meine Beredſamkeit ſey.

groſſe Beſchimpfung halteſt; ſo wirſt du dadurch doch nicht machen, daß wir unſere Wahl widerrufen. Wir werden dich auch wider deinen Willen, als unſer **Haupt**, verehren, und allezeit deine herrliche Schriften unſere Richtſchnur ſeyn laſſen. Der Unwille, und die Verachtung, ſo du gegen uns bezeigeſt, macht uns weder bange noch böſe. Wir leiden von dir, als **unſerm Ober-Haupt**, alles, und hofen, du werdeſt endlich erkennen, daß es dir nicht ſchimpflich ſey, den vornehmſten Platz in einer Geſellſchaft zu bekleiden, die aus ſo **anſehnlichen Gliedern** beſtehet.

Es ſind darinn Leute aus allen Ständen, Regenten, Prieſter, Räthe, Rechtsgelehrte, Advocaten, Aertzte, Weltweiſe, Soldaten, Edelleute, Bürger und Bauren. Du ſcheineſt daran zu zweifeln, und dir einzubilden, wir hätten nur **die Larven ſolcher Perſonen** angenommen. Allein, mit aller Ehrerbietung zu reden, du irreſt dich, und giebſt eben durch dieſen **wunderbaren Zweifel**, uñ durch eine ſo falſche **Einbildung** zu erkennen, daß du im höchſten Grad ein kleiner Geiſt biſt, indem du eine Sache in Zweifel zieheſt, die auch unſere ärgſten Feinde ſich zu leugnen ſchämen. Denn wo iſt wohl der groſſe Geiſt zu finden, der nicht willig zugeben ſolte, daß alle **Tyrannen**, und **blöde Fürſten**, alle **Poſtillanten**, alle **Enthuſiaſtiſche und zanckſüchtige Geiſtliche**, alle **Rabuliſten** und **Zungendreſcher**, alle **Quackſalber**, alle **Marcktſchreyer**, alle **alberne Weltweiſe**, und alle **Pedanten** zu unſerer Geſellſchaft gehören? Verliehren aber dieſe Leute, darum, daß ſie Glieder unſerer Geſellſchaft ſind, und desfals von unſern Feinden mit ſo ſchimpflichen Nahmen beleget

get werden, die Würde, welche ſie auſſer unſerer Geſellſchaft bekleiden, ſamt den ihnen zukommenden Titeln? Sie bleiben darum eben ſo wohl Regenten, Prieſter, Rechtsgelehrte, Advocaten, Aertzte und Weltweiſe, als Du, ungeachtet wir dich zu unſerm Haupt erkohren haben, ein **auſſerordentlicher Bekenner** der deutſchen Beredſamkeit auf der Univerſität Halle bleibeſt, und bleiben würdeſt; wenn auch gleich der dir allergnädigſt geſchenckten Profeſſur der deutſchē Eloquentz, zu **völliger Vollkommenheit**, eine allergnädigſte Königliche Beſoldung nicht mehr fehlte (10). Was wunderſt du dich dann, **O wunderbarer Philippi**! daß unſere Geſellſchaft im Lehr- Wehr- und Nehr-Stand die ihrigen hat? Zum wenigſten deucht mich, du habeſt nicht Urſache darüber zu erſtaunen, daß auch Weltweiſe und Advocaten unter uns anzutreffen ſind, weil du ja ſelbſt als ein **groſſer Weltweiſer** und **immatriculirter Advocat**

"Strenuus ac fortis, cauſisque Philippus agendis
"Clarus . . . . (11)

unſerer Geſellſchaft den gröſten Glantz giebſt. Wir hätten vielmehr Urſache, über deine Erſtaunung, und die bedencklichen Ausdrückungen, mit welchen du dieſelbe an den Tag legeſt, zu erſtaunen, wenn wir nicht wüſten, daß der **Caracter eines kleinen Geiſtes** alles, was nur Verwunderungs- und Erſtaunenswürdiges zu erdencken iſt, in ſich ſchlieſſet.

Wir

(10) S. die Zueignungs-Schrift der Thüringiſchen Hiſtorie.
(11) Horat. Lib. I. Epiſt. 7.

Wir wundern uns alſo nicht, daß du, wie du ſa-" geſt, vorhin nicht glauben können, das auch in groſ-" ſen **Leibern kleine Geiſter** wohnen könnten, und" immer gemeinet haſt, Geiſter ſolcher Art fünden ſich" nur in **kleinen Cörpern**, biß du heute mit deinen" ſichtlichen Augen das Gegentheil geſehen." Deine Gegenwart macht es uns gar begreiflich, wie es mög-lich geweſen, daß du ſo lange in einem ſo mercklichen Irrthum ſtecken können. Eine lebhafte Empfindung der **genauen Gleichheit zwiſchen deinem Cör-per, und Geiſte** hat dich verleitet, aus dem, was du an dir ſelbſt wahrgenommen, eine allgemeine Regel zu machen. Dieſes iſt eine Uebereilung, die wir dir leicht zu gute halten, weil wir derſelbē alle unterworfen ſind.

Wir wundern uns auch nicht, daß du das groſſe" Geſchrey, das Geklatſche mit den Händen, die ſon-" derbare Art mit den Zuhörern zu ſchertzen, und die lei-" ſe Stimme und Unbeweglichkeit," ſo du an einigen unſerer hier gegenwärtigen Gliedern bemercket zu ha-ben vorgiebſt, auf eine höniſche Art tadelſt; da doch alle dieſe Dinge kleinen Geiſtern wohl anſtehen. Wir bemercken in dieſen Spöttereyen eine Unförmlichkeit, die ſo ſonderbar iſt, daß es von undencklichen Jahren her, niemand, als dem Haupt unſerer Geſellſchaft, ver-gönnet geweſen, dieſelbe zu begehen.

Nur ſolten wir faſt vor Verwunderung auſſer uns geſetzet werden, wenn wir hören, daß du mit Zittern und mit Zagen, mit einer kläglichen Stimme, und mit einer blaſſen **Todten-Farbe** anhebeſt zu klagen: O! was ſehe ich da vor eine vermiſchte Schaar bey-" derley Geſchlechts, die ſich einer **handfeſten Bered-**" **ſamkeit** rühmen. Ich ſehe eine groſſe Anzahl die an-"

"ſtatt der Worte mit zornigen Geberden, und gelade-
"nen Gewehr alle Welt ſchweigen machen. Ich ſe-
"he eine **Menge von Gerichts-Dienern**, die eure
"Leib-Wachten ſind, ſo daß es mir faſt bange wird,
"mich unter ſo ſtrengen Aufſehern zu befinden, die ſich
"nach dem Winde derer, die ich um, wider, vor mir,
"und zur Seiten ſehe, genau richten. Aber wie artig
"ſiehet nicht erſt die **Wafen-Rüſtung** derjenigen,
"die ihr in eurer Geſellſchaft **erzürnete Weibes-**
"**Bilder** nennet. Sie ſehen in Wahrheit ſo **fürchter-**
"**lich** aus, daß ich groſſen Fleiß tragen werde, ihren
"Zorn mit keinem Worte gegen mich zu erregen.

Wir hätten Urſache zu erſtaunen, daß du dir ein-
bildeſt, "es **ſtünden Leute mit Schwerdtern und**
"**mit Stangen** hinter dir, welchen wir winckten,
"ja gar zu beſorgen ſcheineſt, wir wolten uns **an dei-
ner Perſon vergreifen**. Denn, allerliebſter Phi-
lippi, wie kömmſt du zu ſolchen Gedancken? Jagt
etwan der Anblick einiger **unſerer Schweſtern**, die
hier gegenwärtig ſind, dir eine ſolche Furcht ein? Ich
ſolte es nicht meinen; denn was können dir ſo **ſchwa-
che Werckzeuge** thun? Ja ſieheſt du nicht aus ih-
ren **huldreichen Augen**, wie angenehm ihnen deine
Gegenwart iſt? Betrachte ſie recht, ſo wirſt du ſie
nicht vor **erzürnte Weibs-Bilder** ſchelten, und ſa-
gen, daß ſie **fürchterlich** ausſehen.

Siehe ſie einmahl recht an, ſo wirſt du befinden,
daß es eben ſo **annehmliche Kinder ſind**, als die
weiblichen Gliedmaſſen der Patriotiſchen Aſ-
ſemblée, deren Mitglied du biſt, und alle ſich eine
Ehre daraus machen werden, dir im Falle der Noth,
ihre **geſchäftige Mitleidenheit** zu bezeugen, und

wenn dir etwan, welches der Himmel verhüte, eine **Ohnmacht anwandeln** ſolte, mit ihrem **kräftigen Balſam** zu ſtärcken. (12). Was ſetzt dich dann ſo gar auſſer dir, daß du ſo ängſtlich thuſt, als wenn du **unter die Mörder gefallen** wäreſt? Was ſchreyeſt du, als wenn dir ſchon das Meſſer an die Kehle geſetzet ſey? Sage uns, werther Philippi, wo ſind die Leute mit dem geladenen Gewehr, mit den Spieſſen, Schwerdtern und Stangen? Wo iſt die Menge der **Gerichts-Diener**, die du sieheſt? Wir ſehen nichts. Beſinne dich demnach, O **heroiſcher Philippi**, und ängſtige uns nicht ferner durch ein ſo **jämmerliches Zetter-Geſchrey**. Sey getroſt und fürchte dich nicht. Du biſt nirgends ſicherer, als in unſerer Verſammlung, und befindeſt dich unter Leuten, die dich alle recht **zärtlich lieben**, und vor dich, wenn es Noth thäte, mit Freuden ihr Leben wagen würden.

Urtheile demnach ſelbſt, O **erleuchteter Philippi**! wie lächerlich, daß ich ſo rede, deine Furcht uns vorkommen würde, wenn wir fähig wären, bey deinem Jammer, und wenn er auch nur eingebildet, zu lachen. Glücklich biſt du, werther Philippi, daß wir alleine ſind. Was würde daraus werden, wenn unſere Feinde ſehen ſolten, wie du dich geberdeſt? Wie du ohne alle Urſache uns vor **Mörder**, und die **zu beyden Seiten ſitzenden annehmlichſten Kinder**, deine **Mit-Schweſtern**, vor **Furien** anſieheſt? Würden ſie nicht übele Gedancken von dir bekommen? Würden ſie nicht erbärmlich mit dir um-

Aa ſpringen?

(12) S. die ſechs deutſchen Reden. p. 25.

ſpringen? Ihres Spottens würde kein Ende ſeyn. Ja, wofern ich ſie recht kenne, würden ſie gar die Boßheit haben, dich mit dem **Oreſtes** zu vergleichen, und mit einer höniſchen Mine ſagen:

"... ex quo eſt habitus male tutæ mentis Oreſtes
"Nil ſane fecit quod tu reprendere poſſes.
"Non *Pyladen* ferro violare, auſusve *Sororem*
"*Electram*: tantum *maledicit utrique*, vocando
"Hanc *furiam*, hunc aliud, jusſit quod ſplendida bilis. (13)

Allein wir ſehen das, was dir in unſerer Verſammlung begegnet, mit gantz andern Augen an. Wir wundern uns eben ſo ſehr nicht darüber, und es ſey ferne, daß wir darüber ſpotten ſolten. Wir wiſſen, daß es ein Zufall iſt, dem kleine Geiſter unterworfen ſind. Es lehret uns dieſes die Erfahrung, und es haben es auch ſchon andere angemercket. Ein berühmter **Franzöſiſcher Medicus** ſagt an dem Ort, da er der kleinen Geiſter rühmlichſt erwehnet: Sunt præterea qui ſe a latronibus continuo putant circumveniri, & ſpoliari: *Alii vero qui a lictoribus ſe colligari, & mox in carcerem conjiciendos credunt.* Alii ſe vivos à terra abſorberi & deglutiri jam tremuli exclamant: alii aliis imaginationibus, prout vitæ fuit inſtitutum, perturbantur. (14) Er meint der lapis lazuli, und helleborus arte ſpagyrica præparatus, ut decet, wären bewehrte

(13) Horat. Serm. Lib. II. Sat. 3.
(14) Joſephus Quercetanus in Diætetico Polyhiſtorico Cap. IX. p. m. 103.

te Mittel wider ſolche Zufälle, und ſpricht: Quin & Chirurgia *ſanguinis miſſione*, & hæmorrhoidum apertione, aliisque *manuum operationibus*, ſuas partes explebit (15).

Allein ich weiß nicht, werther Philippi, ob dieſe Mittel bey dir anſchlagen werden. Ein **heiliges Grauſen**, ſo mich bey deiner **Entzückung** überfallen hat, macht mich glauben, daß dieſelbe einen höhern Urſprung habe, als die Kranckheit kleiner Geiſter, von welcher der Frantzöſiſche Artzt redet. Deine Geberden, deine **Verdrehungen**, die Schönheit und Wichtigkeit der Sachen, welche du vorbringeſt, zwingen mich, deine Entzückung vor übernatürlich zu halten. Die ſämtlichen anweſenden Glieder unſerer Geſellſchaft ſind auf gleiche Weiſe gerühret worden, und daher kömmt es, daß ſich niemand dich in deinem paroxysmo anzugreifen, und dir hülfliche Hände zu bieten getrauet hat. Selbſt die **unnatürlichen Verdrehungen** deines ehrwürdigen Haupts, und deine **ſtarren und unverwandt auf die weiſſe Decke unſers Saals** gerichteten Augen, die gewiſſeſten Zeichen einer **nahen Ohnmacht**, haben unſere **annehmlichſten Schweſtern** nicht bewegen können, dir mit ihrem **kräftigen Balſam** beyzuſpringen. Die Hofnung etwas hohes, **heroiſches** und ſonderbares zu hören, hat ſie abgehalten, dich durch eine **unzeitige Mitleidenheit** wieder zu recht zu bringen. Sie wiſſen, daß ein Menſch, ſo lange er **bey ſich**

(15) Ibidem p. 129.

ſelbſt iſt, nichts übermenſchliches reden kan. Dazu wird eine **kleine Verrückung des Verſtandes** unumgänglich erfodert. Non poteſt grande aliquid, ſagt Seneca, & ſupra ceteros loqui, niſi *mota mens*. Cum vulgaria & ſolita contempſit, *inſtinctuque ſacro* ſurrexit excelſior, tunc demum aliquid cecinit *grandius ore mortali*. Non poteſt ſublime quicquam & in arduo poſitum contingere, quamdiu *apud ſe eſt*. Deſciſcat oportet à ſolito, & efferatur, & mordeat frænos, & rectorem rapiat ſuum, eoque ferat, quo per ſe timuiſſet aſcendere (16). Und würdeſt du alſo, **entzückter Philippi**, wohl ſo herrliche Dinge an der Decke unſers Saals gewahr worden ſeyn, wenn nicht deine, durch eine **unſichtbare Gewalt** angefeurte **Einbildungs-Kraft** über deine Sinnen und Vernunft, die Oberhand bekommen hätte? Sie durchbricht die Schrancken, die dein **erleuchteter Verſtand** ihr ſonſt ſetzet, und reiſt ihren Führer mit dahin. Sie ſtellet dir Dinge, **die nicht ſind**, ſo lebhaft vor, als wären ſie da. Du bildeſt dir ein, auſſer dir dasjenige zu ſehen, das doch nur ein **Geſchöpfe deiner erhöheten Einbildungs-Kraft**, und auſſer deinem **bewegten Gehirn**, dem **Sammel-Platz aller Weißheit**, nicht zu finden iſt.

Du erblickeſt an der Decke unſers Saals **die Geſetze unſerer Geſellſchaft**; da doch nicht ein **Buchſtab** an derſelben zu ſehen iſt. Ich befürchte nicht, daß du mir dieſes leugnen werdeſt. Da du numehro wieder zu dir ſelbſt gekommen biſt, ſieheſt du wohl,

(16) Seneca de Tranquillitate animi. Cap. XV.

wohl, daß an der Decke unſers Saals nichts, als die **Bildniſſe des Schutz-Gottes**, und des **Stifters** unſerer Geſellſchaft, des **groſſen Pans**, und des **phrygiſchen Königes Midas**, zu ſehen ſind. Wir haben vor gut befunden, zwey Fächer der Decke unſers Saals mit dieſen **erbaulichen Gemählden** zu zieren, und wofern es uns erlaubt iſt, groſſer Philippi, ſo werden wir dich dem allerdurchlauchtigſten **Stifter** unſerer Geſellſchaft zur Seite ſetzen, weil niemand demſelben in ſeinen Urtheilen näher kömmt, als du. Noch zur Zeit aber ſind die übrigen Fächer der Decke unſers Saals weiß und leer, und es iſt uns nimmer in den Sinn gekommen, dieſelbe mit unſern Geſetzen auszufüllen.

Urtheile demnach ſelber, mit was vor Ehrfurcht wir dich hier **wachend träumen** geſehen? Du haſt **Geſichter**, O groſſer Mann! und bekräftigeſt uns in den Gedancken, daß du den **Geiſt der Weiſſagung** habeſt. Wie ſehr du auch, aus Beſcheidenheit, dieſe **auſſerordentliche**, und in dieſen letzten Zeiten ſo **ſeltene** und **verdächtige Gabe** verbirgeſt, ſo haben wir doch in deinen Schriften einige Spuren derſelben gefunden, und der **heilige Koller**, in welchen du hier vor unſern Augen gerathen, überführt uns völlig, daß du ein **Prophet** biſt.

Denn, groſſer Philippi, wäreſt du **Meiſter von dir ſelbſt** geweſen, und wäre nicht deine Zunge von dem dich **reiſſenden Geiſte** regieret worden, ſo würdeſt du unſtreitig **menſchlich** und **verſtändlich** mit uns geredet haben. Aber ſo blendet uns die **Majeſtät** deines Vortrags ſo ſehr, daß wir nicht wiſſen was du haben wilt. Du ſprichſt: Unſer **erſtes Geſetz**

laute alſo: „Hüte dich, bey Strafe, daß du dem „Scharf-Richter nicht in die Hände falleſt, „vor der heroiſchen Beredſamkeit, ja nimm „dis Wort, welches des Landes auf ewig „verwieſen, nicht einmahl in den Mund.„

Du ſcheineſt zu glauben, wir hätten, dieſem Geſetze zu Folge, deine ſechs deutſche Reden durch unſern Scharf-Richter, den von Boxhorn, rädern und viertheilen laſſen: Ja du befürchteſt, es werde allen deinen übrigen Schriften, inſonderheit deiner Thüringiſchen Hiſtorie, als der wir bereits das Leben abgeſprochen, eben ſo ergehen.

Alles dieſes iſt uns zu hoch, theurer Philippi, und die Ehrerbietung, welche wir gegen dich hegen, läſſet uns nicht zu, deine Worte nach dem Buchſtaben zu verſtehen, ſondern befiehlt uns, zu glauben, daß groſſe Geheimniſſe darunter verborgen ſind. Denn iſt es möglich, daß du im Ernſt glauben kanſt, wir wären Feinde der heroiſchen Beredſamkeit? Iſt nicht die Lob-Rede des von Boxhorn eben ſo wohl nach den Regeln einer heroiſchen Beredſamkeit verfertiget, als deine ſechs deutſche Reden? Wer zweifelt daran, da er es ja ſelbſt, nach deinem Beyſpiel, auf dem Titel gar ſittſam geſaget hat? Wie kanſt du ſagen, wir hätten deine ſechs deutſche Reden rädern und viertheilen laſſen? Wie kanſt du den von Boxhorn einen Scharf-Richter nennen? Hat dieſer ehrliche Mann deine ſechs deutſche Reden nicht nach Verdienſt gelobet? Iſt in ſeiner gantzen Rede wohl ein Wort zu finden, das dich verdrieſſen könnte? Iſt etwa deine Demuth ſo übermäßig, daß dich das Lob, welches man dir beyleget,

eben ſo ſehr ſchmertzet, als wenn man dich **aufs Rad flöchte**? Oder ſteckt in dem **Ehren-Titel**, den du dem von Boxhorn giebſt, ein **ſtillſchweigendes Bekänntniß**, daß du ein **armer Sünder** biſt?

Dieſes wäre zu viel. Wir müſſen alſo glauben, daß deine Worte anders zu verſtehen ſind, als ſie lauten. Sie haben unſtreitig einen **geheimen Sinn**, den wir ſo unfähig ſind zu erreichen, als es uns ſchwer fällt, zu begreifen, warum du vor deine **Thüringiſche Hiſtorie** beſorgt biſt. Glaube mir, allerliebſter Philippi, ob wir gleich alle deine **auſſerordentlichen** Schriften in hohem Werth halten, ſo iſt uns doch deine **Thüringiſche Hiſtorie** die liebſte unter allen. So vollkommen iſt ſie nach unſerm Geſchmack, und ſo herrlich ſtimmet ſie mit unſern Regeln überein. Wir leſen täglich mit dem gröſten Vergnügen einige Blätter darinn, und würden denjenigen, der es nicht thäte, ohne alle Gnade aus unſerer Geſellſchaft ſtoſſen. Ich glaube nicht, daß eines unſerer Glieder uns jemahlen zu einem ſo harten Verfahren Anlaß geben werde. Ein Buch, das von Anfang biß zu Ende mit ſo vielen **Seltenheiten** angefüllet iſt, als deine **Thüringiſche Hiſtorie**, muß **Geiſtern unſerer Art** nothwendig gefallen.

Ich will nichts erwehnen von der vortreflichen **Zueignungs-Schrift**, in welcher ein jeder Abſatz vor ſich ſelbſt in **völliger Vollkommenheit** beſtehet, und mit dem andern keine Verwandſchaft hat, und welche ſo **künſtlich** gemacht iſt, daß man ſie, ohne daß ſie etwas von ihrer Schönheit verlöhre, **von hinten zu** ſo gut, als von vorne leſen kan. Wer uns kennet, der weiß, wie hoch wir eine ſo **beſondere** und **künſt-**

liche Schreib-Art halten. Nur bitte ich dich, **unvergleichlicher Philippi**, bedencke einmahl, wie ſehr uns die **Anmerckungen**, die du mit Recht **auserleſen** nenneſt, vergnügen müſſen? Was meineſtu wohl, wie uns zu Muthe ſey, wenn wir ſehen, daß du ſo ſorgfältig anmerckeſt, **daß man heutiges Tages anſtatt Durchlauchtiger, Durchlauchtigſter Fürſt** ſage (17); Daß du uns lehreſt, wie der Titel: **Hochfürſtl. Gnaden** in **Hochfürſtl. Durchlauchtigkeit** verwandelt, und nur noch den **gefürſteten Reichs-Aebten** beygeleget werde (18); ob es gleich gewiß iſt, daß nicht nur die **gefürſteten Aebte**, ſondern alle **Biſchöfe**, die, ihrer Geburt nach, keine **Prinzen** ſind, ſich damit behelfen müſſen; Daß du die **ſchädliche Lehre** unſerer Feinde, quod omnis majeſtas ſit ex pacto, ſo nachdrücklich widerlegeſt, und gar **andächtig** behaupteſt: quod majeſtas ſit immediate à Deo (19), ohne zu bedencken, daß dieſe **heilſame Wahrheit** von den meiſten vor eine **abgedroſchene Grille** gehalten wird, und der ſeel. **Maſius**, deſſen Gedächtniß noch bey allen kleinen Geiſtern im Seegen iſt, dieſelbe kaum mit **Feur und Schwerd** wider die Spötter retten können? Dieſes alles ſind Gedancken, ſo dir wohl anſtehen, und unſere Hochachtung gegen dich ungemein vermehren.

Wie erfreuen uns nicht die **ſcharfſinnigen Anmerckungen**; daß man von einem der ſich L. v. übergiebt zu ſagen pflege: **Er ruft St. Ulrichen**; oder: **Er appellirt**

(17) Siehe die Thüringiſche Hiſtorie des Hrn. Prof. Philippi p. 14. not. a

(18) Ibid. p. 29. not. ff. (19) Ibid. p. 18. ſq. not. l.

appellirt an St. Ulrichen (20); daß eine groſſe Weißheit und Erfahrung nöthig ſey, um das rechte Maaß zwiſchen Gelindigkeit und Strenge zu trefen (21); daß auch unter Brüdern oft Feindſchaft und Rache ſey, und daß dieſes dem Natur-Recht gantz entgegen (22)? Wie erquicket uns nicht die unerhörte Etymologie des Worts: Spittal; da du meineſt: Spittal ſolle wohl, ſeinem Urſprung nach, ſo viel heiſſen, als: Speiſt alle (23)? Mit wie vielem Vergnügen lernen wir nicht von dir, daß auch der König von Preuſſen die groſſe Commißion über Mecklenburg mit ſeinen Völckern unterſtützet (24)? Und daß unvermuthete Zufälle, und der oft ſchnell einbrechende Tod, auch ihren Eintrit in die gröſten Palläſte nehmen; daß auch Helden an einem Schlag-Fluß ſterben, und ein ſolches Ende, wenn man anders wohl bereitet iſt, das beſte ſey (25)? Denn ob es gleich eben nichts neues, daß die Groſſen dieſer Welt ſterben, wie andere Menſchen, ſo iſt es doch ſehr erbaulich, daß du dieſes anmerckeſt, und die Nachricht von preußiſchen Executions-Truppen in Mecklenburg iſt vollkommen neu, und wir konnten ſie von niemand, als dir erwarten, weil du der eintzige biſt, dem es gegeben iſt, auch ungeſchehene Dinge zu wiſſen.

(20) ibid. p. 76 not. 42.
(21) ibid. p. 93. not. 77.
(22) ibid. p. 110. not. 109.
(23) ibid. p. 125. not. 130.
(24) ibid. p. 180. not. 217.
(25) ibid. p. 190. not. 239.

Wielöblich iſt nicht der chriſtliche Eifer, den du in unterſchiedenen Anmerckungen (26) wider den Concubinat und die Vielweiberey bezeugeſt. Gewiß, andächtiger und keuſcher Philippi, wir hätten einen ſolchen Glauben bey einem Rechtsgelehrten, in dieſen verderbten Zeiten, nicht geſuchet. Wir erfreuen uns alſo inniglich, daß du dich durch das verführiſche Geſchwätz der unſchlachtigen und verkehrten Juriſten nicht einnehmen laſſen, ſondern zum Troſt unſerer Geſellſchaft, die unterſchiedenen Begrife einer Hure und Concubine, aus einer heiligen, und an einem Juriſten ungewöhnlichen Einfalt, ſo chriſtlich, oder wie unſere Feinde reden, ſo poſtillantiſch vermengeſt, daß wir die ſichere Hofnung hegen, du werdeſt nicht nur viele gute Gemüther, wie einen Brand aus dem Feur reiſſen, ſondern auch an jenem Tage viele Rechtsgelehrte, welche dir von der böſen Welt weit vorgezogen werden, beſchämen.

Dasjenige aber, was uns am meiſten an deinen auserleſenen Anmerckungen behaget, iſt dieſes, daß du deinen Hübner ſo wohl inne haſt, und dich, wann es auf die Hiſtorie ankömmt, nicht mit den abgenützten Lumpen alter Tröſter behängeſt, ſondern auch die älteſten Geſchichte mit den neueſten und friſcheſten Urkunden belegeſt, die eben darum am allerglaubwürdigſten ſind, weil diejenigen, von welchen du ſelbige entlehneſt, mit ſo viel mehrerm Fug vor unpartheyiſch gehalten werden kön=

(26) ibid. pag. 150. not. 173. p. 152. not. 179. p. 154. not. 180. p. 155. not. 181.

können, je weiter ſie von den Zeiten, da die **alten Begebenheiten** ſich zugetragen haben, entfernet, und von den **Afecten**, die den Bericht der **Alten verdächtig** machen, frey ſind.

Eine gegründete Furcht, deiner Beſcheidenheit zu nahe zu treten, verbietet mir, groſſer Philippi, mich weiter in die Betrachtung der **auſſerordentlichen Eigenſchaften** deiner Anmerckungen zu vertiefen. Ich übergehe alſo eine **groſſe Menge** der darinn vorkommenden **Schönheiten** mit Stillſchweigen, und ſage nur noch kürtzlich, daß wir deine **Thüringiſche Hiſtorie** unter diejenigen Schriften zehlen, die unſerer Geſellſchaft die meiſte Ehre bringen, und daß **die beyden Glieder** unſerer Geſellſchaft, die ſich neulich durch ihre vortreflichen **Anmerckungen über die Paßion**, und über die **Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem** berühmt gemacht haben, gegen dich vor **Kinder in der edlen und kleinen Geiſtern anſtändigen Schreib-Art** zu achten ſind.

Es iſt uns demnach unbegreiflich, wie du auf die Gedancken gerathen können, wir hätten deiner **Thüringiſchen Hiſtorie** das Leben abgeſprochen. Sie ſoll leben, theurer Philippi, und zu ewigen Zeiten eine Zierde unſers Bücher-Vorraths, und ein Vorwurf unſerer Bewunderung ſeyn. Die **tiefe Einſicht**, die du in die **Vortreflichkeit deiner eigenen Schriften** haſt, wird dich überzeugen, daß dieſes keine Complimente ſind, und wir haben alſo die gröſte Urſache von der Welt, alles was du von unſerm **erſten Geſetze** ſageſt, deine **Klagen** über den von Boxhorn, und deine Sorge vor deine Thüringi-

ſche

ſche **Hiſtorie vor Früchte deiner Entzückung** zu halten.

Eben dieſes ſage ich von dem **andern Geſetze**, ſo du an der Decke unſers Saals findeſt. "**Trage kei-** "**ne Sorge**, heiſt es, **wenn du gleich in der ge-** "**wöhnlichen Titulatur fehleſt.** Wir können dich, werther Philippi, auf unſere Ehre verſichern, daß wir nicht wiſſen, was du mit dieſen Worten haben wilt. Du redeſt uns gar zu **myſtiſch**: Wer kan es erreichen? Ja ich mag dich nicht einmahl um eine deutliche Erklärung bitten. Vieleicht iſt es dir ſelbſt unmöglich, die **hohen Worte** auszulegen, welche in der **heiligen Verwirrung**, **ohne alles Zuthun deines Verſtandes**, aus deinem **prophetiſchen** Munde gegangen ſind.

Und was ſoll ich alſo von dem **dritten** Geſetze unſerer Geſellſchaft, das du **im Geiſte** geſehen haſt, ſagen? Auch dieſes können wir, ohne die Ehrerbietung, ſo wir dir ſchuldig ſind, zu verletzen, nicht nach dem Buchſtaben verſtehen. Wir können uns unmöglich einbilden, daß du uns in dem Verdacht habeſt, als ſuchten wir in der Nachahmung eines **Cicero** und **Demoſtenes** unſern Ruhm. Du weiſt, mein lieber Philippi, daß dieſe **blinden Heiden** zu ihren Zeiten abgeſagte Feinde unſerer Geſellſchaft, und ihre Schriften jederzeit ein Greuel in unſern Augen geweſen ſind. Wie hat es nicht unſere Geſellſchaft geſchmertzet, daß gewiße **Verächter** unſerer Anſtalten, den vermaledeyeten und Grund-böſen Geſchmack der Heiden, die von GOTT nicht wiſſen, in die **chriſtliche Beredſamkeit** einführen wollen? Und wie haben wir uns hergegen nicht gefreuet, daß du, **O ſtreitbarer**

Philippi,

Philippi, vor dem Riß getreten, und dich durch deine vortrefliche Schriften dem einreiſſenden Verderben entgegen geſtellet haſt? Wie kanſt du uns dann Schuld geben, wir hielten den **Cicero** und **Demoſtenes** hoch? Ich bin verſichert, groſſer Philippi, daß du eine beſſere Meinung von uns haſt, und ſolte dahero faſt auf die Gedancken gerathen, du wolleſt gerade das **Gegentheil** von dem, das du ſageſt, verſtanden wiſſen, und nur ſo viel ſagen, daß unſere Feinde thörigt handeln, wenn ſie, obgleich die deutſche Sprache ihre eigene Regeln hat; doch verlangen, man ſolle ſich nach den Regeln der lateiniſchen und griechiſchen Rede-Kunſt eines Cicero und Demoſtenes richten.

Anf ſolche Art würde unſer **drittes Geſetz**, nach deinem Sinn, folgender Geſtalt lauten müſſen: **Binde dich nicht an die Regeln der lateiniſchen und griechiſchen Rede-Kunſt eines Cicero und Demoſtenes, denn die deutſche Sprache hat ihre eigene Regeln.**

Dieſes wäre ein Geſetz vor uns, und der Schluß, auf welchen ſich daſſelbe gründet, würde uns als kleinen Geiſtern wohl anſtehen, weil in ſelbigem die **Sprach- und Rede-Kunſt** ſo artig mit einander vermenget ſind, und nicht undeutlich zu verſtehen gegeben wird, daß es eine **lateiniſche**, eine **griechiſche** und eine **deutſche Beredſamkeit** gebe, die weſentlich von einander unterſchieden; welches gewiß unſern Feinden eben ſo wunderlich vorkommen würde, als wenn man ihnen von einem lateiniſchen, griechiſchen und deutſchen **Ein mahl eins** vorſagen wolte.

Allein,

Allein, groſſer Mann, eine heilige Ehrfurcht, hält mich von einer vorwitzigen Ausgrübelung deiner heiligen und verborgenen Abſichten zurücke. Ich weiß, daß nichts, als die Unbegreiflichkeit und Dunckelheit die Reden ſolcher Propheten, als du, ſchätzbar macht: Und es wäre eine ſtrafbare Verwegenheit, wenn ich mich unterfangen wolte, deine Weiſſagungen ihrer gröſten Annehmlichkeit zu berauben. Du weiſt am beſten, theurer Philippi, ob wir die hohen Geheimniſſe, die in deinen Worten verborgen liegen, faſſen können, oder nicht, und wirſt alſo ſchon wiſſen, wann es Zeit iſt, uns mit einem gröſſern Lichte zu begnadigen.

Ich ſehe, meine Brüder, die Ungedult, mit welcher ihr dieſe frohe Stunde erwartet, aus euren Augen hervor leuchten. Allein gebt euch zufrieden, und freuet euch, daß der Hr. Prof. Philippi in ſeiner Entzückung nicht durchgängig gleich hoch und dunckel geredet hat. Er wird gegen das Ende derſelben immer verſtändlicher.

In ſeſe redit, atque hominis tandem ore locutus (27).

Redet er nicht, indem er die übrigen, ihm im Geſichte vorkommenden Geſetze unſerer Geſellſchaft von der ledigen Decke unſers Saals ablieſet, ſo deutlich und umſtändlich von unſerer Sorgfalt in Vermeidung eines fruchtbaren Vortrags nützlicher Wahrheiten, von unſerer Bemühung ſein natürlich zu reden, von unſerm Verbot einer genauen Wahl der Gedancken, eines richtigen Zuſammenhangs

(27) Virgilius Georg Lib. IV. v. 444.

hangs der Urtheile, und einer Bündigkeit in den Schlüſſen, und endlich von der Kühnheit, mit welcher wir über alles, was in der Welt heilig und ehrwürdig iſt, herfahren, als wenn er viele Jahre unter uns zugebracht hätte? Dieſe Erkänntniß unſerer Verfaſſung, welche du, theurer Philippi, von dir blicken läſſet, erfüllet unſere Hertzen mit einer unausſprechlichen Freude. Denn es iſt unmöglich, allerliebſter Philippi, daß du eine Geſellſchaft haſſen könnteſt, deren Hochachtung gegen dich ſo groß iſt, daß ſie durch ihre Geſetze alle ihre Glieder zur Nachahmung deiner **auſſerordentlichen Schreib-Art** verbindet. Bedencke aber einmahl, können die **vier letzten Geſetze**, die du im Geiſte geſehen haſt, und die wir vor die unſern erkennen, wohl einen andern Endzweck haben? Sind ſie nicht aus deinen, uns ſo lieben, Schriften genommen?

Es ſcheinet faſt, theurer Philippi, als wenn du dieſes erkenneteſt. Denn du tadelſt nicht ein einziges, und wenn du vorgiebſt, du erſchreckeſt bey Erblickung unſers Geſetzes, welches, nach deiner Rechnung, das **ſiebende** iſt, über unſere Kühnheit; ſo glauben wir, dieſes **Erſchrecken** ſey mehr eine Frucht deiner, auch wider deinen Willen ſich in dir regenden, **Neigung** zu uns, deinen dir ſo **ähnlichen Brüdern**, als ein Zeichen, daß dir unſere Kühnheit mißfalle.

Es iſt dieſes nicht zu vermuthen von einem Manne, der mit Fug unter die **kühneſten** und **verwegenſten Scribenten** ſeiner Zeit gerechnet werden kan. Mit was vor **Dreiſtigkeit**, haſt du nicht, **hertzhafter** Philippi, dem **Churhauſe Sachſen** die **Stifter**

Mer-

Merſeburg und **Naumburg** abgeſprochen (28)? Wie verwegen haſt du nicht, an einen gewiſſen Ort, vor einer ſchon verſtorbenen groſſen Printzeßin, und was noch mehr zu bewundern, von der noch lebenden Hertzogin von K-nd-l geredet (29)? Und haben nicht viel **Groſſe** bey dem **Lotterey-Weſen in Sachſen** mit ihrem Schaden erfahren, daß auch die angeſehenſten Männer vor deiner Feder nicht ſicher ſind, wenn dein **gerechter Zorn** erſt an zu brennen fängt?

Wir folgen deinem Exempel, **heldenmüthiger** und **kühner** Philippi, und ſcheuen uns vor nichts. **Unſer Wahlſpruch** iſt:

"Aude aliquid brevibus Gyaris, & carcere dignum

"Si vis eſſe aliquis . . . . (30).

Laß es ſeyn, daß man unſere Kühnheit beſtrafet; Wir leiden allemahl **unſchuldig**. Man werfe uns in den **Kercker**: Wir wiſſen uns groß damit. Wir ſind ſo ſehr von dem Reſt der Menſchen unterſchieden, daß wir das, was andere **Schande** nennen, vor unſere gröſte Ehre achten. Es kömmt nur darauf an, wie man eine Sache anſiehet. Empfangen wir, was unſere Thaten, nach dem Urtheil unſerer Verfolger, werth ſind, ſo ſind wir **Märtyrer der Wahrheit**; Legt man unſere **Füſſe in den Stock**; ſo tröſten wir uns damit, daß ein dergleichen **Gefängniß**, daß einer nicht um Miſſethat willen, ſondern aus unverſchul-

(28) S. die Thüring. Hiſtorie. p. 203. ſqq. not. 260.
(29) ib. p. 155. not. 181.
(30) Juvenalis Sat. I.

ſchuldetem Haß der Mächtigen, ausſtehet, mehr edle Seelen betroffen habe (31). Wir ſind nimmer **Delinquenten** und Miſſethäter, ſondern **Staats-Gefangene** und **Königliche Arreſtanten** (32), und unſer Kercker iſt uns ein **Pathmus**.

Sey demnach unſertwegen unbeſorget, werther Philippi. Unſere Kühnheit wird uns ſo wenig ſchaden, als dir die deinige: Und haben wir desfals Anfechtung, ſo haben wir auch von dir gelernet, ſolche **Fatalitäten** zu überſtehen, und uns, nach deinem Beyſpiel, zu tröſten. Beſeufze vielmehr unſer **Verhängniß**, daß wir ſelten Gelegenheit haben unſere Standhaftigkeit in ſolchen Fällen zu beweiſen. Wir gäben öfters viel darum, daß unſere Schriften **verboten**, und wir zur Verantwortung gezogen würden. Denn jenes würde den **Abgang** unſerer Wercke, der ordentlicher Weiſe ſehr ſchlecht iſt, befördern, und dieſes ein Zeichen ſeyn, daß man unſere **Stiche** gefühlet. Allein es wird uns ſo gut nicht. Man achtet uns nicht einmahl ſo viel, daß man ſich um uns, und unſere Schriften bekümmert. Du wirſt aus **eigener Erfahrung** wiſſen, groſſer Philippi, daß ich die Wahrheit ſage. Hat man deiner **Thüringiſchen Hiſtorie**, einer Schrift, die ſo viel bedenckliches in ſich faſſet, **in Sachſen** wohl die Ehre gethan, daß man ſie **confiſciret**? Man hat ſich geſtellet, als wäre ſie nicht in der Welt, und dieſes **unvergleichliche Werck** würde unſtreitig ſchon guten Theils von den **Motten** verzehret, oder wohl gar den Weg aller, nach dem

(31) S. die Thüringiſche Hiſtorie. p. 166. u. 198.
(32) S. die S. deutſche Reden. p. 76. not. (*)

Geſchmack unſerer Geſellſchaft verfertigten, Schriften, gegangen, und niemahls zum Vorſchein gekommen ſeyn, wenn nicht unſer lieber Bruder, der von Boxhorn, **den Lohn von GOTT** genommen hätte, deſſelben in der auf dich gehaltenen **Lob-Rede**, zu erwehnen, und alſo, zugleich mit deinen **ſechs deutſchen Reden**, aus dem Staube hervor zu ziehen.

Ich bin verſichert, werther Philippi, du ſieheſt alle dieſe Wahrheiten tiefer ein, als ich, und weiſt beſſer, als ich es dir ſagen kan, wie nöthig Geiſtern unſerer Art diejenige Kühnheit iſt, die du vor gefährlich hältſt. Indeſſen erkennen wir aus deiner ſo liebreichen Beſorgniß, die Gröſſe deiner zu uns tragenden Liebe, von welcher du uns auch **mitten in deinem Zorn** ſo deutliche Proben giebeſt. Wir ſind dir davor unendlich verbunden, und preiſen die Gnade unſers Schutz-Gottes **des groſſen Pans**, daß es ihm gefallen, deinen, ohne unſer Verſchulden, wider uns entbrannten Grimm durch eine **Entzückung** zu brechen, und dir in einem **Geſichte** unſere Geſetze ſehen zu laſſen, aus welchen eine ſo genaue **Aehnlichkeit** zwiſchen **deinem** und **unſerm Geiſte** hervorleuchtet, daß, woſern du nicht von Stein biſt, dein Hertz dadurch nothwendig gerühret, und wieder zu uns gewandt werden muß.

Vergönne uns, groſſer Philippi, daß wir uns mit dieſer angenehmen Hofnung ſchmeicheln. O wie vortheilhaft wird deine Gewogenheit uñ Freundſchaft unſerer Geſellſchaft ſeyn? Was wird es ihr nicht vor Ehre bringen, daß unter uns ein **Prophet** aufgeſtanden? Und wie werden ſich unſere Feinde ärgern, wann

ſie

ſie unſere Geſellſchaft unter dem Schirm eines Haup-
tes von ſo **auſſerordentlichen Verdienſten** blü-
hen, und an Ruhm und Anſehen wachſen ſehen? Alle
ihre Bemühung, uns zu ſchaden, wird ins künftige
vergebens ſeyn. Wollen ſie **ofenbahre Gewalt** ge-
brauchen, ſo wird es ihnen gehen, wie den **Rieſen**, die
den Himmel ſtürmten, und auch der grimmigſte An-
grif ihnen nichts, als die traurige Ehre, von dem
Strahl der **heroiſchen Beredſamkeit** unſers **Ju-
piters** zerſchmettert zu werden, zu wege bringen.
Wollen ſie uns durch **Liſt** ſtürtzen, ſo wird deine
Vorſicht, und **Weißheit** ihre geheimeſten Anſchlä-
ge zu nichte machen. Du wirſt ihnen, nach der Gabe,
die dir gegeben iſt, in das innerſte ihrer Hertzen ſehen,
und vorher wiſſen, was ſie dencken, und nicht den-
cken. Denn was iſt dir wohl, **O du Seher**! verbor-
gen? Du ſieheſt vorher, was künftig geſchehen wird,
und weiſt was in dem **Rath der Götter** beſchloſ-
ſen iſt.

Was bißher kein Menſch gewuſt, ja was nicht
einmahl den **Engeln im Himmel** bekannt ge-
weſen, das iſt dir ofenbahret. Du weiſt, **groſſer
Prophet** wann der **jüngſte Tag** kommen wird.
Du haſt uns vor nicht langer Zeit verkündiget:
„Daß die Welt 6000. Jahr biß zum Untergan-
„ge Babels, und des groſſen **Antichriſts**, eines
„**atheiſtiſchen Königes**, ſo **viertehalb** Jahr
„vor dem Einbruch des Welt-Gerichts tyranniſi-
„ren wird, ſtehen werde: daß die Tage, durch ei-
„ne ſonderbare Veränderung, ſo an der Sonne
„noch geſchehen wird, verkürtzet werden ſollen,

"und daß ſich in Zeit von 53 Jahren, wer es erleben "ſolte, die **allerwunderbarſten** Begebenheiten, "und **erſchröcklichſten** Gerichte noch zutragen "werden (33).

Wie tröſtlich muß der **ſeufzenden Creatur** dieſe Weiſſagung nicht ſeyn, aus welcher ſie lernet, daß ihre Erlöſung ſo nahe iſt? Und verdienteſt du nicht, o **Mann GOttes**! daß man dir Altäre aufrichtete? Deine Demuht läſſt dieſes zwar nicht zu: Allein das ſolt du mir doch nicht wehren, daß ich die **Gnade**, die in dir iſt, verehre, und deine Einſicht in das Künftige bewundere.

Ich muß der Spötter lachen, die, nach ihrer **Naſe-Weisheit**, dich vor einen **philoſophiſchen Enthuſiaſten** halten, und es nicht verdauen können, daß du deine **beſondere Einſicht** in die Materien, welche du in deinem **mathematiſchen Verſuch** abgehandelt haſt, und die Erkänntniß der **Unmöglichkeit einer ewigen Welt** vor einen, dir **unverdient geſchenckten, Strahl des ewigen Lichts** ausgegeben (34); daß du den, dir vor die **herrliche Ausführung** ſo wichtiger Wahrheiten gebührenden Ruhm, nicht dir, ſondern der Gnade, die in dir iſt, zugeſchrieben (35), und endlich gar zum Schluß mit **aufgehabenen Händen** GOtt geprieſen, daß er das, was du in deiner Schrift wider **Wolfen** vorgetragen, den **Weiſen** und **Klugen** verborgen, und dir, als einem **Unmündigen**, offen-

(33) S. den mathematiſchen Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt. p. 413.

(34) ib. p. 428.

(35) ib. p. 429.

offenbahret, ja die Beweiſe in dieſer Sache dir ſelbſt in den Mund geleget habe (36).

Dieſe **Elende** ſtehen in dem Wahn, es ſey eine" **ſcheinheilige Prahlerey**, und ein **andächtiger**" **Mißbrauch** des göttlichen Nahmens, wann du" dich einer **göttlichen Eingebung** rühmeſt." Man könne, ſprechen ſie, zur Noth aus **natürlichen Kräften**, und ohne eine beſondere **Erleuchtung** begreifen, "daß das, was **nothwendig** einen Anfang gehabt haben **muß**, nicht **allezeit** geweſen, und folglich nicht ewig ſeyn könne. Es ſey **daher** nicht zu glauben, daß die **göttliche Vorſicht** dich in dieſem **Zeit-Raum** erwecket habe, etwas zu beweiſen, daran niemand" zweifelt, und dich zu einer ſo **unnöthigen Arbeit**" mit einer **beſondern Einſicht** begabet habe, die" andere nicht gehabt. Es ſey folglich deine Dancksagung lächerlich, und komme nicht viel beſſer heraus, als wenn du zum Beſchluß deiner Schrift" GOTT auch davor dancken wollen, daß er dir" Kräfte verliehen, in währendem Schreiben deine **Sand-Büchſe** von deinem **Dinten-Faß** zu" unterſcheiden. Man müſſe ſich wundern, daß du" dich nicht entſehen, deine Einſichten einer **Einblaſung** zu zuſchreiben, da du doch ſelber geſtündeſt, daß die **Unmöglichkeit einer ewigen**" **Welt** dir gleich in die Augen geſtrahlet, ſo bald" du nur die Begriſe des **ewigen**, **ſelbſtſtändigen**, **nothwendigen**, **unterwürfigen** u. ſ. w." mit einander verglichen, ja es vor eine ſehr **begreifliche Sache** hielteſt, daß die Welt nicht ewig ſeyn" könne"

(36) ibid. p. 437.

"könne (37). Ueberdem wåre dein **Mathematiſcher Verſuch** ſo beſchafen, daß man einen **ſehr übleu Begrif** von der göttlichen Weißheit haben "müſte, wenn man glauben wolte, daß ſie an den "darinn vorkommenden Gedancken einigen Antheil "håtte; Und ſey es alſo eben **nicht gar ehrerbietig**, "daß du GOtt Schuld gåbeſt, er habe dir Gedan"cken eingeflößet, deren ſich viele **kluge Leute** "**ſchåmen** würden. Sie wenigſtens, fahren ſie "fort, möchten nicht, daß man ihnen nachredete, "ſie håtten die Worte des Herrn Wolfs: **Thut** "**Herr Budde dieſes dem Thomas von Aqvi**"**no, einem engliſchen Lehrer, was will er** "**mir nicht thun?** ſo verſtanden, als wenn Herr "Wolf ſagen wollen: **Iſt Thomas Aqvinas ein** "**engliſcher Lehrer, wie vielmehr bin ichs** "(38). Sie würden es vor eine Beſchimpfung ach"ten, wenn man von ihnen ſagen wolte, ſie glaub"ten, **daß GOtt zornig ſey, wann es donnert,** "**und daß der Blitz nur die Gottloſen tråfe** "(39); oder ſie wåren ſo übel in ihrem Gehirne ver"**wahret**, daß ſie nicht begreifen könnten, wie es "möglich ſey, **daß GOtt, der die Kraft etwas** "**zu würcken von Ewigkeit beſeſſen, von E**"**wigkeit etwas habe würcken können**, da ſie "doch ſo gar glaubten, es ſey möglich, **daß mehr, als** "**ein GOtt ſey.** (40). Da nun dein **mathemati**"**ſcher Verſuch** voll von ſolchen **Einfållen**; ſo ſey "es **mehr als låcherlich**, daß du ſo **deutliche**

Merck-

(37) ibid. p. 269. not. 229.
(38) ib. p. 441. not. 51.
(39) ib. p. 401. ſq. not. 346.
(40) ib. p. 66. 92.

Merckmahle eines duncklen Verſtandes vor" zurückprallende Strahlen des dich beſchei-" nenden göttlichen Lichts ausgäbeſt, und wer-" deſt du mit deiner vorgegebenen Einblaſung und" Erleuchtung um ſo viel weniger Glauben finden," je ſchwerer es zu begreifen, warum der Geiſt, der dir" ſo wunderliche Gedancken eingegeben, nicht" ſo viel Liebe vor dir gehabt, daß er dir dein barbari-" ſches *Epiſtolium* (41), welches du, als ein da-" mahliger Jüngling (42) an den Hrn. Wolf" geſchrieben, corrigiret, oder wenigſtens dich an-" getrieben, daſſelbe nochmahl incudi conſcii tui" (43) zu unterwerfen; ſondern dich daſſelbe in dem" jämmerlichen Zuſtande, worinn es jetzo vor al-" ler Welt Augen liegt, drucken laſſen, gerade als" wenn es nöthig, jederman zu überführen, daß du" kein beſſerer Lateiner, als deutſcher Redner" ſeyſt; ja daß er gar ſo neidiſch geweſen, daß er dir" dasjenige vorenthalten, welches dir doch zu wiſſen" höchſtnöthig geweſen, nemlich, daß niemand zu" finden, der den Irrthum hege, welchen du in deinem-" Mathematiſchen Verſuch widerleget haſt. Du" ſäheſt alſo eine Wind-Mühle vor einen Rieſen" an, und dieſes habe Don Qvixot, ohne allen" auſſerordentlichen Beyſtand von oben," bloß aus natürlichen Kräften auch gethan."

 Es

(41) ib. p. 430. ſq.

(42) ib. p. 273. not. 233.

(43) Iſt eine in dem lateiniſchen Epiſtolio des Herrn Philippi vorkommende neue Redens-Art, davon die einfältigen Alten eben ſo wenig gewuſt, als von dem Wort: irrefraganeus.

Es ſey demnach . . . . : Doch mich eckelt ſchon vor dieſem Geſchwätz. Ich übergehe den gröſten Theil der giftigen Spötterejen, welche dieſe Unglückſeelige wider deinen **Mathematiſchen Verſuch** überhaupt, und inſonderheit wider den **andächtigen** und **demühtigen** Beſchluß deſſelben ausſtoſſen, mit Stillſchweigen. Die Reden ſolcher Leute irren mich nicht. Ich bin verſichert, ſie würden anders urtheilen, wenn der **Neid**, und die **Vorurtheile**, mit welchen ſie alle Schriften **kleiner Geiſter** leſen, ihnen zugelaſſen hätten, diejenige Stelle deines **Mathematiſchen Verſuchs**, aus welcher der **dir geſchenckte Strahl des ewigen Lichts** ſo helle hervorleuchtet, mit gehöriger Aufmerckſamkeit anzuſehen.

Ich habe dieſe Stelle gefunden, **begeiſterter Philippi**. Ich erkenne, daß du Urſache haſt, dich einer hohen Ofenbahrung **in Demuth** zu rühmen, und ehre dich als einen **Propheten**, der alle Propheten, die unſere Geſellſchaft ſeit ihrer Stiftung gehabt hat, weit übertrift. Es iſt bekannt, **erleuchteter und beſtrahlter Mann**, daß der Trieb zu weiſſagen bey kleinen Geiſtern nicht ſelten iſt. Nicht nur die **neuen Propheten**, deren **Lohn** in dieſen verderbten Zeiten ſehr ſchlecht iſt, ſondern auch die **Zauberer in Egypten**, alle **Wahrſager**, **Zeichendeuter**, **Sternſeher**, **Chaldäer**, ja auch diejenigen **jüdiſchen Propheten**, von denen **in der Bibel** nicht viel gutes geſagt wird, gehören zu uns. Ich will alle dieſe **vortreflichen Männer**, denen unſere Geſellſchaft ſo vieles zu dancken hat, nicht verachten: Allein was ſind ſie gegen dich? Wie groß auch ihre Verdienſte geweſen

ſind,

ſind, ſo hat es ihnen doch an derjenigen Klugheit gefehlet, die Du, **O groſſer Prophet!** in deinen Weiſſagungen bezeigeſt.

Nur von denen zu reden, die ſich, wie du, unterfangen haben, den **Tag des jünſten Gerichts** vorher zu verkündigen, ſo haben ſie nicht die Vorſicht gebrauchet, die zu einem ſo wichtigen Unternehmen erfordert wird. Sie haben allemahl ein **gewiſſes Jahr** beſtimmet, und alſo, wo nicht bey ihrem Leben den Verdruß; doch wenigſtens nach ihrem Tode die Schande gehabt, daß man geſagt ſie hätten gelogen. Ob es nun gleich bey allen vernünftigen Leuten ausgemacht iſt, daß es eine Einfalt, nach dem Ausgange von einer Sache zu urtheilen, und folglich eine **Prophezeihung**, die **nicht erfüllet** wird, eben ſo wenig aufhöret, eine **wahre vollſtändige Prophezeihung** zu ſeyn, als eine nach den **Regeln** der **Artzney-Kunſt** verfertigte **Purgantz**, die aus gewiſſen Urſachen ihre Würckung nicht hat, aufhöret eine **Purgantz** zu ſeyn: Auch unſere Feinde ſelbſt **ihren Jonas** darum nicht vor einen **falſchen Propheten** halten, weil der **Untergang der Stadt Ninive**, welchen er vorher verkündiget hatte nicht erfolget iſt: So haſt du doch wohl gethan, werther Philippi, daß du dem **Läſterer** nicht **Raum gegeben**; ſondern den **Einfältigen** alle Gelegenheit beſchnitten, das Maul, nach ihrer löblichen Weiſe, über dich und deine Weiſſagung zu reiſſen, wenn ſie, wie es leicht geſchehen kan, entweder zu frühe, oder gar nicht erfüllet werden ſolte.

Auf die Art, wie du es machſt, biſt du ſicher, es mag kommen wie es will. Bricht der **jüngſte Tag** ein, noch ehe die 53 jährige Friſt, die du der Welt zur Buſ-

ſe gegeben haſt, zu Ende läuft, ſo verliehreſt du nichts dabey. Denn qui poteſt majus, poteſt etiam minus, und alle **kluge Leute** werden alſo erkennen, daß, da du auf 53. Jahr hinausſehen können, es dir ein leichtes geweſen ſeyn würde, das, was in einer kürtzern Zeit geſchehen ſollen, und nicht ſo weit entfernet war, vorher zu wiſſen, wenn die Schärfe deines **geiſtlichen Geſichts** nicht ſo **übergroß** geweſen. Sie werden dich demnach vor einen ſo viel **gröſſern Propheten** halten, je **weiter** ſich deine **Einſicht** in das Künftige erſtrecket. Geſetzt aber, **deine** 53. **Jahr** lieſen zu Ende, und der **jüngſte Tag** bliebe aus. Was fragſt du darnach? Drey und funfzig Jahr iſt eine lange Zeit, in welcher ſich vieles zutragen kan. Vielleicht erlebeſt du das Ende derſelben nicht, und nach deinem Tode höreſt du nicht, was man von deiner Weiſſagung ſagt. Und was wäre es dann, wenn du gleich das 1785te Jahr überlebteſt? Ich glaube wohl, die Einfältigen würden dich, als einen falſchen Propheten auslachen, wenn der jüngſte Tag nicht käme: Allein könnteſt du dieſe **Tröpfe** nicht leicht zu Schanden machen? Du haſt ja nicht geſagt, daß der jüngſte Tag eben im 1785ten Jahr kommen werde. Du ſagſt nur überhaupt, die Welt werde noch 53. Jahr ſtehen; Und haſt du alſo nicht vollkom̃ene Freyheit, im Falle der Noth, zu ſagen, du habeſt nicht von **gemeinen**, ſondern von **prophetiſchen** Jahren geredet. Dieſe **Ausflucht** kan nicht nur bey deinem Leben deine Ehre retten; ſondern muß auch nach deinem Tode **in alle Ewigkeit** gelten, und du wirſt folglich den Ruhm eines Propheten mit dir ins Grab nehmen, und die Ehre haben, daß deine Weiſſagun-

gen

gen von unſern ſpäteſten Nachkommen vor wahr gehalten werden.

Wie klüglich iſt es demnach von dir gehandelt, groſſer Philippi, daß du die **gemeine und plumpe Art**, den jüngſten Tag vorher zu verkündigen, verlaſſen, uñ durch eine **prophetiſche Zweydeutigkeit** deine Ehre in Sicherheit geſetzet haſt. Das heiſſe ich nach der Kunſt weiſſagen. Wer wolte dich daher nicht bewundern, theurer Philippi? Wer muß nicht über die **Beſcheidenheit** erſtaunen, mit welcher du die **wichtige Nachricht** von der Zeit des jüngſten Gerichts, die du unſtreitig von **guter Hand** haſt, vorbringeſt? Du ſprichſt nicht **troziglich: So ſpricht der HErr.** Sondern du ſageſt mit einer **Sittſamkeit**, die man nicht leicht bey einem andern Propheten finden wird: **Du wolleſt deine Meinung niemanden aufdringen.** Dieſe Beſcheidenheit, groſſer Mann, muß nothwendig deine Weiſſagungen bey **edlen Gemüthern**, die ſich nicht leicht mit Gewalt zu einer Meinung zwingen laſſen, höchſt beliebt machen, und kan dir auch, wenn allenfals die Erfüllung deiner Prophezeihung nicht zur beſtimmten Zeit erfolgen ſolte, eben ſo groſſe Dienſte thun, als die Zweydeutigkeit, der du dich befliſſen.

Es kan zwar wohl ſeyn, daß einige daher, daß du deine Meinung nur vor **höchſt wahrſcheinlich** ausgiebſt, Anlaß nehmen zu glauben, du ſeyeſt kein Prophet: Allein kluge Leute ſehen wohl, daß dieſes übel geſchloſſen, und daß du **ohne Ofenbahrung** die **hohe Wahrſcheinlichkeit** deiner Meinung nicht einſehen können; Weil es unmöglich iſt, zu begreifen, wie ein **ſich ſelbſt gelaſſener Menſch**, ohne

ohne auſſerordentliche Erleuchtung mehr Wahrſcheinlichkeit darinn finden könne, daß der jüngſte Tag um 53. Jahr kommen, als daß er heute, morgen, oder über hundert, tauſend, oder zehntauſend Jahr einbrechen werde. Denn eines iſt ſo gewiß, und ungewiß, wahrſcheinlich und unwahrſcheinlich, als das andere.

Du biſt und bleibeſt alſo, **O Wunder-Mann!** ein groſſer Prophet, und wir haben die wichtigſten Urſachen von der Welt, auf dich unſer Vertrauen zu ſetzen, und feſte zu hofen, du werdeſt den Hochmuth unſerer Feinde dämpfen, und dieſe loſe Verächter unſerer Geſellſchaft unter unſere Füſſe treten, in kurtzen. Und wie wird mir? Iſt es doch, als wenn deine Gegenwart eben ſo **anſteckend**, als die **Verdrehungen** eines **entzückten** Quäckers. Indem ich dich anſehe, groſſer Philippi, und mit den **Augen meines Gemüths** deinen **prophetiſchen Geiſt** betrachte, werde ich bey nahe ſelbſt ein **Prophet.**

"· · · · · · · Bella, horrida bella
"Et Tibrim multo ſpumantem ſanguine
cerno (44).

Ich ſehe dich im Geiſte mit **eiſernen Hörnern** einhertreten, und die **verfluchte Rotte** unſerer Widerſacher zerſtoſſen. Euge Philippe! pulchre Philippe! percute ſceleſtos. Percuſſiſti, vulneraſti, interfeciſti. So recht! **O Held!** da liegen ſie bey Hauſen. Wehe euch ihr **groſſen Geiſter!** Wehe euch! Euer Untergang iſt nahe. Die Wünſche unſerer Väter ſind erfüllet. Wir dürfen nicht mehr ſeufzen:

"Exo-

(44) Virgilius Æneid. Lib. VI. v. 86. 87.

"Exoriare aliquis noſtris ex oſſibus ultor,
"Qui face Dardanios, ferroque ſequare colonos (45).

Unſer **Rächer** iſt da. Heulet ihr **unglückſeeligen Verfolger** kleiner Geiſter! Er kömmt euch zu verderben. Wie wolt ihr ſeinem Zorn entfliehen? Er wird euch in ſeinem Grimm aufreiben, eure Aecker verwüſten, eure Wohnungen mit Feuer verbrennen, und es wird kein Retten da ſeyn.

Dieſes und noch ein mehrers verſprechen wir uns von dir, **tapferer Philippi**, und das um ſo viel mehr, je herrlicher der Anfang iſt, den du ſchon gemacht haſt. Du haſt dich, ſo oft du dich, ſeit dem du geſchrieben, in eine **Diſciplin** gewaget haſt, nicht anders geſtellet, als wenn du **in Feindes Land** wäreſt. Du haſt niedergeriſſen, verwüſtet, geſenget und gebrennet, ohne alles Erbarmen. Noch neulich haſt du in der **Chronologie** ſo haußgehalten, daß unſere Feinde in **hundert Jahren** nicht werden ausbeſſern können, was du verdorben haſt (46). Fahre ſo fort, **auserwehlter Philippi**, und räche deine bißher bedrängten und verfolgten Brüder. Erfreue uns, ſo bald es möglich iſt, mit deiner **Anatomie des menſchlichen Verſtandes** (47), und mache durch dieſe herrliche Schrift, das **feſte Neſt** der **Vernunft-Lehre**, aus welchem unſere Feinde uns ſo vielen Dampf anthun, dem **Erdboden gleich**.

Es

(45) ibid. lib. IV. v. 625. 626.
(46) S. den Mathematiſchen Verſuch. p. 409. ſqq. n. 359.
(47) ib. p. 324.

Es wird nicht nöthig ſeyn, daß ich dich zu Vollführung eines ſo wichtigen Wercks, durch weitläuftiges Zureden, aufmuntere. Dein Eyfer vor die Ehre und Aufnahme unſerer Geſellſchaft, iſt faſt gröſſer, als wir wünſchen. Du bedarffſt mehr eines **Zügels** als der **Spornen**, groſſer Philippi: Und ich bitte dich, im Nahmen unſerer Geſellſchaft, deine Hitze zu mäßigen. Es ſteigt dieſelbe manchmahl ſo hoch, daß du **alles niedermachſt, was dir vorkommt**, und kaum im Stande biſt, **Freund und Feind zu unterſcheiden.** Unſer lieber Bruder, der von Boxhorn, hat es, deucht mich, erfahren, daß es beſſer einem **Bären** zu begegnen dem die Jungen geraubt ſind, als dir, **O Held!** wann du auszeuchſt zum Streit, und dein **gereizter Grimm** dich Freund und Feinden ſchrecklich macht. Du ſiehſt ihn **im Eyfer** vor deinen **Feind** an; Du kömmeſt mit **Ungeſtüm**, ihn aufzuſuchen, und wer weiß, wie es ihm ergangen wäre, wenn du ihn gefunden hätteſt?

Iſt es möglich, **erzürnter Held**, ſo begreife dich. Wüte nicht ferner gegen einen **Unſchuldigen**, der das Glück hat dein **Mitbruder**, und einer deiner **gröſten Verehrer** zu ſeyn. Schütte deinen Grimm aus auf unſere Feinde, und ſchone unſer. Warum wollen wir, allerliebſter Philippi, uns, zur gröſten Freude unſerer Widerſacher, untereinander aufreiben?

"Dii meliora piis erroremque hoſtibus illum (48).

O!

(48) Virgilius Georg. Lib. III. v. 513.

O! was wolte ich darum geben, daß der Herr von Boxhorn gegenwärtig wäre, und ſich ſelbſt gegen dich rechtfertigen könnte! Aber da dieſes nun nicht ſeyn kan, ſo erfordert meine Pflicht, einen **abweſenden Bruder** zu vertreten. Wir haben ihn in **wichtigen Angelegenheiten** verſchicket, und es wäre unbillig, daß ſeine Abweſenheit ihm zur Laſt gereichen ſolte. Erlaube mir demnach, groſſer Mann, daß ich dir einen Irrthum benehme, der dich zu Thaten verleiten könnte, deren Folgen dir und unſerer Geſellſchaft gleich nachtheilig ſeyn würden.

Du bildeſt dir ein, theurer Philippi, der von Boxhorn habe die ſtrafbare Abſicht gehabt, deiner zu ſpotten, und desfals ſeinen Nahmen verſchwiegen. Aber iſt es möglich, daß du dieſes im Ernſt glaubeſt? Ich ſolte es nimmer dencken. Denn biſt du wohl jemahlen mehr gelobet worden, als in der Rede, welche der von Boxhorn in unſerer Geſellſchaft, dir zu Ehren, gehalten? Ich glaube wohl, **demüthiger Philippi**, daß die Lob-Sprüche, welche er dir beygeleget, deine Beſcheidenheit verletzet haben: und es ſtehet dir wohl an, und macht dich um ſo viel gröſſer, daß du dich derſelben unwürdig ſchätzeſt, und ſie von dir ablehneſt. Nur möchte ich wünſchen, daß du dieſes letzte mit **wenigerm Ungeſtüm**, und mehrerer **Höflichkeit** gethan hätteſt..

Ich ſage dieſes nicht in der Abſicht, dich zu **meiſtern**, groſſer Mann: Denn wer bin ich, daß ich mich dieſes unterſtehen ſolte? Ich vor meine Perſon, erkenne aus deinem **ſonderbaren Verfahren** die **Ueberſchwenglichkeit** deiner Demuth: Aber ich fürchte, unſere Feinde werden daſſelbe mit andern Augen

gen anſehen, und die Art, mit welcher du das dir beygelegte Lob ablehneſt, vor bäuriſch, und vor ein Zeichen halten, daß du nicht zu leben wiſſeſt: Und mich deucht, du hätteſt ohne Verletzung deines Gewiſſens dich etwas manierlicher geberden, und ſolche Urtheile vermeiden können. Du wäreſt darum doch wohl geblieben, wer du biſt, und würdeſt es auch unſtreitig gethan haben, wenn du nur bedacht hätteſt, daß, wie es deine Pflicht iſt, mäßiglich von dir ſelbſt zu halten, und das Lob, das man dir ertheilet, nicht ohne Complimente anzunehmen, alſo unſere Schuldigkeit erfordere, die Tugend zu ehren, wo wir ſie finden, und ſo auſſerordentlichen Verdienſten, als die deinigen ſind, denjenigen Tribut zu zahlen, der ihnen von Rechtswegen zukömmt. Wäre dir dieſes eingefallen, ſo würdeſt du, wie ſauer es deiner Demuth angekommen, groſſe Lob-Sprüche ohne Widerrede zu verſchlucken, doch gefunden haben, du habeſt keine Urſache auf denjenigen, der dir dieſelbe beygeleget, zu zürnen, und ihm vor ſeinen guten Willen mit Schelt-Worten zu dancken.

Der Herr von Boxhorn verdiente dieſes um ſo viel weniger, je deutlicher die Zeichen ſind, die er von ſeiner Aufrichtigkeit gegeben hat. Er hat, glaube mir, groſſer Philippi, nicht die geringſte Abſicht gehabt, dir, nach Art der böſen Welt zu ſchmeicheln, oder durch ſeine Lobes-Erhebungen deiner zu ſpotten. Du weiſt, ja ſelber, daß er nichts als die Wahrheit von dir geſagt, und dir kein Lob beygeleget hat, ohne durch eine oder mehr Stellen, deiner ſechs deutſchen Reden zu erweiſen, daß es dir zukom-

zukomme. Urtheile hieraus, ob aus der Verſchweigung ſeines **Nahmens** etwas **tückiſches** und **böſes** zu ſchlieſſen. Sey verſichert, daß dasjenige, ſo ihm bewogen hat, ſeinen Nahmen der auf dich gehaltenen Lob-Rede nicht vordrucken zu laſſen, nichts anders geweſen, als eben die Demuth, die Urſache iſt, daß du dieſe Lob-Rede ſo übel aufgenommen, und die Furcht, man möchte ihn, wenn er ſich nennete, vor einen Menſchen halten, der dich aus **unlautern** und **eigennützigen** Abſichten, nicht aber ohne Hofnung einiger Dancksagung und Belohnung lobe.

Wie wird es alſo den ehrlichen Manne nicht ſchmertzen, wann er hören wird, daß du ihm die Verſchweigung ſeines Nahmens ſo übel auslegeſt, und ihn desfals vor einen **Pasquillanten** und & cetera geſcholten haſt? Gewiß, er wird darüber um ſo viel empfindlicher ſeyn, je unſchuldiger er ſich in ſeinem Gewiſſen weiß: Und ich kan ohne **Grauſen** nicht daran gedencken, was wir hier vor ein **Spectackel** erleben würden, wenn er zugegen wäre. Die **Schelt-Worte** mit welchen du ihn, ohne Urſache, angreifeſt, ſind ſo beſchafen, daß kein **rechtſchaffener Mann** ſie leicht verdauen kan, und ſein **Stand** und ſeine **Geburt** würden ihn alſo verbinden, einen ſo **groſſen Schimpf** mit deinem **Blute** abzuwaſchen. Er iſt ein **gebohrner Edelmann**, und du, als ein Doctor Juris, haſt auch jura nobilium, und kanſt, wenn es dir beliebt, die Leute auf **Degen** und **Piſtolen** ausfordern. (*) Bedencke demnach allerliebſter Philippi, wozu dich dein Eyfer verleitet? Der Herr von Boxhorn iſt ungemein **hitzig**, und würden wir alſo,

 wenn

(*) Er hat es auch würcklich gethan. Aber es iſt ihm übel bekommen.

wenn es das Glück nicht ſo ſonderbar gefüget hätte, daß er eben jetzo abweſend, nicht Gefahr laufen, an dieſem frohen Tage zwey der würdigſten Glieder unſerer Geſellſchaft auf einmahl einzubüſſen? Oder, welches faſt eben ſo arg, das **gute Verſtändniß** zwiſchen dir, und dem Hrn. von Boxhorn, ſo zur Aufnahme unſerer Geſellſchaft unumgänglich nöthig iſt, auf ewig geſtöret zu ſehen? Noch ſind wir vor dieſem Unglück nicht gäntzlich ſicher: Denn was will daraus werden, wann dem Herrn von Boxhorn zu Ohren kömmt, was du ihm vor ſchöne **Ehren-Titel** beygeleget haſt? Von mir ſoll ers gewiß nicht erfahren. Ich werde ihm auch, werther Philippi, dein **verſiegeltes Hand-Schreiben** noch vor der Hand nicht zuſchicken, weil ich beſorge, es möchten gleichfals **Anzüglichkeiten** darinn ſeyn, die zu einem Streit, zwiſchen euch beyden, Anlaß geben möchten, von welchem niemand mehr Schaden haben würde, als unſere **löbliche Geſellſchaft**: Und ich habe das Vertrauen zu unſern hier gegenwärtigen Mit-Brüdern, ſie werden gleichfals **reinen Mund** halten.

Wann der Herr von Boxhorn, nach Verlauf einiger Jahre, denn ſo lange wird ſeine Geſandſchaft wohl währen, wieder in unſerer Verſammlung erſcheinet, werden wir ihm das, was heute hier vorgegangen, füglicher beybringen können. Er wird ſich alsdann nicht ſo ſehr über dein **Schelten** entrüſten, als über deinen **wunderlichen Eyfer**, und die Mühe, ſo wir gehabt haben, dich auf andere Gedancken zu bringen, lachen: Und wird er dann ja endlich böſe, ſo wird er doch nicht um einer **alten und verjährten** Beleidigung, Händel mit dir anfangen;

gen; ſondern ſich, durch unſer Zureden, beſänftigen laſſen.

Wie hitzig er auch iſt; ſo kan ich ihm doch rühmlich nachſagen, daß er den Vorſtellungen ſeiner Freunde Raum giebt. Ich erinnere mich, daß er einmahl um ein paar **lumpen Ohrfeigen** ſo böſe wurde, daß er von **Leder** ziehen wolte: Er zog auch würcklich den Degen **halb aus**, aber auf mein Zureden machte er es wie der **Achilles**, und ſteckte ihn **ſäuberlich** wieder in die Scheide (*)

. . . . . ἐπ' ἀργυρέῃ κώπῃ χέθε χεῖρα
βαρεῖαν:
Ἂψ δ' ἐς κουλεὸν ὦσε μέγα ξίφος, οὐδ' ἀπί-
θησε
Μύθῳ ἀθηναίης . . . .

. . . . . In argenteo manubrio tenebat
manum gravem
Rurſus autem vaginæ impulit magnum enſem, nec fuit inobediens
Verbo Minervæ . . . . (49)

Es iſt alſo bey mir noch nicht alle Hofnung verſchwunden, groſſer Philippi, allen Weiterungen zwiſchen dir, und dem Herrn von Boxhorn, vorzubeugen, und dich gäntzlich mit ihm auszuſöhnen. Indeſſen wirſt du mir erlauben, dir zu ſagen, daß ich dieſer Mühe gerne überhoben geweſen wäre und viel darum geben wolte, daß du unſern Bruder, den von Boxhorn nicht ſo hart angegriffen hätteſt. Er hat es nicht um dich verdienet, und

(*) So hat es der Herr Prof. Philippi würcklich in Merſeburg gemacht.

(49) Homerus Iliad. A.

ich muß geſtehen, daß ich noch nicht begreiffen kan, wie dich ſein **wohlgemeintes Lob** ſo ſehr auſſer dir ſetzen können. Ich ſage dieſes nicht um dir deine **Ubereilung** zu verweiſen. Glaube nicht, daß der **unverdiente Haß**, den du auf den von Boxhorn geworffen haſt, die Hochachtung, ſo wir gegen dich hegen, ſchmälere. Je weniger Vernunft wir in deinem Verfahren bemercken, je höher ſchätzen wir dich. Dein Schelten, dein Wüten, dein Toben überführt uns völlig, daß wir kein **würdiger Haupt** als dich erwehlen können. Wie muß es uns alſo nicht erqvicken, daß du mit einer ſo **männlichen** und **heroiſchen Unbeſcheidenheit** von dem Herrn von Boxhorn verlangeſt, er ſolle ſeinen Nahmen nennen, ob du gleich ſchon vorher weiſt, wie er heiſſe, und wo er ſich aufhalte? Wir lernen immer mehr und mehr daraus, was wir vor einen Mann an dir haben. Wir ſehen, daß es eine Thorheit ſey, ſich vor einem **Propheten** verbergen wollen, der **alles weiß**, und unſere Ehrerbietung gegen dich, wird dadurch immer gröſſer.

Wer hätte es dencken ſollen, O! **allwiſſender Philippi**, daß du den Herrn von Boxhorn ſo genau kenneteſt? Aber dir iſt nichts verborgen. Du weiſt **ſeinen Nahmen**, du weiſt den Ort ſeines **Auffenthalts**, und ich glaube, du würdeſt ihn gleich kennen, wenn du ihn nur ſehen ſolteſt.

Non hæc humanis opibus non arte magiſtra
Proveniunt . . . . (50).

Man ſiehet leicht, daß du ohne **Offenbahrung** den Nahmen deines **ungenannten Anbeters** nicht erfahren,

(50) Virgilius Æneid. L. XII. v. 427. 428.

fahren, und ihn unſern lübeckiſchen Lob-Redner nennen können, und du kanſt glauben, daß wir demjenigen **Geiſte**, der dich zu dieſer Erkänntniß gebracht hat ungemein verbunden ſind; ob er dir gleich nicht alles entdecket hat. Denn du muſt nicht meinen, werther Philippi, daß der Herr von Boxhorn würcklich **in der Stadt Lübeck** wohnet. Dieſes iſt ihm ſo wenig, als andern kleinen Geiſtern erlaubt. Alle die ſich in **Lübeck öffentlich** zu unſerer Geſellſchaft bekennen, müſſen **auſſer der Stadt**, vor einem gewiſſen Thor in gewiſſen **kleinen Häuſern** (51) wohnen, und werden faſt als **Gefangene** gehalten. So begegnet man uns in **Lübeck**! Das macht, unſere Feinde ſind daſelbſt zu mächtig, und wir haben es noch als eine **ſonderbare Gnade** anzuſehen, daß man uns die Ehre thut, und uns mit den **Juden** in eine Claſſe ſetzet. Denn gleichwie man nur **einen Juden** in **Lübeck** duldet, ſo duldet man auch nur **öffentlich** einen **kleinen Geiſt**, und dieſer ehrliche Mann findet doch lange nicht ſo viel Schutz, wider Unrecht und **Verſpottung**, als der **ungläubige Mauſchel**. **Unter** Chriſten iſt dieſes was unerhörtes, und . . . . . Doch ich mäßige meinen Eyfer, und erinnere dieſes nur darum, weil der Geiſt, der dir, es ſey nun **mündlich**, im **Traum** oder in einem **Geſichte** geſchehen, die Nachricht gegeben hat, daß der Herr von Boxhorn in Lübeck ſey, dir dieſe Umſtände, ich weiß nicht warum, verſchwiegen hat, und unſerer Geſellſchaft ſo wohl, als dem Herrn von Boxhorn **ſehr viel daran gelegen iſt** daß du von

(51) petites maiſons.

der Wahrheit und Unbetrieglichkeit deiner gehabten Offenbahrung, aufs kräftigſte überzeuget werdeſt.

Du biſt es nunmehro vollenkommen, theurer Philippi, das weiß ich. Vergönne uns demnach, O! vortreflicher Mann, daß wir dich, theils als einen Propheten, bewundern, theils darüber frohlocken, daß du, auf eine, unſern Geſetzen ſo gemäſſe Art, von dem von Boxhorn, ohne **alle Urſache**, verlangeſt, er ſolle ſich mit Nahmen nennen. Die Freude, die wir über eine ſo **ſeltſame Aufführung** empfinden, iſt um ſo viel gerechter, je gewiſſer wir vermuthen können, daß deine **wunderliche Forderung** den Herrn von Boxhorn bewegen werde, die **Schelt-Worte**, mit welchen ſie begleitet, in Gelaſſenheit zu verſchlucken. Es iſt dieſem **würdigen Mitgliede** unſerer Geſellſchaft die **Ehre** ſeiner **Mutter** weit lieber, als ſeine eigene. Wie kan er dann einem Manne etwas übel nehmen, der eben durch die Art, mit welcher er auf ihn loßziehet, unſere Geſellſchaft **verherrlichet**? Er wird es nicht thun, groſſer Philippi, ſondern die **herben Ausdrückungen**, der du dich in deinem Grim̃, gegen ihn, bedienet haſt, und welche ihn, wenn ſie ihm gleich jetzo, auſſer dem Zuſammenhang, ſolten vorgetragen werden, zum Zorn reitzen, und zu verzweifelten Unternehmungen unſtreitig verleiten würden, als einen kräftigen **Bewegungs-Grund** anſehen, dich als ſeinen **werthen Mit-Bruder** zu lieben, und als ein würdiges **Ober-Haupt** zu ehren.

Glaube nicht, groſſer Philippi, daß er von einem ſo heilſamen Vorſatz werde abwendig gemachet werden, wenn er hören ſolte, daß du die höchſt **ärgerliche und ſtrafwürdige Ausdrücke**, ſo du in ſeiner

Lob-

Lob-Rede angetroffen, **hoͤhern Orts** berichtet. Solche **Drohungen** ſchrecken ihn nicht, und er wuͤrde ſich in dem Fall mit den herrlichen Worten eines **pygmaͤiſchen Weltweiſens** troͤſten, deſſen Schriften wir vor nicht langer Zeit in einem **alten Kranichs-Neſt** gefunden haben (52), und in aller Gelaſſenheit ſagen: Jch bin unter GOTT, und" deſſen ſeiner Gewalt. Jch ſcheue die Gewalt der" **Groſſen**, die den **HERRN** fuͤrchten. Die an-" dern habe ich nicht Urſache zu ſcheuen: Denn ſie ſte-" hen ſelbſt unter der Gewalt eines erzuͤrnten Richters." Meine Schrift betrefend, ſo ſtehet darinn entweder" Wahrheit oder Jrrthum. Jſt es Wahrheit, ſo" **bleibt auch die** *confiſcirte* **Wahrheit doch"** **Wahrheit.** Jſt es Jrrthum, ſo gehet auch hier" der Verſtand und ein deutlicher Beweiß uͤber alle" Gewalt." (*)

Ja wenn er die Beſchuldigungen, durch welche du ihn **hoͤhern Orts** anzuſchwaͤrtzen ſucheſt, recht anſehen wird, ſo wird er befinden, daß es deutliche Kennzeichen derjenigen **ſeltenen Gemuͤths-Beſchafen-**

 heit,

(52) Unſere Geſellſchaft ſchaͤtzt ſich gluͤcklich, daß ſie dieſen herrlichen Fund gethan hat; Sie haͤlt ein ſo rares Manuſcript vor ihren groͤſten Schatz, und wuͤrde nicht ermangeln, daſſelbe, zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts, heraus zu geben, wenn ſie nur einen Verleger bekommen koͤnnte: Aber ſo will es niemand haben: Welches gewiß zu beklagen iſt.

(*) Dieſer Worte hatte ſich **Philippi** in der Vorrede zu ſeinen **ſieben neuen Verſuchen** bedienet; aber dieſelbe wieder ausgeſtrichen; doch ſo, daß ſie derjenige, dem ſein Manuſcript in die Haͤnde fiel noch leſen konnte.

heit ſind, welche wir von unſerm Haupte unumgänglich erfordern, und ſich in ſeiner Seelen freuen, daß eben er derjenige ſeyn müſſen, an deſſen **Lobrede** du dein **Meiſter-Stück** in der Kunſt, eine Schrift, wider welche man mit Vernunft nichts aufzubringen weiß, **nachdrücklich** zu widerlegen, mit allgemeinem Beyfall unſerer Geſellſchaft abgeleget haſt.

Und eben die Betrachtung dieſes **Meiſter-Stücks**, ſetzt uns faſt auſſer uns. Wie genau, unvergleichlicher Mann, ſtimmet daſſelbe nicht mit den Geſetzen unſerer Geſellſchaft überein! Und wie würdig macht es dich nicht derjenigen Stelle in unſerer Geſellſchaft, welche wir uns erkühnet haben, dir einmüthiglich anzubieten! Man ſiehet deutlich aus den Klagen und Beſchwerden, welche du gegen den von Boxhorn führeſt, daß du mit einer **bedachtſamen Leſung** und **genauen Erwegung** der Lob-Rede, die er auf dich gehalten hat, die edle Zeit, nach Art unſerer Feinde, nicht verdorben, ſondern daß du, da dir dieſe Lob-Rede beym erſten Anblick bedencklich geſchienen, ſo gleich **in dich gekehret biſt**, um durch eine **lebhafte Vorſtellung** deiner **unendlich groſſen Verdienſte**, und durch eine **tiefſinnige Betrachtung** des **eingebildeten Frevels**, deines **vermeinten** Widerſachers, in denjenigen **Eyfer** zu gerathen, der unentbehrlich iſt, wenn man **doppelt ſehen**, und in einer Schrift Fehler entdecken will, die **nirgends** zu finden ſind. So machen es alle Geiſter unſerer Art, werther Philippi, und wir müſſen bekennen, daß du in dieſem Stücke alle deine Brüder weit übertrifſt. Wir preiſen dich desfals glücklich, vortreflicher Mann, und werden uns beſtreben, deinem

Beyſpiel zu folgen. Was hätteſt du machen wollen, groſſer Philippi, wenn du in derjenigen Gelaſſenheit geblieben wäreſt, mit welcher ſich unſere Feinde groß wiſſen? Hätteſt du wohl das geringſte wider die Lob-Rede des von Boxhorn ſagen können, wenn du dich nicht, nach den Regeln unſerer Geſellſchaft, des **Gebrauchs** deines **Verſtandes** auf eine Zeitlang **geäuſſert**, und die Wut, in der du dich befunden, deine **Vernunft** in **gebührenden Schrancken gehalten**, und ſie verhindert hätte, dich in deinem **wichtigen** Unternehmen durch ihre **verdrießlichen Vorſtellungen** zu beunruhigen? Aber da nun ein **gerechter Eyfer** ſich deiner **Sinnen bemeiſtert**, und deine **Vernunft gefeſſelt hat**, ſo hat deine **erhitzte Einbildungskraft** freye Hände, und du ſieheſt in der Lob-Rede des von Boxhorn die **ungeheureſten Thorheiten, ärgerliche Reden, ſtrafbare Ausdrückungen, Religions-Spöttereyen**, und ich weiß nicht was vor **Greuel**.

Du bildeſt dir ein, der Herr von Boxhorn habe dein **Helden-Gedicht** vor einen **Ochſen-Käufer** geſcholten; obgleich ein jeder, **der leſen kan**, wohl ſiehet, daß er nur diejenigen, **die von der Güte eines Verſes aus** dem **Reim** urtheilen, mit dem **Ochſen-Käufern** verglichen. Du tadelſt an dem Herrn von Boxhorn diejenigen **Geberden**, in welchen er dir **nachgeahmet**, z. E. daß er **auf einem Beine gehüpfet**. Du wirfſt ihm als eine Thorheit vor, daß er geſagt, der **König** müſſe aus der **Kutſche** ſteigen, wenn er ſich auf die **Hertzen** ſeiner **Unterthanen lagern** wolle; Da doch dieſes nichts, als eine **unge-**

zwungene Folge, aus deinen **heroiſchen Reden**, iſt. Du meineſt, der Herr von Boxhorn treibe ſein **Geſpötte** mit der **unſichtbaren Kirche**, und der **Entzückung des Apoſtels Paulus**; ungeachtet es der Augenſchein giebt, daß ihm dieſes nimmer in den Sinn gekommen ſey. Du ſprichſt ohne **Scheu**: Er ſage von der Königin in Pohlen: Es ſey unſer Glaube wohl irrig, daß Sie in der Schaar verklärter Geiſter ſey; da er doch nichts mehr ſagt, als: deine Meinung, daß die **Freude der Seligen** durch die Ankunft der Königin **vermehret worden**, ſtreite mit den **gemeinen Meinungen** der Chriſten. Du ſchreibſt die Spöttereyen **unſerer Feinde** über die Stelle, in welcher du von der Zehe des verſtorbenen Königs von Pohlen ſo **ſonderbar** geredet haſt, auf die Rechnung deines und unſers Bruders. Du verdenckeſt es dieſem **Eyferer vor deine Ehre**, daß er der Academie, auf welcher du lehreſt, eines **Hochmuhts** beſchuldiget, und deine jetzigen **Collegen Nachteulen** nennet; da doch niemand beſſer weiß, als du, was du vor ein **geringes Lichtlein** in den Augen dieſer **Stolzen** biſt, und wie unfähig dieſe **grimmigen Feinde** aller kleinen Geiſter ſind, deine **Vortreflichkeiten** zu erkeñen. Du macheſt dir die **wunderlichſten Gedancken** von der Welt, von derjenigen Stelle der Lob-Rede des Herrn von Boxhorn, in welcher er ſagt: Man ſolte faſt ſchweren, du wäreſt **ein Schooß-Jünger des Knechts GOttes Jochen in Halle**, und bildeſt dir, ich weiß nicht warum, ein, der Herr von Boxhorn wolle durch den Ausdruck von **Schooß-Jünger des Herrn Rambachs** ſpotten,

der,

der, wie du ſagſt, **Johannem** einen **Schooß-Jünger** Chriſtus genennet. Gerade, als wenn es möglich ſey, daß ein **kleiner Geiſt** von ſo **entſetzlicher Dummheit** zu finden, der über einen ſo **gewöhnlichen** Titel des **Evangeliſten Johannes** ſpotten, und es dem Hrn. **Rambach** verdencken könne, daß er den **Evangeliſten Johannes** damit beleget; ob es gleich unſtreitig, daß der Herr **Rambach** ſo wenig, als du, und ich, Urheber von dieſer Benennung iſt. Du ſieheſt nicht, daß der Herr von Boxhorn keine andere Abſicht gehabt habe, als dem Herrn D. **Langen** den Titel zu geben, den ihm ſein **würdiger Schwieger-Sohn** in dem erbaulichen **Denckmahl der Liebe** beyleget, welches er ſeiner **verſtorbenen Ehegattin** aufgerichtet, und mit welchem er unſerer Geſellſchaft, die ihm ſonſt **wenig gutes zutrauet**, eine ſo **unverhofte Freude** gemacht hat. Du ſtelleſt dir endlich gar den Herrn von Boxhorn als einen **Poſſenreiſſer**, und **luſtige Perſon** vor. Du räthſt ihm gantz höniſch, er ſolle ſich nach mancher **Univerſität** wenden, da dergleichen Leute fehlen, und kanſt dich nicht enthalten bey der Gelegenheit auf einige, ſchon **an ihren Ort gegangene Spötter** zu ſticheln, die vieleicht bey ihrem Leben mögen verhindert haben, daß **manche Univerſität** ſchon lange, nach dem Wunſch unſerer Geſellſchaft, **völlig** zu einer **Wohnung der Unmündigen** (53) geworden, unter welchen du dich mit Recht zehleſt. Dieſes gefällt uns, groſſer Philippi, und wir ſehen es als ein Zeichen deines Eyfers vor das

(53) S. des Herrn Rambachs Leichen-Predigt auf den Spötter Gundling.

das Beſte unſerer Geſellſchaft an, welche allen denen feind iſt, die da ſitzen, **da die Spötter ſitzen**, und diejenigen vor ihre **Freunde** hält, welche dieſe **ſchädliche** und **gefährliche Menſchen** mit ihr haſſen und verabſcheuen.

An dir, auserwehlter Philippi, haben wir nicht nur einen ſo **treuen Freund** gefunden, ſondern die Art, mit welcher du wider den von Boxhorn eyferſt, überführet uns völlig, daß du mehr, als ein Freund unſerer Geſellſchaft biſt; Du biſt unſer **Bruder**, unſer **Fleiſch und Blut**, und würdig über uns zu herrſchen.

Komm demnach, **O unendlich kleiner Geiſt**, und nimm den Platz ein, der dir, als unſerm Haupte, gebühret. Verſchmähe nicht die Ehre, die unſere Geſellſchaft durch mich dir antragen läſſet. Alle meine Brüder flehen dich darum an. Sey unſer **König**, und errette uns von unſern Feinden. Wir unterwerfen uns dir **ohne alle Bedingung**, und ich verſpreche dir, im Nahmen unſerer gantzen Geſellſchaft, den **genaueſten Gehorſam**.

Du ſchweigeſt groſſer Philippi. Erlaube uns demnach, daß wir dein Stillſchweigen als eine Einwilligung anſehen. Erlaube mir, **deinem Knechte**, daß ich dich umarme, und durch den **Kuß des Friedens**

. . . . (54) . . .

. . Du ſtöſſeſt mich zurücke, **ungnädiger Philippi**, und giebſt durch die **zornigſten Geberden** mehr,

(54) Hier näherte ich mich dem Herrn Prof. Philippi, und wolte ihn umfaſſen: Aber er ſtieß mich von ſich, ſteckte die Zunge aus, und blöckte mich an.

mehr, als zu deutlich zu erkennen, wie ſehr dir unſer **demüthiger Antrag** zu wider ſey. Aber dadurch wirſt du uns nicht vom Halſe loß. Du ſolt unſer König ſeyn: Du muſt unſer König ſeyn, du magſt wollen, oder nicht. Glaube nicht, daß die Verachtung, welche du gegen uns bezeigeſt, uns zum Zorn reitzen, und bewegen werde, unſere Wahl zu widerrufen, und dir die Thüre zu weiſen. Wir kennen dich: Wir haben dich zu unſerm Ober-Haupt erkohren: Dabey bleibt es. Du magſt noch ſo hart darauf beſtehen, daß du **kein kleiner Geiſt ſeyeſt**; Wir wiſſen doch wohl, was wir glauben ſollen. **Deine Schriften** bezeugen das Gegentheil, und eben dieſer **merckliche Mangel der Selbſt-Erkänntniß** macht dich in unſern Augen groß und ehrwürdig. Solche Leute ſuchen wir. Wundere dich nicht darüber, werther Philippi; Wir haben Urſache dazu. Die **kleinen Geiſter** ſind, dem **Grad** nach, eben ſo ſehr von einander unterſchieden, als die **Groſſen**, und man kan ſie füglich in **drey Claſſen** theilen. Einige Glieder unſerer Geſellſchaft geben ſich vor kleine Geiſter aus, und **ſind es nicht**: Einige geben ſich davor aus, und **ſind es auch**. Einige hergegen ſind es, und **wiſſen es nicht**. Die erſten machen uns **eitel Verdruß** und **Hertzeleid**, und wir können ſie nicht anders anſehen, als **falſche Brüder** und **heimliche Feinde**. Die andern ſind zwar **gute ehrliche Leute**, die unſerer Geſellſchaft viele Dienſte thun: Aber es fehlt ihnen an der **Beſtändigkeit**. Eine Zeitlang halten ſie es mit uns: Aber **zur Zeit der Anfechtung** fallen ſie abe; Das macht der **unglückſeelige Reſt** ihrer ver-

verderbten **Vernunft** ſtellet ihnen die **Vortheile**, wodurch unſere Feinde ſie zum **Abfall** locken, gröſſer vor, als ſie würcklich ſind. Sie kennen ſich: Sie wiſſen, wer ſie ſind, und nehmen ſich die **Verfolgungen**, und die **Drangſale**, denen die kleinen Geiſter unterworfen ſind, recht zu Hertzen. Sie ſuchen denſelben zu entgehen, und haben oft ſo **böſe Stunden**, daß ſie diejenigen **Mängel**, in welchen unſere **Vollkommenheit** beſtehet, als **Mängel** erkennen. Sie mercken, daß eben dieſe Mängel ſie **verhaſt** und **lächerlich** machen. Sie fangen an, mit ihnen ſelbſt nicht zu frieden zu ſeyn, und die **Furcht vor den Spöttern** verleitet ſie zur **Heucheley**. Sie bemühen ſich unſern Feinden zu gefallen, und legen **unvermerckt** eine Eigenſchaft kleiner Geiſter nach der andern ab, biß ſie endlich völlig zu **Mammelucken** werden. Unſere Feinde ſagen dahero im **Sprichwort**: daß die **Erkänntniß der Thorheit der Weißheit Anfang** ſey.

Die **dritte Art der kleinen Geiſter** hergegen iſt die allerbeſte. Die macht den **Kern unſerer Geſellſchaft** aus. Und dieſen Ruhm kan ihr auch der **Feind** nicht rauben. Selbſt unſere **Verfolger** bekennen, daß derjenige der **gröſſeſte kleine Geiſt** iſt, **der es nicht wiſſen will**. Dieſe **beglückten Geiſter** haben ihre **verderbte Vernunft**, mit welcher **Leute unſerer Art** beſtändig zu kämpfen haben, völlig **unter die Füſſe getreten**, und ihre **Einbildungs-Kraft** ſo ſehr erhöhet, daß ſie ſich ſelbſt **vor ganz andere Leute** halten, als ſie ſind. Sie glauben ſicherlich, ſie wären **groſſe Geiſter**, und bekümmern

mern ſich alſo wenig, wie es den **Kleinen** gehet. Es iſt dahero unmöglich, daß der **Jammer unſerer Geſellſchaft** ſie rühren ſolte. Sie glauben, **was uns wiederfähret, das gehe ſie nicht an; Weil ſie nicht einmahl fähig ſind zu erkennen, daß ſie zu uns gehören.** Was würde aus unſerer Geſellſchaft werden, wenn ſie ſolche Glieder nicht hätte? Würde ſie nicht in kurtzer Zeit untergehen? Denn auf diejenigen, die nur einige **Vermuthung**, geſchweige dann eine völlige **Uberzeugung** haben, daß ſie uns angehören, können wir uns nicht verlaſſen. Und, wie groß auch meine Hochachtung gegen alle meine hier verſammelten Brüder iſt; ſo bin ich doch nicht gut davor, daß ſie ſtarck genug ſind, die Verſuchungen ihrer **verderbten Vernunft**, die noch zuweilen ſich in ihnen reget, zu überwinden, und den **liſtigen Anläufen** unſerer Feinde zu widerſtehen. Dazu wird eine **mehr, als menſchliche**, Standhaftigkeit, und ein **Heldenmuth** erfordert, den man nur bey denen findet, die ſich durch die **Beſiegung ihrer Vernunft** diejenige **Unempfindlichkeit** erworben haben, die wir bey dir in einem ſo hohen Grad antreffen.

Wie kanſt du uns demnach verdencken, groſſer Philippi, daß wir unſer Haupt aus der **beſten Art** unſerer Mitbrüder wehlen, und dich als den **Beſten unter den Beſten** zu dieſer Würde erheben? Je mehr du dich wegerſt, dieſe Ehre anzunehmen; Je höher du es empfindeſt, daß wir dich vor einen **kleinen Geiſt** anſehen, je mehr bekräftigeſt du uns in der Meinung, daß wir nicht beſſer wehlen können. Beſorge nicht, daß die Einbildung, **du wäreſt kein kleiner,**

ſondern

ſondern **ein groſſer Geiſt**, unſere Hertzen von Dir abwendig machen werde. Wir laſſen dir dieſelbe um ſo viel lieber, je gröſſer die Vortheile ſind, die uns daher zuwachſen können. Wir ſehen es gerne, daß du dich **äuſſerlich**, und **mit Worten** zu unſern Feinden bekenneſt, wenn deine Schriften uns nur von der **unſichtbaren Gemeinſchaft**, in welcher du mit uns ſteheſt, überzeugen, und nach dem Geſchmack unſerer Geſellſchaft eingerichtet ſind.

Wir haben dahero nicht den geringſten Verdacht wider dich geſchöpfet, als wir vernommen, daß du deinen **mathematiſchen Verſuch wider Wolfen** an einen unſerer Feinde (*), nach **Engelland**, geſchicket. Wir haben uns vielmehr darüber gefreuet. Denn was wird dieſe Schrift nicht vor eine **Veränderung** verurſachen in einem Lande, mit deſſen Einwohnern wir bißhero in einem beſtändigen Kriege gelebet haben? Und hätteſt du es wohl klüger anfangen können, eine uns bißher ſo **aufſätzige Nation** auf unſere Seite zu ziehen, als daß du ihr, auf eine ſo **liſtige Art**, durch die **Vermittelung** eines Feindes unſerer Geſellſchaft, ein Buch in die Hände ſpieleſt, welches ſie von einem andern nicht würde angenommen haben, und ohne Frucht nicht leſen kan? Ich geſtehe unſere **Brüder in Bedlam** haben es dir übel genommen, daß du an ſie nicht gedacht, und ihnen nicht die Ehre gegönnet haſt, durch die Bekanntmachung deines **mathematiſchen Verſuchs** in **Engelland** unſer Reich zu erweitern: Allein ſie haben endlich begriffen, daß der Weg, den du erwehlet haſt, der beſte ſey, und werden

(*) An Herrn Clarck.

den ſich durch die Verachtung, welche du gegen ſie bezeiget, nicht abhalten laſſen, mit dem eheſten ein Werck ins engliſche zu überſetzen, das unſerer Geſellſchaft einen unglaublichen Vortheil, und dir einen unſterblichen Nahmen zuwege bringen wird. Dieſer Entſchluß unſerer **Freunde in Bedlam**, welchen ſie uns neulich bekannt gemacht haben, erfreuet uns ungemein. Wir ſehen ſchon im Geiſte das ſtolze **Engelland** den Halß unter das Joch unſerer Geſetze ſchmiegen, und dich, als einen neuen **Apoſtel der Britten**, und andern **Auguſtinus**, an. Der **Pabſt** würde über die Wiedereinführung des **Peters-Groſchen** in Engelland keine gröſſere Freude empfinden, als diejenige iſt, welche uns bloß die Hofnung verurſachet, daß dein **mathematiſcher Verſuch** dieſe **glückſeelige Inſel** von der entſetzlichen Menge unſerer Feinde ſäubern, und zu dem **Gehorſam** unſerer Geſellſchaft bringen werde. Wird dieſe Hofnung erfüllet, groſſer Philippi, ſo ſolt du, wofern es anders deiner Demuth nicht zuwider iſt, *Erneſtus Conqueſtor* heiſſen.

Da nun deine **Gemeinſchaft** mit den Feinden unſerer Geſellſchaft, und der **Trotz**, mit welchem du dich, **ohne alle Urſache**, vor einen **groſſen Geiſt** ausgiebſt, unſerer Geſellſchaft ſo erſprießlich, ſo nützlich, ſo vortheilhaft iſt: So kanſt du leicht erachten, unvergleichlicher Mann, daß auch der **vertrauteſte Umgang** mit unſtrn Verfolgern, und der **gröſſeſte Abſcheu**, den du vor uns, **deinen Brüdern**, bezeigen kanſt, uns nicht verhindern werde, dich zu lieben, dich zu ehren, und dich vor eine **Zierde** und **Stütze** unſerer Geſellſchaft zu halten.

Trage demnach kein Bedencken unſer Haupt zu ſeyn. Du irreſt dich wofern du meineſt, daß unſere Abſicht ſey, durch unſere auf dich gefallene Wahl, deine Freyheit einzuſchräncken. Wir ſind zu frieden, daß du vor, wie nach, mit **Worten** wider uns wüteſt, und vor unſere Feinde die gröſſeſte Hochachtung blicken läſſeſt. Es iſt uns nicht zuwider, daß du, ſo lange du lebeſt, ein Glied **der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig** bleibeſt. (*) Wir haben in allen gelehrten Geſellſchaften, die unſere Feinde **zu unſerm Verderben** aufgerichtet haben, die **unſern**, und wir würden es vor ein **beſonderes Glück** achten, wenn du dich in alle dieſe **Verſammlungen** unſerer Widerſacher **einſchleichen**, und, unter **der Larve eines groſſen Geiſtes**, vor die **Wohlfarth der kleinen** wachen könnteſt.

Ver-

(*) Der Herr Prof. Philippi hat nicht vor gut befunden, ſich der Freyheit, die wir ihm hier geben, zu bedienen, ſondern den heldenmüthigen Entſchluß gefaſſet, in einer eigenen Rede, die mit dem eheſten das Licht ſehen wird, von der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Abſchied zu nehmen. Wir erkennen daraus, daß er es redlich mit uns meine, und wie wir nicht zweifeln, daß dieſe Abſchieds-Rede allen rechtſchaffenen Gliedern unſerer Geſellſchaft zu unausſprechlichem Troſt gereichen werde, ſo hofen wir auch, ſie werde gewiſſen Läſterern das Maul ſtopfen, die ſich nicht entblöden, auszuſprengen, der Herr Prof. Philippi ſey niemahlen ein Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig geweſen, ob er ſich gleich davor ausgegeben hat. Es habe ſich zwar, dichten dieſe Verwegene, der Herr Prof. Philippi um dieſe Ehre ſehr beworben: Allein die deutſche Geſellſchaft habe,

Verſuche es, theurer Philippi. Gewinne durch eine **kluge Verſtellung** die Liebe unſerer Feinde. Du kanſt dich nicht beſſer um uns verdient machen. Denn wenn ſie dich erſt hochhalten, ſo können ſie uns nicht haſſen. Sie müſſen uns nothwendig, wofern ſie dich, ihren **vermeinten** Freund, nicht mit treffen wollen, vieles, welches ſie, auf ihre Sprache, **Thorheit** nennen, hingehen laſſen, und wir können alſo unter **deinem Schirm** vor ihrer Verfolgung ſicher ſeyn, und thun was wir wollen.

habe, ob ſie gleich zu der Zeit, aus Mangel der Mitglieder, dem Untergang nahe geweſen, ſich doch nicht entſchlieſſen können, ihn aufzunehmen, ſondern die Schande, welche ſie aus der Aufnahme eines ſo ungeſchickten Redners und albernen Reimers beſorget, vor erſchrecklicher gehalten als den Tod; und alſo mit einer mehr, als römiſchen Standhaftigkeit, lieber verderben, als ſich durch ein ſo ſchimpfliches Mittel erhalten wollen. Alle dieſe Lügen wird die Abſchieds-Rede, die der Hr. Prof. Philippi unter Händen hat, zu nichte machen. Denn wer will dem Hrn. Prof. Philippi, ob er gleich das Haupt einer Geſellſchaft iſt, von deren Gliedern man alles vermuthen kan, die Thorheit zutrauen, daß er öffentlich von einer Geſellſchaft Abſchied nehmen ſolte, zu der er niemahlen gehöret? Wir widerſprechen alſo den Läſterern des Herrn Prof. Philippi hiemit öfentlich, und wünſchen dieſem würdigem Haupte unſerer Geſellſchaft nicht nur Muth und Kräfte zu Verfertigung ſeiner Abſchieds-Rede; ſondern auch, welches das Hauptwerck iſt, einen Verleger zu der köſtlichen Arbeit, die er unter Händen hat, und hoffen, daß endlich die verblendeten Buchführer die Augen aufthun, und begreifen werden, wie vortheilhaft ihnen der Verlag ſolcher Schriften nothwendig ſeyn müſſe, deren Abgang ſelbſt durch die Verächter derſelben, befordert wird.

Wohlan! demnach, O! **würdiges Haupt der kleinen Geiſter!** mache dich auf, und **betriege** unſere Widerſacher.

. . dolus an virtus, quis in hoſte requirat (55)?

Wir wünſchen dir Glück zu einem ſo wichtigen Unternehmen, und unſern Feinden **verſinſterte Augen ihres Verſtandes**, damit ſie deinen **Betrug** nicht mercken. Aber, unvergleichlicher Philippi, iſt es uns erlaubt, dir unſere Meinung aufrichtig zu ſagen, ſo zweifeln wir ſehr an der Erfüllung unſerer Wünſche. Wofern ich unſere Feinde recht kenne, ſo ſind ſie viel zu **liſtig**, als daß ſie ſich von dir hintergehen laſſen ſolten. Du biſt ihnen ſchon **verdächtig**, und haſt es in deinen bißherigen Schriften **ſo arg** gemacht, daß man bereits an vielen Orten die **gerechte Vermuthung** hat, du ſeyſt ein **kleiner Geiſt**. Wie ſchwer wird es dir demnach nicht fallen, dich ſo zu verſtellen, daß unſere Feinde dich vor einen von ihrer **Rotte** halten? Verkappe dich, ſo ſtarck du wilt: Sie werden dich doch kennen. Denn einem ſo **vollkommen kleinem Geiſte**, als du biſt, iſt es unmöglich, ſeine Neigung zu unſerer Geſellſchaft gäntzlich zu verbergen. Er läſſet ſie auch wider ſeinen Willen, bey aller Gelegenheit, blicken.

Wofern demnach unſer weniger Rath bey dir etwas gilt, ſo gieb dir, allerliebſter Philippi, keine vergebliche Mühe, unſere liſtige Feinde durch eine Verſtellung zu fangen, die über dein **Vermögen** iſt. Bilde dir nicht ein, es ſey möglich, dieſe **ſchlaue Köpfe** durch **Liebkoſungen** einzuſchläfern. Sie ſind gar zu **mißtrauiſch**, und gar zu wohl auf ihrer

Hut.

(55) Virgilius Æneid. L. II. v. 390.

Hut. Sie ſind die Leute nicht, die ſich leicht etwas weiß machen laſſen, und ſüſſen Worten mehr trauen, als dem **Augenſchein.** Meine nicht, eine **demüthige Zueignungs-Schrift**, eine **ehrerbietige Verſicherung**, du ſucheſt ihnen allen **nachzuahmen**, und einige **gezwungene Spöttereyen** wider unſere Geſellſchaft wären hinlängliche Mittel ihre Gewogenheit zu gewinnen, und ihnen einzubilden, du wäreſt würcklich ein **groſſer Geiſt**, und Feind unſerer Anſtalten. So bald ſie deine Schriften leſen, ſo ſehen ſie **wer du biſt**; ſie verlachen deine **Complimente**, und halten dein **Vorgeben**, du ſucheſt ihnen **nachzuahmen**, vor eine Beſchimpfung. Was kanſt du alſo von dieſen Leuten hoffen? Iſt dir zu rathen, theurer Philippi, ſo kehre dich nicht weiter an ſie. Sie haben dich bißher noch unter ſie geduldet: Aber wer weiß, **was über dich verhenget iſt?** Wie wenn ihre Gedult, der du ſo lange gemißbrauchet haſt, zerriſſe? Komme ihnen zuvor, und **zerreiß die Bande**, die dich noch an ihre Geſellſchaft heften. Iſt es dir nicht rühmlicher, ſie zu verlaſſen, als von ihnen mit Ungeſtüm ausgeſtoſſen zu werden? Faſſe demnach ein Hertz, groſſer Mann, und erkläre dich **öfentlich** wider eine **Schaar** loſer **Verächter**, die dich, wie fein ſie ſich auch äuſſerlich ſtellen, in ihrem Hertzen **verachten und haſſen.** Reiß die **falſche Einbildung**, daß du ein **groſſer Geiſt**, und wir deine Feinde, mit **Strumpf und Stiel** aus deiner Bruſt. Wirf einen Blick auf deine Schriften, und halte ſie gegen die Geſetze unſerer Geſellſchaft, die in deinem Hertzen weit deutlicher, als an der Decke unſers Saals geſchrieben ſtehen: So wirſt

du gewahr werden, daß du, mit **gutem Gewiſſen**, dich nicht ferner grauſam gegen uns ſtellen könneſt. Du wirſt die Stunden bereuen, die du auſſer unſerer **ſichtbaren Gemeinſchaft** zugebracht haſt, und dich nicht einen Augenblick bedencken, **öfentlich** in eine Geſellſchaft zu treten, die deine Verdienſte beſſer zu ſchätzen weiß, als die **groſſen Geiſter**, denen es niemand leicht recht machen kan. Du ſieheſt, wie unmöglich es iſt, den Beyfall dieſer **Hochmüthigen** zu gewinnen. Je **eyferiger** du darnach ſtrebeſt, je **lächerlicher** wirſt du ihnen. Zeige ihnen demnach, daß du auch ohne ihren Beyfall groß ſeyn kanſt. Wende dich zu uns, deinen **Verehrern**, die bereit ſind, dich mit **ofenen Armen** zu empfangen. Nim̃ den **Poſten** ein, den wir dir anbieten, und ergreife die Gelegenheit, in demſelben, dich, und unſere Geſellſchaft, wegen aller Verachtung und Drangſale, ſo wir von unſern Feinden erlitten haben, mit Nachdruck zu rächen.

Erlaube uns, groſſer Philippi, daß wir dich, in aller Demuth, noch einmahl darum anflehen. Erhöre unſere Bitte, und faſſe denjenigen **heldenmüthigen Entſchluß**, der allein fähig iſt, den **Uebermuth** unſerer Widerſacher zu dämpfen, unſere Geſellſchaft aus ihrem **Bedruck** zu reiſſen, und deinen Namen unſterblich zu machen.

"Hæc ſunt, quæ noſtra liceat te voce moneri,
"Vade age, & ingentem factis fer ad æthera
Trojam (56).

(56) Virgilius Æneid. Lib. III. v. 461. 462.

VII. Sottiſes

VII.

Sottiſes Champêtres
oder
Schäfer-Gedicht
des (Tit.)
Herrn Prof. Philippi,
ſeiner Seltenheit wegen
zum Druck befördert.

Richey.

Ja, ja! da ſeht Jhn nur für an:
Er mengt es ſchon, wie Kraut und Rüben,
Und wann Er etwa Zeug geſchrieben,
Daraus kein Menſch was machen kan;
So weiß Er ſich geſchwind zu rathen.
Er ſetzet kühnlich hie und da
Das edle Wörtlein Aria,
So ſinds den Augenblick Cantaten.

Leipzig, 1733.

Vorbericht.

Eine lange Vorrede vor einer kleinen Schrift ſtehet nicht wohl. Ich will alſo den Leſer nicht lange aufhalten, ſondern ſage nichts mehr als dieſes:

--- nec ſatis apparet cur verſus factitet, vtrum
Minxerit in patrios cineres, an triſte bidental
Moverit inceſtus. Certe furit.

Horatius de arte poëtica.

Das übrige zeiget der Inhalt. Hiemit GOtt befohlen!

Merſeburg, den 26. Mertz
1733.

In-

Inhalt.

Clara iſt ein junges Frauenzimmer, dem die Natur alles beygeleget, was gefallen und reitzen kan. Sie lebte in einer Stadt an der Pleiſſe, die wegen ihrer Academie und Meſſe in und auſſer Deutſchland berühmt iſt. **Placidus**, der Vater dieſer Schönen, hatte allda der höchſten obrigkeitlichen Würde mit groſſem Ruhme vorgeſtanden und ihr ein anſehnliches Erbtheil hinterlaſſen. So viel Vorzügen konnte es an einer Menge von Anbetern nicht wohl fehlen, und unter ſolchen befand ſich auch **Briontes der Jüngere**. Belebte Seelen ſind zur Empfindlichkeit geneigt, und man begreifet ohne langes Nachdencken die Wunden, die Flammen, die Sehnſucht, die Lüſternheit, das Lechzen, die Ohnmacht, die Bezauberung, oder wie man dasjenige nennen will, was ihn bey dem Anblick einer ſo ausbündigen Geſtalt befallen. Er entdeckte den Verluſt ſeiner Freyheit der **Mariane**, einer ſinnreichen Dichterin, deren vertrauten Brief-Wechſel er be-

reits ōfentlich als ein gantʒ beſonderes Glück gerühmet. In dem andern Traum-Geſichte dieſes Hirten-Gedichtes nennet er ſie **Zedena**, ſeine Gebieterin **Clarimene** und ihren Vater **den groſſen Pan.** Nach einiger Zeit, die er in H. unweit L. mit Ausfertigung bekannter Wercke zugebracht, wird ihm von der Schåferin **Zedena** vorgeſchlagen, die Probe ſeiner deutſchen Beredſamkeit in einer mündlichen Anwerbung abzulegen, zu welchem Ende ſie eine **Unterredung** zwiſchen ihm und ſeiner Grauſamen zu veranlaſſen verhofe. **Briontes** eilet auf dieſe Einladung nach dem Orte ihres Aufenthalts, und, ſo bald er daſelbſt angelanget, mit einer ſehr behenden Geſchwindigkeit, nach dem Zimmer der **Zedena**, allwo ſeine Geliebte nebſt ihrer Mutter und andern eben einen Beſuch abſtattete und die ſchöne Hand mit dem Carten-Spiele beſchåftigte. Er ward ihr zur Seiten geſetzt und ach! er konnte kaum die mit mercklicher Heſtigkeit abwechſelnde Gemüths-Bewegungen verhehlen, ſo in ſeinem Zunder-vollen Hertzen aufſtiegen, da er dem Ziel ſeiner Wünſche ſich ſo unverhoft genåhert ſahe. Zwar erfolgte der Aufbruch der Geſellſchaft viel zu zeitig für ihn, doch hatte er noch den Troſt, ſeine entzückende Nachbarin die Treppe hinunter in die Kutſche zu führen. Ein widriges Schickſahl wollte ihm den lautren Genuß dieſer Freude nicht erlauben. Die Liebe oder eine übel gerathene Wendung, oder auch ein unſichtbarer und neidiſcher Gnome riſſe ihn aus dem Gleich-Gewicht,

und er wäre bey nahe der Clarimene zu Füſſen gefallen. Er raſte ſich aber bald wieder auf, küßte ihren Zeige-Finger zum Abſchiede, und eilte (wie er ſchreibt) über Stroh und Heu nach Hauſe. Allda hieng er den Degen an die Wand, das Gehencke über den Degen und den Hut über beyde, ergrif Feder und Papier und verfaſſte in der Nacht zwiſchen dem 26. und 27. Mertz 1732. gegenwärtiges Gedichte, welches er, unter einem zahlreichen Gefolge von Seufzern und Weſten-Winden, der Zedena den folgenden Tag zuſchickte, mit Bitte, es ſeiner Göttin zu überreichen. Gleichwohl empfing er in kurtzer Zeit das ſchreckliche Urtheil ſeiner Verſtoſſung faſt mit groſſem Entſetzen, doch nicht geringerer Ehrfurcht, als ein Türckiſcher Baſſa die ſeidene Schnur, die ihn hinrichten ſoll: bewundert aber noch itzo, daß Clara ſo kräftigen Worten widerſtehen können und dem treflichen Poeten einen fürnehmen Cavallier vorgezogen, mit dem ſie in vergnügter Ehe lebet.

Der gantz geheime Brand,
Der einge Jahre ſchon
Briontens treue Bruſt durchdrungen,
Nahm in dem angenehmen Mertz
Den Ausgang durch ſein redlich Hertz,
Und da er oft des Schickſals Macht beſungen,
So ſprach er endlich jüngſt mit mattem Thon:

Aria.

Ihr Götter! könnt ihr grauſam ſeyn?
Könnt ihr der Tugend reine Flammen,
Könnt ihr die Unſchuld wohl verdam-
men?
Ach richtet über meine Pein!
Ihr Götter! könnt ihr grauſam ſeyn?

So brachte er den Göttern ſeine Klagen,
Und ſcheute ſich ein lautes Wort zu ſagen.
Die Ehrfurcht hielt ihn allezeit zurück,
Die liebſte Schäferin zu nennen,
Der er im Geiſt ſein Hertz geſchenckt.

Jedoch

Jedoch des Himmels Glück
Krönt eines Wünſche oft eh er es denckt.
So gieng es dem Briontes auch,
Er trieb nach ſeinem Brauch
Die Heerd in einen dicken Wald,
Durch den ein reiner Quell mit ſanften Rauſchen floß,
Und der ein weites Feld von Wieſen gantz umſchloß.
Weil keine Seele nun in dieſe Oede kam,
Auch ihm die Einſamkeit die Furcht benahm,
Sein Leid den Lüften zu bekennen;
So rief er daſelbſt bald:

Aria.

Ach worzu bin ich doch verſehn!
Ich darf nicht Clarimenen lieben,
Und kan doch nicht den ſtarcken Trieben
Von ihrer Schönheit wiederſtehn.
Ach worzu bin ich doch verſehn!

Kaum da er dis geſagt,
Und ſeine Seufzer ſo der ſtillen Luft geklagt,
Legt er ſich unter einen Baum
Auf die noch dünn-belaubte Erde,
„Das eine Auge warf er ſtets auf ſeine Heerde,
„Das andere im Geiſt auf Clarimenens Bruſt.
Er ſah mit angegangnem Mertzen
Die anvertrauten Schäflein ſchertzen.
Da lagen ſie in bunter Reyh,
Und da geſellte ſich hier eins dem andern bey.
O was war das ihm nicht vor eine Luſt,

Sie

Sie ſo vergnügt vereint zu ſehen!
Sein Melax muſte auch als Hüter ſtehen,
Sein Bellen machte daß kein Schäflein ſich verirrte.
Ein Turteltäubichen.
Das in der Einſamkeit des Waldes vor ſich girrte,
Bracht ihn bey dem geheimen Kummer
Zu einem unvermerckten Schlummer,
Darinne kam ihm für,
Als käm er vor **Clarimenens** Thür.
Er wurde gleich hinein gelaſſen,
Er durfte ſie auch bey der Hand anfaſſen,
Er küſſte dieſe Hand in gröſter Zärtlichkeit,
Und war ſie gleich ein Kind vom **groſſen Pan**,
So both er ihr im Schlaf ſein Hertz doch an,
Und wurde gantz entzücket,
Dieweil es ihm im Traume gar geglücket,
Von ihrem Roſen-Mund ein Blümchen abzubrechen;
Ja er durfte ſich im Schlaf durch viel tauſend Küſſe rächen.
Gleich drauf erſchreckte ihn ein jäher Donnerſchlag,
Davon er alſobald erwachte,
Und gantz beſtürtzt an ſeine Schäfchen dachte,
Ob etwan eins des Donners Macht gerührt,
Doch da er nichts geſpührt,
Und, da die Wetter ſonſt die Schäflein bald verjagen,
Sie doch noch, wie zuvor, ſtill ausgeſtrecket lagen,
Vermerckte er, es ſey ein bloſſer Traum,
Da gab er denn den matten Seufzern Raum:

Aria.

Aria.

Ach unerbittliches Geſchicke!
Beweiſeſt du mir wieder eine Tücke!
Ach Clarimene ſtöhreſt du
Auch ſelbſt im Schlafe meiner Ruh!
Darf ich bey brennenden Verlangen
Dich denn im Traume bloß umfangen?
Heiſt dis ein holder Blick?
Ach unerbittliches Geſchick!

Indem befahl der abgeneigte Tag
Die Schäfchen wieder einzutreiben;
Die rauhe Morgen-Luft
Und der darinn noch rauhe Duft
Geſtattete des Nachts nicht auf dem Feld zu blei-
ben,
Drum trieb er ſie in ihre Hürden,
Und legte ſich mit ſeinen Liebes-Bürden
Zu ihnen auf die Streu;
„Sein Unterbette war ein friſch Bund Heu,
„Und da ſonſt nichts als jene,
„Die holde Clarimene,
„Vor ſeinen Augen ſchwebte,
„Weil er gantz in ihr lebte,
„So wickelte die ſüſſe Pein
„Die müden Glieder bald in Schlaf und Schlum-
mer ein.
Von tauſend Traum-Geſichtern
Ward er bald froh bald ſchüchtern.
Die groſſe Zedena,

Die

Die unter ihren Orden
Die beſte Dichterin geworden,
Kam ihm zuletzt im Schlaf auch vor,
Und ſprach ihm leiſe in das Ohr:

Aria.

Kan **Clarimene** dich allein vergnügen,
So nenn ihr doch ſelbſt den geheimen Schmertz,
Das Glück wird ſich nach deinen Wünſchen fügen,
Wer weiß, ſie ſchenckt dir endlich auch ihr Hertz,
„Komm eile, komm noch in dem Mertz.

Der Reſt der dunckelgrauen Nacht
Ward drauf von ihm mit Wachen zugebracht.
Er hielte dieſes alles nicht
Vor ein betrüglich Traum-Geſicht,
Er ſahs vor einen Winck der Gottheit an,
Er dachte weiter nach
Und fühlte allgemach
Das alleräuſſerſte Verlangen
Und ein geheimes Sehnen,
Die Hand der Zedena und **Clarimenen**
Mit Küſſen zu umfangen.
Er ſchwur bey ihrer Augen Paar,
Das ſchöner als ſonſt keiner Schäfrin war,
Sich weiter nicht zu grämen,
Noch ſeiner Leidenſchaft zu ſchämen.
Die Zärtlichkeit ließ ihm nicht weiter Ruh,
Er eilte nach den Linden-Feldern zu,

Und

Und zu der **Zedena**, der theuren Schäferin,
Mit doppelt ſtarcken Schritten hin.
Und o wie wurde er beglückt,
Ja als wie auſſer ſich entzückt,
„Als er die Schäferin, die Schöne,
„Die liebenswürdge **Clarimene**
„So unvermuthet da antraf,
„Da dacht er jetzt an Hirten-Stab und Schaf.
Und ach! wie freut ihn das ſo ſehr,
Daß er der **Clarimenen** Mutter,
Die weiſe Richterin von allen Schäfer-Sachen
Und andere Geſpielen mehr,
Beſonders auch den Schäfer **Dorilas**,
Der gantz verliebt bey der **Glorinde** ſaß,
Sah unter ſich ein Spielchen machen.
Die **Zedena** erkannte gleich das Ziel
Von des **Briontes** treuen Wünſchen:
Sie zog ihn alſo mit ins Spiel.
Ach! wie verſpielte er mit Luſt!
Dieweil ſich Auge, Ohr und Bruſt
An **Clarimenen** nur ergötzte,
Und dadurch den Verluſt vollkommentlich erſetzte.
Das wichtigſte das ſie ihm nahm,
War, daß er um ſein Hertz und Freyheit vollends kam,
Sein Glücks-Stern gieng den Tag noch heller auf,
„Als ſich die Sonn vor dieſen gröſſern Licht
„Gleich als beſchämt verſteckte;
Weil auch der **Zedena** liebkoſend Angeſicht
Ihn immer mehr erweckte,

So ward er frohen Muhts,
Und kühlte den verſchwiegnen Brand
Durch einen Kuß auf **Clarimenens** Hand,
„Auch drückte er mit allem Fleiß
„Sein gantzes Hertz in ſelbige hinein,
„Ich ſchwere aber drauf,
„Daß **Clarimene** ſelbſt es itzo noch nicht weiß.
Die Ehrfurcht hielt ihn dabey ab,
Den Zucker-Mund zum erſtenmahl zu küſſen,
Ob gleich die Reihe rum es reine Küſſe gab.
Nein! dacht er, dieſer Nectar-Saft
Hat eine allzugroſſe Kraft,
Denn wer ihn einmahl koſt, will ihn noch mehr genieſſen.
Jetzt meynte er nun ſey es Zeit und Ort,
Sie um ihr Hertze zu befragen,
Allein das ſchlaue aufgeweckte Kind,
Das an Lebhaftigkeit kaum ſeines gleichen findt,
Fieng alſo an zu ſagen:

Soll ich einſt lieben oder freyn,
Muß es was recht à partes ſeyn.

Die Rede ſchluge ihm faſt alle Hofnung nieder,
Es war als wie bey einem ſchwülen Tag
Ein unverſehner Donnerſchlag.
Doch **Zedena**, die ſich ſo gar freygebig wieß,
Und ihre Gäſte nie in Grillen fallen ließ,
Erweckte den **Briontes** wieder,
Sie brachte die Geſundheit aus:

Freund!

Freund! liebſt du redlich in Gedancken,
So laß dabey den Muth nicht wancken.

Dadurch ward denn **Briontes** wieder froh
Und tranck vor Aufbruch zu der Ruh
Noch dieſes ihr dagegen zu:

Es lebe was das Hertze kennt,
Eh es der treue Mund noch nennt.

„Nachdem es nun zum Aufbruch kam
„Und er von **Zedena** verpflichtet Abſchied nahm,
„Konnt er nicht Worte finden,
„Noch ſich genug verbinden.
„Die ſchöne Schäferin, die Engels-**Clarimene**,
„Die er durch einen Sprung und Fehltritt bald verlohr,
„Ward ihm mit ihrem Arm ſtatt einer Stütz und Lehne.
„Drum hob er ſich geſchwind empor,
„Und gab zum völligen Beſchluß
„Der ſchönen Hand noch einen Liebes-Kuß,
„Und hierauf gieng er über Heu und Stroh
„Nach einer kleinen Pauſe,
„Biß **Clarimene** ihm aus dem Geſichte floh,
„Zumahl ſchon der Polar ſich übern Scheitel zoh,
„Aus dieſer Schäferey nach Hauſe.

„Da ſtimmte er noch dieſes Schäfer-Lied:

Aria.

Hofe feſt! es kan geſchehen,
Daß ſich Clarimenens Bruſt
Endlich wird darzu verſtehen,
Was itzt ihr noch unbewuſt.
Kan der Himmel was entzünden,
So kan ers auch wohl verbinden.
Sollteſt du es itzt nicht ſehn,
Hofe feſt! es kan geſchehn.

„Dis war der eintzge Troſt, den er ſich ſelbſt beſchied.

VIII. Eines

VIII.

Eines
berühmten
MEDICI
Glaubwürdiger
Bericht
von dem
Zuſtande,
in
welchem Er
den (S. T.)
Herrn Prof. Philippi
den 20ten Junii 1734.
angetroffen.

Merſeburg, 1734.

Vorrede.

Geneigter Leſer!

Es iſt nicht nöthig, daß ich dir gegenwärtige Schrift weitläuftig anpreiſe. Sie muß dir nothwendig gefallen, weil ſie den Schwanen-Geſang eines Mannes in ſich faſſet, der wenige ſeines gleichen gehabt hat.

Die letzten Worte groſſer Männer ſind zu allen Zeiten ſorgfältig aufgezeichnet worden, und die Reden, welche der Herr Prof. Philippi kurtz vor ſeinem Ende geführet hat, ſind um ſo viel merckwürdiger, je weniger man von ihm dergleichen vermuthet.

Der Medicus hat alſo wohl gethan, daß er dieſelbe ſeinem Bericht einverleibet, und ich bin noch mehr zu loben, daß ich dieſen Bericht durch den Druck bekannt mache.

Ich ſtifte dadurch ſehr viel gutes. Die Klugen, die ſonſt immer die Bekehrung des Herrn Prof. Philippi unter die unmöglichen Dinge gezehlet haben, ſetze ich in eine angenehme Beſtürtzung, und gebe ihnen Gelegenheit, ſich über die unvermuthete Buſſe eines Sünders zu freuen, von dem ſie geglaubet, daß er ſchon in dem

Stande

Stande der Verhärtung ſtünde: Und die albernen Schreiber nöthige ich, in ſich zu gehen, und ſich an dem Exempel ihres Goliaths zu ſpiegeln.

Sie können daraus lernen, was vor ein ſchweres Gericht über diejenigen erge- he, die keinen vernünftigen Erinnerungen Platz geben wollen, und alle gelinde Mit- tel klug zu werden muthwillig verwerf- fen. Der Herr Prof. Philippi hat vor vielen ſeines gleichen das Glück gehabt, daß ihm ſein Elend auf eine ſonderbar deut- liche, höfliche und liebreiche Art von mit- leidigen Perſonen, vorgeſtellet worden: Aber er hat es nicht erkennen, noch beden- cken wollen, was zu ſeinem Frieden diene.

Wie hat er ſich nicht in ſeiner tiefſten Erniedrigung gebrüſtet? Mit wie vieler Frechheit hat er nicht der klugen Welt zu- gemuthet, ihn, wieder den klaren Augen- ſchein, vor einen groſſen Geiſt zu halten? Mit wie unglaublicher Hartnäckigkeit hat er nicht der liebreichen Bemühung ſeiner Bekehrer wiederſtrebet?

„Non Hydra ſecto corpore firmior
„Vinci dolentem crevit in Herculem.

Und ſiehe! da er am ärgſten wütet, und ſeine Verfolger durch eine elende Schrift

über die andere zu übertäuben ſuchet, fügt es der Himmel, daß ihm das Verſtändniß auf eine ſo gewaltſame Art geöfnet wird, daß allen, die es hören, die Ohren gellen müſſen. Ein ſtumpfer Prügel muß dasjenige möglich machen, woran bißhero ſo viele ſpitzige Federn umſonſt gearbeitet haben, und ein eintziger Schlag ein Gewiſſen aufwecken, deſſen Schlummer auch durch den Donner der ſchärfſten Satyren nicht geſtöret werden können.

Dieſe Züchtigung ſcheinet zu hart zu ſeyn. Aber ein harter Sinn kan auf keine andere Art gebrochen, und ein wunderlicher Kopf durch keine andere als wunderliche Mittel zu recht gebracht werden. Don Qvixot bekam durch ein hitziges Fieber, ſo bey klugen Leuten eine Raſerey würcket, ſeine Vernunft wieder, und es giebt Aertzte, welche die verdorbene Einbildungs-Kraft der Wahnſinnigen durch nichts als Schläge curiren.

Mich deucht, ein Menſch, der ſich ohne Urſache, vor einen groſſen Geiſt hält, iſt nicht viel klüger, als einer der mit Gewalt ein irrender Ritter, oder der groſſe Mogol ſeyn will; und ich kan alſo, das, was dem Herrn Prof. Philippi begegnet

iſt,

iſt, vor nichts anders, als vor eine heilſame Züchtigung, und ſonderbare Gnade halten.

Glücklich iſt indeſſen derjenige, der einer ſolchen Gnade nicht bedarf, ſondern bey Zeiten in ſich ſchläget, und ſein Elend erkennet. Ich bitte alle, die mit dem Herrn Profeſſor Philippi in gleicher Verdamniß ſind, dieſes wohl zu behertzigen. Sie können aus den letzten Klagen deſſelben lernen, was eine ſpäte Buſſe vor eine mißliche und gefährliche Sache ſey. Wie nahe iſt der arme Mann der Verzweifelung nicht geweſen? Doch er hat ſich endlich noch ziemlich gefaſſet, und ein Ende genommen, das ſehr erbaulich iſt.

Er ſtarb, wie der Medicus vermuthet, den 21ten Junius, Abends um 6 Uhr 53 Minuten. Eine halbe Stunde vorher wiederhohlte er nochmahl das gethane Bekäntniß von der Scheußlichkeit ſeiner Schriften, bereuete mit Thränen, daß er ſie gemacht, und ließ alle diejenigen, die noch nicht gedruckt waren, vor ſeinen Augen verbrennen. Wie dieſes geſchehen war, rief er gantz freudig: **Nun will ich gerne ſterben. Und ach!** fuhr er ſeufzend fort,

was wolte ich darum geben, daß ich meine ſchon gedruckten Schriften eben ſo vernichten könnte! Aber es gehet leider! nicht an. Er wolte noch mehr ſagen: Allein der Tod übereilte ihn, und machte ſeinen Klagen und ſeinem Jammer ein Ende.

- - Aſt illi ſolvuntur frigore mem-
bra
Vitaque cum gemitu fugit indignata
ſub umbras.

Eines berühmten MEDICI Glaubwürdiger Bericht von dem Zuſtande, in welchem er den (S.T.) Herrn Profeſſ. Philippi den 20ten Junii 1734. angetroffen.

*

Da der Herr Prof. Philippi heute das Unglück gehabt, von zwoen Perſonen, mit welchen er in Händel gerathen, ſehr übel zugerichtet zu werden, ward ich Endes Unterſchriebener zu ihm gefordert, und verfügte mich ſo gleich nach ſeiner Behauſung.

Ich traf denſelben auf einem Ruhe-Bette, noch in ſeinen Kleidern, und in einer tiefen Ohnmacht liegend an. Sein Geſicht war gantz blutig, und auf der lincken Backe erblickte ich fünf blaue Striemen, die ich vor nichts anders, als vor Spuren einer verwegenen Hand anſehen kunte.

Nach-

Nachdem man ihn durch einen **kräftigen Balſam** wieder zurecht gebracht hatte, richtete er ſich in die Höhe, und ſetzte ſich in die Stellung eines Menſchen, der ſich erbrechen will: Allein es kam nicht ſo weit; ſondern er ſpie nur ungefehr einen guten Löffel voll Blut, und vier Zähne aus, unter welchen ſich auch derjenige befand, den man den **Bachanten-Zahn** nennet.

Ich ließ ihn darauf entkleiden, und fand ſeinen Rücken und die beyden Arme, über und über mit Blut untergelaufen; doch war keine ſolutio continui, noch vielweniger eine tödliche Wunde vorhanden, woraus ich ſchloß, daß diejenigen, welchen der Herr Profeſſ. Philippi in die Hände gefallen war, denſelben nur trucken abgeprügelt hätten.

Wie aber der Herr Profeſſor ungemein über das Haupt klagte, ſo beſahe ich es, und endeckte darauf unterſchiedene Bäulen, und in der Mitte eine kleine Wunde, die gefährlicher war, als ich anfangs glaubte. Denn ſo bald man dieſelbe nur anrührete, wandelte dem Herrn Prof. Philippi eine Ohnmacht an, die länger als eine viertel Stunde daurete. Endlich ermunterte er ſich wieder, ſchlug die Augen auf, und gab durch einen tiefgeholten Seufzer zu verſtehen, daß noch Leben in ihm ſey.

Ich frug ihn: Wie er ſich befünde? Und erhielte zur Antwort: Sehr ſchlecht. Ich that noch einige Fragen an ihm: Allein er antwortete mir nicht ein Wort, ſondern lag immer in tiefen Gedancken vor ſich weg. Nach einigen Minuten ſahe er auf, drückte mir die Hand, und ſagte mit matter Stimm: Ach!

wer ſein Maul halten könnte! Bin ich nicht ein Narr geweſen, daß ich mich mit den Leuten abgegeben? Was gieng es mich an, ob ; ; ; ; Ach! ich mag nicht mehr daran gedencken. Da liege ich nun, und kan weder Hand noch Fuß regen. Ja wer weiß, ob mir meine ungereimte Begierde von allen Dingen ohne Nachdencken zu plaudern, nicht das Leben koſten wird?

Ich fiel ihm in die Rede, und ſagte: Das hätte nechſt göttlicher Hülfe, keine Noth. **Keine Noth?** erwiederte er: Ich muß am beſten wiſſen, wie mir zu Muthe iſt. Doch was iſt daran gelegen? Ich habe wenig Freude in der Welt gehabt, und bin meines Lebens ſo müde, daß es mir gleich viel iſt, ob ich heute oder morgen ſterbe. Nur verdrießt es mich, daß ich, durch meine eigene Schuld, ſo liederlich um mein Leben komme, und mich die kurtze Zeit, die ich in dieſem Jammerthal gewallet, nicht vernünftiger aufgeführet habe.

Wie ich ihn darauf frug: Was dann in ſeiner Aufführung thörigtes wäre, das ihn ſo beunruhigte? Sahe er mich ſtarr an, und ſprach: Was? Habe ich nicht geſchrieben? **Ach! meine verfluchte Schriften!** Ihre Schriften, wandte ich ein, werden machen, daß Sie auch nach Ihrem Tode leben. Ja wohl, war ſeine Antwort; aber ſie werden auch das Andencken meiner Thorheit verewigen, und das iſt es eben, was mich quälet. Ich ſuchte ihm dieſe traurige Gedancken zu benehmen, und fieng an ſeine Schriften zu loben: Allein er machte mir ein ſo ernſthaftes Geſichte, daß ich bald wieder aufhörte. Mein lieber Herr Doctor, ſprach Er, ſchertzen Sie nicht

zur

zur Unzeit mit mir. Ich befinde mich in einem Zuſtande, da alle Complimente aufhören müſſen, und es wäre eine Sünde, wenn Sie jetzo meiner ſpotten wolten. Sie ſind viel zu chriſtlich dazu, daß weiß ich: Aber ſind Sie dann der eintzige der ſo glücklich geweſen iſt, daß ihm keine von meinen elenden Schriften zu Geſichte gekommen? Ich kan mirs kaum einbilden. Wie können Sie dann aber mit gutem Gewiſſen meine Schriften, ich will nicht ſagen, loben, ſondern nur vor erträglich halten? Wenn Sie meine **ſechs deutſche Reden** geleſen haben, ſo werden Sie wiſſen, was ich vor ein poßirlicher Redner geweſen, und wenn Sie ſich nur meines **Helden-Gedichts** auf den König von Pohlen erinnern, ſo werden Sie mir geſtehen, daß ich den Nahmen eines unerträglichen Reimers mit Recht verdiene. An meine **thüringiſche Hiſtorie** mag ich nicht einmahl gedencken. Sie würde unſtreitig die albernſte unter allen meinen Schriften geweſen ſeyn, wenn ſie nur die letzte geblieben wäre. Aber ſo habe ich nach der Zeit noch weit närriſcher Zeug geſchrieben; und kan noch nicht begreifen, wie es möglich geweſen, daß ich meiner Schmierſucht keine Grentzen geſetzet, da meine erſten Schriften ſo übel aufgenommen worden. Denn ſo bald meine Reden, und mein Helden-Gedicht zum Vorſchein kamen, erweckte GOtt chriſtliche Hertzen, die mir mein Elend vorſtelleten, und mich auf den rechten Weg zu bringen ſuchten. Ich hätte dieſe Züchtigung mit Danck annehmen, und die Ruthe küſſen ſollen: Aber ich war gantz verſtockt, und hielte alle die guten Erinnerungen, die man mir gab, vor ehrenrührige Beſchimpfungen. Ich leckte wieder den

Stachel, und ſuchte Himmel und Erde wieder meine eingebildete Verfolger zu bewegen. Ich war gar ſo verblendet, daß ich wieder dieſe ehrliche Leute ſchrieb: Aber was half es mir? Niemand wolte mein Geſchmier verlegen, und das wenige, das ich ſelbſt davon drucken ließ, vergröſſerte nur meine Schande, und überführte alle Welt, daß meine Einfalt mit einer ziemlichen Boßheit vergeſellſchaftet ſeyn. Wenn ich mich bey ſo geſtalten Sachen aus Unmuth erhenckt hätte, ſo hätte ich etwas gethan, worüber ſich niemand würde gewundert haben: Allein ich war viel zu wohl mit mir ſelbſt zu frieden, und geberdete mich ſo trotzig, als wenn ich einer der geſchickteſten Scribenten meiner Zeit geweſen wäre.

Sagen Sie mir nun, habe ich nicht Urſache mich in mein Hertze zu ſchämen, daß ich mich ſo vorſetzlich zu einem Liedlein in der gelehrten Welt gemacht? Iſt meine Aufführung nicht närriſch genug, mich zu beunruhigen? Und verdienen meine abgeſchmackten Schriften nicht, daß ich ſie verfluche? Ja ich verfluche ſie, und wolte wünſchen, daß ich niemahlen die Feder angeſetzet hätte. Keine aber ſehe ich mit ſolchem Abſcheu an, als die letzte, die ich herausgegeben. Die macht mir den gröſſten Kummer. Sie werden wiſſen, Mein Herr Doctor, daß ich die *Maximes de la Marqviſe de Sablé* ins Deutſche überſetzet habe: Da ich doch wenig oder gar kein Frantzöſiſch kan. Sie können alſo leicht erachten, was ich vor Schnitzer gemacht, und wie meine Feinde lachen werden, wenn ſie ſehen, daß ich, dem allen ungeachtet, verwegen genug geweſen bin, der **Frau von Ziegler** zu Ehren ſelbſt frantzöſiſche Verſe zu machen, die ſo voller Feh-

ler

ler ſind, daß man wohl ſehen kan, ich ſey meinem Sprach-Meiſter zu zeitig entlaufen. Aber dieſes ſind Kleinigkeiten. Hätte ich es bey der bloſſen Uberſetzung bewenden laſſen, ſo wäre es noch hingegangen, und man würde mich gelobet haben, daß ich der gelehrten Welt, die ich bißhero mit meinen eigenen Einfällen gequälet, durch eine, ob wohl ſchlechte, Ueberſetzung frembder und guter Gedancken dienen wollen. Denn es iſt doch allemahl rühmlicher ein mittelmäßiger Uberſetzer, als ein unerträglicher Scribent zu ſeyn. Allein ſo habe ich über die ſchönen Gedancken der Marquiſe de Sablé eine Brühe gemacht, welchen allen, die ſie koſten, einen Eckel erwecken muß. Die 366 Moraliſche Bildniſſe, womit ich die Lehren dieſer Dame erläutern wollen, ſind im höchſten Grad ſcheußlich, und zeugen nicht nur von der Ungeſchicklichkeit meines Pinſels, ſondern auch von der Boßheit meines Hertzens. Denn ich habe in denſelben viele ehrliche Leute, auf die abgeſchmackteſte Art angegrifen, und ſo gar meines **eigenen Vaters** nicht verſchonet, der doch, **auſſer dem, daß er mich gezeuget**, nichts ungeſchicktes gehandelt hat.

Meine Schreib-Art in dieſer Schrift überhaupt iſt recht auſſerordentlich läppiſch, ſcheußlich, und manchmahl wie z. E. p. 223. voll unflätiger Zweydeutigkeiten, deren ſich ein Schneider-Geſell ſchämen würde, und vor welche ich jetzo erröthe. Ich mag an die erdichteten Nahmen, mit welchen meine Anmerckungen ausgeſpicket ſind, nicht gedencken. Sie ſind gar zu abgeſchmackt. Nur bitte ich Sie, die artige Abhandlung der Frage, wie man ſich zu verhalten habe, wenn man einen Korb bekommen?

Und die frantzöſiſche Unterredung mit dem ſo genannten **Fräulein von Frohenmuth**, mit Bedacht zu leſen. Jch glaube Sie werden alsdann geſtehen, daß niemand, als ich, fähig geweſen, ſo erbärmliche Gedancken zu haben, und dieſelbe ſo poßierlich auszudrücken: Und dennoch bin ich ſo verblendet, daß ich mir einbilde, ich brächte wichtige Sachen vor, und gar ſo aufgeblaſen, daß ich die Unterredung mit dem **Fräulein von Frohenmuth**, die doch, was das Frantzöſiſche anlanget, im äuſſerſten Grad barbariſch, und, ihrem Jnhalt nach, kindiſch iſt, vor ein Nachfolgungs-würdiges Exempel, was den guten Verſtand, und beredten Mund betrift, ausgebe, und zum voraus denen trotze, welche da, wie mir mein eigen Gewiſſen vorherſaget, dieſes Gewäſche vor albern, und mich vor raſend halten werden, daß ich es drucken laſſen.

Urtheilen Sie hieraus, ob man die Thorheit höher treiben könne? Jch vor meine Perſon bin verſichert, daß ich mich in dieſer meiner letzten Schrift gantz erſchöpfet habe, und nicht im Stande geweſen ſeyn würde, weiter zu ſchwärmen, und wenn ich gleich nicht zur Erkänntniß meines Elendes gekommen wäre.

Aber, GOTT Lob! ich erkenne ietzo meine Schwachheit, und bedaure nichts mehr, als daß ich nicht Zeit habe, durch deutliche Proben meiner Beſſerung, die Schande abzuwiſchen, die ich mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Ach! daß mir GOtt mein Leben ſo lange friſten wolte! Jch gelobe hiemit heilig an, ein gantz anderer Menſch zu werden. Jch wolte meine **auſſerordentliche Pro-**

feſſur, die mir ohne das nichts einträget, und der ich auch mit Ehren nicht vorſtehen kan, und mit derſelben den närriſchen Hochmuth, wozu ſie mich verleitet hat, niederlegen, von vorne zu ſtudiren anfangen, und mich, nechſt göttlicher Hülfe, in den Stand ſetzen, daß diejenigen, die ſich ſo viele Mühe gegeben haben, mich klug zu machen, Ehre und Freude an mir erleben ſolten. Aber ich kan dieſes nicht hofen. Ich fühle wohl, daß ich ſterben muß, und kan die wenigen Stunden, die ich etwa noch zu leben übrig habe, nicht beſſer anwenden, als daß ich der gelehrten Welt den Verdruß, den ich ihr durch meine Schriften erwecket habe, demüthig abbitte, und denenjenigen, die mich desfalls freundlich beſtrafet, den verbindlichſten Danck abſtatte. Sie, Mein Herr Doctor, werden die Güte haben, und, nach meinem Tode, von meiner Bekehrung zeugen. Sie können glauben, daß ſie aufrichtig iſt: Denn mein jeziger Zuſtand leidet keine Verſtellung. Er kehrete hierauf das Geſicht gegen die Wand, und weinete bitterlich.

Wenn ich nun dieſe vernünftigen Reden des Herrn Prof. Philippi recht erwege, ſo muß ich ſie nothwendig vor ein ſehr gefährliches Symptoma anſehen. Denn da es dem Herrn Prof. Philippi bey geſunden Tagen niemahlen begegnet, daß er zehen kluge Worte hinter einander geredet: Da Er ſonſt immer von allen Sachen gantz anders als kluge Leute zu dencken gewohnt, und daher der einzige geweſen, der, allen vernünftigen Menſchen zum Trotz, ſich vor einen groſſen Mann, und ſeine Schriften vor unverbeſſerlich gehalten: So kan ich daraus, daß Er gantz vernünftig geredet, und von ſich ſelbſt, und ſeinen Schriften eben ſo geurtheilet, als bißher die gantze kluge, und vernünftige Welt gethan hat, nichts anders ſchlieſſen, als daß durch den Schlag über dem Kopf ſein Gehirn gantz umgekehret, und juſt in die Ordnung geſetzet worden, in welcher es ſich bey Leuten von geſundem Verſtande befindet.

Bey einer ſo entſetzlichen Verrückung und Erſchütterung des Gehirnes kan der Hr. Prof. ohne Wunderwerck nicht über 24 Stunden leben, und ich halte alſo den Schlag über dem Kopf, und die dadurch verurſachte Wunde vor tödlich. Gegeben Halle den 20ten Junius 1734.

H. B. M. D.

IX.

Beſcheidene

Beantwortung

der

Einwürffe,

welche
einige Freunde
des

Herrn D. Joh. Ernſt Philippi,

weiland wohl-verdienten Profeſſors der deut-
ſchen Wohlredenheit zu Halle,

wieder

die Nachricht

von Deſſen Tode

gemacht haben.

Taſſo.

Andava combattendo ed era morto.

Halle, 1735.

Horatius.

Qvum ſemel occideris, & de te ſplendida Minos
Fecerit arbitria,
Non, Torquate, genus, non te, *facundia,* non te
Reſtituet pietas.

Ich habe vor einigen Monathen einen glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici von dem Zuſtande, in welchem er den Herrn Profeſſor Philippi den 20ſten Junius 1734. angetroffen, ans Licht geſtellet, und in meinem Vorbericht gemeldet, daß der Herr Prof. Philippi, wie der Medicus gemuthmaſſet, den 21ſten Junius, Abends um 6 Uhr 53 Minuten, würcklich dieſes Zeitliche geſegnet.

Ich hätte mir nimmer eingebildet, daß ſich jemand unterſtehen würde, mir eine ſo bekannte und ofenbahre Sache ſtreitig zu machen: Allein ich habe, zu meiner nicht geringen Befremdung, erfahren müſſen, daß es würcklich ſo wunderliche Leute gebe, die meine wahrhafte Nachricht von dem Tode des Hrn. Prof. Philippi vor falſch, und den glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici vor erdichtet, auszuſchreyen das Hertz haben.

Es hat ſich nicht allein ein Ungenannter gefunden, der eine Nachricht in die Hamburgiſchen Berichte rücken laſſen, darinn er behauptet, der Herr Prof. Philippi ſey noch am Leben; ſondern es hat auch die ſogenannte geheime Patriotiſche Aſſemblée eine eigene Vertheidigungs-Schrift, oder ein anderweitiges Bedencken an den Herrn Prof. Philippi, nebſt zwoen Beylagen, drucken laſſen, und will die Welt

bereden, alles, was der berühmte Medicus, und ich, von des Herrn Prof. Philippi kläglichem Zuſtande, und darauf erfolgtem Abſterben geſchrieben haben, ſey falſch und erlogen.

Ich überlaſſe dem Herrn D. B . . . ſeinen Bericht von dem Zuſtande, in welchem er den Herrn Prof. Philippi angetrofen hat, wofern er es vor nöthig findet, zu rechtfertigen, und begnüge mich, nur auf dasjenige zu antworten, wodurch man meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi verdächtig zu machen, geſuchet hat.

Ich bin zwar ſonſt ein Feind von allen Zänckereyen, und gönne einem jeden gerne ſeine Meinung. Ich würde mir alſo nimmer die Mühe gegeben haben, meinen Widerſprechern ein Wort zu antworten, wenn dieſe hitzige Herren ſich nur in den Schrancken des gemeinen Wohlſtandes gehalten, und mich nicht auf eine, unter wohlerzogenen, und in einigem Anſehen lebenden Leuten, unerhörte Weiſe angegriffen hätten. Ich habe Narren gekannt, die zu der Zeit, als der vorige König in Schweden vor Friedrichs-Halle erſchoſſen wurde, aus einer unſinnigen Neigung gegen dieſen Printzen, in langer Zeit nicht glauben wollten, er ſey würcklich todt; ſondern alles, was von ſeinem Tode geſaget, und geſchrieben wurde, vor falſch hielten: Aber dieſe Phantaſten giengen doch nicht ſo weit, daß ſie diejenigen, ſo anderer Meinung waren, als ſie, vor Läſterer und Majeſtät-Schänder gehalten hätten. Wenn demnach meine Gegner nur halb ſo viel Vernunft gegen mich gebraucht hätten, als dieſe Gecken; ſo würde ich ihren ungereimten Widerſpruch ihrer, obgleich unver-

vernünftigen, Liebe zu einem verſtorbenen Freunde zu gut gehalten haben. Aber ſo kan ich unmöglich ſchweigen. Ihr Verfahren gegen mich iſt gar zu grob und Ehren-rührig.

Der Ungenannte heiſſet mich in den Hamburgi-„ ſchen Berichten einen **Nahmloſen Paſquillan-„ ten**, und die geheime Patriotiſche Aſſemblée nen-„ net die von mir herausgegebene Schrift eine *infame*„ *Charteque*, und mich einen *infamen Scribenten*. Sie„ wirft mir, auf die unbeſcheidenſte Art, Unvernunft,„ kindiſche Erfindung, und boßhafte Wuth vor, und„ bietet mir, zu Reinigung meines verſchleimten Ge-„ hirns, einen gantzen Centner Nieſewurtz aus ihrer„ Apothecke und 10 Doſes von ihrem Hertz-ſtärcken-„ den Gold-Pulver an, um mein laſterhaftes Ge-„ müth zu beſſern.„

Wenn ich geſaget hätte, der Herr Prof. Philippi habe ſeinen Vater ermordet, und ſeine Mutter ge-nothzüchtiget: Wenn ich fälſchlich vorgegeben hät-te, er ſey, um dieſer oder anderer Miſſethaten willen, durch Schwerdt, Strang, Rad oder Feuer, auf eine ſchimpfliche Art, vom Leben zum Tode gebracht wor-den; ſo möchten die entſetzlichen Schelt-Worte, welche die Freunde des Herrn Prof. Philippi gegen mich ausgeſtoſſen haben, vielleicht einiger maſſen zu entſchuldigen ſeyn: Allein, da mein gantzes Verbre-chen darinn beſtehet, daß ich geſaget habe, der Herr Prof. Philippi ſey auf ſeinem Bette, ſanft und ſelig, mit den erbaulichſten Gedancken, eingeſchlafen; So weiß ich gewiß, daß ein jedes ehrliebendes Ge-müth, über die Unbeſcheidenheit meiner Wi-derſprecher, erſtaunen, und ſich von der Gemüths-

Beſchaffenheit derſelben einen gar ſchlechten Begrif machen wird.

Ich glaube nicht, daß, ſeit der Zeit es gebräuchlich iſt, daß die Gelehrten gegen einander ſchreiben, jemahlen ein ehrlicher Mann, wegen einer Sache von ſo weniger Erheblichkeit, auf eine ſo entſetzlich grimmige und plumpe Art angegrifen worden: Und es könnte mir alſo nicht verdacht werden, wenn ich meinen Gegnern aus eben dem Ton antwortete: Allein, es ſey ferne von mir, daß ich mich Leuten gleichſtellen ſolte, deren Aufführung ſo ungeſchliffen, und niederträchtig iſt. Der Abſcheu, mit welchem die gantze vernünftige Welt die Ehrenrührigen Ausdrückungen, die ſie gegen mich gebrauchet haben, nothwendig anſehen muß, wird mich genugſam an ihnen rächen, und ich kan ſie nicht ärger beſchämen, als wenn ich, mit aller Höflichkeit und Gelaſſenheit, die Urſachen anzeige, warum ich glaube, daß ich die ſchimpflichen Titel, nicht verdiene, womit es ihnen beliebet hat, mich zu belegen.

Ich habe geſaget, der Herr Prof. Philippi ſey geſtorben. Dieſes leugnen meine Gegner, und ſagen, der Herr Prof. Philippi lebe. Ich will ſetzen, ſie hätten Recht: Aber würde dieſes genug ſeyn, mich zu einem Paſqvillanten, und infamen Scribenten zu machen? Kan denn das, was ich von dem Herrn Prof. Philippi geſaget habe, ſeiner Ehre nachtheilig ſeyn?

Sterben iſt kein Schelmſtück, ſondern eine der natürlichſten Pflichten eines Menſchen. Die ehrlichſten und tugendhafteſten Männer können ſich derſelben nicht entbrechen, und haben ſie zu allen Zeiten

ſo wenig vor ſchimpflich gehalten, daß ſie vielmehr den gröſſeſten Theil ihres Lebens angewendet haben, ſich zu deren Beobachtung geſchickt zu machen. Schimpfet man demnach den Herrn Prof. Philippi, wenn man ſagt, er ſey geſtorben, und an den Ort gegangen.

Quo pius Æneas, quo Tullus dives, & Ancus?

Er wäre nicht der erſte ehrliche Mann, dem dieſes begegnet:

Abſtulit clarum cita mors Achillem.

Abraham und die Propheten ſind geſtorben, und bleiben darum doch wohl, wer ſie ſind.

Ceciderunt in profundum
Summus Ariſtoteles,
Plato, & Euripides.

Warum ſchilt man mich demnach für einen Pasqvillanten, und infamen Scribenten, weil ich geſaget, der Herr Prof. Philippi habe etwas gethan, welches ſo viele groſſe Leute, denen er das Waſſer nicht reichet, vor ihm gethan haben, und welches er, wann er es noch nicht gethan, über kurtz oder lang doch einmahl thun müſte? Was ich, in meinem Vorbericht zu dem mediciniſchen Bedencken, von ſeinem Abſterben gemeldet habe, kan unmöglich ſeinen ehrlichen Nahmen beſchmitzen, da es, wie ich verſichert bin, wahr iſt; Und ich glaube alſo um ſo viel weniger, daß es ſeinen guten Leumund ſchmälern könnte, und wenn es gleich, wie ſeine Freunde wollen, falſch wäre. Lebt der Herr Prof. Philippi noch, ſo iſt es deſto beſſer vor ihn, und deſto ſchlimmer vor mich. Er kan mich auslachen, und ich würde die Schande haben, daß ich gelogen. Daß ich aber dar-

um ein Paſquillant, und unehrlicher Scribent, ſeyn würde, glaube ich nicht; ob gleich meine Herren Gegner, aus einer lächerlichen Hochachtung gegen den Herrn Prof. Philippi, mich ſo nennen.

Ich glaube, ſie werden, wenn ſie leſen, was ich bisher geſchrieben, ſich ihrer Uebereilung ſchämen, und auf ein ander mahl behutſamer ſeyn. Ihr unanſtändiger Eifer, und das Geſchrey, welches ſie wider mich erreget haben, nützet zu nichts. Sie irren ſich, wofern ſie meynen, den Herrn Prof. Philippi dadurch von den Todten wieder aufzuwecken. Er iſt todt, und wird wohl todt bleiben. Die eintzige Würckung, die ihr Schmähen haben kan, iſt dieſe, daß kluge Leute daher Gelegenheit nehmen, zu muthmaſſen, ihre Sache müſſe eben die beſte nicht ſeyn, weil ſie, nach Art aller derer, denen es an guten Gründen fehlet, mit Schelt-Worten um ſich werfen: Und wer ſo denckt, betriegt ſich nicht.

Meine Gegner, die ſich ſo unnütze machen, ſind nicht im Stande geweſen, ihrer verzweifelten Sache auch nur den geringſten Schein zu geben. Alles, was ſie gegen meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi vorbringen, beſtehet in einem leeren, und unbeſcheidenen Widerſpruch, oder in ſchändlichen Sophiſtereyen.

Unſer gantze Streit kömmt darauf an, ob der Herr Prof. Philippi todt ſey, oder nicht? Ich behaupte das erſte. Meine Gegner können dieſes nicht leiden, und faſſen daher den Entſchluß, mich zu wiederlegen. Wie es nun ein lächerliches Unternehmen iſt, einem Menſchen, der ſeine Vernunft und Sinne hat, etwas abzuſtreiten, davon er ſo gewiß, als von

ſeinem

ſeinem eigenen Seyn überführet iſt: So iſt es kein Wunder, daß ſie es auf eine lächerliche Art ausgeführet haben, Sie begnügen ſich, mir mit den auserleſenſten Schelt-Worten zu ſagen, daß ich gelogen habe. Ich bekenne, dieſe Art zu wiederlegen iſt kurtz und gemächlich: Aber ich glaube, ihr fehlt der Nachdruck. Mein Ja muß allezeit zum wenigſten ſo viel gelten, als ihr Nein; und es bleibt alſo, ihres Widerſpruchs ungeachtet, noch immer die Frage übrig, ob ſie Recht haben, oder ich?

Ich will dieſe Frage nicht entſcheiden, weil ich partheyiſch bin. Es mag bey meinen Leſern ſtehen, ob ſie lieber einem unbeſcholtenen Manne glauben wollen, der zeuget von dem, das er geſehen hat, und allenfalls das, was er ſaget, nicht nur durch das Zeugniß einer gantzen Stadt; ſondern auch durch einen Auszug aus dem Kirchen-Buche, auf die allerbündigſte Art, zu erweiſen im Stande iſt: Oder, einer elenden Rotte unbekannter Perſonen, die zwar grob genug widerſprechen; aber nicht den geringſten Grund ihres Widerſpruchs geben können: Dabey ihre Einfalt ſo mercklich verrathen, daß man Urſache hat, zu zweifeln, ob ſie die Sache, worüber ſie zu ſtreiten angefangen haben gründlich verſtehen, und ſo viel Boßheit bezeigen, daß man mit Händen greifen kan, daß nicht die Liebe zur Wahrheit; ſondern ein bloſſer Frevel, und die boßhafte Abſicht, ihrem Nächſten wehe zu thun, ſie angetrieben hat, eine Sache zu beſtreiten, von deren Wahrheit ſie ſelbſt ſo gut überführet ſind, als jemand in der Welt.

Solche Leute müſſen einen wunderlichen Begrif von dem menſchlichen Geſchlecht haben, wofern ſie glauben,

glauben, ihr Geſchwätz ſey fähig, meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi bey Leuten von geſundem Verſtande verdächtig zu machen. Daß ſie ſagen, ich ſey ein Feind des Herrn Prof. Philippi, kan ihnen wenig helfen; weil es Grundfalſch iſt. Gantz Halle weiß, in was für einem guten Vernehmen ich mit dem Herrn Prof. Philippi geſtanden; und ich gebe der gantzen vernünftigen Welt zu bedencken, ob der ſeel. Mann mich wohl in ſeinem Letzten würde haben zu ſich bitten, und die vornehme Leid-tragende Familie zu ſeinem Begräbniß einladen laſſen, wenn ich ſein Feind geweſen wäre.

Jedoch, meine lächerlichen Gegner ſcheinen in dem Wahn zu ſtehen, es ſey ein deutliches Zeichen eines feindſeligen Gemüths, wenn man von einem Menſchen ſaget, daß er geſtorben ſey. Ich möchte ihnen alſo nicht ſagen, daß mein Vater todt iſt. Sie würden mich gantz gewiß vor ein ungerathenes Kind halten. Aber haſſen denn dieſe Herren alle diejenigen, von denen ſie glauben, daß ſie geſtorben ſind? Sind ſie Feinde der Patriarchen, Propheten und Apoſtel? Ich glaube es nicht. Müſſen ſie aber nicht geſtehen, daß dieſe Männer ſchon längſt den Weg alles Fleiſches gegangen ſind?

Ich ſehe vorher, meine Gegner werden hierwider einwenden: „Sie hielten mich nicht vor einen „Feind des Herrn Prof. Philippi, weil ich geſa„get, er ſey geſtorben; ſondern darum, weil meine „Nachricht von ſeinem Tode erdichtet: Denn dar„aus könne man ſchlieſſen, daß ich ſeinen Tod „wünſche:„ Aber ich weiß auch, daß meine Leſer

über eine ſo elende Ausflucht lachen werden. Gewiß meine Herren Gegner ſind die poßierlichſten Leute von der Welt. Sie beweiſen die Falſchheit meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi daher, weil ich ſein Feind ſey. Und frägt man ſie, woher ſie dieſes wiſſen? ſo ſprechen ſie: Es ſey daher klar, weil meine Nachricht von deſſen Tode erdichtet. Ich bekenne, dieſes iſt eine Art zu ſchlieſſen, die Leute, welche muthwillig ſchwärmen wollen, ſonderlich wohl anſtehet: Aber ſie iſt bey verſtändigen Leuten in ſo ſchlechtem Ruf, daß es ſich nicht der Mühe verlohnet, die Schwäche derſelben zu zeigen. Meine Leſer ſehen vor ſich ſchon, daß meine Widerſprecher nicht erwieſen haben, daß ich des Herrn Prof. Philippi Feind ſey, und mögen alſo urtheilen, ob man Urſache habe, mein Zeugniß von dem Tode des Herrn Prof. Philippi zu verwerfen?

Meine Gegner indeſſen mögen dencken was ſie wollen. Ich habe keine ſo groſſe Einbildung von meiner Geſchicklichkeit, daß ich mir die Hofnung machen ſollte, Leute ihrer Art durch meine Vorſtellungen, wie deutlich und nachdrücklich ſie auch immer ſind, zur Erkenntniß ihres Unfugs zu bringen. Sie mögen meinentwegen immer dabey bleiben, daß ich des Herrn Prof. Philippi Tod wünſche, und folglich ſein Feind ſey. Genug, daß mein Gewiſſen mich von dieſer Beſchuldigung frey ſpricht.

Ich kan auf meine Ehre verſichern, daß es mir niemahlen eingefallen, des Herrn Prof. Philippi Tod zu wünſchen. Was ſollte mich dazu bewegen?

gen? Ich verlange weder ſein Erbe, noch ſein Nachfolger im Amte zu ſeyn. Ich habe den Herrn Prof. Philippi allemahl vor einen Mann gehalten, der in der gelehrten Welt unentbehrlich iſt; und ich hofe, man wird mir die Ehre thun, zu glauben, daß ich es mit der gelehrten Welt viel zu gut meine, als daß ich den Tod eines Mannes wünſchen ſollte, der ihr ſo manche Luſt gemacht hat.

Geſetzt aber, ich hätte des Herrn Prof. Philippi Tod gewünſchet; folgt denn daraus nothwendig, daß ich ſein Feind ſeyn müſſe? Der liebe ſeel. Mann befand ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens in ſo verdrießlichen Umſtänden, daß er ſich oft ſelbſt den Tod wünſchte. Ich kan es am beſten wiſſen, weil er gegen mich ſein Hertz oft auszuſchütten pflegte. Ich glaube aber nicht, daß er es aus Feindſchaft gegen ſich ſelbſt gethan hat: Denn ich kan verſichern, daß er, dem allen ungeachtet, ſeine kleine Perſon ungemein liebte. Warum ſollte man dann nicht, ohne des Herrn Prof. Philippi Feind zu ſeyn, etwas wünſchen können, ſo er ſelbſt gewünſchet hat? Hätten meine Gegner den ehrlichen Mann auf ſeinem Sterbe-Bette geſehen, wie ich, ſo würden ſie mit mir glauben, das ein ſeeliges Ende das eintzige geweſen, welches ſein beſter Freund ihm, mit Vernunft, wünſchen können. Ich habe ihn ungerne verlohren: Aber, die Wahrheit zu ſagen, er iſt wohl daran. Wäre er gleich wieder geneſen, ſo hätte er doch keine fröliche Stunde mehr gehabt; ſondern würde ſich, da durch den Schlag über dem Kopf ſeine, bis dahin im Schlaf gelegene, Vernunft

nunſt erwecket worden, beſtändig mit denen verdrießlichen Gedancken haben plagen müſſen, mit welchen er die letzten Stunden ſeines Lebens zugebracht hat: Und kan man alſo von ihm ſagen, was Cicero *Tuſc. Quæſt. Lib. V.* von dem Tyrannen Dionyſius ſchreibt: Iis enim ſe adoleſcens improvida ætate irretierat erratis, eaque commiſerat, *ut ſalvus eſſe non poſſet, ſi ſanus eſſe cœpiſſet.*

Man ſiehet hieraus, daß, wenn ich gleich des Herrn Prof. Philippi Tod gewünſchet hätte, doch daraus nicht zu ſchlieſſen ſey, daß ich eine Feindſchaft gegen ihm geheget habe. Wenn ich indeſſen meinen Gegnern gleich zugeben wolte, daß ich ein Feind des Herrn Prof. Philippi ſey; So ſehe ich doch nicht, was ihnen dieſes helffen würde. Aller Vortheil, den ſie aus dieſem Bekänntniß ziehen könnten, wäre dieſer, daß mein Zeugniß von dem Tode des Herrn Prof. Philippi ungültig. Aber ich möchte wiſſen, ob ſie dann geſchickter ſind, von deſſen Leben zu zeugen? Bin ich ein verwerflicher Zeuge, weil ich ſein Feind bin; So kan gewiß ihr Zeugniß nicht von groſſem Gewichte ſeyn, weil ſie ſeine Freunde ſind.

Die Menſchen ſind ſo geartet, daß ſie glauben, was ſie wünſchen; Und vieleicht bilden ſich meine Gegner ein, der Herr Prof. Philippi lebe, weil ſie es gerne ſähen. Es iſt alſo eine ziemliche Unbeſcheidenheit, daß ſie verlangen, man ſolle ihnen auf ihr bloſſes Wort glauben, der Herr Prof. Philippi ſey nicht geſtorben: Sie ſind gewiß die Leute nicht, von denen man eine zuverläßige Nachricht

richt von dem Leben und Tode des Herrn Prof. Philippi erwarten kan. Ihre Partheylichkeit liegt gar zu klar am Tage, und ihr Widerſpruch kan folglich meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi nicht verdächtig machen: zumahl, da meine Herren Gegner die Güte gehabt haben, ihn ſo einzurichten, daß dieſelbe dadurch noch mehr bekräftiget wird.

Ich habe nicht nöthig zu meiner Vertheidigung weiter ein Wort zu ſagen; ſondern bitte nur meine Leſer, das, was meine Gegner wider mich vorgebracht haben, mit einiger Aufmerckſamkeit zu betrachten. Sie werden befinden, daß dieſe eyfrigen Freunde des Herrn Prof. Philippi es ſo gemacht haben, wie alle, die eine böſe Sache vertheidigen. Sie verkehren den ſtatum controverſiæ, und ſuchen ihre Leſer durch eine Sophiſterey zu blenden, die ſo handgreiflich iſt, daß kein Kind dadurch betrogen werden kan. Ich verdencke ihnen dieſes nicht. Ihre Verzweifelung entſchuldiget ſie hinlänglich. Was hätten ſie ſagen wollen, wenn ſie es ſo nicht gemacht? Es läſſet anfangs, als wolten ſie redlich mit mir kämpfen. Sie ſtrafen mich Lügen, ſchelten mich, und thun alles, was Leute thun können, die vor Eyfer nicht bey ſich ſelbſt ſind. Aber endlich ſiehet man, daß der Endzweck ihres gantzen Gewäſches kein anderer ſey, als zu behaupten, der Herr Prof. Philippi ſey den 20ſten Junius nicht geſtorben, und habe am 21ſten keine Händel gehabt. Solte man nicht Blut dabey weinen? Gewiß, ich bin erſtaunet, als ich dieſes gewahr ward; und bin verſichert, daß alle meine

Leſer

Leſer eine ſo unerhörte Verdrehung meiner Worte, und eine ſo plumpe Sophiſterey mit mir verabſcheuen werden.

Wer hat dann jemahlen geſagt, daß der Herr Prof. Philippi den 20ſten Junius geſtorben ſey? Ich habe es zum wenigſten nicht gethan. Warum dichten mir dann meine Gegner einen Satz an, den ich nimmer behauptet habe? Iſt es möglich, daß ſie ſich einbilden können, die Welt zu überreden, ich ſey toll genug zu ſagen, der Herr Prof. Philippi ſey den 20ſten Junius von den Schlägen geſtorben, die er den 21ſten erſt bekommen ſollen? Habe ich nicht gerade das Gegentheil geſaget? Den 20ſten Junius bekam der Herr Prof. Philippi die Schläge; den 21ſten ſtarb er. Das ſage ich. Sind meine Gegner rechtſchaffene Leute, ſo fechten ſie dieſen Satz an. Aber das Hertz haben ſie nicht. Sie ſollen ihn auch wohl in Ewigkeit ſtehen laſſen. Trotz ſey ihnen geboten!

Was wird es ihnen alſo helffen, daß ſie ſich die lächerliche Mühe gegeben haben, Dinge zu beweiſen, die ihnen niemand zu leugnen begehret? Was ſoll es heiſſen, daß ſie ſprechen: Der Herr Prof. Philippi ſey vom 20ſten Junius bis dato geſund geweſen, und den 30ſten Auguſt von Halle nach Göttingen gereiſet? Ich glaube gerne, daß der Herr Prof. Philippi den 20ſten Junius, bis des Nachmittags um 2 Uhr, da er in die unglückſeligen Händel gerieth, friſch und geſund geweſen iſt: Allein die gantze vernünftige Welt mag urtheilen, ob ein Menſch, der den 21ſten Junius geſtorben iſt, bis dato geſund ſeyn, und den 30ſten Auguſt von Halle

nach Göttingen habe reiſen können? Daß aber der Herr Prof. Philippi würcklich an gemeldtem Tage geſtorben ſey, iſt ein Satz, der dadurch auſſer allem Streit geſetzet wird, daß meine Gegner ſich nicht getrauet haben, demſelben zu widerſprechen?

Ich kan nicht leugnen, es gereichet mir zu einem unausſprechlichen Vergnügen, daß meine grimmigen Gegner eben diejenigen ſeyn müſſen, die meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi durch ihren kindiſchen Widerſpruch den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit geben, und alſo meine Ehre wieder ſich ſelbſt retten. Mich deucht, die greulichen Läſter-Worte, welche ſie wieder mich ausgeſtoſſen haben, ſind dadurch genug gebüſſet. Gleichwie ich nun hoffe, daß ſie, wenn ſie meine Schrift leſen, in ſich ſchlagen, und ihre Thorheit bereuen werden; So hege ich auch zu meinen Leſern das Vertrauen, ſie werden ſich durch den kahlen Wiederſpruch eines Ungenannten, und durch das elende Bedencken der geheimen Patriotiſchen Aſſemblée nicht verführen laſſen, die Richtigkeit meiner Nachricht von dem Abſterben des Herrn Prof. Philippi in Zweifel zu ziehen. Die Schwachen indeſſen, die ſich, über Verhoffen, durch die Frechheit, mit welcher man behauptet, der Herr Prof. Philippi lebe, etwan noch abhalten laſſen möchten, meiner Nachricht von deſſen Tode völligen Glauben beyzumeſſen, erſuche ich, nachfolgendes zu bedencken.

Niemand thut umſonſt Böſes: Und wer lüget, lüget alſo nicht ohne Urſache. Was mich aber bewegen ſolte, eine falſche Zeitung von dem Tode des Herrn Prof. Philippi auszuſprengen, das weiß ich

nicht

nicht. Iſt es alſo wahrſcheinlich, daß ich, ohne Hofnung des geringſten Vortheils, eine Thorheit ſolte begangen haben, die mir unſtreitig wenig Ehre bringen würde? Wer mir eine ſolche Einfalt zutrauet, der muß mich gar nicht kennen. Ich bin viel zu ehrliebend, als daß ich mich durch offenbare Lügen bey der gantzen ehrbaren Welt verächtlich machen ſolte, und überlaſſe allen meinen Leſern zu urtheilen, ob ein Menſch, der ſo geſinnet iſt, würde vorgegeben haben, der Herr Prof. Philippi ſey geſtorben, wenn dieſer berühmte Lehrer noch lebte, und alſo im Stande wäre, ein ſo ungegründetes Gedicht auf das nachdrücklichſte zu wiederlegen? Und gewiß, es würde mir übel bekommen ſeyn, wenn ich die Frechheit gehabt hätte, noch bey ſeinem Leben eine ſolche Nachricht von ſeinem Tode herauszugeben, als ich jetzo, da er würcklich in die Ewigkeit gegangen iſt, der Welt mitgetheilet habe. Wer den ſeel. Mann gekannt hat, der weiß, daß er ſehr empfindlich und hitzig war, und von der, mehr als menſchlichen, Gedult ſeiner beyden Brüder, Montmaur und Sievers, nicht das geringſte an ſich hatte. Er ſchenckte ſeinen Feinden nichts, und ſo bald kam nicht eine Schrift gegen ihn heraus, ſo war er mit der Antwort fertig. Iſt es alſo glaublich, daß er, wenn er noch lebte, meine Nachricht von ſeinem Tode unbeantwortet gelaſſen haben würde? Ich will hier nicht unterſuchen, wie weit ſein Zeugniß in einer Sache, die ihn ſo nahe angehet, gelten könnte: So viel iſt indeſſen, deucht mich, gewiß, daß, wenn der Herr Prof. Philippi einmahl ſagte, daß er noch im Leben, dieſes ein Einwurf wieder meine Nach-

richt ſeyn würde, der nicht zu verachten wäre, und Leuten, die nicht gar geübte Sinnen haben, und von der wahren Beſchaffenheit der Sache nicht hinlänglich unterrichtet ſind, leicht zu einem Anſtoß gereichen könnte.

Aber ſo geberdet ſich der Herr Prof Philippi nicht anders, als es der Zuſtand eines Menſchen, der wahrhaftig geſtorben iſt, mit ſich bringet. Er ſagt kein Wort; Und obgleich gantz Halle, und halb Deutſchland, über die Nachricht von ſeinem Abſterben, in Bewegung kömmt; ſo rührt er ſich doch nicht. Seine Freunde ſind ſo liebreich, und wollen ihn durch den Lerm, den ſie wieder meine Nachricht erregen, wieder aufwecken Er aber liegt ſtille, und giebt nicht das geringſte Zeichen einiges Lebens, oder, daß ihm ihre Bemühung gefalle, von ſich.

Mich deucht, dieſe einem Verſtorbenen ſo wohlanſtändige Aufführung des Herrn Prof. Philippi beweiſet klärlich, daß meine Nachricht von ſeinem Tode wahr ſey; und iſt allein fähig, meinen unverſchämten Gegnern das Maul zu ſtopfen.

Ich weiß wohl, dieſe Herren haben in ihre Schrift einen Brief eingerücket, den der Herr Prof. Philippi an ſie geſchrieben haben ſoll. Aber dieſer Brief iſt zu nichts weniger geſchickt, als meine Nachricht umzuſtoſſen. Es wäre mir ein leichtes, zu ſagen, er ſey von meinen Gegnern erdichtet; weil er nicht das geringſte von Anglicanen, Ackermanninnen, verſtorbenen und noch lebenden Geliebten, geheimen Brief-Wechſeln, Fränckiſchen Rittern, und vornehmen Fräulein, als den rechten Kennzeichen eines ächten Philippiſchen Briefes, in ſich hält: Allein ich will

es

es nicht thun, ſondern glauben, daß ſie zu ehrlich ſind, einen ſolchen Betrug zu begehen. Der Brief iſt mit ſo viel Vernunft und Gelaſſenheit geſchrieben, als man von einem Menſchen, der mit dem Leibe alle Eitelkeiten und Schwachheiten abgeleget hat, vermuhten kan, und beweiſet alſo, wofern er, wie ich nicht ſtreiten will, würcklich von dem Herrn Prof. Philippi iſt, daß dieſer ehrliche Mann das ſterbliche ſchon ausgezogen hat.

Ich glaube auch nicht, daß meine Gegner die Abſicht gehabt haben, mit dieſem Briefe die Falſchheit meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi zu beweiſen: Denn dieſes wäre eine Einfalt, die ich ihnen, wie ſchlecht es auch um ſie beſtellet iſt, kaum zutraue. Eben aus dieſem Briefe iſt deutlich zu erſehen, daß meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi wahr ſey. Der Herr Prof. Philippi ſagt darinn mit keinem Worte, daß er noch lebe. Iſt es aber zu glauben, daß er eine ſo ſchöne Gelegenheit, mich zu Schanden zu machen, würde haben vorbey gehen laſſen, wenn er ſich getrauet hätte, meiner Nachricht zu wiederſprechen? Er iſt viel zu ehrlich dazu. Er ſpricht nicht, daß ſie falſch ſey. Alles, was er thut, iſt dieſes, daß er ſie, nebſt den Schriften gegen dieſelbe, der Patriotiſchen Assemblée zuſchicket, und ſich ihr Bedencken darüber ausbittet. Man ſiehet hieraus, daß der Herr Prof. Philippi ſelbſt nicht weiß, ob er lebet, oder todt iſt. Zeigt aber dieſe Ungewißheit, in welcher ein lebendiger Menſch ſich unmöglich befinden kan, nicht deutlich genug, daß der Herr Profeſſ. Philippi würcklich geſtorben ſey? Denn, wer von ſich ſelbſt nichts

weiß, und nicht mehr fühlet, daß er lebet, der iſt gantz gewiß todt. Daß aber der Herr Prof. Philippi ſich in einem ſolchem Zuſtande befinde, iſt daher klar, weil er ſich nicht getrauet, die Frage: Ob er lebe, oder todt ſey? ſelbſt zu entſcheiden; ſondern ſich ein Bedencken von andern darüber ausbittet. Ich bedaure, daß er nicht zu mir gekommen iſt. Ich hätte ihm aus dem Traum helfen können: Denn ich habe ihn ſterben, und ſeinen erblaßten Cörper in die Gruft ſencken ſehen, welches Dinge ſind, die er unmöglich wiſſen kan. Diejenigen hergegen, zu welchen er ſich gewendet hat, wiſſen von nichts, und können auch, natürlicher Weiſe, von ſeinem Leben nicht mehr wiſſen, als er ſelbſt: Und dennoch ſchämen ſich dieſe Leute nicht zu behaupten, der Herr Prof. Philippi lebe, ob gleich dieſer ehrliche Mann aufrichtig bekennet, daß er ſelbſt nichts davon weiß. Iſt es nicht eine entſetzliche Frechheit?

Ich ſollte nicht meinen, daß jemand ſo unverſchämt ſeyn werde, mir hier einzuwerfen: Der Herr Prof. Philippi habe meine Nachricht von ſeinem Tode dadurch ſchon genug wiederleget, daß er einen Brief geſchrieben; und alſo nicht nöthig gehabt, zu ſagen, daß er lebe, und meine Nachricht falſch ſey. Denn dieſer Einwurf würde gar zu elend ſeyn. Indeſſen, weil ich gewohnt bin, gründlich zu verfahren, und meinen Gegnern alle Ausflüchte zu beſchneiden; ſo will ich mich die Mühe nicht verdrieſſen laſſen, mit wenigen darauf zu antworten. Ich ſage demnach, daß es eben nicht nothwendig folge, daß ein Menſch, der einen Brief geſchrieben hat, noch lebe. Wir haben gantze Bücher von Briefen

der Todten an die Lebendigen. Die Letters from the Dead to the Living, ſo Thomas Brown heraus gegeben, ſind bekannt; und noch neulich hat der vorige König von Franckreich einen langen Brief an den jetzigen geſchrieben, ohne daß darum jemand geſaget hat, Ludwig der XIVte ſey von den Todten erſtanden, oder gar niemahls geſtorben.

Ich glaube, dieſes wird ſo wohl zu Ueberzeugung meiner Leſer; als auch zu Beſchämung meiner Wiederſacher genug ſeyn; und ich kan alſo die Feder ohne Bedencken niederlegen. Denn was das Ding anlanget, das zu Göttingen, unter der Geſtalt und dem Nahmen des Herrn Prof. Philippi, herumgehen ſoll; ſo laſſe ich mich darauf nicht ein. Ich habe deßfalls noch keine zulängliche Nachricht eingezogen. Daß es indeſſen der Herr Prof. Philippi ſelbſt nicht ſeyn könne, das hat wohl ſeine Richtigkeit: Denn der iſt ſchon an dem Ort, unde negant, redire quemquam.

Wenn ich aber meine unvorgreifliche Meinung ſagen ſoll, ſo halte ich davor, daß der Teufel ſein Spiel darunter habe; und glaube, daß, wer kein Atheiſte oder Thomaſianer iſt, meine Meinung, wo nicht vor wahrſcheinlich, doch vor erbaulich halten wird. Was ſich mit dem bekannten Wagner zu Wittenberg auf öffentlichem Marckte zugetragen hat, das iſt frommen Chriſten aus der wahrhaftigen Hiſtorie von D. Fauſt bekandt. Der Teufel iſt noch eben ſo mächtig, als er damahls war; und mag vielleicht ſeine Urſachen haben, warum er ſich jetzo, in der Geſtalt des Herrn Prof. Philippi, zu Göttingen ſehen läſſet. Wer weiß, ob er nicht, als ein abgeſagter

Feind aller guten Anſtalten, der neuen Univerſität dadurch einen Schandfleck anzuhängen ſuchet?

Ich will dieſe Muthmaſſung zwar niemanden aufdringen; das glaube ich aber gantz gewiß, daß der Philippi, der ietzo zu Göttingen zu ſehen ſeyn ſoll, nicht der rechte Philippi, ſondern ſein Geſpenſt; und alſo weit geſchickter iſt, meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi zu beſtärcken, als verdächtig zu machen.

Hat jemand hieran noch einigen Zweifel, der warte nur noch eine kleine Zeit, ſo wird ſichs weiſen, ob dieſes, in der Geſtalt des Herrn Prof. Philippi, zu Göttingen umhergehende Geſpenſt nicht plötzlich verſchwinden, und einen Geſtanck hinter ſich laſſen wird.

Moliere.

Diſparoiſſez donc, je Vous prie,
Et que le Ciel par ſa bonté
Comble de joye & de ſanté
Vôtre defunte Seigneurie.

X. Die

X.

Die Vortreflichkeit, und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwieſen von

* * * * *

Horatius

Dicam inſigne, recens, adhuc
Indictum ore alio . . . .

1736.

Vorbericht.

Ich finde vor nöthig, meinen Leſern gleich anfangs zu ſagen, daß ſie in meiner Schrift lauter neue, und unerhörte Sachen finden werden. Ich ſage dieſes mit aller erſinnlichen Sittſamkeit, und hofe, meine Leſer werden durch den Augen-Schein überführet werden, daß ich nicht zu viel geredet habe.

Meine Abſicht iſt, die Ehre der ſo genannten elenden Scribenten wider ihre Läſterer zu retten, und gründlich zu erweiſen, daß dieſe Art der Schreiber die vortreflichſte und unentbehrlich ſey. Es iſt dieſes ein wichtiges Unternehmen, welches mir unſägliche Mühe koſten wird.

Nec ſum animi dubius, verbis ea vincere magnum
Quam ſit, & anguſtis hunc addere rebus honorem (1)

Allein ich kan es unmöglich länger über mein Hertz bringen, eine Art Menſchen hülfloß zu laſſen, zu welcher ich, von Jugend auf, eine zärtliche Neigung bey mir geſpüret habe. Mein Hertz hat es mir immer zugeſaget, daß ich einmahl keine geringe Figur unter den elenden Scribenten machen würde,

(1) Virgilius Georg. lib. III.

de, und dieſes giebt mir ein unſtreitiges Recht, mich dieſer geplagten Leute anzunehmen, und dieſelbe ſo nachdrücklich, als es mir immer möglich iſt, wider ihre Verfolger zu vertheidigen. Vor mir hat hieran kein Menſch gedacht, und wofern ich die Welt recht kenne, ſo wird ſich, wenn ich meinen Mund nicht aufthue, wohl keiner des Schadens Joſephs annehmen.

Man muß geſtehen, man will oder will nicht, daß es in der Welt gantz verkehrt zugehe. Wenn irgend ein wahrhaftig guter Scribent von unverſtändigen und neidiſchen Leuten angegriffen wird, ſo findet ſich gleich ein tapferer Ritter, der vor einen ſolchen Mann einen Speer bricht: Aber dem Jammer der elenden Scribenten ſiehet man mit Lachen zu. Niemand eilet ihnen in ihrer Noth zu Hülfe. Und es iſt doch gewiß, daß die elenden Scribenten, eben darum weil ſie elende Scribenten, und ihre Verdienſte und Vollkommenheiten nicht ſo ſichtbar ſind, einer Vertheidigung vor andern bedürfen; Hergegen ein unſtreitig guter Scribent durch ſeine eigene, und in die Sinnen fallende Verdienſte wider den Angrif ſeiner Neider hinlänglich beſchützet wird. Solche Leute brauchen keiner Vertheidigung, und Bayle würde doch wohl Bayle bleiben, wenn man gleich einen eigenſinnigen Crouſaz, zu ſeiner eigenen Schande, wider ihn wüten lieſſe.

Indeſſen nimmt man ſich der guten Scribenten an, und ſpottet der elenden, wenn ſie verfolget werden. Ich finde darinn keine Billigkeit: Aber ich wundere mich doch über dieſes unförmliche

liche Betragen der Gelehrten nicht. Ich weiß dieſe Herren ſind gemächlich; Und es koſtet unſtreitig weit mehr Mühe, Dinge zu beweiſen, die nicht den geringſten Schein der Wahrheit haben, als gewiſſe und ofenbare Wahrheiten zu behaupten. Es iſt alſo gar natürlich, daß ſich viele finden, die ſich Mühe geben, eine ofenbahre Unſchuld zu vertheidigen; Kein einziger hergegen, der ſich angelegen ſeyn laſſe, die unſichtbahre Vortreflichkeit der elenden Scribenten ſichtbar zu machen. Jenes iſt eine ſchlechte Kunſt; dieſes aber ungemein ſchwer.

Was iſt es dann Wunder, daß biß auf den heutigen Tag noch niemand, zum Beſten der elenden Scribenten, die Feder angeſetzet hat? Die guten Scribenten, die am geſchickteſten dazu wären, werden es nimmer thun. Der Neid läſſt es ihnen nicht zu. Sie ſind nur gut in Vergleichung mit den ſchlechten: und alſo erfordert es ihr eigener Vortheil, die elenden Scribenten immer verächtlicher, und ſich, durch deren Erniedrigung, groß zu machen. Die elenden Scribenten ſelbſt legen die Hände in den Schooß, und laſſen alles über ſich ergehen, ohne einmahl zu muchſen. Wer kan ihnen dann helfen? Warum ſind ſie ſo träge, ihre eigene Ehre zu retten? Ich ſollte nicht meinen, daß eine gewiſſe Schamhaftigkeit ſie abhalte, den Beweiß ihrer Unſchuld und Vortreflichkeiten zu unternehmen. Ich geſtehe es iſt derſelbe ſchwer, und erfordert eine ziemlich harte Stirn: Allein die elenden Scribenten haben wohl eher verzweifeltere Dinge unternommen,

ohne roth zu werden, und Sätze behauptet, die der Vernunft ſchnurſtracks entgegen zu laufen ſcheinen. Es wäre demnach eine unzeitige Blödigkeit, wenn Leute, die ſo oft die Gräntzen der Schamhaftigkeit überſchritten haben, ſich ſchämen wollten, ſich wider ihre Verfolger zu vertheidigen, bloß darum, weil es unvernünftig und unmöglich ſcheinet. Zum wenigſten ſind ſie, wenn es auf die Ehre eines jeden unter ihnen inſonderheit ankömmt, ſo lecker nicht. Nichts iſt empfindlicher, rachgieriger, und wütender, als ein elender Scribent. Wie groß, wie ſichtbahr, und augenſcheinlich der Fehler auch iſt, den ein ſolcher Menſch begangen hat, ſo wird er doch hartnäckigt vertheidiget, und Vernunft, Billigkeit und Schamhaftigkeit mit Füſſen getreten. Nur die allgemeine Noth nimmt ſich keiner zu Hertzen. Soll man ſich der annehmen, ſo iſt man blöde und verzagt. Ein jeder ſorget nur vor ſich, und daher geht es den elenden Scribenten nicht anders, als den alten Britten, dum ſinguli pugnant univerſi vincuntur (2).

Mir gehet dieſer verwirrte Zuſtand, in welchem ſich meine Brüder befinden, ungemein nahe: Und ich wollte, ich weiß nicht was, darum ſchuldig ſeyn, wenn ich dieſes Uebel heben könnte. Ich will ſie zu dem Ende hiemit brüderlich ermahnet, und bey den Ohren des Midas beſchworen haben, auf eine genauere Verbindung bedacht zu ſeyn. So lange wir nicht näher zuſammen treten, und mit vereinigten Kräften unſern

(2) Tacitus in Vita Agricolæ.

ſern Läſterern widerſtehen, ſo werden wir wohl, biß ans Ende der Welt, in der Verachtung bleiben, worinn wir, durch unſere eigene Nachläſſigkeit, bey andern Gelehrten gerathen ſind. Es iſt unmöglich, daß auch der elendeſte Scribent eine ſo ofenbahre Wahrheit in Zweifel ziehen ſolte: Aber darum befürchte ich doch, mein wohlgemeinter Rath werde bey meinen Brüdern ſchlechten Eingang finden. Denn, wofern ich die ſchlechten Scribenten recht kenne, ſo ſtehen der, von mir vorgeſchlagenen, genauern Verbindung faſt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Soll ſie vor ſich gehen, ſo muß unter den elenden Scribenten eine gröſſere Einigkeit und Vertraulichkeit eingeführet werden. Wie iſt dieſes aber möglich, ſo lange die elenden Scribenten einander nicht recht kennen? Ja wie iſt es anzufangen, daß ſie mit einander bekannt werden? Die elenden Scribenten ſind zu allen Zeiten die Gegen-Füſſer der klugen geweſen. Da nun, wie Cicero gar wohl ſaget, niemand, als ein weiſer Mann, erkennen kan, ob ein anderer weiſe ſey: Statuere quis ſit ſapiens vel maxime videtur eſſe ſapientis (3): So folget unwidertreiblich, daß ein elender Scribent gantz unfähig ſey, ſeine Brüder zu kennen. Ich geſtehe, es giebt elende Scribenten, die manchmahl gar wohl erkennen, daß dieſer oder jener ein elender Scribent ſey: Aber dieſes ſtöſſt meinen Schluß nicht um: Genug, daß ſie, überhaupt zu reden, gantz wunderlich von dem Werth

(3) Cicero Acad. Quæſt. lib. IV.

Werth der ihnen vorkommenden Schriften urtheilen, und auch ſelbſt diejenigen, die ſie vor elende Scribenten halten, nicht vor ihre Brůder erkennen. Denn dieſes kőnnen ſie nicht thun, weil ſie ſich ſelbſt nicht kennen. Nichts iſt gut oder ſchlecht, als in Vergleichung mit einer andern Sache: Und die bőſen Scribenten ſind dem Grade nach, eben ſo ſehr unterſchieden, als die guten. Es iſt alſo gar natůrlich, daß ein jeder elender Scribent durch den geringſten Vorzug, den er etwan vor einem andern zu haben vermeinet, verfůhret wird, ſich ſelbſt unter die guten zu zehlen. Der kleine, und faſt nicht zu merckende Unterſcheid zwiſchen Philippi, und Rodigaſt, giebt dem erſten, wie er glaubt, Recht, zu dencken, er ſey etwas, und ůber einen Menſchen zu lachen, der doch ſein Bruder iſt. Man kan nicht leugnen, er kan dieſes mit eben dem Fug thun, als einer, der einen andern in einer tiefen Grube liegen ſiehet, dencken kan, er befinde ſich an einem erhabenen Ort, ob er gleich nur auf ebener Erde ſtehet. Und Philippi iſt nicht der eintzige, der ſo dencket. Seine Brůder ſind alle ſo geſinnet. Es ſcheinet die Natur habe zwiſchen den guten und elenden Scribenten einen eben ſo mercklichen Unterſcheid gemacht, als zwiſchen dem Menſchen und den unvernůnftigen Thieren.

"Pronaque cum ſpectent animalia cetera terram,
"Os homini ſublime dedit, cœlumque tueri
"Juſſit, & erectos ad ſidera tollere vultus (4).

Ein

(4) Ovidius Metamorph. lib. I.

Ein guter Scribent richtet allezeit ſeine Augen nach dem Gipfel des Parnaſſes. Er bemühet ſich, denſelben zu erſteigen, und ſiehet mehr auf diejenigen, die vor ihm her klettern, als auf diejenigen, welche noch hinter ihm ſind. Ein elender Scribent hergegen macht es gantz anders. Sein von Natur ſchwerer Kopf erlaubt ihm nicht, einen Blick nach den Höhen zu thun, welche die guten Scribenten ſich zu erreichen beſtreben. Er ſchauet unter ſich. Und weil er dann in den Sümpfen und Abgründen, mit welchen der Parnaß umgeben iſt, eine unzählige Menge elender Creaturen erblicket, die unſtreitig noch niedriger ſtehen, als er; ſo beluſtiget er ſich an dieſem Anblick, und glaubt, er habe den Gipfel des Parnaſſes würcklich erſtiegen. Es iſt alſo nicht wohl möglich, daß er diejenigen, die er unter ſich in den Tiefen wahrnimmt, vor ſeines gleichen halten ſolte. Die geringſte Kluft, die zwiſchen ihm und ſeinem nechſten Nachbarn befeſtiget iſt, kömmt ihm, wegen der natürlichen Blödigkeit ſeines Geſichts, unermeßlich vor, und macht ihn glauben, er ſey unendlich über ihn erhaben.

Der Parnaß iſt juſt ſo beſchaffen, als die Leibnitziſche Pyramide der möglichen Welten (5). Oberwerts hat er ein Ende, unterwerts nicht. Folglich muß auch der elendeſte Scribent immer noch Leute finden, mit denen es noch ſchlechter beſtellet iſt, als mit ihm, und in deren Vergleichung er Urſache hat, mit ſeinem Zuſtande vergnügt zu ſeyn. Ich geſtehe, dieſe ſüſſe Einbildung iſt der Grund

(5) Eſſais de Theodicée pag. 618.

Grund der Zufriedenheit, die einem jeden elenden Scribenten ins beſondere ſein Leyd verſüſſet: Allein ich behaupte, daß ſie dem gemeinen Beſten der elenden Scribenten nachtheilig iſt, eben darum, weil dadurch die Bekanntſchaft, die Einigkeit, und das Vertrauen, welche unter den elenden Scribenten herrſchen müſſen, fals ſie ſich ihrer Feinde erwehren wollen, gehindert, und geſchwächet werden.

Ich wünſche, daß meine werthen Brüder mit mir erkennen, daß der Unterſcheid, der ſich zwiſchen den elenden Scribenten befindet, nicht weſentlich ſey; Daß alle, die dem Gipfel des Parnaſſes den Rücken zukehren, und in die Tiefe ſchauen, wie weit ſie auch von einander entfernet ſind, elende Scribenten, und Brüder unter einander ſind; Daß der Unrath, welchen die guten Scribenten, die entweder ſchon den Gipfel des Parnaſſes erſtiegen haben, oder noch zu erſteigen trachten, zum Zeit-Vertreib, auf die elenden Scribenten von ihrer Höhe herabwerfen, diejenigen der elenden Scribenten, welche ihnen die nechſten ſind, ja ſo wohl, und noch eher treffe, als diejenigen, die noch ſo weit von ihnen entfernet ſind; und daß folglich ein jeder elender Scribent verbunden ſey, ſich ſeines Bruders, und wenn derſelbe gleich hundertmahl elender iſt, als er, anzunehmen. Alsdann würde es um unſere Sachen beſſer ſtehen. Wir würden auf die allgemeine Sicherheit mit gröſſerm Ernſt bedacht ſeyn, und mit zuſammen geſetzten Kräften unſern Feinden die Spitze bieten. Nichts, als unſere Zaghaftigkeit, und heuchleriſche Verſtellung hat unſere Feinde bißhero muthig gemacht. Noch

hat keiner vor mir das Hertz gehabt, ungeſcheut zu bekennen, er ſey ein elender Scribent; ſondern alle meine Brůder, von dem vornehmſten an, biß auf den geringſten, haben allezeit, ſo oft ſie angegriffen worden, hoch betheuret, ſie wåren gute Scribenten; Sie ſind ſo niedertråchtig geweſen, daß ſie die Grund-Såtze der guten Scribenten, wider welche ſie in allen Zeilen ihrer Schriften, offenbar handeln, wider ihr Gewiſſen, als wahr haben gelten laſſen: Und es iſt alſo kein Wunder, daß man ſie ſo leicht zu Boden geſchlagen hat.

Ich ſchåme mich ſo oft ich daran gedencke, und hoffe, meine Brůder werden, durch mein Beyſpiel aufgemuntert, endlich auf andere Gedancken kommen. Es iſt einmahl Zeit, daß wir die Larve abziehen, und uns in unſerm natůrlichen Weſen zeigen. Wozu nůtzet die Verſtellung? Warum wollen wir ferner, durch eine unmögliche Bemåntelung unſerer Schwachheiten, und durch eine ſchåndliche Heucheley, uns bey unſern Widerſachern noch veråchtlicher machen? Unſer Zuſtand iſt, GOtt Lob! noch nicht ſo verzweifelt, daß wir Urſache haben ſolten, mit den unglůckſeeligen Trojanern zu ſagen:

"Mutemus Clypeos, Danaumque inſignia nobis
"Aptemus : . . . . (6).

Was haben wir zu fůrchten? Sind wir nicht eben ſo ſtreitbar, als unſere Feinde? Sind wir ihnen nicht an Anzahl ůberlegen?

Vix

(6) Virgilius Æneid. lib. II.

Vix hoſtem alterni, ſi congrediamur, habemus (7).

Ich habe neulich nur ſo ungefehr einen Ueberſchlag gemacht, und gefunden, daß wir drey viertheil von der gelehrten Welt ausmachen. Wolte man gar genau rechnen, ſo würde noch mehr herauskommen. Ich ſcheue mich alſo im geringſten nicht, den guten Scribenten hiemit öfentlich den Krieg anzukündigen, und meine verfolgte Brüder wider ſie zu vertheidigen. Ich werde ihnen nicht heucheln; ſondern getroſt die Wahrheit ſagen. Ich werde die Vortreflichkeit der elenden Scribenten in ein ſo helles Licht ſetzen, daß ſich hinfort, wie ich glaube, niemand wird gelüſten laſſen, dieſe unvergleichliche Männer zu beſchimpfen. Und die guten Scribenten werden, fals ſie ſich ſelbſt nicht muthwillig verblenden wollen, durch meine Schrift überzeuget werden, daß nicht wir; ſondern ſie des rechten Weges verfehlen, und daß es eine Thorheit ſey, mit unſäglicher Mühe, auf dem rauhen Gipfel eines unfruchtbahren Berges, dasjenige Vergnügen zu ſuchen, deſſen wir in den anmuthigen Thälern, und ſtillen Tiefen, woſelbſt wir unſere Wohnung aufgeſchlagen haben, ohne alle Arbeit genieſſen.

** * **
* ** *

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß ſie allemahl eine richtige und vollſtändige Beſchreibung von derjenigen Sache geben, die ſie abhandeln wollen, und aus dieſer

(7) ibid. lib. XI.

Beſchreibung alsdann die Schlüſſe machen, die zu ihrem Zwecke dienlich ſind. Sie wiſſen ſich recht groß mit dieſem Verfahren, weil ſie glauben, daß, auf ſolche Art, alle Zweydeutigkeit am beſten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den ſie haben müſſen, wenn man ſie loben ſoll.

Ich will ihnen dieſe angenehme Einbildung gerne laſſen: Aber ich glaube ihr eigen Gewiſſen wird ihnen ſagen, daß ihre Art zu ſchreiben höchſt mühſam ſey, und ſie nicht nur vieler Freyheiten beraube; ſondern ihnen auch manche, zur Zeit der Anfechtung unentbehrliche, Ausflucht beſchneide. Meine vortrefliche Brüder zum wenigſten haben es zu allen Zeiten vor eine unerträgliche Laſt, und ſchändliche Sclaverey gehalten, daß ein Scribent allemahl verbunden ſeyn ſollte, ſeinen Leſern deutlich zu ſagen, was er haben wolle: Und ich hätte alſo, wenn ich arg wolte, völlige Freyheit, nicht zu ſagen, was ich durch einen elenden Scribenten verſtehe: Allein weil ich beſorgen muß, daß unſere Widerſacher daher Anlaß nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortreflichkeit ungeachtet, bey der Welt, als ein verworrenes Gewächſe, auszuſchreyen: So will ich mich, dieſes mahl, meines Rechts begeben, und eine Beſchreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zu frieden ſeyn wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, welches bey uns ſo viel gilt, als ein Geſetze, entgegen handele. Sie können glauben, daß ich mich, bloß zu ihrem Be-

ſten, ſo tief herunter laſſe, und ich verſpreche heilig, mich, in andern Fällen, ſo zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten, von Rechts und Gewohnheits wegen, gebühret. Ich ſchreite hierauf, ohne fernere Weitläuftigkeit, zur Sache ſelbſt.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet ſeyn will, der muß vernünftig, ordentlich, und zierlich ſchreiben: In deſſen Schriften alſo weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen iſt, der iſt ein elender Scribent.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieſer Beſchreibung was auszuſetzen haben wird; Sie muß nothwendig allen meinen Leſern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich ſo ehrlich bin, und ungeſcheut bekenne, was meine Brüder bißhero ſo mühſam haben zu verbergen geſuchet. Zwar ſehe ich vorher, daß unſere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und ſich einbilden werden, es ſey unmöglich, nach einer ſo offenhertzigen Bekänntniß, das geringſte zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen: Allein ich bin auch verſichert, daß ihnen die Luſt zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweiſen werde, daß eben die Mängel, welche ſie den elenden Scribenten vorwerfen, und welche ich nicht zu leugnen begehre, meine Brüder, und mich, vortreflich, und unentberlich machen. Dieſer Beweiß wird ihnen durch die Seele gehen, und ihres Spottens und Läſterns ein Ende machen. Zu dem End nehme ich alles, was ſie uns, auch in der gröſten Hitze ihres Eyfers, vorwerfen können, vor wahr und ausgemacht an.

Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft ſchreiben. Dieſes iſt das ſchwere Gebrechen, welches uns in den Augen unſerer Feinde ſo lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geſchrey, ſo die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweiſet die Unbilligkeit dieſer Leute. Ich bitte meine Leſer, unpartheyiſch zu urtheilen, ob es billig ſey, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unſern Feinden; ſonder mit dem gantzen menſchlichen Geſchlechte, gemein haben? Laſſen ſich die Menſchen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen ſie nicht allemahl den thörigten Begierden ihres Hertzens? Sie wollen glücklich ſeyn: Sie wollen vergnügt und lange leben: Sie wiſſen auch gar wohl, wie ſie es anfangen müſſen, wenn ſie dieſen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen ſie ſich vorſetzlich ſelbſt unglücklich, verkürtzen ihr Leben, und ſind ihnen ſelbſt die fruchtbarſte Quelle alles Mißvergnügens, welches ihnen daſſelbe ſaur machet. Man kan alſo, ohne Verletzung der Wahrheit, ſagen, daß die Menſchen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieſes iſt ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laſter, und der Aberglaube, worinn das menſchliche Geſchlecht verfallen iſt, hinlänglich beweiſen. Die Schriften der Geſchicht-Schreiber, Poeten, und Welt-Weiſen, ſind voll von Klagen über dieſes Verderben: Und man hat ſchon lange angemercket, daß, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil

gentheil von demjenigen thun müſſe, was der gröſte Hauſe vornimmt. Der Vorſchlag iſt gegründet; Aber es haben ſich doch zu allen Zeiten wenige gefunden, die Luſt gehabt hätten, demſelben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht; Denn es wird dazu ein Eigenſinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muß ſehr wunderlich ſeyn, und eine unerträgliche Einbildung von ſich ſelbſt haben, wenn man ſich der gantzen Welt entgegen ſetzen, und ſich bereden will, man ſey alleine klug, und der Reſt des menſchlichen Geſchlechts raſe.

Wie kan man es alſo den elenden Scribenten verargen, daß ſie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man den gröſten Haufen ſchuldig. Ich wolte nichts ſagen, wenn die Vernunft im menſchlichen Leben unentbehrlich wäre: Aber ſo ſehe ich nicht, wozu ſie nütze.

Es iſt gar zu bekannt, daß die Weißheit, wodurch die Welt regieret wird, ſehr geringe ſey. Parva eſt ſapientia, qua regitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorſehung an. Wir ſehen, daß die klügſten Anſchläge oft zurücke gehen; unvernünftige hergegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweiß, daß es wahr ſey, was der Prediger ſagt: "Daß zum Laufen nicht hilft ſchnell " ſeyn, zum Streit hilft nicht ſtarck ſeyn, zur Nah- " rung hilft nicht geſchickt ſeyn, zum Reichthum hilft " nicht klug ſeyn. Daß einer angenehm ſey, hilft " nicht, daß er ein Ding wohl könne, ſondern alles " liegt es an der Zeit und Glück (8)." Die tägli-

(8) Pred. Salom. IV. 8.

che Erfahrung kan auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigſten Geſchäfte in der menſchlichen Geſellſchaft, ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon ſagt (9); daß der Unverſtand unter den Gewaltigen ſehr gemein ſey, und von ihren vornehmſten Bedienten ſpricht ein heidniſcher Poet:

"Rarus. . . ferme ſenſus communis in illa
"Fortuna . . . . (10).

Dieſe Regel hat unſtreitig ihre Ausnahme: Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß nicht allemahl die klügſten am Ruder ſitzen. Wir ſind ſo gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äuſſerliche Pracht, und die ernſthaften und gravitätiſchen Gebärden, wodurch ſie ſich ein Anſehen machen, pregen uns eine beſondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, ſie vor weiſe zu halten, weil ſie groß ſind; Solten wir aber dieſe Herren genauer kennen, ſo würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgang ihrer friedlichen und kriegeriſchen Verrichtungen den geringſten Antheil habe, und derſelbe guten theils dem Glücke zuzuſchreiben ſey. Es gereichet dieſes den Groſſen dieſer Welt ſo wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf GOtt abnehmen, und es als den einzigen Beweiß ihres Chriſtenthums anſehen kan.

Können nun die Regenten, in Krieg- und Friedens-

(9) ibid. Cap. X. 5.
(10) Juvenalis Sat. VIII.

dens-Zeiten, ihr Amt ohne Vernunft, mit Ruhm, führen, ſo können es die Gottes-Gelehrten noch weit füglicher thun; weil ſie berufen ſind, die Welt durch thörigte Predigten ſeelig zu machen. Sie haben mit Geheimniſſen zu thun, darinn ſich die Vernunft nicht miſchen muß, und predigen einen Glauben, dem dieſelbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden iſt. Die Rechts-Gelehrte und Advocaten gründen ſich auf willkührliche Geſetze, und einen höchſtunvernünftigen Schlendrian: Sie brauchen alſo der Vernunft ſo wenig, als die Aertzte, die es in ihrer Kunſt gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung, und auf ein ungewiſſes Glück ankommen laſſen, Urin beſehen, Recepte verſchreiben, und zu frieden ſind, wenn ſie ihre Patienten, canonicamente, e con tutti gli ordini (11) zur Ruhe bringen. Die Welt-Weiſen ſcheinen der Vernunft mehr benöthiget zu ſeyn: Allein ſie haben ſich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derſelben doch allemahl wenig bedienet. Cicero ſagte ſchon zu ſeiner Zeit, es ſey keine Thorheit zu erdencken, die nicht einer von denen Welt-Weiſen behauptet habe (12): und heutiges Tages, da wir ſo ſchöne Compendia Philoſophiæ haben, müſte einer ein Narre ſeyn, wenn er ohne Noth ſeine Vernunft abnutzen wolte. Hat er nur ſo viel Gedächtniß, daß er eines dieſer heilſamen Bücher auswendig lernen

(11) *Ariſtippe de Mſr. de Balzac p.* 96.

(12) *Cicero de Divinat. lib. II.* neſcio quomodo nihil tam abſurde dici poteſt, quod non dicatur ab aliquo Philoſophorum.

lernen kan, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, ſo iſt er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft gantze Völcker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechts-Händel entſcheiden, Pillen drechſeln, Recepte verſchreiben, und ein Welt-Weiſer ſeyn kan, ſo möchte ich wohl wiſſen, warum es dann nicht erlaubt ſeyn ſolte, ohne Vernunft ein Buch zu ſchreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von ſo weniger Wichtigkeit unentbehrlich ſeyn ſolte, da man doch ohne dieſelbe die gröſten Thaten verrichten kan. Ich glaube es nicht, und halte es vor eine Himmel-ſchreyende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Laſt auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Luſt hat.

Wenn unſere Feinde es redlich mit der Vernunft meinten, ſo würden ſie, ohne Unterſcheid, wider alle diejenigen eyfern, welche ſich durch ihre Thaten, als Verächter derſelben bezeigen, und nicht bloß uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieſer Verächter auskippen, um an uns ihren Eyfer auszulaſſen. Allein ſo hat alle Welt die Freyheit, die Vernunft ſo geringe zu achten, als es ihr beliebt; nur uns will man es nicht vergönnen. Unvernünftige Thaten läſſet man ungeahndet hingehen; Aber eine unvernünftige Schrift zu machen, iſt eine unvergebliche Miſſethat. Auf eine ſolche Schrift ſind alle Pfeile der guten Scribenten gerichtet, die ſich doch ſonſt, wie die Erfahrung lehret, eben kein Gewiſſen machen, die Vernunft, vor deren Ehre ſie eyfern, in ihrem Leben und Wandel

del aufs gröbſte zu verletzen. Wo dieſes nicht Mücken ſeigen, und Cameele verſchlucken iſt, ſo weiß ichs nicht.

Indeſſen haben wir eben nicht Urſache, uns über dieſe Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dieſes widerſinnige Betragen unſerer Feinde muß zu unſerer Rechtfertigung dienen. Sie geben eines theils dadurch zu erkennen, daß es nicht allemahl nöthig ſey, ſeine Vernunft zu gebrauchen, und können alſo unmöglich eine gute Urſache anführen, warum ſie es von uns, als eine unumgängliche Nothwendigkeit, fordern: Und andern theils kan man daraus, daß ſie zu Thorheiten von anderer Gattung, als die unſern, ſtill ſchweigen, und, bey Gelegenheit, dieſelbe mit machen, deutlich abnehmen, daß ihr eigen Gewiſſen ihnen ſage, wie ſchädlich es ſey, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Einer, der das Unglück hat, ſo weit zu verfallen, beraubet ſich ſelbſt alles Vergnügens, deſſen ein Menſch hier auf Erden genieſſen kan. Denn die tiefe Einſicht, welche er, durch einen unmäſſigen Gebrauch ſeiner Vernunft, in den wahren Werth aller irrdiſchen Dinge bekömmt, benimmt ihm gewiſſe Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich ſeyn kan. Montaigne ſagt (13): „Une âme garantie de prejugé, a un merveilleux advancement vers la tranquillité ;“ und daher ſehen wir auch, daß der Pöbel, der ſich begnüget, alles nur von auſſen anzuſehen, mit dem gemeinen Lauf der Welt zu frieden iſt, und die Mühſeeligkeit des menſchlichen Lebens,

(13) Eſſais de Montaigne Liv. II. Chap. 12. pag. 313.

Lebens, worüber die Vernünftler ſo hertzbrechend ſeufzen, kaum empfindet. Zu dieſer glücklichen Zufriedenheit kan ein Menſch, der ſeiner Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müſſen ihm nothwendig Verdruß und Eckel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, ſo die Welt geben kan, iſt in ſeinen Augen gar zu verächtlich, als daß er darnach trachten ſollte. Er ſpricht: Die Welt vergeht mit ihrer Luſt. Die gantze Ordnung der Natur iſt ihm zuwider. Er tadelt dieſelbe, und zweifelt, ob die Natur mütterlich, oder als eine Stief-Mutter mit uns gehandelt habe, parens melior homini, an triſtior noverca fuerit (14)? Ja ſeine Schwermuth und Verzweifelung ſteiget bißweilen ſo hoch, daß er behauptet; das beſte ſey, gar nicht gebohren werden, oder doch bald wieder ſterben (15).

Alle dieſe traurige Gedancken rühren aus dem Gebrauch der Vernunft her. Wie kann aber mit dieſen Einfällen die Glückſeeligkeit beſtehen, nach welcher alle Menſchen trachten? Mich deucht, diejenigen, die ein glücklicher Mangel von Nachdencken vor ſolchen ſchwermüthigen Grillen ſichert, haben nicht Urſache, Leute zu beneiden, die mit einer ſo verdrießlichen Weißheit begabet ſind.

Ich verlange zum wenigſten nicht an ihrer Stelle zu ſeyn; was ſie auch von ihrer Glückſeeligkeit ſchwatzen. Denn das Mittel, wodurch ſie glück-lich

(14) *Plinius Hiſt. Nat. Lib. VII. in proœm.*

(15) *Plinius l. c.* multi extitere, qui non naſci optimum cenſerent, aut quam ocyſſime aboleri.

lich werden wollen, iſt im höchſten Grad lächerlich. Sie ſagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemühts-Ruhe, oder zu einer beſtändigen Zufriedenheit gelangen, als wenn man ſich bemühe, ſeine Begierden einzuſchräncken, und zu dämpfen. Aber kömmt dieſer Vorſchlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopf-Schmertzen hat, rathen wollte, er ſolle ſich den Kopf abhauen laſſen? Und könnte man wohl beſſer von der Schädlichkeit der Vernunft überführet werden, als wenn man ſiehet, was ſie vor verzweifelte Lehren giebt?

Ich bitte meine Leſer, ſich mit mir das Elend, und die Verwirrung vorzuſtellen, die nothwendig erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freye Hände hätte. Das gantze menſchliche Geſchlecht würde dadurch in eine Art von Schlafſucht verfallen. Ich geſtehe, es unterbliebe alsdann viel böſes: Allein es würde auch wenig gutes ausgerichtet werden: Weil man gar nichts thun würde. Si la raiſon dominoit ſur" la terre, ſagt einer von unſern ärgſten Feinden," il ne s'y paſſeroit rien. On dit que les Pilotes" craignent au dernier point ces mers pacifiques," où l'on ne peut naviger,&qu'ils veulent du vent," au hazard d'avoir des tempêtes. Les paſſions" ſont chez les hommes les vents qui ſont neceſ-" ſaires pour mettre tout en mouvement, quoi-" qu'ils cauſent ſouvent des orages (16).

Der Endzweck aller menſchlichen Handlungen iſt Ehre, Vortheil und Luſt. Wenn der Menſch ohne Ehrgeitz, Geldgeitz, und Wolluſt wäre, ſo würde

(16) *Fontenelle, Dialogues des morts p. 141.*

würde er ſtille ſitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreiſe alſo nicht, wie es möglich ſey, daß kluge Leute ſich ſo groſſe Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Afecten verſprechen können; da es doch ſo ofenbahr iſt: daß ohne die Afecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kan? Montaigne nennet ſie mit Recht: des piqueures & ſollicitations acheminans l'ame aux actions vertueuſes (17), und ſcheuet ſich nicht, zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Afecten in unſerm Verſtande anrichten, uns tugendhaft mache. Par la dislocation que les paſſions apportent à noſtre raiſon, nous devenons vertueux (18).

Ich möchte wohl wiſſen, ob ſich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrücket, und gäntzlich aus der Menſchen Hertzen ausgerottet wäre, jemand finden würde, der Luſt hätte, vor das Beſte des Staats, und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand ſo treuhertzig ſeyn würde, daß er ſein Leben vor ſein Vaterland wagte? Ja ob wohl, welches zur Beſchämung unſerer Feinde das meiſte thut, die guten Scribenten ſich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen? Ich glaube es nicht, und bin, was die guten Scribenten inſonderheit anlanget, feſte verſichert, daß ſie, wenn die Hofnung des Lobes ſie nicht zum Schreiben reitzte, Zahnſtöcher aus ihren Federn machen

(17) Montaigne l. c. p. 431.
(18) ibid. p. 432.

machen, und wir nimmer das Vergnügen habe.i würden, eine Zeile von ihnen zu ſehen.

Und dennoch ſchämen dieſe Leute ſich nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen ſollen, die ſie ſelbſt, ſo oft ſie ſchreiben, aus den Augen ſetzen müſſen, die alle Tugend aufhebet, allen tapfern, und zum Beſten des Staats, und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegen, und gar ſo ſchädlich iſt, daß man, ohne Gefahr zu irren, ſagen kan, ſie würde, wenn ſie einmahl über die Afecten die Oberhand bekommen ſolte, die allergefährlichſte Veränderung, ſo jemahls in der Welt geſchehen iſt, verurſachen, und das unterſte zu oberſt kehren. Denn wenn die Menſchen ſich nicht mehr von ihren Afecten regieren lieſſen, ſondern bloß der Vernunft folgten, ſo wäre es um die Thorheiten geſchehen, denen wir eintzig und allein unſere Verfaſſungen, und gute Ordnungen zu dancken haben. So bald ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun ſchuldig iſt, und freywillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit, und des Wohlſtandes beobachtet, braucht man weder Strafe, noch Belohnung, noch Ermahnung; folglich weder Regenten noch Lehrer. Ein allgemeiner, und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beſtändigen Frieden mit ſich und ſchlieſſet allen Krieg, allen Streit, und alle Uneinigkeit aus. Man braucht alſo weder Soldaten, noch Richter, noch Advocaten. Fällt die Begierde nach Reichthum weg, ſo liegt aller Handel und Wandel: Und wie viele Menſchen ſind nicht in der Welt, die ſich bloß von

der

der Wolluſt, und dem thörigten Hochmuth anderer nähren? Alle dieſe ehrlichen Leute würden aber an den Bettelſtab kommen, wenn das menſchliche Geſchlecht klug werden, und der Vernunft zu folgen anfangen ſolte.

Mich deucht, es erhellet hieraus deutlich, daß keine Republick bey dem Gebrauch der Vernunft beſtehen könne, und daß eine gäntzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterſcheid zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft zu Grunde richte. Was ſoll man alſo von ſolchen Leuten dencken, die ſo ſehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läſt es doch nicht anders als wenn ihnen alle Ordnung, und alle gute Verfaſſungen zuwider ſind. Wolte man ihnen Gehör geben, und ſie rathen laſſen, ſo würden ſie uns in kurtzen zu vollſtändigen Hottentotten machen.

Ich ſage dieſes nicht um unſere Feinde, die guten Scribenten, in übeln Ruf zu bringen, und ſie als gefährliche und dem gemeinen Weſen ſchädliche Leute vorzuſtellen. Was ſie mir auch vor Blöſſe geben, ſo ſey es doch ferne von mir, daß ich das Unrecht, welches ſie uns elenden Scribenten zufügen, auf eine ſo grauſame Art rächen ſolte. Ich bin gewiß von ihnen verſichert, daß ſie ſo böſe Abſichten nicht haben, und glaube, daß ſie vor den entſetzlichen Folgen ihrer Lehre ſelbſt erſchrecken. Sie würden am allerwenigſten ihre Rechnung dabey finden, wenn wir uns entſchlieſſen ſolten, unſere Thorheiten abzulegen, und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten ſchreiben nicht, und

leſen

leſen keine Bücher, ſie mögen auch ſo gut geſchrieben ſeyn, als ſie wollen. Und man könnte alſo den guten Scribenten keinen ärgern Poſſen thun, als wenn man, wie ſie es haben wollen, die Vernunft aufs höchſte triebe. Ich glaube nicht, daß ſie dieſes Unglück jemahls erleben werden: Denn was man auch von dem menſchlichen Geſchlecht ſagt, ſo habe ich doch eine viel zu gute Meinung von demſelben, als daß ich glauben ſolte, es werde ſo einfältig ſeyn, und ſich entſchlieſſen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bey denen es ſich allemahl ſo wohl befunden hat. Wenn demnach auch die Abſichten der guten Scribenten noch ſo böſe wären, ſo hätte man doch keine Urſache dawider zu eyfern; weil nicht zu beſorgen iſt, daß die Welt ihrem verführiſchen Geſchwätze Gehör geben werden.

Meine Widerſacher können alſo glauben, daß alles, was ich bißher wider ſie geſchrieben habe, nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zu frieden, wenn meine Leſer nur erkennen, daß die Vernunft ſchädlich ſey. Ich habe dieſes, deucht mich klärlich erwieſen, und getraue es mir gegen unſere Feinde zu behaupten, wenn ich auch gleich zugäbe, daß die bürgerliche Geſellſchaft durch einen unmäſſigen Gebrauch der Vernunft nicht aufgehoben werde. Denn es bleibt doch allemahl gewiß, daß die Vernunft eine Eigenſchaft iſt, die einen Menſchen ſehr ungeſchickt macht, ein Glied der bürgerlichen Geſellſchaft, und der wahren Kirche zu ſeyn.

Ein Bürger muß gehorchen, und ein Chriſt muß glauben. Wer ſeiner Vernunft nachhänget,

der taugt zu beyden nicht. "Gens qui jugent, "ſagt Montaigne (19), & contre rollent leurs "juges, ne s'y ſoûmettent jamais deuëment. "Combien & aux loix de la Religion, & aux loix "politiques, ſe trouvent plus dociles, & aiſés à "mener, les eſprits ſimples & incurieux, que "ces eſprits ſurveillans, & pedagogues des cau- "ſes divines & humaines? Wie viel böſes kan alſo die Vernunft in dem Staat, und der Kirche nicht ſtiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und ſie vor dem Richter-Stuhl ſeiner Vernunft ſtellet, muß ſie nothwendig ſchlecht beobachten, wenn ſie ihm unvernünftig ſcheinen. Daher entſtehet dann ein Ungehorſam, und eine Wi- derſpenſtigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer ofenbaren Rebellion ausſchlagen, und einen gantzen Staat umkehren kan. Man kan alſo ſa- gen, daß die Vernunft die eintzige Quelle aller Re- bellionen ſey, und noch iſt kein Rebelle geweſen, der nicht ſeinen Aufſtand dadurch zu beſchönigen geſuchet hätte, daß die Befehle ſeiner Obern unge- recht, und folglich unvernünftig wären.

Wer ſich zu klug düncket, ſeinen geiſtlichen Füh- rern einfältiglich und blindlings zu folgen, der iſt nicht geſchickt zum Reiche GOttes, geräth auf Irr- Wege, und verfällt endlich in das abſcheuliche La- ſter der Ketzerey: Und geſetzt, er verfällt ſo weit nicht, ſo iſt doch auch der geringſte Widerſpruch einem Geiſtlichen verdrießlich: denn da dieſe ehr- würdigen Perſonen von der Wahrheit ihrer Leh- ren,

(19) l. c. pag. 313. 314.

ren, und der Aufrichtigkeit, und Unſchuld ihrer Abſichten überzeuget ſind, ſo muß es ſie nothwendig ſchmertzen, wenn man ſie mit vernünftigen Einwürfen ängſtiget, und alles, was ſie ſagen, meiſtert; Die Vernünftler thun dieſes. Wie übel würden alſo unſere Lehrer nicht dran ſeyn, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen lieſſen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Cantzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut iſt.

Nicht allein aber die Geiſtlichen würden bey einem allgemeinen Gebrauch der Vernunft übel fahren; ſondern es würden auch andere Profeßionen ihre Rechnung nicht dabey finden. Man bedencke nur z. E. ob, wenn die Menſchen ihre Vernunft allemahl zu Rathe zögen, die Richter und Advocaten wohl das liebe Brod haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und ſich mit ſeinem Widerſacher in der Güte vertragen, als ſich in einen langwierigen Proceß einlaſſen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemahl zum Verderben beyder Partheyen gereichet.

Wären die Leute klug, ſo würden die Aertzte ſchmal beiſſen müſſen.

"Si tout le monde avoit l'eſprit de ſe conduire
"Remede & Medecin ſeroit peu de ſaiſon (20).

Ein Krancker würde ſeine Natur walten laſſen, und mit Mſr. de Freſny (21) ſprechen: "Quand un" ma-"

(20) Je ne ſai quoi pag. 151.
(21) Amuſement ſerieux & comique pag. 49.

"malade laiſſe tout faire à la nature, il hazarde
"beaucoup: quand il laiſſe tout faire aux me-
"decins, il hazarde beaucoup auſſi: Mais ha-
"zard pour hazard, j'aimerois mieux me confier
"à la nature, car au moins on eſt ſûr, qu'elle agit
"de bonne foi, comme elle peut, & qu'elle ne
"trouve pas ſon compte à faire durer les maladies.
Dieſe Gedancken ſind vernünftig: aber würden nicht die Aertzte, wenn alle Leute ſo dächten, ihren Patienten, die ſie vorangeſchicket haben, in kurtzer Zeit, vor Hunger, in jene Welt folgen müſſen?

Ich überlaſſe meinen Leſern vor ſich ſelbſt nachzudencken, was andere Handthierungen, die ich hier, Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillſchweigen übergehe, vor Vortheil von dem Gebrauch der Vernunft zu hofen haben? Und frage nunmehr unſere Verfolger, ob der Mangel der Vernunft, den ſie in unſern Schriften wahrnehmen, ein ſolcher Haupt-Mangel ſey, daß wir desfalls verdienten, ausgeziſchet zu werden? Und ob es nicht vielmehr an uns zu loben ſey, daß wir eine Kraft der menſchlichen Seele, die im gemeinen Leben nichts nützet, in dem Staat, und in der Kirche ſo vielen Unfug anrichtet, und alle gute Ordnungen und Verfaſſungen aufhebet, ſo viel an uns iſt, zu unterdrücken bemühet ſind? Läßt es ihnen ihre Hartnäckigkeit, und eingebildete Weißheit nicht zu, dieſe Frage ſo zu beantworten, als es die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen ich das Verfahren meiner Brüder gerechtfertiget habe, zu erfordern ſcheinet; So hofe ich doch, ſie werden ſich eines beſſern beſinnen, wenn ich ihnen vorſtelle,

daß

daß wir elende Scribenten, wenn man unſere Schriften recht anſiehet, nichts mehr thun, als daß wir einfåltiglich dem guten Rath folgen, den einige der guten Scribenten, ſchon vor langer Zeit, der Welt gegeben haben.

Einer der beſten Scribenten, den ich, zu Beſchåmung meiner Widerſacher, ſchon öfters angeführet habe, ſagt ausdrücklich: Die Vernunft ſelbſt erfordere, daß man dem menſchlichen Verſtande ſo enge Grånꜩen ſeꜩe, als nur immer möglich iſt. On a raiſon de donner à l' eſprit humain les banieres les plus contraintes qu'on peut (22). Er will, daß man dieſes auch in Anſehung der Wiſſenſchaften, und folglich auch der Schriften thun ſoll, in welchen man die Wiſſenſchaften vortrågt. "En l'eſtude, fåhrt er fort, comme au" reſte il lui faut compter & regler les marches," il lui faut tailler par art les limites de ſa chaſſe" (23). Ja er bekennet aufrichtig, daß die Vernunft ein gefåhrliches Werckzeug in der Hand desjenigen ſey, der ſich derſelben nicht mit Vernunft, das iſt, ordentlich, und måßig zu gebrauchen weiß. "C'eſt" un outrageux glaive à ſon poſſeſſeur meſme" que l' eſprit, à qui ne ſçait s'en armer ordonne-" ment & diſcretement (24)." Und råth dahero, man ſolle ſie, ſo viel als immer möglich iſt, im Zaum halten. "Et n'y a, fåhrt er fort, point de" beſte, à qui il faille plus juſtement donner des" orbieres pour tenir ſa veuë ſujette, & contrain-" te

(22) Montaigne l. c. p. 413.
(23) ibid p. 413. 414.
(24) ibid. p. 414.

"te devant ſes pas, & la garder d' extravaguer "ny ça ny la, hors les ornieres que l'uſage & les "loix luy tracent (25)."

So wollen es unſere Feinde ſelbſt haben: So machen wirs; Und machen es ihnen doch nicht recht. Wir müſten aber ſehr einfältig ſeyn, wenn wir, da numehro ihr Eigenſinn, und ihr Unbilligkeit ſo klar am Tage lieget, uns groß bekůmmern wollten, ob ihnen unſere Aufführung gefalle oder nicht. Laß ſie ſagen, was ſie wollen. Wir können mit dem Zeugniß unſers Gewiſſens zu frieden ſeyn, welches uns ſaget, daß wir auf dem rechten Wege ſind. Und wie kőnnte man auch ſicherer gehen, als wenn man denen folget, die ihr Amt verbindet, vor die Seelen zu ſorgen, und die alſo am geſchickteſten ſind von den Kråften der Seele zu urtheilen, und uns Regeln zu geben, wie dieſelben ohne Gefahr gebrauchet werden kőnnen? Dieſe Seelſorger nun ſehen die Vernunft, eben wie Montaigne, als ein wildes, unbåndiges, reiſſendes und gefåhrliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß, und mit welchem nicht auszukommen iſt, wofern es nicht an einer ſtarcken Kette geſchloſſen wird.

Es iſt wahr, ſie ſind über die Långe dieſer Kette ſehr uneinig: Allein darinn ſtimmen ſie doch alle überein, daß die Vernunft angeſchloſſen ſeyn můſſe. Nur mit dieſem Unterſcheid.

Einige wollen, die Kette můſſe fein lang ſeyn, damit die Vernunft, bey einer måßigen Freyheit, ihre Bande deſto gedultiger trage. "Ein Ketten-Hund,

(25) ibid.

Hund, ſprechen ſie, der gar zu kurtz angebunden“ iſt, giebt ſich ſo leicht nicht zu frieden, als einer,“ dem die Länge der Kette, an welcher er liegt, die“ Freyheit läſſet, herumzugehen, und ſeine Gefan=“ genſchaft erträglich macht. Er ſtellet ſich unge=“ bärdig, heult, ſchreyt, ſpringt, bemühet ſich die“ Kette zu zerreiſſen, und hält übel Hauß, wenn er“ loß kömmt. Mit der Vernunft iſt es eben ſo,“ und hat man Exempel, daß ſie, wann man ſie“ gar zu kurtz gebunden gehabt, ihre Feſſel zerbrochen,“ alles, was ihr vorgekommen, niedergeriſſen hat,“ und ſo unbändig geworden iſt, daß man ſie hernach“ nimmer wieder hat zähmen können.“

Andere hergegen behaupten; “Man müſſe die“ Vernunft ſo kurtz, als möglich, binden. Denn“ ſonſt ſey man nimmer vor derſelben ſicher, eben ſo“ wenig als vor einem Ketten=Hunde, der gar zu“ weit herumgehen kan. Es ſey wahr, die Ver=“ nunft liebe die Freyheit, und thue ſehr übel, wenn“ ſie gar zu hart gefeſſelt ſey. Es ſey auch gefähr=“ lich umgehen mit ihr, wenn ſie in der Wut loß“ käme. Aber es ſey zu allem Rath. Man könne ihr“ ja, im Falle der Noth, einen Knebel ins Maul ſtecken,“ ſo müſte ſie ihr Schreyen wohl laſſen; und ſie an“ allen Vieren ſo feſt binden, daß ſie ſich nicht rüh=“ ren könnte, ſo wäre es nicht möglich, daß ſie ſich“ loß riſſe. Ja die Vernunft ſey ſo gar ungedultig“ nicht, als man vorgäbe. Sie könnten wenig=“ ſtens verſichern, daß ſie von der ihrigen, wie kurtz“ ſie auch angebunden ſey, ſo wenig beunruhiget wür=“ den, daß ſie kaum merckten, daß ſie noch lebe.“ Sie berufen ſich desfalls auf ihre Reden und“

"Schriften, die ſo beſchafen ſind, daß man ſchwe-
"ren ſolte, ſie hätten keine Vernunft.

Ich bin viel zu wenig, zu entſcheiden, welche Parthey recht hat. Es thut auch zu meinem Zweck nichts, dieſes auszumachen. Denn die Kette, an welche die Vernunft geleget werden muß, mag nun lang oder kurtz ſeyn ſollen; ſo gewinnen wir elende Scribenten allemahl dabey: Weil doch immer ausgemacht bleibt, daß die Vernunft, und deren Gebrauch nicht frey ſeyn müſſe, woraus gantz ungezwungen folget, daß es uns nicht könne verarget werden, wenn wir eine ſo gefährliche Kraft der Seele, ſo viel möglich, in ihren Schrancken halten.

Wenn es mir indeſſen erlaubt iſt, meine unvorgreifliche Meynung zuſagen, ſo halte ich davor, daß man dieſe Schrancken ſo enge machen müſſe, als nur immer thulich iſt, und daß diejenigen der Wahrheit am nechſten kommen, welche glauben, man müſſe die Vernunft fein kurtz anſchlieſſen. Ich bin auch verſichert, daß es nicht übel gethan ſeyn würde, wenn man ſie beſtändig geknebelt, und an allen vieren gebunden, liegen laſſen wolte. Ja, wenn ich aufrichtig ſagen ſoll, wie mirs ums Hertze iſt, ſo halte ich davor, das ſicherſte ſey, ihr das Genicke zu brechen; denn ſo könnte ſie gar nichts böſes mehr anrichten, und man wäre aller Mühe und Sorge auf einmahl loß.

Es hat mir dahero ſehr wohl gefallen, daß mein vornehmer Gönner, und in Midas hertzlich geliebter Bruder, Philippi, den heroiſchen Entſchluß gefaſſet hat, eine Anatomie des menſch-

lichen

lichen Verſtandes anzuſtellen. Das feindſeelige Gemüth, welches er bißhero gegen die Vernunft von ſich hat blicken laſſen, macht mich hofen, ſeine Abſicht ſey, dieſelbe vom Leben zum Tode zu bringen. Ich wünſche, daß er bey ſeinem guten Vorhaben bleiben möge (*): Denn da eine Anatomie ohne Zerſchneidung nicht geſchehen kan, ſo muß die Vernunft nothwendig drauf gehen, und ihm unter den Händen ſterben. Er wird alſo die Ehre haben, daß er ein Ungeheur gedämpfet, welches bißhero ſo vielen Schaden gethan hat, und dieſes wird ihm weit rühmlicher ſeyn, als wenn er, ich weiß nicht wie viele, Rieſen erleget hätte. Er kan ſich nicht beſſer um das menſchliche Geſchlecht verdient machen, als wenn er daſſelbe zu demjenigen Grad der Vollkommenheit verhilft, welchen er, durch die Beſiegung und Dämpfung ſeiner Vernunft, ſchon lange erreichet hat, und wir elende Scribenten inſonderheit, werden ihn unendlich verbunden ſeyn. Denn uns geſchicht, durch die Tödtung der Vernunft der gröſte Gefallen; weil wir ihrentwegen ſo viel leyden müſſen. O! wie glücklich wären wir, und die gantze Welt, wenn dieſes Un-

(*) Dieſer Wunſch iſt nicht erfüllet worden. Aber was Philippi verſprochen hat, das hat mein lieber Bruder, Joh. Ambroſius Hillige, Meiſter der freyen Künſte und Pfarrer zu Zſchaitz, in ſeiner Anatomie der Seelen mit ſolchen Nachdruck ins Werck gerichtet, daß, wer ſein Büchlein lieſet, nothwendig bekennen muß, die Vernun[illegible] habe an ihm ihren Mann gefunden, und ſey [illegible]er ſo gemißhandelt worden.

thier vertilget würde! und kan man demnach die Blindheit unſerer Feinde gnug beſeufzen, die ſo viel Weſens aus einer Kraft unſerer Seele machen, die nimmer das geringſte gutes, wohl aber unſäglich viel böſes geſtiſtet hat?

Ich geſtehe, die Vernunft iſt eine Gabe GOttes: Aber der Ausgang hat gewieſen, daß ſie ein ſchädliches Geſchenck geweſen iſt. Wenigſtens haben ſich Leute gefunden, die geglaubt, es wäre beſſer, wenn uns GOtt die Vernunft nicht gegeben hätte. Haud ſcio, ſagt Cicero (26). an melius fuerit, humano generi motum iſtum celerem cogitationis, acumen, ſolertiam, quam rationem vocamus, quoniam peſtifera ſit multis, admodum paucis ſalutaris non dari omnino, quam tam munifice, & tam large dari. Er führet dieſes noch weitläuftiger aus: Und ich weiß nicht, ob er groß Unrecht hat. Denn die Vernunft hat dem Menſchen nimmer viel Vortheil gebracht. Kaum war der erſte Menſch erſchaffen, ſo verleitete ihn ſeine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er ſich und ſeine Nachkommen unglücklich machte. Eva fieng an zu grübeln, und da war es um ſie, und um uns alle geſchehen. Sie würde es wohl gelaſſen haben, wenn ſie entweder keine Vernunft gehabt hätte, oder nur ſo geſinnet geweſen wäre, als ich und meine vortreflichen Brüder. Und dennoch lachet man uns aus.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den erſten Schnitzer begangen hat, iſt ſie immer weiter verfallen, und unſere Feinde bekennen ſelbſt,

(26) de Natura Deorum lib. III.

ſelbſt, daß ſie durch den Fehltritt, wozu ſie unſere Stamm-Mutter verleitet hat, im Grunde verderbet worden iſt. Sie muß alſo, nach ihrem eigenen Geſtändniß, nichts nützen. Ich weiß wohl, unſere Feinde ſagen, man müſſe ſich beſtreben, ſie auszubeſſern, und wieder zu der erſten Vollkommenheit zu bringen: Aber man hat nunmehro beynahe 6000. Jahr daran curiret, und noch iſt niemand, der das Hertz hätte, zu ſagen, daß die Mittel, die man gebrauchet hat, angeſchlagen haben, oder daß es ſich zur Beſſerung anlaſſe. Ich gebe alſo einem jeden zu bedencken, ob es nicht klüger gehandelt ſey, wenn man ſich an eine Eigenſchaft der Seele, die in einem ſo verzweifeltem Zuſtande iſt, weiter nicht kehret, als wenn man in alle Ewigkeit ſeine Schande daran curiret, und unmögliche Dinge möglich machen will?

Dieſes thun unſere Feinde: Aber ſehen denn dieſe überkluge Herren nicht, daß ſie wider den Strohm ſchwimmen? Sie wollen die Vernunft ausbeſſern, und zu ihrer urſprünglichen Vollkommenheit bringen, das iſt; Sie wollen ihr wieder zu derjenigen Herrſchaft verhelfen, welche ſie ehedeſſen über die Begierden gehabt haben ſoll. Ich will ſo höflich ſeyn, und glauben, daß alles wahr ſey, was man von dieſer Herrſchaft der Vernunft über die Affecten ſagt; ob es gleich unſern Feinden ſehr ſchwer fallen würde, zu beweiſen, daß die Vernunft, ſo lange Menſchen in der Welt geweſen ſind, nur einen einzigen actum poſſeſſionis verrichtet habe: Aber unſere Feinde geben doch ſelbſt zu, daß die Vernunft, durch ihre eigene Schuld dieſe Herrſchaft verlohren habe. Sie iſt derſelben

ent-

entſetzet; weil ſie übel regieret hat, und muß jetzo, zur Strafe den Afecten gehorchen. So will es die Natur haben. Was bemühen ſich denn unſere Feinde, die Vernunft, der Natur zum Trotz, wieder auf den Trohn zu ſetzen, von welchem ſie, ihres übeln Verhaltens wegen, geſtoſſen worden? Jch verſichere ſie, ihre Bemühung iſt vergebens, und wenn ſie die Vernunft ſelbſt fragen, ſo wird ſie ihnen ſagen, daß ſie ſich nach der verlohrnen Hoheit nicht ſehne, ſondern mit ihrem jetzigen Zuſtande wohl zu frieden ſey, und das ſüſſe Joch der Afecten mit Luſt trage. Denn die Vernunft ſiehet wohl, daß ſie zum Regiment nicht tauge. Sie weiß wohl, daß, wie ich ſchon oben erwieſen habe, alles in der Welt umgekehret werden würde, wenn ſie die Oberhand bekommen ſolte. Und wenn ſie denn gleich dieſes nicht erkennete, ſondern die lächerliche Bemühung ihrer unbeſonnenen Verehrer billigte: So bleibt es doch allemahl wahr, daß es ein ſtrafbarer Frevel ſey, wenn man die Natur meiſtert, die doch eine ſo weiſe und liebreiche Mutter iſt, und beſſer weiß, was zu unſerm Frieden dienet, als wir ſelbſt.

Wenn demnach unſere Feinde, die guten Scribenten, nicht die eigenſinnigſten und wunderlichſten Leute von der Welt wären, ſo würden ſie uns nimmer die kindliche Ehrerbietung, welche wir gegen die Natur hegen, zur Sünde deuten, und mit der gröſten Unbeſcheidenheit von uns verlangen, mit ihnen wider die Natur zu murren. Sind ſie denn juſt ſo geſinnet, als die böſen Geiſter, die ſich ein Vergnügen daraus machen, wenn ſie die Men-

ſchen

ſchen zur Sünde verleiten, und eben ſo unglücklich machen können, als ſie ſelbſt ſind? Sie haben den natürlichen Brauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehret. Man läſſet ihnen ihren Willen: Aber warum wollen ſie uns denn nicht erlauben, nach unſerm Gewiſſen zu handeln? Warum rechnen ſie es uns als eine groſſe Thorheit an, daß wir, wie es die Pflicht eines jeden vernünftigen Menſchen erfordert, mit der Ordnung der Natur zu frieden ſind?

Denn darinn beſtehet eigentlich unſer Verbrechen. Wie gerne wir auch gäntzlich von der Vernunft befreyet wären, ſo können wir dieſelbe doch nicht völlig dämpfen, und es ſcheinet eben ſo unmöglich, gantz ohne Vernunft, als gantz ohne Sünde zu ſeyn. So lange wir mit dem Leibe dieſes Todes umgeben ſind, werden wir uns wohl mit dieſer verdrießlichen Eigenſchaft ſchleppen müſſen. Wie es indeſſen die Pflicht eines Chriſten erfordert, daß er die Sünde nicht herrſchen laſſe; ſo muß auch ein jeder Menſch ſich ſorgfältig hüten, daß er der Vernunft nicht gar zu viele Gewalt über ſeine Handlungen einräume. Dieſes thun wir elende Scribenten, und bilden uns ein, das ſicherſte ſey, der Natur zu folgen. Da nun die Vernunft ihr Fürſtenthum verlohren hat, und mit den Ketten der Afecten gebunden iſt; So muß man ſie, will man gute Dienſte von ihr haben, von dieſen Banden nicht loß machen, ſondern immer in den Schrancken halten, welche die Natur derſelben geſetzet hat. Man muß ſie alſo, wenn man ſie ja gebrauchen will, nur als ein Werck-Zeug, zu Ausführung ſeiner Abſichten,

ten, gebrauchen: Denn da die Vernunft den Begierden unterworfen iſt; Unſere Abſichten aber aus unſern Begierden herflieſſen; So folget unwidertreiblich daß die Vernunft ſich nach unſern Abſichten richten müſſe; nicht aber wir in unſern Abſichten nach der Vernunft uns zu richten verbunden ſind.

So dencken wir elende Scribenten, ſo dencket das gantze menſchliche Geſchlecht mit uns. Nur einige mißvergnügte, und eigenſinnige Köpfe wollen klüger ſeyn, als die gantze Welt, und lachen uns aus, weil wir unſere Vernunft nicht nach ihrer Phantaſie gebrauchen. Aber laß ſie lachen. Wir können uns damit tröſten, daß wir ihnen keine rechtmäſſige Urſache dazu geben. Wir ſehen die Vernunft als ein Werckzeug an, und bedienen uns derſelben bißweilen zu Erreichung unſerer Abſichten. Iſt dieſes übel gehandelt, ſo weiß ich nicht, was man von dem Verfahren unſerer Gottes-Gelehrten ſagen ſoll, die in ihrer Kunſt die Vernunft nicht anders, als ein Werck Zeug gelten laſſen. Sie brauchen dieſelbe, die Widerſprecher zu ſtrafen, und zum Vortrag ihrer Lehren: Aber es ſey ferne von ihnen, daß ſie ihren Eyfer wider die Ketzer, und ihre Lehren nach der Vorſchrift der Vernunft einrichten, und dem Urtheil derſelben unterwerfen ſollten. O wie wohl thäten, unſere Feinde, wenn ſie mit uns dem Beyſpiel dieſer ehrwürdigen Männer folgten, und daraus lerneten, worinn eigentlich der rechte Gebrauch der Vernunft beſtehe! Könten ſie ſich, ſo weit überwinden, ſo würden ſie uns den Mangel der Vernunft, den ſie in unſern Schrif-

ten

ten bemercken, nicht mehr ſo hoch aufmutzen, und ſich entſehen, uns ferner Schuld zu geben, wir brauchten die Vernunft gar nicht. Wir brauchen ſie: Aber auf unſere Weiſe, mit Maaſſe, in gehöriger Ordnung, bloß zu Erreichung unſers Endzwecks.

Wenn die Begierde berühmt zu ſeyn uns zum Schreiben reitzet, ſo ſagt uns unſere Vernunft, daß wir ohne Feder, Dinte, und Papier unſern Zweck nicht erreichen können, und noch hat man kein Exempel, daß ein elender Scribent ſich ein Gewiſſen gemacht habe, in dieſem Fall ſeiner Vernunft zu folgen. Wir ſind ſo wunderlich nicht, daß wir ſtatt der Feder die Miſt-Gabel ergreifen ſollten. Wenn Sievers ſchreibt, ſo ſchreibt er mit Dinte, und tunckt ſeine Feder nicht in Waſſer. Selbſt Manzel (*) und Rodigaſt, die allerelendeſten Scribenten unſerer Zeit, verrichten ihre gelehrte Nothdurft auf Papier. Ich thue es auch, und Philippi weiß wohl, daß er ſeine herrlichen Wercke in die Druckerey, und nicht zum Gewürtz-Händler ſchicken, oder Fidibus davon machen muß, wofern er will, daß die Welt ſich daran beluſtigen ſoll. Wie könte er dieſes aber wiſſen, wenn er ein Gelübde gethan hätte, der Vernunft in keinem Stücke Gehör zu geben? Und wer ſiehet alſo nicht, daß die Vernunft

(*) Ein Profeſſor zu Roſtock, mein groſſer Gönner. Er hat ſich durch viele herrliche Schriften bekannt gemacht, die niemand lieſet. Man kan ſie bey Fritſchen in Roſtock, und ſonſt nirgends, zu halben und gantzen Pfunden, um ſehr civilen Preiß, haben.

nunft mehr Theil an unſern Schriften hat, als unſere Feinde glauben? Wären wir ſo gar albern, als unſere Feinde uns ausſchreyen, ſo würde die gelehrte Welt keine Zeile von unſern Händen ſehen. Aber ſo verachten wir die Vernunft ſo lange ſie ſich in ihren Schrancken hält, und als eine Dienerin unſerer Begierden aufführet, gar nicht. Wir folgen ihr willig, wenn ſie uns einen Rath giebt, der zu Beförderung unſerer Abſichten dienet. So bald ſie ſich aber ein mehrers herausnimmt, unſern Begierden widerſpricht, und über unſere Abſichten urtheilen will, ſo legen wir ihr ein ewiges Stillſchweigen auf, und thun ihr allen erſinnlichen Verdruß an.

Wenn die Vernunft zu Philippi ſagt: Schicke deine Schriften nach Hamburg, damit ſie daſelbſt den Verleger finden, den du an denen Orten, da man dich kennet, vergebens ſucheſt, ſo ſpricht er: Wahrlich das iſt ein guter Rath, und thut was die Vernunft haben will. Sagt ſie aber zu ihm: Schreibe nicht; du taugſt nicht dazu: die Leute lachen dich nur aus: ſo wird er unwillig, hält beyde Ohren zu, und dencket, ſeine Vernunft ſey von ſeinen Feinden beſtochen. Sie ſoll ſich, wie man ſagt, neulich die Freyheit genommen haben, ihm dieſes plumpe Compliment zu machen: Aber er hat ſie ſo zugerichtet, daß ſie ins künftige ihr Maul wohl halten wird. Du haſt wohl daran gethan, allerliebſter Bruder, denn wie übel würden wir nicht daran ſeyn, wenn wir unſerer Vernunft, die nur gemacht iſt zu gehorchen, eine Herrſchaft über unſere Begierden einräumen, und ihr geſtatten wolten,

ten, von unſern Abſichten, und dem Werth unſe-
rer Schriften zu urtheilen?

Ich habe mich begnüget bißhero zu erweiſen, daß der Vernunft dieſes nicht zukomme, und wir alſo nichts lächerliches begehen, wenn wir dieſelbe, bey Verfertigung unſerer Schriften nicht zu Rathe ziehen. Aber ich will weiter gehen, und getraue mir, zu behaupten, daß eben die Verachtung der Vernunft, woraus unſere Feinde ein ſo groſſes Verbrechen machen, der Grund unſerer Vortreflichkeit, und derjenigen Vorzüge ſey, die uns ſo weit über unſere Feinde erheben.

Ein ſehr altes ſcythiſches Sprichwort ſagt; Daß es eine gröſſere Kunſt ſey, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glaſe zu trincken: Und mich deucht, daß alſo, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift ſo unumgänglich nöthig iſt, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch ſchreiben kan, weit vortreflicher, und mehr zu bewundern iſt, als einer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemahl ſeine Vernunft zu Hülfe nehmen muß. Man muß nicht meinen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geſchrieben werden, nicht ſo wohl gerathen, als diejenigen, die mit Verſtand gemacht ſind. Denn es giebt Bücher, die unſtreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertiget, und doch ſo wohl gerathen ſind, daß ſelbſt unſere Feinde darüber erſtaunen. Iſt es möglich, ſchreyen ſie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Menſch dergleichen Zeug ſchreiben könne? Ja ich habe mit meinen Ohren gehöret, daß einer, dem die höchſt unvernünftigen Gedancken

eines gewiſſen elenden Scribenten, über den Spruch: Viele ſind berufen ꝛc. zu Geſicht kamen, im Beyſeyn vieler Leute, hoch betheurte, es ſey ihm, wenn er auch Engels-Verſtand hätte, und ſein Leben damit zu retten wüſte, unmöglich, ſo zu ſchreiben. Unſere Feinde geſtehen alſo ſelbſt, daß einem Menſchen, der ſeine Vernunft nicht gebrauchet, vieles möglich ſey, welches ein vernünftiger Menſch nicht thun kan, und daß wir die beſondere Geſchicklichkeit beſitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein mehr als engliſcher Verſtand erfordert wird. Sie halten dieſes vor etwas ſchweres, ja vor eine Sache, die ihnen ſchlechterdings unmöglich iſt. Ich verſichere ſie aber, daß es uns nicht nur möglich, ſondern gar etwas leichtes iſt, ohne Vernunft gantz wunderbare Bücher zu ſchreiben. Solten unſere Feinde wiſſen, wie geſchwinde wir mit unſern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdencken wir darauf wenden; ſo würden ſie erſt über unſere Geſchicklichkeit erſtaunen; Sie würden, von dem Glantz unſerer Vortreflichkeit gerühret, vor uns niederfallen, und, ohne Zeit-Verluſt, ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefſten iſt.

Denn eben dieſe Vernunft iſt es, welche ihnen ihre Arbeit ſo mühſam macht. Wir zähmen ſie, und legen ihr ein Gebiß ins Maul, und eben darum wird uns unſere Arbeit ſo leichte. Unſere Feinde machen ſich ein Gewiſſen, den Regeln der geſunden Vernunft, die doch ſo ſchwer zu beobachten ſind, entgegen zu handeln. Sie können nicht ſchreiben, wenn ſie nicht vorher dencken. Sie bilden

den ſich ein, ſie müſten die Sache, wovon ſie ſchreiben wollen, aus dem Grunde verſtehen, und verderben die edle Zeit mit der unnützen und lächerlichen Ueberlegung, ob ſie auch der Materie, welche ſie abhandeln wollen, gewachſen ſind, bloß darum, weil ein alter Grillenfänger, der, aus vorſetzlicher Boßheit, den Menſchen das Schreiben ſchwer machen wollen, geſaget hat:

"Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis, æquam
"Viribus, & verſate diu, quid ferre recuſent,
"Quid valeant humeri . . . . (27).

Von allem dieſem Ungemach ſind wir frey. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns alſo wenig an ihre Regeln. Unſere Abſicht iſt, ein Buch zu ſchreiben. Dieſen Zweck erreichen wir, wenn wir ſo viel Papier, als dazu nöthig iſt, mit Buchſtaben bemahlen. Ob der Sinn, der aus dieſen Buchſtaben heraus kömmt, wenn man ſie zuſammen ſetzet, vernünftig iſt, oder nicht, daran iſt uns wenig gelegen. Wolten wir alles nach der Vernunft abmeſſen, ſo müſten wir dencken: Und das Dencken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg, und nützet doch, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, nichts. So oft unſere Feinde unſere Schriften leſen, ſprechen ſie: Der Menſch kan nicht dencken; Und dennoch können ſie unmöglich leugnen, daß dieſer Menſch, der nicht dencken kan, ein Buch geſchrieben habe; weil ſie

(27) Horatius de Arte poëtica.

ſie es in Händen haben. Sie müſſen alſo, ſie mögen wollen oder nicht, geſtehen, daß man ſchreiben könne, ohne vorher zu dencken.

Wir thun es, und befinden uns wohl dabey. Es iſt leichter, und natürlicher, mit den Fingern zu ſchreiben, als mit dem Kopf. Wer das letzte thut, iſt einem Gauckler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzet. Dieſes mögen wir nicht von uns geſaget wiſſen, und brauchen alſo unſere Finger, wenn wir ſchreiben, und nicht den Kopf. Wenn unſere Feinde die Gemächlichkeiten, welche dieſe Schreib-Art mit ſich führet, einzuſehen fähig wären, ſo würden ſie uns gewiß beneiden. Nur zweene ſind, ſo viel mir wiſſend, ſo weit gekommen, daß ſie dieſes erkannt haben, und haben daher kein Bedencken getragen, uns glücklich zu preiſen, und den guten Scribenten vorzuziehen. Der eine iſt ein Engländer, und beweiſet gar gründlich, daß das Dencken nichts nütze, und derjenige, der ſich deſſelben gantz und gar enthält, nohtwendig am beſten ſchreiben müſſe. Er ſpricht:

Here ſome would ſcratch their Heads, and try
What they ſhould write, and How, and Why.
But I conceive, ſuch Folks are quite in
Miſtakes in Theory of Writing.
If once for Principle 'tis laid
That Thought is Trouble to the Head.
I argue thus: The World agrees
That He writes well, who writes with Eaſe.

Then

Then He, by Seqval logical,
Writes beſt, who never thinks at all (28)

Der kratzt den Kopf, ſinnt Zweifels-voll
Was, wie, warum er ſchreiben ſoll;
Doch merck ich ſelbſt aus ſeinem Fleiß,
Daß er vom Schreiben wenig weiß.
Denn hält man dieſen Satz bewährt,
Daß dencken nur den Kopf beſchwert.
So folgt auch: Es geſteht die Welt,
Der ſchreibt gut, dem's nicht mühſam fällt.
Draus macht ſelbſt die Vernunft den Schluß,
Daß der, ſo niemahls denckt, am beſten ſchreiben muß.

Mich deucht dieſer Beweiß iſt unumſtößlich. Der andere iſt ein Franzoſe, und "O bienheureux Ecrivains, rufet er aus, Mr. de Saumaiſe en Latin, & Mr. de Scuderi en François! J'admire vôtre facilité, & j'admire vôtre abondance. Vous pouvez écrire plus de Calepins, que moi d' Almanachs. Bienheureux, fährt er fort, les Ecrivains qui ſe contentent ſi facilement, qui ne travaillent que de la memoire & des doigts, qui ſans choiſir écrivent tout ce qu'ils ſavent" (29). Iſt es nicht ewig Schade um die ehrlichen Männer, daß ſie, da ſie ſo viele Erleuchtung hatten, ſich nicht beſtrebet haben, uns gleich zu werden? Sie haben übel bey ſich gehandelt. Ich beklage ſie, und halte ſie, als Zeugen der Wahrheit, ungemein hoch. Solten ſie jetzund noch leben,

(28) Priors Poems T. I. p. 12.
(29) Balzac Liv. 23. Lett. 12.

ben, da meine vortrefliche Schrift zum Vorſchein kömmt, ſo würden ſie unſtreitig gantz umgekehret, und neue Menſchen werden.

Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und ſage, daß wir, wenn wir ſchreiben wollen, die Prüfung unſerer Kräfte, mit welcher ſich unſere Feinde quälen, vor eben ſo unnütz halten, als Vernunft und Nachdencken. Wir brauchen ſo vieler Umſtände nicht. Wir haben die beſondere Gabe von der Natur, daß wir ſchreiben können, was wir nicht gelernet haben, und von Sachen urtheilen können, die wir nicht verſtehen. Wir ſchreiben gantze Bücher von der Möglichkeit einer ewigen Welt, und handeln die ſchwerſten Fragen aus der Welt-Weißheit, auf eine gantze eigene Weiſe, ab, ob wir gleich nichts davon begreifen. Philippi kan unbeſehens von den Schriften urtheilen, die vor und wider die wolfiſche Philoſophie herausgekommen ſind. Sievers, der kaum ſeinen Cathechiſmus weiß, iſt doch geſchickt, andere zu lehren, was der ſeeligmachende Glaube ſey, und Rodigaſt kan die ungeheureſten Wercke aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzen, ob er gleich weder Latein noch Deutſch beſtehet, und niemand, ja vielleicht er ſelbſt nicht weiß, was er vor eine Sprache redet. Hätte dieſes edle Klee-Blat elender Scribenten ſich lange beſinnen, und ſeine Kräfte unterſuchen wollen, ehe es die Feder anſetzte, ſo will ich wetten, wir würden noch nicht wiſſen, ob es in der Welt ſey. Allein wir elende Scribenten ſind ſo mißtrauiſch gegen uns ſelbſt nicht: Weil wir wiſſen, daß uns, auch bey der gröſten Schwachheit, alles möglich iſt.

Dieſe

Dieſe vortrefliche Eigenſchaft erhebet uns unendlich über unſere Feinde. Ein guter Scribent muß ſeine beſten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben: Weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne ſonſt nicht ſchreiben. Wir hergegen fangen gantz frühe an zu ſchreiben, und warten nicht biß die böſen Tage kommen, und die Jahre herzu treten, da man ſagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Wercke, ſchreiten, und ehe ein guter Scribent mit der Einſammlung der Sachen fertig iſt, die er zu ſeinem Zweck nöthig achtet, haben wir uns zehnmahl in Kupfer ſtechen laſſen, und den beſten Platz in den Buch-Läden eingenommen. Ein guter Scribent mag ſeine Zeit noch ſo wohl angewandt und ſich zum Schreiben ſo geſchickt gemacht haben, als er immer will, ſo wird er doch allezeit geſtehen, daß einige Materien ihm zu hoch ſind, und ſelbſt von denen, die er verſtehet, nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung und mit Furcht und Zittern ſchreiben. Uns iſt keine Materie zu hoch. Wir wiſſen alles, ob wir gleich nichts wiſſen. Wir ſchreiben drauf loß und kehren uns an nichts. Und daher hat die Welt von uns die beſten Dienſte. Wir entdecken eine unſägliche Menge der gefährlichſten Irrthümer, die unſere Feinde gemeiniglich überſehen, und das in Schriften, die wir nicht geleſen haben, und die wir, wenn wir ſie leſen, kaum verſtehen. Wir ſind die eyferigſten Vertheidiger der Wahrheit, und ein Schrecken der Ketzer. Wir entdecken ſie, wie ſehr ſie ſich auch verbergen: Und ob wir gleich nicht wiſſen, was Ketzer und Ketzerey iſt;

So kan uns doch keiner entwiſchen; weil wir wie die Hunde, die das Capitolium bewacheten, den ſicherſten Weg gehen (30), und alles, was uns verdächtig vorkömmt, anbellen. Unſere Feinde verdencken es uns, daß wir ſo oft einen unnützen Lerm erregen. Sie wollen, daß man mit Behutſamkeit und Verſtand eyfere: Aber eben dadurch verrathen ſie ihre Schwäche, und geben uns das Zeugniß, daß wir ohne Nachdencken und Verſtand eine der wichtigſten Pflichten eines Wahrheit und Ordnung-liebenden Menſchen beobachten können, welches gewiß nichts geringes iſt.

Alles, was ich bißher geſaget habe, iſt unſtreitig und klar. Aber, da mir die Hartnäckigkeit und Boßheit unſerer Feinde bekannt iſt, ſo ſehe ich vorher, daß ſie mit einem höhniſchen Gelächter ſagen werden: „Sie machten uns unſere Vortreflichkeit „nicht ſtreitig. Sie glaubten gerne, daß wir ohne „Vernunft, ohne Nachdencken, und ohne vorher-„gegangene Prüfung unſerer Kräfte ſchreiben könn-„ten. Allein unſere Schriften würden denn auch „darnach. Wir hätten wenig Ehre davon. Nie-„mand wolte ſie kaufen, niemand läſe ſie, und wer „ſie läſe lachte darüber und ziſchte uns aus.„ Dieſer Einwurf kan vielen erſchrecklich vorkommen; Mir aber nicht. Denn ein elender Scribent kan auch

(30) *Cicero Orat. pro Sex. Roſcio Amerino.* Canes aluntur in Capitolio, ut ſignificent, ſi fures venerint. At fures internoſcere non poſſunt, ſignificant tamen ſi qui noctu in Capitolium venerint, & quia id eſt ſuſpicioſum, tametſi beſtiæ ſunt, tamen in eam partem potius peccant, quæ eſt cautior.

auch gründliche Einwürfe mit Nachdruck wieder-legen, und ſeinen Feinden zeigen, daß ſie Unrecht haben, wenn er ihnen gleich zugiebt, ſie hätten Recht. Ich ſehe dieſes als eine Kleinigkeit an, und will es eben nicht mit unter unſere Vortreflichkeiten zehlen. Ein billiger Leſer wird vor ſich ſchon wiſſen, was er davon dencken ſoll. Ich darf mich auch vor dieſes mahl ſo nicht angreifen, ſondern begnüge mich, unſern Feinden mit aller Beſcheidenheit zu ſagen, daß ihr Einwurf nichts bedeute, und alles, was ſie ſagen, grundfalſch ſey.

Wir ſind mit der Ehre, welche uns unſere Schriften bringen, wohl zu frieden. Sind wir nicht ſo glücklich, daß wir den Beyfall der guten Scribenten erhalten, ſo müſſen wir uns damit tröſten, daß es allezeit noch ſo billige Gemüther giebt, die das verächtliche Urtheil, welches die guten Scribenten von unſern Schriften fällen, vor verdächtig halten, weil es von unſern Feinden herrühret, und ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, unſere Schriften zu leſen. Unſere Schriften mögen alſo beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, ſo finden ſie doch allemahl einen Verleger, Käufer und Leſer.

"... ils trouvent pourtant quoiqu'on en puiſſe dire
"Un Marchand pour les vendre, & des Sots pour les lire (31).

Man frage nur die Buch-Händler, ob nicht die Poſtillen, Romane, Brief-Steller, poetiſche Hand-Bücher, und Trichter, Reim-Regiſter,

(31) Boileau Sat. 2.

Notariat-Künſte, Complimentir-Büchlein, der Eulenſpiegel, und dergleichen ſchöne und nützliche Wercke den beſten Abgang haben? Wie begierig ſind nicht Happels und Menantes Schriften gekauft worden? Und Uhſens wohl-informirter Redner iſt wenigſtens neun mahl aufgeleget. Hübners Oratorie hat eben das Glück gehabt, und ich muß mich alſo wundern, wie unſere Feinde ſo unverſchämt ſeyn, und ſagen können, daß niemand unſere Schriften kaufen wolle, und das um ſo viel mehr, weil ſie ſelbſt am hitzigſten darauf ſind, und nicht allein unſere Schriften mit Luſt leſen, ſondern auch durch ihre ſinnreiche Spöttereyen dieſelben bekannt, und andere, ſie zu ſehen, begierig machen. Wir haben alſo das Vergnügen, daß ſelbſt unſere Feinde unſern Nahmen herrlich machen müſſen. Solten ſie ſich entſchlieſſen, uns in Ruhe zu laſſen, ſo würde unſer Ruhm nicht halb ſo weit erſchallen.

Indeſſen würde es uns doch niemahls an einer Menge Verehrer, und Bewunderer gebrechen. Unſere Schriften ſind ſo beſchaffen, daß ſie dem Pöbel nothwendig gefallen müſſen: weil ſie nach ſeinem Begrif eingerichtet ſind. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir verſteigen uns nicht zu hoch in unſern Betrachtungen, ſondern halten uns herunter zu dem Niedrigen. Dieſes macht unſere Wercke dem gröſten Haufen verſtändlich, und erwirbt uns ſeinen Beyfall. Die guten Scribenten ſind ſo glücklich nicht. Ihre Schriften ſind den meiſten zu hoch: weil ſie mit Vernunft gemacht ſind. Sie werden alſo von wenigen geleſen, und von noch wenigern

gelobet:

gelobet: Weil niemand leicht an Sachen, die er nicht verſtehet, Geſchmack findet. Tantum quisque laudat quantum ſe poſſe ſperat imitari (32). Die guten Scribenten ſind naſeweiſe und wollen alle Welt meiſtern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten, und haben das Hertz, die Wahrheit zu ſagen, die doch ſo bitter iſt. Dieſes ſetzt kein gut Geblüt zwiſchen ihnen, und den meiſten ihrer Leſer, und bringt ihnen keinen andern Vortheil, als daß man ſie vor eigenſinnige Grillenfänger hält, und auslachet.

"Hos populus ridet multumque toroſa juventus
"Ingeminat tremulos naſo criſpante cachinnos (33).

Ja man ſiehet ſie vor gefährliche, unruhige Köpfe an, und haſſet ſie. Die guten Scribenten ſind viel zu klug, als daß ſie dieſes nicht mercken ſolten. Sie wiſſen es, und ſind ſich, wenn ſie ſich recht beſinnen, ſelbſt desfals gram. Sie erkennen auch, daß aller Haß, den der gröſte Haufe gegen ſie, und die Verachtung, welche er gegen ihre Schriften blicken läſſet, bloß daher rühret, weil ſie ihre Vernunft, wider die Gewohnheit des menſchlichen Geſchlechts, gar zu ſehr gebrauchen, und es iſt kein Zweifel, daß ſie, ins geheim, die Vernunft, als eine Quelle ihres Unglücks oft verfluchen. Cicero wenigſtens hat gegen einen ſeiner beſten Freunde, in Vertrauen, aufrichtig geſtanden, daß er was darum

(32) Cicero in Oratore.
(33) Perſias Sat. 3.

darum geben wolte, wenn er der ſeinen mit Ehren loß wäre. "Fama, ſpricht er (34), ingenii mihi "eſt abjicienda; quod ſi poſſem, non recuſarem." Aber dennoch ſind ſie viel zu hallſtarrig und hochmüthig, als daß ſie ihr Elend öfentlich bekennen ſolten.

Stellet man ihnen vor, wie groß die Menge derjenigen ſey, welche ſich an den Schriften elender Scribenten erquicken, und wie klein hergegen das Häuflein derer, welche die ihrigen leſen; ſo ſprechen ſie: "Sie bekümmerten ſich um den Beyfall des einfältigen und ungelehrten Pöbels wenig, "und wären zu frieden, wenn auch nur ein oder "zweene rechtſchaffen gelehrte Männer von ihrer "Arbeit ein gutes Urtheil fällten. Wenn von der "Güte einer Schrift die Frage ſey, komme es auf "die Mehrheit der Stimmen nicht an, und ſey es "eben ein gewiſſes Kennzeichen der Stümper, ſich "auf den Beyfall des gemeinen Volcks, und der "Ungelehrten zu berufen.

Es iſt ein Glück vor die guten Scribenten, daß ſie ſich ſelbſt ſo artig zu tröſten wiſſen: Aber ich befürchte, dieſe Troſt-Gründe werden, zur Zeit der Anfechtung, den Stich nicht halten: Denn ſie ſind von Hertzen ſchwach. Ich will nicht ſagen, daß es ziemlich liederlich herauskömmt, wenn die guten Scribenten ſprechen, ſie bekümmerten ſich wenig darum, was die Leute von ihnen urtheilten: Ehrliebende Gemüther ſind gantz anders geſinnet, und ſuchen, ſo viel möglich, auch den geringſten zu gefallen;

(34) Lib. IX. Epiſt. ad Atticum Ep. 16.

gefallen; Sondern ich will nur anmercken, daß es ein unerträglicher Stoltz ſey, den Beyfall des Pöbels ſo geringe zu achten, und diejenigen vor Stümper zu ſchelten, die ſich groß damit wiſſen. Die guten Scribenten ſtehen unſtreitig in dem Wahn, als wenn die Ungelehrten gantz und gar ungeſchickt ſind, von ihren herrlichen Schriften zu urtheilen: Aber ſie könnten leicht inne werden, wie irrig dieſe Einbildung ſey, wenn ſie nur belieben wolten, zu bedencken, daß insgemein davor gehalten wird, ein Frauenzimmer könne nicht ſo gut von der Schönheit eines andern Frauenzimmers urtheilen, als eine Manns-Perſon. Die Urſache iſt; weil ein jedes ſich vor das ſchönſte hält, und andere neben ſich verachtet. Die Gelehrten gleichen, in dieſem Fall, den Weibern vollkommen, und es iſt kein eintziger, wie elend es auch um ihn beſtellet iſt, der ſich nicht in ſeinem Hertzen klüger düncken ſolte, als alle ſeine Brüder. Es muß alſo nothwendig, Haß und Neid, zwo Leidenſchaften, die vor andern einem unpartheyiſchen Urtheil entgegen ſind, unter den Gelehrten herrſchen. Die Ungelehrten ſind von dieſen Afecten frey, und urtheilen folglich unpartheyiſch von den Schriften, die ihnen vorkommen. Solte dann ihr Urtheil nicht höher zu ſchätzen ſeyn, als das Urtheil einiger neidiſchen Gelehrten, die nichts, als ihre eigene Arbeit hoch halten, und, natürlicher Weiſe, alles, was ſie nicht gemacht haben, tadeln müſſen? Mich deucht, wer ſich dem Ausſpruch ſo unpartheyiſcher Richter nicht unterwerfen will, der läſt ein ſchlechtes Vertrauen zu ſeiner Sache von ſich blicken, und muß kein gut Gewiſſen haben.

Die-

Dieſer Verdacht wird gehoben, wenn gleich die guten Scribenten ſprechen wolten: Die Ungelehrten verſtůnden die Schriften der Gelehrten nicht, und kônnten alſo nicht davon urtheilen. Denn dieſe Ausflucht wůrde ſich auf nichts gründen, als auf den lächerlichen Wahn, daß man allemahl die Sache, von der man urtheilet, verſtehen můſſe. Ich bilde mir ein, daß ich dieſe Grille ſchon überflůſſig widerleget habe. Wir elende Scribenten urtheilen von vielen Sachen, die wir nicht verſtehen: der Pôbel kan die Kunſt auch; und ſind die guten Scribenten ſo geſchickt nicht, ſo iſt es ein Unglůck vor ſie: Aber ſie werden ſo gut ſeyn, und von der Fähigkeit anderer nicht nach ihrer eigenen urtheilen. Ich ſolte nicht meinen, daß die guten Scribenten mir einwerfen werden: Sie wůſten wohl, daß es Leute gåbe, die verwegen genug wåren von Sachen zu urtheilen, die ſie nicht verſtehen: Allein es můſte ſo nicht ſeyn: Denn dieſes wåre ein verzweifelter Satz, wodurch die Gelehrten mit den geringſten und verächtlichſten Handwercks-Leuten in eine Claſſe würden geſetzet werden. Bey dieſen muß niemand, als die Aelteſten einer Zunft von der Arbeit eines jungen Meiſters urtheilen. Die Gelehrten wiſſen von einer ſolchen Verfaſſung nichts, und es wåre ihnen auch in der That ſchimpflich, wenn ſie ſich Leuten gleich ſtellen wolten, die in ihren Augen ſo veråchtlich ſind.

Da nun ein jeder, er mag es verſtehen oder nicht von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen nicht nur geſchickt, ſondern auch befugt iſt, ſo môchte ich wohl wiſſen, was uns hindern ſolte, auf den

Beyfall des gröſten Haufens zu trotzen? Und ob es nicht ein lächerlicher Hochmuht ſey, daß unſere Feinde ſich ſo wenig darum bekümmern? Dieſe Leute müſſen gantz beſondere Creaturen ſeyn. Es iſt kein Menſch, auſſer ſie, zu finden, der nicht wünſchen ſolte, von den meiſten gelobet zu werden.

. . . . An erit, qui velle recuſet
Os populi meruiſſe? . . . . (35)

Dem vortreflichen Redner Demoſthenes, den unſere Feinde ſo hoch halten, thate es gewiß gantz ſanfte, als eine geringe Frau zu Athen ihrer Freundin, doch ſo, daß er es hörte, ins Ohr ſagte: Das iſt der Demoſthenes (36): Und mein Freund Sievers würde längſt vor Kummer, wie ein Schemen, vergangen ſeyn, wenn nicht das Lob der alten Weiber, und das gütige Urtheil der Karren-Schieber, Laſt-Träger, und anderer ehrlichen Männer, Pöbel-Volcks, ihn in ſeinem ſchweren Leiden aufrichtete, und ſeine Gebeine fett machte. Er hat Urſache, ſich groß damit zu wiſſen, und ſich desfals einzubilden, er ſey ein ſtattlicher Scribent, und die es anders ſagen, boßhafte Läſterer: Denn wer wolte ſo vielen ehrlichen, und unpartheyiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts nicht glauben?

egre-

(35) Perſius Sat. I.

(36) *Cicero Tuſcul. Quæſt. Lib. V.* Demoſthenes, . . . illo ſuſurro delectari ſe dicebat aquam ferentis mulierculæ, ut mos in Græcia eſt, inſuſurrantique alteri: Hic eſt ille Demoſthenes.

. . egregium cum me vicinia dicat
Non credam? . . . . (37).

Und muß man alſo nicht über die Frechheit unſerer Feinde erſtaunen, die ſich nicht ſcheuen, der uns bewundernden Menge ins Angeſicht zu widerſprechen, und, ob ſie gleich überſtimmet ſind, dennoch von der übeln Meinung, welche ſie von uns hegen, nichts fallen laſſen wollen?

Daß ſie ſprechen: Die Mehrheit der Stimmen gelte in dieſem Falle nicht, kan gewiß ihr Verfahren nicht rechtfertigen. So reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil ſie Ketzer, das iſt, überſtimmet ſind. Unſere Feinde müſſen gewiß auch nicht reiner Lehre ſeyn; denn wie wäre es ſonſt möglich, daß ſie auf ſo gottloſe Gedancken verfielen? Wenn die Frage von der Güte einer Schrift, oder von der Wahrheit eines Satzes iſt, ſo hat die Mehrheit der Stimmen kein ſtatt, ſagen ſie: Heiſſet dieſes aber nicht offenbar der Kirche Chriſti, die es zu allen Zeiten, in weit wichtigern Fällen, auf die Mehrheit der Stimmen hat ankommen laſſen, eine entſetzliche Thorheit und Ungerechtigkeit vorwerfen? Es iſt ein Glück vor uns, daß die heiligen Kirchen-Väter klüger geweſen ſind. Hätten unſere Feinde vor 13. oder 1400. Jahren gelebet, und etwas zu ſagen gehabt, ſo wäre kein einziges Concilium gehalten worden, und die Ketzer würden freye Hände gehabt haben, den Weinberg der chriſtlichen Kirche, nach Belieben, zu verwüſten.

Ich erſchrecke, wann ich daran gedencke, und bitte

(37) Perſius Sat. 4.

bitte unſere Widerſacher, in ſich zu gehen, und einmahl zu erwegen, wohin ihr Haß gegen uns ſie verleite. Sie ſehen wohl, daß ſie, ſo lange ſie vernünftig ſchreiben, den Beyfall des gröſſeſten Haufens nicht erlangen können. Sie machen es alſo wie der Fuchs in der Fabel, und verachten das, was ihnen nicht werden kan. Sie ſtoſſen in Unmuth, Worte heraus, die erſchrecklich ſind, und machen dadurch ihren Geruch bey den unpartheyiſchen, welche ſie, gar verächtlich, den Pöbel nennen, noch ſtinckender. Ich bedaure ſie desfals, ob ich gleich wohl weiß, daß ſie über mein Mitleiden nur lachen werden: Denn ich bin verſichert, es werde ſie einmahl gereuen, daß ſie die Ehrerbietung, welche ſie dem gröſſeſten Haufen ſchuldig ſind, aus den Augen geſetzet haben. Sie werden gewiß die Läſter-Worte, die ſie wieder den Pöbel reden, um ſo viel ſchwerer zu verantworten haben, je beſſer ſie wiſſen, daß die Stimme des Volcks ſo viel gelte, als die Stimme GOttes. Vox populi, vox Dei. Und überdem müſſen ſie ſich nicht einbilden, daß die Menge, die uns und unſern Schriften hold iſt, aus lauter elenden, geringen und nichtswürdigen Leuten beſtehe. Sie können glauben, daß ſich viele vornehme und angeſehene Männer aus allen Ständen darunter befinden: Denn GOtt giebt denen, welche er, in ſeinem Zorn, groß machet, nicht allemahl, mit der Würde, ſo viel Verſtand, als man nöthig hat, wenn man an guten Schriften ein Vergnügen finden will, und man hat ſchon lange angemercket, daß diejenigen, welche die wichtigſten Aemter verwalten, und die gröſſeſten Ehren-Stel-

len bekleiden, wie viel ſie auch ſonſt auf ſich halten, doch gemeiniglich ſo beſcheiden geweſen ſind, daß ſie ſich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernet, ſondern ſich zu allen Zeiten nicht ſo ſehr durch den guten Geſchmack, als durch die Kleidung von demſelben zu unterſcheiden geſuchet haben. "Mirari quidem non debes, ſagt Sene- "ca (38), corrupta excipi, non tantum a corona "ſordidiore, ſed ab hac turba quoque cultiore: "Togis enim inter ſe iſti, non judiciis diſtant.

Es iſt alſo eine unverantwortliche Grobheit, daß unſere Feinde von dem Pöbel ſo verächtlich reden, unter welchem ſich doch Leute befinden, denen ſie alle Ehrerbietung ſchuldig, und die im Stande ſind, die Verachtung, welche man gegen ihr Urtheil bezeuget, mit Nachdruck zu rächen. Ich wünſche nicht, daß die guten Scribenten dieſes jemahls erfahren mögen: Aber es ſollte mir eine Freude ſeyn, wenn dieſe Herren, durch meine gegründete Vorſtellungen endlich einmahl begriffen; daß unſere Schriften den meiſten gefallen; daß der Beyfall des gröſten Haufens nicht zu verachten ſey; daß derjenige, der ſich darauf beruft, kein Stümper iſt; daß wir elende Scribenten mit Recht darauf trotzen, und daß uns dieſer Beyfall des Pöbels einen groſſen Vorzug vor unſern Feinden giebt, und unſere Vortreflichkeit eben ſo unſtreitig macht als der Ausſpruch des Orakels die Weißheit des Socrates.

Ich habe dieſes handgreiflich erwieſen: Allein was wirds helfen? So lange unſere Feinde noch ſehen,

(38) Epiſt. CXIV.

ſehen, daß viele elende Scribenten in der äuſſerſten Verachtung leben, und ihre Schriften entweder gar nicht abgehen, oder nur von Leuten gekauft werden, die darüber lachen und ſpotten, werden ſie immer dabey bleiben, daß eine Schrift, die ohne Vernunft gemacht iſt, ihrem Urheber wenig Ehre bringe. Nun könnte ich zwar dieſes mit eben dem Fug leugnen, als meine Brüder leugnen, daß ſie elende Scribenten ſind: Allein ich mache mir ein Gewiſſen, dem Augenſchein zu widerſprechen. Es iſt leyder! mehr als zu wahr, daß viele meiner Brüder von aller Mühe, die ſie auf ihre Schriften wenden, nicht ſo viel haben, daß auch nur ein einziger ihre Arbeit lobe. Es iſt unſtreitig, daß eine gute Anzahl elender Schriften nimmer des Tages Licht ſiehet, und von denen Motten verzehret wird. Viele brauchen die Buchhändler zu Maculatur, und einige haben gar das Unglück, daß ſie, wenn ſie kaum aus der Preſſe kommen, nach dem Gewürtz-Laden geſchickt werden.

. . . . . in vicum vendentem thus & ordores,
Et piper, & quicquid chartis amicitur ineptis (39).

Aber dieſes widrige Schickſal elender Schriften, an welchem ſich unſere Feinde ärgern, kan unmöglich das, was ich von den Vorzügen, und von der Vortreflichkeit der elenden Scribenten geſchrieben habe, umſtoſſen, und unwahr machen. Keine Regel iſt ohne Ausnahme; Und wenn ich ſage, daß

(39) Horatius Lib. II. Ep. I.

alles, was unvernünftig iſt, dem Pöbel am beſten gefalle, ſo begehre ich nicht zu leugnen, daß nicht bißweilen eine unvernünftige Schrift von dem gröſten Haufen anders, als es billig ſeyn ſolte, aufgenommen werde. Ich weiß wohl, was ſolchen Schriften öfters zu begegnen pfleget: Aber alles, was ihnen begegnet, ſind Unglücks-Fälle, nach welchen man, ohne Unbilligkeit, von ihrem innerlichen Werth nicht urtheilen kan, und worüber die guten Scribenten ſich um ſo viel weniger zu kützeln Urſache haben, je gewiſſer es iſt, daß ihre Schriften denſelben eben ſo wohl unterworfen ſind, als die unſern. Es iſt noch eine groſſe Frage, ob mehr ſchlechte, als gut Schriften verlohren gegangen? Und mißbraucht man unſere Blätter zu Pfeffer-Teuten, ſo hat man wohl eher in den Schriften des Livius Käſe gewickelt.

Geſetzt aber, es wiederführe dieſes Unglück unſern Schriften nur allein. Geſetzt es fiele dadurch alles, was ich von dem Vorzug, den die elenden Scribenten, in Anſehung der Anzahl ihrer Bewunderer, vor den guten haben, bißhero geſchrieben, gäntzlich übern Haufen; So würde doch dadurch der weſentlichen Vortreflichkeit meiner Brüder nicht das geringſte abgehen; weil dieſelbe ſich nicht auf die Gedancken, die andere von uns haben; ſondern auf unſere eigene Empfindung, und auf die gute Meinung, welche wir von uns ſelbſt hegen, gründet. Unſere Feinde betriegen ſich, wenn ſie meinen, daß ich unſere Vortreflichkeit in dem Beyfall des gröſten Haufens ſuche.

Was ich davon geſchrieben habe, das hat keinen

nen andern Zweck, als ſie zu überführen, daß der Mangel der Vernunft uns nicht ſo verächtlich mache, als ſie ſich einbilden; ſondern uns vielmehr die Hochachtung des uns gleichgeſinnten Pöbels, und folglich der meiſten Menſchen erwerbe. Aber glauben ſie denn, daß wir ohne dieſe Hochachtung nicht glücklich ſeyn können? Ich geſtehe, es iſt eine angenehme Sache, von vielen gelobet zu werden: Allein mich deucht, wir würden doch wohl bleiben, wer wir ſind, wenn wir gleich von aller Welt ausgeziſchet, und unſere Schriften von niemand geleſen, oder von allen, die ſie leſen, getadelt würden. Der Mangel der Vernunft, der uns das Schreiben ſo leicht, und unſere Schriften dem Pöbel ſo angenehm machet, würde uns auch, auf dem Fall, Dienſte thun, wenn der Pöbel ſich zu unſern Feinden ſchlüge, und wir würden in unſerm Unglück gröſſer ſeyn, als bey glücklichen Tagen.

Unſern Feinden kan dieſes nicht unglaublich vorkommen: denn ſie kennen unſere Großmuth, unſere Gedult, unſere Gelaſſenheit. Wir haben ihnen, ſeit der Zeit, daß ſie uns geängſtiget haben, ſo viele ausnehmende Proben davon gegeben, daß ſie darüber erſtaunet ſind. Was würden ſie alſo nicht ſagen, wenn ſie ſehen ſolten, wie wenig wir uns daraus machen würden, wenn gleich alle, die uns ſonſt noch hochgehalten, mit ihnen auf uns loß ſtürmeten? Sie hielten es nicht aus, wenn ihnen dergleichen begegnete, daß weiß ich wohl: Aber ich kan verſichern, daß wir dieſes Unglück, wie groß es auch ſeyn mag, nicht einmahl empfinden würden.

Wie wenig Verſtand wir auch haben, ſo be-

 greifen

greifen wir doch, daß es närriſch ſey, ſeine Glück-ſeligkeit in Dingen zu ſuchen, die auſſer uns ſind. Unſer Wahl-Spruch iſt:

. . . . ne te quæſiveris
extra (40).

Und die Natur, die wohl vorhergeſehen hat, daß wir wegen unſerer Schriften viele Anfechtungen haben würden, hat uns dergeſtalt wider die Anläufe unſerer Feinde gewafnet, daß alle Pfeile der Spötter, wie ſpitzig, und ſcharf ſie auch ſind, uns nicht die geringſte ſchmertzhafte Empfindung verurſachen können. Eine innerliche Empfindung unſerer Vollkommenheiten erſetzet den Mangel eines fremden Lobes, mit welchem ſich unſere Feinde ſo groß wiſſen, und tröſtet uns kräftiglich, wann man unſer ſpottet.

"Ridentur mala qui componunt carmina: verum
"Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultro
"Si taceas, laudant, quicquic ſcripſere beati (41).

Unſere Schriften führen alſo, wie die Tugend, ihre Belohnung mit ſich, und wir haben nicht nöthig, den Lohn unſerer Arbeit von andern zu erwarten. Ein gewiſſer Lehrer der Römiſchen Kirche hat hierüber gar artige Gedancken. Er meint, GOtt bezeige ſich eben ſo gnädig und gerecht gegen uns, als gegen die Fröſche. Denn wie er dieſen die Gnade gebe, daß ſie ſich ſelbſt an ihrem, eben nicht gar angenehmen, Geſang beluſtigten: So habe er es, in

(40) Perſius Sat. I.
(41) Horat. Lib. II. Ep. 2.

in Anſehung unſerer, ſo weißlich gefüget, daß wir, da niemand unſere Verdienſte erkennen will, eine ungemeine Zufriedenheit mit uns ſelbſt hätten. Selon la juſtice, ſpricht er, tout travail honnê-" te doit être recompenſé de louange ou de ſatis-" faction. Quand les bons Eſprits ſont un ouvra-" ge excellent, ils ſont recompenſés par les ap-" plaudiſſemens du Public. Quand un pauvre" Eſprit travaille beaucoup pour faire un mauvais" ouvrage, il n'eſt pas juſte ni raiſonnable qu'il" attende des louanges publiques; car elles ne" lui ſont pas dûës: Mais à fin que ſes travaux" ne demeurent pas ſans recompenſe, Dieu lui" donne une ſatisfaction perſonelle, que perſon-" ne ne lui peut envier ſans une injuſtice plus" que barbare. Tout ainſi que Dieu qui eſt ju-" ſte, donne de la ſatisfaction aux Grenouilles" de leur chant: autrement le blâme public, joint" à leur mécontentement, ſeroit ſuffiſant pour" les reduire au deſeſpoir (42)."

Leute, vor die der Himmel ſo ſonderlich geſorget hat, können ſich leicht über die Verachtung, welche die böſe Welt gegen ſie bezeiget, zu frieden geben, und unſere Feinde können dahero, wofern es ihnen beliebet, leicht die Urſache ergründen, warum ihre Spöttereyen, durch welche ſie uns wehe thun wollen, ſo fruchtloß ſind. Unſere Zufriedenheit mit uns ſelbſt macht ihre boßhafte Bemühung vergeblich: Und ich werde alſo nicht zu viel ſagen, wenn ich behaupte, daß dieſelbe die gröſſeſte unſe-

(42) Le P. Francois Garaſſe, Somme Theolog. Liv. II. p. 419.

rer Vortreflichkeiten, und der Grund unſerer Glückſeeligkeit ſey.

So lange wir mit uns ſelbſt zu frieden ſind, und an unſerer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unſere Feinde gegen uns vornehmen, viel zu wenig ſeyn, uns unglücklich zu machen, und unſere Gemüths-Ruhe zu ſtöhren. Cicero nennet die Anhänger des Epicurus glücklich, und giebt keine andere Urſache davon, als weil ſie ſich es einbildeten. Sunt enim, ſpricht er (43), & boni viri, &, *quoniam ſibi ita videntur*, beati. Da wir nun eben dieſe Einbildung haben, ſo möchte ich den ſehen, der uns den geringſten Verdruß erwecken könte. Ein elender Scribent iſt weit über die Läſterungen und Spöttereyen ſeiner Neider erhaben.

"Celſior exſurgit pluviis, auditque ruentes
"Sub pedibus nimbos, & rauca tonitrua calcat (44).

Man ſtelle ihm ſeine Einfalt, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Thorheit, und Ungeſchicklichkeit ſo deutlich, und lebhaft vor, als man immer will; Er wird doch dabey bleiben, daß die Natur an ihm ihr Meiſter-Stück bewieſen habe, und ſich an ſeinen Schriften, die andere ohne Eckel nicht leſen können, auf ſeine eigene Hand beluſtigen.

Ich ſehe nicht, was wider einen ſolchen Menſchen auszurichten iſt? Er iſt unüberwindlich, und die guten Scribenten thun thörigt, daß ſie ſich bemühen, ihn auf andere Gedancken zu bringen. Die

Klagen,

(43) de Oratore Lib. III.
(44) Claudianum de Mall. Theodoſ. Conſul. v. 206.

Klagen, welche die guten Scribenten über unſere Hartnäckigkeit führen, zeigen deutlich, daß ſie die Eitelkeit ihres Beginnens ſelbſt erkennen. Sie müſſen alſo auch wider ihren Willen geſtehen, daß Leute, die ſo ſehr von ſich eingenommen ſind, daß man ihnen auf keinerley Weiſe die ſüſſe Einbildung von ihrer Vortreflichkeit, und die daher flieſſende Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande rauben kan, die allerglückſeeligſten Creaturen ſind. Iſt es nun nicht, wie der Pater Garaſſe ſagt, barbariſch gehandelt, wenn man ſeinem Neben-Chriſten ſein Glück nicht gönnet? Dieſes heiſſet die Boßheit aufs höchſte treiben; und unſere Feinde ſolten ſich alſo ſchämen, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen ſollen. Es iſt dieſes ein Anſinnen, ſo nicht höflicher und chriſtlicher heraus kömt, als wenn ich einen erſuchen wolte, er möchte doch ſo gut ſeyn, und ſich von einem Felſen herabſtürtzen; Und könnten unſere Feinde uns zu der Thorheit verleiten, ſo wäre es um uns geſchehen, und würden wir hinfort keine fröhliche Stunde haben.

Denn mit dem Gebrauch der Vernunft kan die Zufriedenheit, die uns ſo glücklich macht, und uns vor unſern Feinden einen ſo groſſen Vorzug giebt, unmöglich beſtehen. So bald wir der Vernunft zu viel Willen laſſen, nimmt ſie ſich Freyheiten heraus, die unerträglich ſind. Sie hat die böſe Gewohnheit, daß ſie allen, die ihr zu viel Gehör geben, den vermaledeyten Rath giebt, ſie ſolten ſuchen, ſich ſelbſt kennen zu lernen. Das wäre uns elenden Scribenten eben Recht. Der Mangel der Selbſt-Erkänntniß iſt der einzige Grund unſerer

Zufriedenheit; Und wir müſten alſo weit närriſcher ſeyn, als unſere Feinde glauben, wenn wir nicht, mit aller Macht, unſere Vernunft, die ſo verführiſch iſt, im Zaum hielten.

Wenn meine drey Freunde, Sievers, Philippi und Rodigaſt, ſich ſelbſt kenneten, ſo wären ſie längſt in Verzweifelung gerathen, und hätten ſich vielleicht ſchon ſelbſt Leid angethan. Aber ſo leben ſie noch, und ſind luſtig und guter Dinge. Ihre Feinde wundern ſich darüber; Aus keiner andern Urſache, als weil ſie die Vortreflichkeiten und Vorzüge der elenden Scribenten nicht gebührend einſehen. Hätten ſie aber die Alten geleſen, ſo würde ihnen die Unempfindlichkeit, und Zufriedenheit, welche die erwehnten drey Männer mitten in ihrem Unglück, eben wie Sadrach, Meſach, und Abed Nego in dem feurigen Ofen, von ſich blicken laſſen, nicht die geringſte Verwunderung verurſachen.

Plinius (45) hat ſchon lange angemercket, daß die Eſel keine Läuſe haben: Und wem es gegeben iſt, den heimlichen Sinn dieſer, nach dem Buchſtaben ungegründeten, Anmerckung zu faſſen, der ſiehet wohl, daß Plinius nichts anders ſagen wolle, als daß ein elender Scribent von ſeinen Mängeln nicht die geringſte Empfindlichkeit habe. Ich halte vor unnöthig, die Gründlichkeit meiner myſtiſchen Auslegung weitläuftig zu beweiſen. Es iſt gar zu bekannt, daß es eine alte Gewohnheit iſt, von den elenden Scribenten unter dem Bilde eines Eſels zu reden, und da jedermann weiß, daß die

(45) Hiſt. Nat. Lib. XI. c. 33.

die Erkenntniß unſerer Vergehungen, mit einem Worte, daß Gewiſſen genennet wird; das Gewiſſen aber in dem Ruf iſt, daß es beiſſe, ſo iſt leicht zu begreifen, was zwiſchen demſelben und einer Lauß vor eine Aehnlichkeit ſey. Ich halte mich dabey nicht auf; ſondern bitte nur meine Leſer mit mir zu erwegen, was die vortrefliche Eigenſchaft, die wir, wie Plinius zeuget, und die Erfahrung lehret, beſitzen, vor Vortheile mit ſich führet.

Die Erkänntniß der Fehler gebiehret Reue. Die Reue iſt nichts anders, als eine Art von Traurigkeit, und folglich ein verdrießlicher Afect. Sie kan ohne Zerknirſchung, und ohne einen Abſcheu vor uns ſelbſt nicht begrifen werden. Sie macht alſo einen Menſchen mißvergnügt mit ſeinem Zuſtande; Und wer mit ſeinem Zuſtande nicht zu frieden iſt, kan nimmer glücklich ſeyn. Unſere Feinde empfinden mit ihrem Schaden, daß das, was ich hier ſchreibe, die Wahrheit iſt. Jemehr Verſtand ſie haben, je tiefer ſehen ſie ihre Fehler ein, und dieſe verdrießliche Einſicht macht ihnen das Leben rechtſchafen ſauer. Ich darf ihnen nicht vorſtellen, mit wie vielen Schmertzen ſie ihre geiſtlichen Kinder empfangen, und zur Welt bringen. Sie wiſſen es beſſer, als ich es ihnen ſagen kan: Sie leugnen es auch nicht. Und wenn denn endlich ein guter Scribent von ſeiner gelehrten Bürde, nach einer ſchweren Geburt, entbunden wird, ſo iſt er nicht einmahl ſo glücklich, als die Affen, die ihre Jungen, ihrer Heßlichkeit ungeachtet, zärtlich lieben; ſondern er entdecket an den Kindern ſeines Ver-

Verſtandes, wie ſchön ſie auch ſind, ſo viele Gebrechen, daß er ſie kaum vor Augen ſehen mag.

"Et toûjours mécontent de ce qu'il vient de faire
"Il plait à tout le monde, & ne ſauroit ſe plaire (46).

Ein elender Scribent hergegen empfängt die Luſt, gebiehret ohne Schmertzen, und erdrücket ſeine Jungen faſt vor Liebe, nicht anders als die Affen. Man lache über dieſe Aufführung, ſo viel man will, ſo wird man doch nicht in Abrede ſeyn können, daß ein elender Scribent weit glücklicher ſey, als ein guter. Es iſt nicht nöthig, daß ich mir, die Mühe gebe, dieſes, durch viele Gründe, darzuthun. Unſere Feinde ſind ſo billig, daß ſie es ſelbſt erkennen. Boileau beneidet den Pelletier.

"J'envie en écrivant le ſort de Pelletier (47).

Und Horatz ſagt ausdrücklich, er möchte lieber ein elender Scribent ſeyn, und ſeine Fehler nicht erkennen; als einer der beſten und dabey mißvergnügt mit ſich ſelbſt ſeyn.

"Prætulerim ſcriptor delirus, inerſque videri
"Dum mea delectent mala me, vel denique fallant,
"Quam ſapere, & ringi . . . . (48).

Was brauchen wir weiter Zeugniß? Unſere Feinde ſelbſt machen uns unſere Vortreflichkeit, und Glückſeeligkeit nicht ſtreitig. Aber dennoch ſind dieſe,

(46) Boileau Sat. 2.
(47) Ibid.
(48) Horatius Lib. II. Ep. 2.

dieſe, mit ſo beſonderer Klugheit begabte, Creaturen, ſo verblendet, und ſo übel berathen, daß ſie die Selbſt-Erkänntniß vor nöthig halten. Meine Leſer mögen urtheilen, ob ein ſo widerſinniges Betragen mit der tiefen und abergläubigen Ehrerbietung, die guten Scribenten gegen die Vernunft hegen, beſtehen könne?

Ich weiß wohl, es mangelt den guten Scribenten nimmer an Ausflüchten. Sie werden ſprechen: Ob gleich die Erkänntniß ihrer Fehler im Anfange verdrießlich wäre: So habe ſie doch eine gute Würckung, und treibe ſie an, die erkannte Fehler auszubeſſern, und nach der Vollkommenheit zu trachten, die ein ſo unausſprechliches Vergnügen mit ſich führe, daß dadurch einem Scribenten die, auf die Ausbeſſerung ſeiner Fehler gewandte, Mühe mehr als doppelt belohnet würde. Aber alles dieſes heiſt nichts geſagt.

Ein Scribent iſt ein Menſch, und muß alſo Fehler haben. Wer ſich darüber nicht zu frieden geben kan, dem weiß ich keinen beſſern Rath, als daß er ſeine Menſchheit ablege, und ſich entweder um eine Stelle unter den Seraphinen bewerbe, oder gar vergöttern laſſe. In dieſer Sterblichkeit nach einer Vollkommenheit trachten iſt lächerlich und vergebens. Und wenn es denn ja möglich wäre dieſe eingebildete Vollkommenheit zu erlangen; ſo weiß ich doch nicht, ob es der Mühe werth ſeyn würde, desfalls ſeiner Natur Gewalt anzuthun, und ſich mit einer verdrießlichen Ausbeſſerung einiger, der Menſchheit ſo weſentlichen, Fehler zu quälen? Und ob man nicht auf eine gemächlichere Art derjenigen

Vor-

Vortheile theilhaftig werden könne, welche ſich unſere Feinde von der Vollkommenheit, oder gäntzlichen Befreyung von allen Mängeln verſprechen?

Wofern ich nicht irre, ſo beſtehet aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kan, in dem unausſprechlichen Vergnügen, deſſen ein Menſch, der ſich keiner Fehler bewuſt iſt, nothwendig genieſſen muß. Wir elende Scribenten ſind uns nun unſerer Fehler nicht bewuſt; weil wir ſie nicht erkennen, und beſitzen alſo würcklich diejenige Glückſeeligkeit, nach welcher unſere Feinde mit ſo vieler Mühe ringen. Iſt dieſes nicht gemächlich? Und kan man ſich wohl des Lachens enthalten, wenn man ſiehet, wie wunderlich ſich die guten Scribenten gebärden? Sie kommen mir wahrlich nicht anders vor, als der König Pyrrhus, der ſich einbildete, er könne ſich mit ſeinen Freunden nicht recht luſtig machen, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Carthago, und ich weiß nicht was vor Länder mehr, bezwungen hätte. Man ſtellte ihm vor, er dürfe desfalls nicht einen Fuß aus ſeinem Königreiche ſetzen, und wenn unſere Feinde nur einmahl bedencken wolten, wie vergnügt wir unſer Leben zubringen, ohne unſere Fehler zu erkennen, ſo würden ſie leicht begreifen, daß die Mühe, welche ſie ſich geben, um zu einem Glücke zu gelangen, das in ihren Händen ſtehet, höchſt unnütze ſey. Ich ſage wenig: Denn wenn man ihre Aufführung recht anſiehet, ſo iſt ſie im höchſten Grad lächerlich.

Sie ſuchen durch die Erkänntniß ihrer Fehler glücklich zu werden: Da doch die Glückſeeligkeit darinn beſtehet, daß man ſich keiner Fehler bewuſt iſt.

iſt. Kan man wohl wunderlicher zu Wercke gehen? Sprechen ſie: Sie blieben bey der Erkänntniß ihrer Fehler nicht, ſtehen, ſondern bemüheten ſich, durch die Ablegung derſelben, die Vollkommenheit zu erreichen, die allein einen Scribenten vergnügt machen kan? So antworte ich: Daß es unmöglich ſey, auf ſolche Art vergnügt und glücklich zu werden. Ich berufe mich desfalls auf die Erfahrung. Wäre es möglich, ſo müſte die Zufriedenheit eines Scribenten, der es in der Ausbeſſerung ſeiner Fehler weit gebracht, und der Vollkommenheit ſehr nahe gekommen iſt, gröſſer ſeyn, als eines andern, der es nicht ſo hoch gebracht, und weiter von der Vollkommenheit entfernet iſt. Aber ſo ſehen wir täglich das Gegentheil. Montaigne (49) ſagt; Es gehe den Gelehrten wie den Aehren, die ſo lange aufrecht ſtehen, und ſich brüſten, als ſie leer ſind; ſo bald ſie aber von Körnern ſchwer werden, das Haupt ſincken laſſen; Und er hat Recht. Ein unvollkommener Scribent iſt bey allen ſeinen Fehlern vergnügt, und mit ſich ſelbſt zu frieden. Je näher hergegen ein Scribent der Vollkommenheit kömmt, je mehr Fehler entdeckt er an ſich; je leckerer, je verdrießlicher, je mißvergnügter mit ſich ſelbſt wird er. Die Urſache iſt dieſe, weil die Vollkommenheit, nach welcher die guten Scribenten ſtreben, eine leere Einbildung

(49) Liv. II. Chap. 12. pag. 302. 303. Il eſt advenu aux gens veritablement ſçavans, ce qui advient aux eſpics de bled, ils vont s'eslevant & hauſſant la teſte droite & fiere, tant qu'ils ſont vuides; mais quand ils ſont pleins & groſſis de grain en leur maturité, ils commencent à s'humilier & baiſſer les cornes.

bildung, und ein ſüſſer Traum gar zu hochmüthiger Leute iſt. Die Beſcheidenſten unſerer Feinde ſtimmen hierin mit mir überein. Sie bekennen, daß alle ihr Arbeit, ihr Wachen, ihr Leſen, ihr Nachdencken ihnen keinen andern Vortheil gebracht hat, als daß ſie ihre Schwachheit erkennen, und begreifen gelernet haben, daß unſer Wiſſen Stück-Werck ſey. Wie dieſe verdrießliche Entdeckung geſchickt ſey, einen Menſchen vergnügt zu machen, das begreife ich nicht. Ich halte vielmehr davor, daß, natürlicher Weiſe, die Verzweifelung ihr auf dem Fuſſe folgen müſſe, und ein guter Scribent, wann er ſich lange geqvälet hat, ſtatt der Zufriedenheit, die er ſuchet, nicht als einen ewigen Abſcheu vor ſich ſelbſt, zur Belohnung ſeiner Mühe, erlangen könne.

Wie eine ſchöne Gelegenheit hätte ich hier nicht, unſere Feinde auszuhöhnen, und lächerlich zu machen? Ich könnte über ihre eingebildete Weißheit ſpotten, und ihnen deutlich zeigen, daß ſie nichts weniger, als weiſe ſind. Denn die vornehmſte Eigenſchaft eines weiſen Mannes iſt die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt. Niſi ſapienti ſua non placent, ſagt Seneca (50), omnis ſtultitia laborat faſtidio ſui. Dieſe Vorrückung ihrer Thorheit würde ihrem Hochmuth ſehr empfindlich ſeyn. Allein ich will ihr Unglück nicht gröſſer machen. Sie ſind ohne dem hoch genug betrübet. Ich bin zu frieden, wenn nur meine Leſer erkennen, daß unſere Feinde, die guten Scribenten, ſehr unvernünftig handeln, wann ſie uns den Mangel der Vernunft zur Sün-

de

(50) Epiſt. IX.

de deuten, der doch die Quelle unſerer Vortreflichkeiten iſt, und in uns eine Zufriedenheit würcket, zu welcher auſſer uns, wenig Menſchen, in dieſem Jammerthal, zu gelangen, das Glück haben.

Ich bilde mir ein, dieſes mit ſtattlichen Gründen überflüßig erwieſen zu haben, und ſchreite dahero zu dem andern Haupt-Fehler elender Schriften, der, wie unſere Feinde meinen, in dem Mangel der Ordnung beſtehen ſoll. Da es mir leichter geworden, als ich anfangs ſelbſt geglaubet habe, den Mangel der Vernunft, den man uns vorwirft, zu rechtfertigen; So wird es mir wenig Mühe koſten, unſern Feinden zu zeigen, daß ſie gar keine Urſache haben, unſere Schriften zu verachten, weil ſie eben nicht allemahl die ordentlichſten ſind.

Die Ordnung im Schreiben iſt, wie jederman geſtehet, willkührlich. Es iſt alſo kein Scribent befugt, dem andern vorzuſchreiben, wie er ſein Buch einrichten ſolle; eben ſo wenig, als ein Bürger das Recht hat, ſeinen Nachbarn, über die Einrichtung ſeiner Haußhaltung zur Rede zu ſtellen. Da nun dieſes unſtreitig iſt; ſo nehmen ſich unſere Feinde zu viel heraus, wenn ſie ſich unterſtehen, über die Ordnung oder Unordnung unſerer Schriften zu richten. Ihr Urtheil kan in dieſem Fall nicht gelten, ich will nicht ſagen, weil ſie partheyiſch ſind; ſondern auch nur deßwegen; weil das, was man Ordnung nennet, etwas ſehr zweydeutiges und ungewiſſes iſt.

Die Uberforſcher (51) ſagen: Die Ordnung

(51) Metaphyſici. Vid. *Amos Comenius in Orbe Senſualium picto p.m.* 206.

ſey eine Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen. Dieſes Mannigfaltige kan auf vielerley Art, und unzählige Mahl verſetzet werden, und es bleibt doch allemahl eine gewiſſe Ubereinſtimmung in demſelben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf unterſchiedliche Art übereinſtimmen kan; ſo ſtehet es bey einem jeden, was er vor eine Uebereinſtimmung der andern vorziehen will, und keiner iſt befugt, mich einer Unordnung zu beſchuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer andern Seite angeſehen habe, als er. Soll dieſes nicht wahr ſeyn; So müſte in der Muſick nur eine eintzige Melodey ſtatt haben. Denn die Melodey iſt nichts anders, als eine harmonirende Menge unterſchiedener Töne. Hätte nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Übereinſtimmung ſtatt; So müſte auch in der Muſick nur eine einzige Harmonie unterſchiedener Töne die rechte ſeyn, und alle andere Miſchungen dieſer Töne übel klingen. Dieſes iſt lächerlich. Folglich kan ein jeder das Mannigfaltige, mit dem er zu thun hat, mengen, wie er will, und diejenige Ubereinſtimmung deſſelben wehlen, die ihm die beſte ſcheinet.

Es wäre viel, wenn bloß den elenden Scribenten dieſes nicht frey ſtehen, und ein jeder Spötter berechtiget ſeyn ſolte, ihre Schriften vor unordentlich zu ſchelten, wenn ſie das Mannigfaltige, woraus ſie beſtehen, nicht nach ſeiner Phantaſie gemiſchet haben. Die elenden Scribenten ſchreiben Bücher: Ein Buch iſt eigentlich nichts, als eine Menge mit Buchſtaben beſchriebener Blätter. Wenn unter dieſen Buchſtaben eine Uebereinſtimmung iſt, ſo iſt das Buch, welches ſie ausmachen,

ein ordentliches Buch. Unter den Buchſtaben iſt eine Uebereinſtimmung, wenn ſie nur ſo zuſammen geſetzet ſind, daß verſtändliche Worte herauskommen. Dieſe Worte können nun in allen Sprachen wieder unzählige Mahl verſetzet werden, ohne Nachtheil der ſo nöthigen Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen; Und es ſtehet alſo in eines jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er ſchreibt, untereinander mengen will. Da dieſes nun in eines jeden Freyheit ſtehet, ſo handelt derjenige unvernünftig, und tyranniſch, der ſich die Macht zueignet, einen Scribenten, wegen dieſer willkührlichen Vermengung der Worte, zur Verantwortung zu ziehen: Wofern man nicht, wider alle Vernunft behaupten will, es könne die nöthige Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen nur durch eine einzige Art aller möglichen Wort-Miſchungen erhalten werden, und folglich nur ein einziges ordentliches Buch in der Welt ſeyn.

Ich habe das Vertrauen zu unſern Feinden, daß ſie ſich ſchämen werden, ſo entſetzlich zu ſchwärmen. Aber mit was vor Fug können ſie dann unſere Schriften vor unordentlich ausſchreyen? Beſtehen dieſe Schriften nicht aus verſtändlichen Worten? Ich ſolte es meinen: Denn ſonſt würden ſie doppelt unvernünftig handeln, wenn ſie von der Ordnung ſolcher Schriften urtheilen wolten, in welchen ſie kein Wort verſtehen: Haben wir nicht eben die Macht, die Worte nach unſerm Gutdüncken zu miſchen, die ſie haben? Und hätten wir alſo nicht auch das Recht, ihre Schriften vor unordentlich zu halten, wenn die Vermiſchung der

Worte, die ſie erwählet, uns nicht anſtünde? Aber wir ſind ſo unbillig nicht. Wir laſſen einem jeden ſeine Freyheit, und verlangen von unſern Feinden ein gleiches.

Es iſt ſchwehrlich zu vermuthen, daß ſie uns dieſe Gnade wiederfahren laſſen werden; Wie gründlich ich auch gezeiget habe, daß unſere Forderung billig iſt. Denn ſie ſind gar zu ungerecht und eigenſinnig. Ich will alſo dieſe Forderung fahren laſſen, und ihnen, jedoch unſern Rechten unverfänglich, zugeben, daß in unſern Schriften die gröſte Unordnung herrſche. Mich deucht nicht, daß dieſer Fehler ſo groß iſt, als ihn unſere Feinde machen, und ihre eigene Aufführung beſtärcket mich in dieſer Meinung. Es iſt bey ihnen gar nichts ſeltenes, daß ſie Schriften mit Luſt leſen, und biß in den Himmel erheben, die doch gantz unordentlich geſchrieben ſind. Wenn dieſe Schriften Leute zu Urhebern haben, denen ſie gewogen ſind, ſo wiſſen ſie den Fehler, den ſie uns, als eine greuliche Miſſethat anrechnen, nicht genug zu preiſen. Sie nennen die Unordnung, die ſie in ſolchen Schriften wahrnehmen, eine angenehme Unordnung, und bewundern die Höflichkeit des Verfaſſers, der dem Eckel ſeiner Leſer ſo geſchickt vorbeuget, und vor ihre Beluſtigung ſo ſehr ſorget, daß er ſich oft mit ihnen von der ordentlichen Land-Straſſe entfernet, und ſie in ſo luſtige Gegenden und auf ſo angenehme Auen führet, daß ſie, vor Luſt entzückt, und vor Freude auſſer ſich, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe nicht mercken, und ſich nicht nach der Herberge ſehnen. Wenn wir arme

Leute

Leute hergegen, aus gutem Hertzen, unſern Leſer qveer Feld ein führen, und ihm eine Ehre anthun wollen, ſo bekömmt es uns eben ſo übel, als wenn der Eſel, nach dem Exempel des Hündgens, ſeinem Herren liebkoſen will. Man nennet unſere Höflichkeit eine Ausſchweifung, und uns elende Schwärmer, die nicht wiſſen, wo ſie zu Hauſe ſind. Ob dieſes billig gehandelt ſey, weiß ich nicht; das weiß ich, daß meine Leſer über das ungerechte Verfahren unſerer Feinde erſtaunen werden; Aber ſie werden ſich noch mehr wundern, wenn ſie folgendes zu bedencken belieben wollen.

Die Poeſie, welcher unſtreitig der Rang über die ungebundene Beredſamkeit gebühret, hat nichts vortreflichers, als die Ode und das Helden-Gedicht. In beyden muß aber eine gewiſſe Unordnung herrſchen, wofern ſie gut ſeyn ſollen. Eine Ode, in der man keine Fußſtapfen eines entzückten Geiſtes findet, taugt nicht viel. Sie muß voller Ausſchweifungen ſeyn, und mit einer angenehmen Verwirrung prangen. So bald hengen ihre Strophen nicht, auf eine gemeine Weiſe, ordentlich zuſammen, ſo wird ſie platt und abgeſchmackt. Ein Helden-Gedicht, in dem eine gemeine Hiſtoriſche Ordnung beobachtet worden, wird ſeinem Urheber wenig Ehre bringen. Will er, daß man ihn unter die Dichter zehle, ſo muß er ſchwärmen, und alles untereinander mengen. Er kan anfangen wo er will, nur bey Leibe nicht von vorne: Sed per ambages, deorumque miniſteria, & fabuloſum ſententiarum tormentum præcipitandus eſt liber ſpiritus; ut potius fu-

rentis animi vaticinatio appareat; quam religioſæ orationis ſub teſtibus fides (52).

So reden unſere Feinde, und ſo machen ſie es auch. Solten ſie ſich dann nicht ſchämen, unſere Schriften wegen einer Unordnung zu verachten, die ſie ſelbſt zu den wichtigſten und gröſſeſten Wercken des menſchlichen Verſtandes ſo nöthig halten? Müſſen ſie nicht ſelbſt geſtehen, daß die Unordnung unſerer Schriften uns von dem gemeinen Haufen derer, die in ungebundener Rede ſchreiben, mercklich unterſcheide, und eine Eigenſchaft ſey, wodurch unſere ungereimten Wercke der Ode und dem Helden-Gedicht, welches unſtreitig die vollkommenſten Geburten des menſchlichen Witzes ſind, ungemein ähnlich werden? Ihre Unbilligkeit fället ſo ſehr in die Sinne, daß ich mich ſchäme, desfals ein Wort mehr zu ſagen. Sie mögen ſehen, wie ſie ihr Verfahren gegen Unpartheyiſche rechtfertigen.

Es wird ihnen dieſes um ſo viel ſchwerer fallen, je offenbarer es iſt, daß unſere Schriften den ihrigen, was die Ordnung anlanget, nichts nachgeben. Man ſehe nur unſere Bücher an, und ſage mir, ob ſie nicht eben ſo ausſehen, als diejenigen, welche unſere Feinde machen. Der Anfang kommt erſt; dann folgt das Mittel, und das Ende ſchlieſſet die Reihe. Ich habe noch nicht erlebet, daß einer meiner Brüder ſein Buch mit einem andächtigen Soli Deo Gloria angefangen, und mit einem gläubigen Quod Deus benè vertat, beſchloſſen; Und biete unſern Feinden Trotz, mir einen nahmhaft

(52) Petronius p. m. 156.

haft zu machen, der ſich ſo weit vergangen habe. Wie ſehr wir uns auch ſonſt von unſern Feinden unterſcheiden, ſo richten wir doch unſere Bücher eben ſo ein, als ſie. Sievers, mein würdiger Bruder, von dem man ſagen kan, daß er der Vernunft, und ihren unmäßigen Verehrern zum Poſſen geſchrieben, und Philippi der Streitbare, eine Zierde, und Crone der elenden Schreiber, haben Büchlein ausgehen laſſen, die ſo wohl eingerichtet ſind, daß man, ehe man ſie lieſet, ſchweren ſolte, ſie wären von guten Scribenten gemacht. Wann man ſie aufmachet, ſo erblicket man zuerſt das liebliche Antlitz des vortreflichen Verfaſſers, deſſen Vor- und Zu-Nahmen, Vaterland, Alter und Würde; oder ein ander wohl oder übel ausgeſonnenes Kupfer: Dann kömmt die Vorrede eines berühmten Mannes, die das Lob des Verfaſſers in ſich halten ſoll, ob ſie gleich bißweilen, wie es meinem lieben Bruder Sievers würcklich begegnet iſt, zu ſeiner Schande gereichet; oder eine demüthige Zueignungs-Schrift. Hierauf folget die Vorrede des Verfaſſers, und dann das Wercklein ſelbſt. Nach dem Wercklein kommen die Regiſter, und zuletzt ein Verzeichniß der Schriften des Verfaſſers. Das weiſſe Blat, das dann noch folget, rechne ich nicht mit; weil es der Buchbinder nur hinzu gethan hat. Doch kan man auch daraus abnehmen, daß ein elendes Buch einem guten ſo ähnlich ſiehet, als ein Ey dem andern. Iſt nun aber eine beſſere Ordnung zu erdencken, als diejenige, ſo meine beyden Brüder, die ich eben jetzo genennet, in ihren Büchern beobachtet haben? Und ſo machen wirs alle. Was wollen unſere Feinde mehr?

 Ueber

Ueber die Ordnung der Buchſtaben und Worte in unſern Schriften laſſe ich mich mit ihnen nicht ein: Denn ich habe ſchon oben aus der Metaphyſick erwieſen, daß es in eines jeden Belieben ſtehe, wie er die Worte und Buchſtaben, die er zu Verfertigung ſeiner Schrift gebrauchet, miſchen wolle. Doch kan ich wohl ſo viel ſagen, daß wir, ohne Ruhm zu melden, eben ſo gut, als unſere Feinde wiſſen, wo ein jeder Buchſtabe hingehöret.

Wann wir: **Aber** ſchreiben, ſo ſetzen wir das A zuerſt, und das R zuletzt; Und ſo machen wir es in allen andern Wörtern. Was die Ordnung der Wörter unter ſich anlanget; ſo bilde ich mir ein, wir thun genug, wenn wir ſie ſo ſetzen, daß, die meiſte Zeit, ein Verſtand herauskömmt. Können unſere Leſer unſern Sinn manchmahl nicht erreichen, ſo müſſen ſie es entweder ihrer Einfalt zuſchreiben; oder dencken, daß wir ſelbſt nicht gewuſt, was wir haben wollen: Und dann wäre es eine Unbeſcheidenheit, von uns zu verlangen, daß wir ſagen ſollen, was wir nicht gewuſt haben.

Aus dieſem allen könnte ich numehro den Schluß machen, daß unſer Schriften ſo ordentlich geſchrieben ſind, als es immer ſeyn kan; Wenn ich nicht vorher ſähe, daß unſere hallſtarrigen Feinde ſagen werden, es ſey noch zu frühe. Die Grillenfänger werden ſprechen: Es komme in einer Schrift hauptſächlich auf die Gedancken an: Wir aber dächten ungemein unordentlich, und unſere Gedancken kämen alle über Kopf zu Papier. Dieſer Einwurf bedeutet nichts, und iſt, mit aller Beſcheidenheit zu ſagen, im höchſten Grad elend. Ich könnte nur darauf

auf antworten: Es ſey, ihrem eigenen Geſtändniß nach, unmöglich, daß wir unordentlich dächten: weil ſie ſagten, wir könnten gar nicht dencken. Denn quicquid non eſt ſimpliciter tale, illud non eſt cum addito tale. Allein ich will ſie ſo ſchimpflich nicht abfertigen. Ich bitte ſie nur, mir zu ſagen, woher ſie dann wiſſen, daß die Gedancken in unſern Schriften nicht in gehöriger Ordnung ſtehen? Sie können ja unſere Gedancken nicht ſehen; weil ſie unſichtbar ſind, und alſo nicht anders, als nach den Zeichen, mit welchen wir ſie andeuten, von denſelben urtheilen. Dieſe Zeichen ſind die Worte, aus welchen unſere Bücher zuſammen geſetzet ſind. Da nun dieſe Worte, wie ich ſchon gezeiget habe, ſo ordentlich von uns geſetzet werden: Und überdem kein Scribent dem andern von der Art ſeiner Wort-Miſchung Rede und Antwort zu geben verbunden iſt; So ſehe ich nicht, wie die Gedancken, weche durch die Worte angedeutet werden, in unſern Schriften unordentlich unter einander gemenget ſeyn können, und was unſere Feinde vor Recht haben, über die von uns beliebte Ordnung, wenn ſie ihnen nicht anſtehet, zu ſpotten.

Zwar muß ich bekennen, daß wir in der Wahl unſerer Gedancken eben nicht ſonderlich lecker ſind. Wir ſchreiben ſie hin, wie ſie uns einfallen. Aber ich weiß auch, daß dieſes etwas ſehr gemächliches, und löbliches, ja ein klarer Beweiß unſerer Vortreflichkeit iſt. Ich verdencke es unſern Feinden nicht, daß ſie, wann ſie ſchreiben wollen, ſich mit einer abergläubigen Wahl der ihnen beyfallenden

Gedancken qvälen, und nicht ſchlüſſig werden können, welchen Einfall ſie zuerſt zu Papier bringen wollen. Denn ihre Gedancken ſind nicht alle gleich gut. Allein ſie werden dann auch ſo gut ſeyn, und nicht von uns verlangen, daß wir uns eben ſo quälen ſollen. Wir haben dieſes nicht nöthig: Weil unſere Gedancken alle gleich gut ſind, und alſo wenig daran gelegen iſt, welcher zuerſt oder zuletzt hingeſchrieben werde. Dieſes giebt uns einen beſondern Vorzug vor unſern Feinden, und erleichtert uns die Geburt ungemein. In den Köpfen der guten Scribenten gehet es nicht anders her, als in dem Leibe der Rebecca. Die Gedancken ſtoſſen ſich darinn, wie die Kinder in dem Bauche dieſer Ertz-Mutter. Ja das Gedrenge der Gedancken, von denen immer einer eher als der andere heraus will, iſt ſo groß in dem Gehirn dieſer Unglückſeeligen, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele in der Geburt darauf giengen, wie die Thamar.

Wir haben dergleichen Zufälle nicht zu beſorgen. Unſere Gedancken ſind einander vollkommen gleich. Sie leben in Friede, und ſtreiten ſich nicht um den Rang. Sie drengen ſich nicht, ſondern gehen ohne alle Ceremonie, wie ſie die Reihe trift, aus Mutter-Leibe hervor. Soll dieſes eine Unordnung heiſſen, ſo müſſen unſere Feinde glauben, daß, auſſer den öfentlichen Proceſſionen, keine Ordnung zu finden, und z. E. in einer Geſellſchaft recht guter Freunde nichts als Verwirrung und Unordnung anzutrefen ſey. Sie werden ſo wunderlich nicht ſeyn, daß ſie dieſes ſagen: Warum aber bilden ſie ſich dann ein, daß unſere Schriften darum unordentlich

dentlich ſind, weil wir keine Rang-Ordnung unter unſern Gedancken eingeführet haben? Da unſere Gedancken alle gleich gut ſind, ſo kan es unſern Schriften nicht an Ordnung gebrechen, und wenn wir die Gedancken noch ſo wunderlich durch einander werfen. Ja unſere Schriften werden dadurch um ſo viel künſtlicher. Man ſehe ſie von vorne, von der Seite, oder von hinten zu an; So wird man allezeit eine Ordnung darinn finden; Und daher ſagen unſere Feinde ſelbſt, man könne ſie, ohne Gefahr ſich zu verwirren, von hinten zu ſo gut, als von vorne leſen. Sie haben Recht: Aber es ſtehet ihnen ſehr übel, daß ſie dem ungeachtet doch über die Unordnung unſerer Schriften klagen. Wer meine Gründe, mit welchen ich die Ungereimtheit dieſer Klagen dargethan habe, gebührend einſiehet, wird mit Händen greifen, wie unmöglich es ſey, daß ſich die geringſte Unordnung in unſern Schriften einſchleiche. Denn da unſere Gedancken einander vollkommen gleich: So kan es nicht fehlen, es muß eine Uebereinſtimmung unter ihnen ſeyn, ſie mögen auch gemenget ſeyn, wie ſie wollen. Ja ich bin gut davor, daß, wenn man die Schriften meiner beyden Freunde, Sievers und Philippi in Stücke zerhacken, die Stücke in einen Hut ſchütten, und, nachdem man ſie vorher wohl umgerüttelt, von einem 7 jährigen Knaben blindlings herausziehen laſſen wollte, ein Werck zum Vorſchein kommen würde, das, wo nicht beſſer doch allemahl ſo gut ſeyn würde, als alles, was dieſe beyden Männer jemahls geſchrieben haben. Die Urſache iſt aus dem vorigen klar.

Nachdem

Nachdem ich alſo nunmehro auch den ungegrün‐ deten Vorwurf einer erdichteten Unordnung von den elenden Scribenten ſo gründlich und vortreflich abgelehnet habe, ſo gehe ich, mit einer, einem elenden Schreiber anſtändigen, Zufriedenheit weiter, und beleuchte dasjenige, was die guten Scribenten wider unſere Schreib‐Art einzuwenden haben. Da die guten Leute in allen Stücken ſo lecker, und von ſo verwehntem Geſchmacke ſind, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ihnen unſere Schreib‐Art nicht zierlich genug iſt. Sie rümpfen die Naſe, wann ſie unſere Schriften leſen, und drücken ihren Eckel durch die bitterſten Worte aus. Sie klagen, unſere ſcheußliche Schreib‐Art verurſache ihnen ein Bauch‐Grimmen, und gebärden ſich ſo übel, daß man faſt davor erſchrecken ſollte. Allein ich kenne dieſe Herren, und muß ihres Eckels und ihrer Verdrehungen lachen. Ich glaube auch, daß alle diejenigen, die mir die Ehre thun, meine Schrift biß hieher zu leſen, ſchon begreifen werden, daß dieſe Zärtlichkeit unſere Feinde mehr ſchände, als uns der Vorwurf, denn ſie uns machen, und wenn er gleich noch ſo gegründet wäre.

Ein weiſer Mann befleißiget ſich in allen Dingen der Mäßigkeit, und ſiehet alſo die gar zu groſſe Bemühung, zierlich zu ſchreiben, vor eine Schwachheit an, die ſich vor ihn nicht ſchicket. Unſere Vorfahren, die alten Teutſchen, waren gewiß gantz andere Leute, als wir, und ihre Tugenden ſetzen ſelbſt diejenigen in Verwunderung, die am weiteſten von der Vollkommenheit unſerer Väter

abge‐

abgewichen. Man ſehe aber die Schreib-Art dieſer vortreflichen Männer an. Wie ungekünſtelt, wie rauh iſt ſie nicht. Und dieſes aus keiner andern Urſache, als weil ihre Sitten von aller Ueppigkeit, und Zärtlichkeit entfernet waren: talis hominibus fuit oratio, qualis vita (53).

Wenn wir dahero ſonſt nicht wüſten, wie ſehr wir aus der Art geſchlagen ſind, ſo könnte man es, zur Noth, aus der mühſamen Künſtelung in der Schreib-Art abnehmen, die zu unſern Zeiten leyder! ſo ſehr überhand genommen hat. Denn dieſes iſt, nach des Seneca Anmerckung, ein ſicheres Kennzeichen eines verdorbenen Staats. Si diſcipIina, ſpricht er (54), civitatis laboravit; & ſe in delicias dedit, argumentum eſt luxuriæ publicæ, orationis laſcivia. Er ſetzt eine Urſache hinzu, die gewiß bündig iſt. Non poteſt, fährt er fort, alius eſſe ingenio alius animo color. Si ille ſanus eſt, ſi compoſitus, gravis, temperans, ingenium quoque *ſiccum* ac ſobrium eſt. Das Zeugniß eines Mannes, der ſelbſt ſo zierlich geſchrieben hat, muß nothwendig bey unſern Widerſachern viel gelten, und ich hofe alſo, ſie werden ſich dadurch bewegen laſſen, ins künftige von unſerer unzierlichen und trockenen Schreib-Art etwas milder zu urtheilen.

Dieſes um ſo viel eher von ihnen zu erhalten, will ich ihnen nachfolgende Stelle aus ihrem Seneca zur Ueberlegung mittheilen, aus welcher ſie lernen können, wie wenig ein Mann, deſſen Urtheil

(53) Seneca Ep. 114.
(54) ibid.

theil ſie ſo viel trauen, auf die Zierlichkeit, um deren Mangel ihnen unſere Schreib-Art ſo ſcheußlich vorkommt, gehalten hat. Cujuscumque, ſagt er (55), orationem videris ſollicitam & politam, ſcito animum quoque non minus puſillis occupatum. Magnus ille remiſſius loquitur & ſecurius: quæcumque dicit plus habent fiduciæ, quam curæ. Noſti complures juvenes, barba & coma nitidos, de capſula totos: nihil ab illis ſperaveris forte, nihil ſolidum. Oratio vultus animi eſt, ſi circum tonſa eſt, & fucata, & manufacta, oſtendit illum quoque non eſſe ſincerum, & habere aliquid fracti. Non eſt ornamentum virile, concinnitas. Gůldene Worte! Iſt es nicht, als wenn der vortrefliche Seneca den Vorſatz gehabt hätte, uns wider unſere unbillige Verfolger zu vertheidigen? Er hat es ſo nachdrücklich gethan, daß ich es nicht beſſer zu machen weiß. Unſere Feinde können von ihm lernen, wie eitel und weibiſch ihre Bemühung, und wie unanſtändig einem rechtſchafenen Mann eine zierliche Schreib-Art ſey. Sie werden demnach ſo gütig ſeyn, und die Unzierlichkeit der unſrigen nicht weiter verachten. Wir haben es ihnen ſo oft geſagt, daß wir männlich ſchreiben, und nun hören ſie von einem Scribenten, denn ſie gewiß keiner Partheylichkeit beſchuldigen können, daß eine männliche Schreib-Art keinen Zierrath leide. Wenn ſie dadurch nicht bekehret werden, ſo iſt alle Hofnung an ihnen verlohren.

Sie

(55) Epiſt. 115.

Sie irren ſich, wofern ſie ſich einbilden, daß unſere Schreib-Art durch den Mangel der Zierlichkeit alle Annehmlichkeit verliehre, und aufhöre ſchön zu ſeyn. Sie findet doch ihre Liebhaber, und iſt um ſo viel ſchöner, je natürlicher und ungekünſtelter ſie iſt. Ein geputztes und geſchminctes Geſicht fällt ſehr in die Augen: Aber das ſind die rechten Schönheiten, die auch ungeputzt gefallen. Die Schönheit unſerer Schreib-Art hat dieſe Eigenſchaft. Unſer Styl iſt auch bey ſeiner natürlichen Scheußlichkeit ſchön. Er iſt, wie die Möpſe, ſpecioſus ex horrido (56): Und wir würden ihn verderben, wenn wir daran künſteln wolten.

Ja wenn wir gleich dieſes thäten, ſo wäre doch noch Gefahr dabey, ob wir es unſern Feinden zu Danck machen würden. Wir ſind mit dieſen eigenſinnigen Leuten übel daran. Schreiben wir natürlich, und männlich, ſo iſt es ihnen nicht recht: Schreiben wir zierlich und künſtlich, ſo lachen ſie uns aus. Diejenigen aus unſerm Mittel, welche man die böſen Poeten nennet, erfahren es täglich. Dieſe zierliche Herren putzen ſich ungemein heraus, weil ſie ſo oft zur Hochzeit gehen. Ihre Schriften ſind prächtig geſchmücket, und eine jede Zeile derſelben pranget mit Gold, Silber, und Ertz, dazu auch Edelgeſtein. Sie gleichen dem Wagen des Phöbus.

"Aureus axis erat, temo aureus, aurea ſummæ
"Curvatura rotæ; radiorum argenteus ordo,
"Per

(56) Seneca Ep. 44.

"Per juga chryſolithi, poſitæque ex ordine gemmæ
"Clara repercuſſo reddebant lumina Phœbo (57).

Und wer ſie mit gläubigen Augen anſiehet, der findet darinn einen Vorſchmack des neuen Jeruſalems. Aber, dem allen ungeachtet, kommen ſie unſern Feinden eben ſo lächerlich vor, als die Precieuſes ridicules beym Moliere. Und ſo höniſch dieſe wunderliche Leute denenjenigen meiner Brüder, die, wie ich, in ungebundener Rede ſchreiben, ihre unzierliche Schreib-Art vorwerfen, ſo übel ſind ſie mit der Zierlichkeit meiner lieben Brüder, der böſen Poeten, zu frieden. Es iſt ein Elend anzuſehen, wie ſie mit dieſen armen Leuten, die gewiß keine Koſten ſparen, ihre Leſer zu vergnügen, haußhalten. Sie laſſen ihnen nicht vor einen Heller Ehre, und haben dieſe prächtige Schreiber ſo weit herunter gebracht, daß man kaum glauben ſollte, ſie ſtammten in gerader Linie von dem Könige Midas, glorwürdigſten Andenckens, her, wenn nicht ihre hohe Abkunft dadurch auſſer allen Streit geſetzt würde, daß alles, was ſie anrühren, Gold wird.

Da ſich nun unſere Feinde ſo ofenbahr in ihren Urtheilen widerſprechen, ſo verdienen ſie nicht, daß man ſich groß an ſie kehre. Sie wiſſen nicht was ſie haben wollen. Bald ſchreiben wir ihnen zu zierlich; bald nicht zierlich genug. Es iſt uns alſo nicht zu verdencken, wenn wir ſie immerhin ſchwatzen laſſen, und feſte dabey bleiben, daß es eine Thor-

(57) Ovid. Metam. Lib. II.

Thorheit ſey, zierlich zu ſchreiben, wenn man keine Verſe macht. Denn ich begehre kein Joch auf meiner Brüder, der böſen Poeten, Hälſe zu legen, oder ihrer Verſchwendung Ziel und Maaſſe zu ſetzen. Dieſe Herren können mit den Schätzen, welche ihnen nicht ſauer zu verdienen, haußhalten, als ſie wollen. Je reichlicher und freygebiger ſie ihre Koſtbarkeiten ausſpenden, je lieber iſt es mir. Ich ſage nur, daß ich, und meines gleichen elende Scribenten beſſer thun, wenn wir uns der gekünſtelten und zierlichen Schreib-Art, in welcher unſere Feinde ihr Vergnügen ſuchen, gäntzlich enthalten.

Denn gewiß die gar zu ängſtliche Sorgfalt, mit welcher die guten Scribenten ihre Worte ausſuchen, und ihre Schriften ſchmücken, ſtehet einem weiſen Mann, der ſich mit Kleinigkeiten nicht aufhält, gantz und gar nicht an; Und inſonderheit hat ein elender Scribent nicht nöthig, daß er ſich ſo viele Mühe giebt. Wir können ohnedem glücklich ſeyn. Sind wir nur großmüthig, und kehren uns an der Leute Reden nicht: Sind wir nur mit uns ſelbſt zu frieden, und düncken uns groß, eben darum, weil wir Eigenſchaften beſitzen, die andern lächerlich vorkommen: Bilden wir uns nur ein, daß wir um ſo viel gelehrter ſind, je weniger Luſt wir haben, etwas zu lernen; So iſt unſere Glückſeeligkeit feſte genug gegründet. Seneca, der uns ſehr genau gekannt haben muß, ſagt es ausdrücklich. Ad hanc, ſpricht er (58), tam ſolidam

(58) Ep. 115.

feliċitatem, quam tempeſtas nulla concutiat, non perducent te apté verba contexta, & oratio fluens leniter. Eant ut volent, dum animo compoſitio ſua conſtet, dum ſit magnus, & opinionum ſecurus, & ob ipſa, quæ aliis diſplicent, ſibi placens: qui profectum ſuum vita æſtimet, & tantum ſcire ſe judicet, quantum non cupit, quantum non timet.

Seneca faſſet in dieſen Worten alles, was ich von den Vortreflichkeiten der elenden Scribenten, und von ihrer Glückſeeligkeit geſagt habe, kürtzlich zuſammen. Es iſt glaublich, daß der ehrliche Mann das Elend der guten Scribenten erkannt, und, ob es ihm ſelbſt gleich unmöglich geweſen, ſich aus demſelben herauszureiſſen, doch wenigſtens ſeinen Freund, an den er ſchreibt, vor Schaden warnen, und ihm den rechten Weg zur wahren Glückſeeligkeit eines Scribenten zeigen wollen.

Dieſes iſt auch meine Abſicht in Anſehung unſerer Widerſacher, und ich bilde mir ein, daß ich dieſelbe wohl ausgeführet habe. Ich habe gründlich gezeiget, daß die Mängel, welche die guten Scribenten in unſern Schriften entdecken, uns nicht ſchimpflich ſind. Ja ich habe eben aus dieſen Mängeln unſere Vortreflichkeiten ſo ungezwungen hergeleitet, daß wer mein Büchlein lieſet darüber erſtaunen muß.

Es wird mir dahero etwas gar leichtes ſeyn, die Nothwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Verſprechen gemäß, eben ſo gründlich, als ihre Vortreflichkeit, zu behaupten. Ich will es mit wenigen thun, und frage unſere Feinde, ob die Buch-

Hand-

Handlung und Druckerey nicht ehrliche, und dem gemeinen Weſen nützliche Handthierungen ſind. Sie können nicht anders als Ja antworten. Sie müſſen alſo auch geſtehen, daß diejenigen, welche eine ſo nützliche Profeßion treiben, Leute ſind, die verdienen, daß man ihnen alles gutes gönne, und ihre Nahrung befordere. Ich möchte aber gerne wiſſen, was die armen Buch-Führer und Buch-Drucker wohl anfangen wolten, wenn keine elende Scribenten in der Welt wären? Wir ſind diejenigen, die ihnen am meiſten zu verdienen geben: Von uns leben ſie, und müſten alſo betteln gehen, wenn wir aufhören ſolten zu ſchreiben. Von den Wercken der guten Scribenten würden ſie das liebe Brod nicht haben. Ich will ſetzen, es ſind in Deutſchland nur 6000. Perſonen, die von der Druckerey und Buch-Handlung leben. Nun nehme man die Verzeichniſſe der neuen Bücher, die alle Meſſe herauskommen, nur von 10 Jahren her, und mache den Ueberſchlag, wie viel gute darunter ſind. Ich habe es gethan, und, nach einer genauen Ausrechnung, gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefehr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorſchein kommen. Was iſt das aber unter ſo viele? Und würde alſo nicht eine groſſe Menge ehrlicher Leute Hungers ſterben müſſen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunſch unſerer Feinde, vom Erd-Boden vertilget wären?

Den Tag ſollen ſie nimmer erleben: Aber man ſiehet doch daraus, was unſere Verfolger vor böſe, ſchädliche Leute, und wie liebloß ſie gegen ihren Nechſten ſind. Doch wie kan man von den guten

Scribenten verlangen, daß ſie ihren Nächſten lieben ſollen, da ſie ſich ſelbſt nicht lieben? Sie kennen ihren eigenen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten: Allein wie übel würden ſie nicht daran ſeyn, wenn ſie ihren boßhaften Zweck erreichen ſolten? Wir machen ihnen durch unſere Schriften ſo manche fröliche Stunde; woran wolten ſie ſich dann wohl beluſtigen, wenn wir nicht ſchrieben? Das Vergnügen, deſſen ſie in dieſer Welt genieſſen, haben ſie einzig und allein uns zu dancken. Ja ſie würden nicht ſeyn, was ſie ſind, wenn wir nicht wären. Man nennet ſie jetzund gute Scribenten: Aber müſten ſie dieſen Ehren-Titel nicht fahren laſſen, wenn es keine ſchlechte gäbe? Dieſes wäre ſchon arg genug: Aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr böſes nach ſich ziehen.

Unſere Feinde ſind reich an luſtigen und ſinnreichen Einfällen. Sie ſpotten gerne, und wir ſind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen, und ihre Tadelſucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Geſundheit ſtehen, wenn ſie uns nicht hätten? Wo wolten ſie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht dencken, ich ſcherze: Denn es iſt kein Kinderſpiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verurſachet viele Quaal, und ein verhaltener Wind iſt nicht ſo gefährlich. Es iſt mir die Zeit meines Lebens nur ein einziges mahl begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der vor einen Einfall eines böſen Scribenten noch ſo ziemlich ſinnreich war: Aber ich muſte ihn bey mir behalten; Und da weiß ich, wie mir

zu Muthe geweſen. Ich wolte meinem ärgſten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, den ich nicht zu rechter Zeit loß wurde, mir ſo viel Ungemach verurſachen konnte; was würden denn die guten Scribenten, die ſo fruchtbar an artigen Einfällen ſind, nicht vor Quaal empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, ſich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Hertzen, und Ennius ſoll ſchon zu ſeiner Zeit geſagt haben, daß ein weiſer Mann eher Feuer im Maul halten, als einen ſinnreichen Einfall verſchweigen könnte: flammam a ſapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat (59). Unſere Feinde würden alſo gantz gewiß berſten, wenn wir nicht wären. Warum wünſchen ſie denn unſern Untergang, mit welchem der ihrige ſo genau verknüpfet iſt?

Geſetzt aber, es wäre möglich, daß ſie uns überlebten; ſo würde doch die gelehrte Welt wenig gutes mehr von ihnen haben. Denn wir ſind eben diejenigen, welche die ſinnreichſten und artigſten Schriften, an welchen ſich die Welt ſo ſehr beluſtiget, von ihnen heraus locken. Wo wolten aber ſo viele ſtattliche Satyren herkommen, wenn unſere Feinde niemand hätten, über den ſie ſpotten könnten? Und was würde alſo die kluge Welt nicht an uns verliehren? Es iſt wahr wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten: Aber die Alten haben ſchon angemercket, daß, obgleich

(59) Cicero de Oratore Lib. II.

der Eſel eben nicht die beſte Stimme habe, und zur Muſick gantz ungeſchickt ſey, man doch aus ſeinen Knochen die ſchönſten Flöten machen könne (60). Und unſere Schriften, wie elend ſie auch ſind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen, und ſinnreichen Spott-Schriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müſte, wenn niemand wäre, der elend und lächerlich ſchriebe.

Dieſes iſt der geringſte Vortheil den die Welt von uns hat; weil er ſich eigentlich nur auf die Gelehrten erſtrecket. Der Nutzen, den wir dem ganzen menſchlichen Geſchlechte bringen, iſt wichtiger, und beweiſet unſere Nothwendigkeit noch kräftiger. Wir ſind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche ſo nachtheilig iſt, mit Macht unterdrücken. Wir ſind Beſchützer der gemeinen Meinungen, und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, ſtillen, und vergnügten Leben ſo unentbehrlich ſind. Wir vertheidigen die väterlichen Weiſen, und ſaubern die Kirche von Ketzern. Es iſt wahr, unſere Feinde thun dieſes letzte auch: Aber ſehr ſelten, und wann ſie es thun, ſo thun ſie es mit Vernunft; Und das taugt nicht. Ohne uns würde es alſo wunderlich in der Welt hergehen, und unſere Feinde alles umkehren. Wer hätte ſich wohl den gefähr-

(60) *Plutarchus in Convivio ex verſ. Xylandri*, ut mirari ſubeat, animal craſſiſſimum, & à Muſica alieniſſimum, tamen oſſa tenuiſſima & maximè canora ſuppeditare.

fährlichen Neuerungen des Pufendorfs, Thomaſius, Leibnitzens, und ihrer Anhänger wiederſetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß getreten wären? Und dieſes einzige iſt genug zu beweiſen, wie nothwendig wir der Welt ſind. Unſere Verdienſte ſind ſo groß, daß wir die Ehrerbietung des gantzen menſchlichen Geſchlechts verdienen: Allein niemand will ſie erkennen. Man lohnt uns mit Undanck, und es iſt leider! ſchon dahin gekommen, daß über uns und unſere Schriften lachen, vor ein ſicher Merckmahl eines ſcharfen Verſtandes gehalten wird. Wie indeſſen den Frommen alles zum Beſten dienen muß, ſo hat auch unſer ſchweres Creutz, welches niemand, als wir, zu ertragen fähig iſt, ſeine Vortheile: Und mich deucht, es iſt ungemein geſchickt, unſere Nothwendigkeit auſſer Zweifel zu ſetzen.

Ich habe ſchon oft geſagt, daß unſere Feinde, die guten Scribenten, weil ſie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, ſo in der Welt vorgehet, ſchlecht zu frieden ſind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigſtens bilden ſie ſichs ein, und es iſt ihnen unmöglich, daß ſie über das, was ihnen thörigt vorkömmt, nicht lachen und ſpotten ſollten. Wenn ſie demnach keine elende Scribenten hätten, an welchen ſie ihre Boßheit auslaſſen könnten; ſo würde kein ehrlicher Mann vor ihnen ſicher ſeyn; Sie würden, weil ſie doch immer etwas zu meiſtern haben müſſen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig iſt, und durch ihre Satyren

tyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns alſo rühmen, daß wir unſere eigene Wohlfahrt vor das gemeine Beſte aufopfern, und ohne Prahlerey ſagen, daß wir einem Staat unentbehrlich ſind.

Ich wünſche von Hertzen, daß alle chriſtliche Obrigkeiten das, was ich hier ſchreibe, in reifliche Erwegung ziehen mögen, und flehe inſonderheit Ihro Käyſerl. Majeſtät und alle Churfürſten, Fürſten und Stände des Heil. Römiſchen Reichs demüthigſt an, hocherleucht zu ermeſſen, wie würdig ſolche Leute ihres Schutzes ſind, die dem Staat und der Kirche ſo lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naſeweiſen gedienet haben. Es wäre, deucht mich, nach gerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unſerer wichtigen Dienſte gedächte: Oder uns nur wenigſtens vor unſern Feinden einiger maſſen Ruhe ſchafte, und dieſen böſen Leuten ein Gebiß ins Maul legte. Womit haben wir es denn verdienet, daß man, da andere ehrliche Leute wider die Läſterer Schutz finden, uns der Willkühr unſerer Verfolger überläſſet? Es dienet dieſes zur Sicherheit anderer. Ich weiß es wohl. Allein warum ſollen wir denn die Sünden unſerer Mit-Bürger tragen? Ich finde darinn keine Billigkeit, und zweifele nicht, daß meine gegründete Vorſtellungen die Würckung haben werden, die ich wünſche.

Sollten aber, über Verhofen, die Groſſen dieſer Welt durch das leidige Geſchwätz unſerer Feinde verführet, in dem Wahn ſtehen, unſer Jammer

verdiene nicht, daß ſie ihn zu Hertzen nähmen, und das Verbrechen unſerer Feinde ſey eben ſo groß nicht, daß es nöthig, mit dem Schwerd darein zu ſchlagen; So wende ich mich zu denen, die das geiſtliche Schwerd führen, und erſuche ſie gantz ergebenſt, wider das boßhafte Verfahren unſerer Feinde denjenigen Eyfer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen erfordert. Ich verlange dieſes eben von den klugen Geiſtlichen nicht. Denn dieſe Herren halten es, zu ihrer Schande öffentlich mit den Spöttern. Sondern ich bin zu frieden, wenn nur die tummen ihre Stimme, wie eine Poſaune, erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredſamkeit, wenigſtens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daß es eine groſſe Sünde ſey, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht dencken, daß es ſchwer, ja gar unmöglich ſey, einen ſo albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daß der P. Girard in einer Schrift, die man nach ſeinem Tode, unter ſeinen Papieren gefunden, mit 666 wichtigen Gründen dargethan hat, daß es eine weit gröſſere Sünde ſey, eine Satyre zu ſchreiben, als bey ſeiner Köchin zu ſchlafen. Und ich bin von ihrer Geſchicklichkeit ſo überführet, daß ich feſtiglich glaube, ſie können wohl mehr, als das. Ich hofe demnach, ſie werden die Güte haben, und wider unſere Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht ſind, mit dem Munde eben ſo tapfer, als ich mit der Feder ſtreiten. Dieſes wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zu ihrer eigenen Sicherheit gereichen.

* * * * * * * * * * *

Beſchluß.

Hiermit beurlaube ich mich von dem geneigten Leſer, und ſchmeichele mir mit der angenehmen Einbildung, es ſo gemacht zu haben, daß er mit mir zufrieden ſeyn wird.

Von meinen Widerſachern kan ich mir dieſes nicht verſprechen: Denn die muß, natürlicher Weiſe, ein ſo unvermutheter und ſcharfer Angrif in die äuſſerſte Beſtürtzung ſetzen. Es kan ihnen unmöglich gefallen, daß ich ſie ſo gewaltig zu Boden geſchlagen habe. Wenn ſie wären wie andere Leute, ſo würde dieſe Niederlage ſie zu Friedens-Gedancken bringen: Allein da mir ihr harter Sinn, und unbezwinglicher Helden-Muth bekannt iſt, ſo kan ich dieſes ohne Thorheit nicht hofen. Doch glaube ich, der Sieg, den ich in dieſer Schrift über ſie befochten habe, werde wenigſtens ſo viel bey ihnen würcken, daß ſie, nur auf einige Minuten, einen Stillſtand der Waffen mit uns eingehen, und meine Friedens-Vorſchläge anhören.

In dieſer Zuverſicht hebe ich meine Augen empor, und erſuche ſie aufs freundlichſte, dasjenige, was ich, im Nahmen meiner Brüder, gegen ſie vor-

vorgenommen habe, bloß als eine Nothwehr, und nicht als ein Zeichen eines feindſeeligen Gemüths anzuſehen. Ich verſichere ſie, daß wir nichts als ihr Beſtes ſuchen, und unſere Abſicht keine andere ſey, als ſie zur Erkänntniß ihres Elendes zu bringen. Es ſchmertzet uns ſehr, daß ſie mit ſo vieler Mühe nach einer Vollkommenheit trachten, die unmöglich zu erhalten iſt, und ſich durch dieſe lächerliche Bemühung immer weiter von der Zufriedenheit entfernen, die uns ſo glücklich macht.

Ich gebe ihnen zu bedencken, ob ſie nach der Vernunft, die ſie ſo hoch achten, ohne Sünde Leute haſſen können, die ſo liebreich gegen ſie geſinnet ſind; Und ob es nicht vor ſie ſo wohl, als vor uns beſſer wäre, wenn wir in Friede mit einander lebten. Wir ſpinnen bey dem unglücklichem Kriege, in welchen wir verwickelt ſind, beyderſeits keine Seide, und haben keinen andern Vortheil davon, als daß die Ungelehrten uns auslachen, und aus den Wahrheiten, die wir uns einander ſagen, den ſchimpflichen Schluß machen, daß alle Gelehrten nicht klug ſind. Da nun dieſes Urtheil der ungelehrten Zuſchauer unſers Kampfs ſie mehr ſchmertzen muß, als uns, die wir aufrichtig unſere Einfalt geſtehen; ſo wäre es, nach meiner Meinung, wohl von ihnen gehandelt, wenn ſie die Feindſeeligkeiten einſtellten und Friede machten.

Wir,

Wir, unſers wenigen Orts, ſind geneigt dazu: Aber da wir uns nun in einem ſo glückſeeligen Zuſtande befinden, daß wir uns vor höchſt vollkommen halten, und glauben, wir hätten noch Recht übrig: So iſt es unmöglich, daß wir den erſten Schritt thun. Ja wenn es gleich möglich wäre, ſo müſten wir doch beſorgen, ſie mögten es als einen Eingrif in ihre Rechte anſehen, und, wenn wir nachgeben wollten, uns in dem Verdacht haben, wir hielten uns vor klüger, als ſie. Denn der Klügſte giebt allemahl nach. Es ſey ferne von uns, daß wir ihnen zu dieſen Gedancken Anlaß geben ſollten. Dadurch würde die Verbitterung noch gröſſer werden.

Wir haben, ob ſie gleich unſere Feinde ſind, ſo viele Hochachtung gegen ſie, daß wir ihnen die Ehre des Nachgebens nicht ſtreitig machen. Und käme uns ja die Luſt an, ihnen dieſelbe zu rauben; So würde doch unſer natürliches Unvermögen unſere thörigte Bemühung fruchtloß machen. Denn wollten wir nachgeben, ſo müſten wir zu ihnen hinauf ſteigen: Und dieſes leidet unſer auſſerordentlich ſchwerer Kopf nicht. Wir erwarten alſo von unſern Feinden, daß ſie zu uns herunter kommen, und das von Rechts wegen. Denn fallen iſt leichter als ſteigen.

. . . . . Facilis diſcenſus averni;
At revocare gradum, ſuperasque evadere ad auras
Hoc opus, hic labor eſt . . . . . (61).

Unſere Feinde brauchen nichts mehr, als daß ſie den Kopf zwiſchen die Beine nehmen, und ſich der natürlichen Schwere ihrer Cörper, wie wir, überlaſſen.

Dieſes iſt der einzige Vorſchlag, den ich ihnen thun kan. Nehmen ſie ihn an, ſo iſt ihr Glück gemacht. Der Fall, zu welchem ich ihnen rathe, wird ihnen vortheilhafter ſeyn, als ihr mühſames Klettern. Dieſes bringet ihnen nichts, als Mißvergnügen; Durch den glücklichen Sturtz, zu welchem ich ſie aufmuntere, verſincken ſie hergegen in ein unergründliches Meer der ſüſſeſten Zufriedenheit, und erreichen, ohne Mühe, den Grad der Vollkommenheit, nach welchem ſie auf eine verkehrte Art, und folglich vergebens trachten.

Verwerfen ſie aber meinen höchſt billigen Vorſchlag, ſo muß zwar alle Hofnung zum Frieden

(61) Virgilius Æneid. Lib. VI.

den gänzlich verſchwinden: Allein ich hofe doch, daß der Glimpf, den ich in dieſer Schrift gegen ſie gebrauchet habe, und die liebreiche Art, mit welcher ich ihnen, ob ich gleich über ſie geſieget, den Frieden anbiete, ihren Grimm in etwas mildern, und ſie überzeugen werde, daß ſie unrecht thun, wenn ſie ſo unſchuldige, ehrliche und fromme Leutlein, als wir ſind, ſo heftig verfolgen.

Erlange ich dieſes nur, ſo ſoll mich die Mühe, die ich auf dieſe Schrift gewendet habe, nicht verdrieſſen: Weil ich alsdann verſichert ſeyn kan, daß meine Brüder nicht ermangeln werden, einem ſo tapfern Vertheidiger, als ſie an mir haben, ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

XI.

Anmerckungen
in
Form eines Briefes
über den
Abriß
eines neuen
Rechts der Natur,
welchen
der (S. T.) Hr. Prof. Mantzel
zu Roſtock
in einer kleinen Schrift,
die den Titul führet:

Primæ Lineæ Juris Naturæ
vere talis ſecundum ſanæ rationis
principia ductæ.

der Welt mitgetheilet.

Kiel 1735.

*   *
*

Cicero de Nat. Deorum Lib. III.

Mihi . . . unum ſatis erat, ita nobis majores noſtros tradidiſſe. Sed tu auctoritates omnes contemnis, ratione pugnas. Patere igitur rationem meam cum tua ratione contendere.

*   *
*

Neue Vorrede des Verfaſſers.

Die Schrift von welcher ich in dieſer Vorrede handeln werde, iſt zwar nicht ſatyriſch, als die vorigen. Ich glaube aber nicht, daß ſie darum dieſe Sammlung verunzieren wird. Sie iſt wieder den Abriß eines neuen Rechts der Natur gerichtet, den der Hr. Prof. Mantzel zu Roſtock im Jahr 1726. unter dem Titel: Primæ lineæ juris naturæ veré talis ſecundum ſanæ rationis principia ductæ, ans Licht gabe.

So bald mir dieſe Schrift des Herrn Mantzels zu Geſichte kam, entſchloß ich mich, meine Gedancken darüber zu Papier zu bringen. Allein es blieb dabey, und ich hatte derſelben faſt gantz vergeſſen, als ſie mir im Jahr 1729. von ungefehr wieder in die Hände fiel. Ich fand noch eben

ſo viel daran auszuſetzen, als vor dem, und machte Anmerckungen darüber, denen ich die Form eines Briefes gab. Ich that es bloß zum Zeitvertreib, und war nicht geſonnen, dieſe Anmerckungen jemahls drücken zu laſſen. Ich würde es auch nimmer gethan haben, wenn ich nicht im Jahr 1735. mit dem Hrn. Prof. Mantzel, bey einer andern Gelegenheit, im Streit gerathen wäre.

Es ſchrieb dieſer Roſtockiſche Lehrer im Anfange des gedachten Jahrs eine Diſputation, die den Titel hatte: Diſſertatio circularis januariana de Juris prudentia ſalutis civium æternæ rationem habente. Er behauptete darinn einen Satz, den ich, wie gottſeelig er auch ſcheinet, vor Grund böſe und vor eine Quelle der ſchädlichſten Unordnungen halte, und ich nahm mir daher die Freyheit, dem Hrn. Mantzel einige Einwürfe zu machen, welche ich in das 22te Stück der Niederſächſiſchen Nachrichten von 1735 ſetzen ließ. Ich glaubte nicht, daß dem Hrn. Prof. Mantzel dieſes zuwieder ſeyn würde, und das um ſo viel weniger, weil ich mich aller Beſcheidenheit gegen ihn bedienet hatte. Allein ich betrog mich ſehr in

der

der guten Meinung, die ich von ihm hatte. Er muſte vielleicht in meinen Einwürfen nicht die Demuth und Lehr-Begierde finden, die er von den ſittſahmen Jünglingen gewohnt war, die gedrungen ſind, ſich von ihm überwinden zu laſſen, und welche er gemeiniglich ſpatzierend, mit einem Majeſtätiſchen lächeln, zu Boden zu ſchlagen pfleget: Vielleicht hatte ich ihm Dinge vorgeſaget, die ſchwerer zu beantworten waren, als die Dubiola, welche drey oder vier arme Sünder, welche er ordentlicher Weiſe mit vieler Behutſamkeit aus dem kleinen Häuflein ſeiner Schüler zu Opponenten ausſuchet, mit Furcht und Zittern von ihrem Zettel abgeleſen hatten. Das verdroß ihm, und ſeine Empfindlichkeit gieng ſo weit, daß er ſich bey dem Rath von Hamburg über den Verfaſſer der Niederſächſiſchen Nachrichten beſchwerete. Wäre er vor Eifer nicht gantz auſſer ſich geweſen, ſo würde er wohl begrifen haben, daß es eine Unbeſcheidenheit ſey, eine Obrigkeit, die wichtigere Geſchäfte hat, mit ſolchen Kleinigkeiten zu behelligen, und ihr zuzumuthen, daß ſie mit ihrem Schwerd die Händel eines armſeeligen und ſtoltzen Scribenten ausmachen ſolle, die dieſer ſich

mit ſeiner Feder nicht auszumachen getrauet: Allein ſo glaubte er, man würde ſeinen Jammer zu Hertzen nehmen. Ich weiß nicht, was er vor Antwort bekommen hat; das weiß ich, daß alle Wirckung, die ſeine Klagen hatten, dieſe war, daß man den Verfaſſer der Niederſächſiſchen Nachrichten befragte: Ob er den Auffſatz, über welchen ſich der Hr. Prof. Manzel beſchwerete, ſelbſt, oder ob ihn ein anderer gemacht habe? Und ob er nicht wiſſe, wer der Urheber ſey? Er antwortete. Der Auffſatz ſey ihm zugeſchickt: Er wiſſe aber nicht, wer ihn gemacht habe. Damit war man zufrieden. Der Hr. Verfaſſer der niederſächſiſchen Nachrichten fürchtete ſich auch ſo wenig vor dem Hrn. Prof. Manzel, daß er ſich nicht ſcheuete, einen andern Auffſatz, den ich in ſeinem Nahmen verfertiget hatte, in das 27te Stück ſeiner Nachrichten zu rücken, in welchem dem Hrn. Prof. Manzel die Thorheit ſeines Verfahrens deutlich genug vorgeworfen wird.

Ich war inzwiſchen bey allen dieſen Bewegungen, die ſich der Hr. Manzel gab, gantz ſtille, und erwartete in aller Gelaſſenheit, was endlich daraus werden würde.

de. Ich ſuchte mich aber nicht zu verbergen; ſondern gab dem Hrn. Verfaſſer der niederſächſiſchen Nachrichten die Erlaubniß, meinen Nahmen zu nennen: Ja ich freuete mich recht, als ich hörete, daß der Hr. Prof. Manzel einem gewiſſen Doctor in Hamburg aufgetragen hatte, mich durch Notarien zu beſchicken, und gar zu verklagen; Allein meine Freude war vergeblich. Es hat ſich weder Doctor noch Notarius bey mir gemeldet. Ich glaube auch nicht, daß der Hr. Prof. Manzel jemahlen gewillet geweſen iſt, die Sache ſo weit zu treiben.

Indeſſen erhellete aus ſeiner Aufführung ſo viel, daß er nicht wiederleget ſeyn wollte. Aus welchem Grunde er verlangte, in dieſem Falle etwas vor andern Gelehrten voraus zu haben, das habe ich nimmer begreifen können. Vieleicht hat er gemeinet, man habe das Recht, gegen ihn zu ſchreiben, verſeſſen; weil man ſich deſſelben in ſo langer Zeit nicht bedienet hatte. Allein er hätte bedencken ſollen, daß dieſes Recht, juriſtiſch zu reden, eine res meræ facultatis ſey, wieder welche keine Verjährung Statt hat; ja daß es faſt unmöglich geweſen, ſich deſſelben zu bedienen; weil er, auf gewiſſe Maaſſe, clàm

geſchrieben hatte, und ſeine Schriften auſſer Roſtock nicht bekannt waren. Er hatte alſo die lange Ruhe, die er genoſſen hatte, bloß ſeiner Dunckelheit, und der ſchlechten Figur zu dancken, die er in der gelehrten Welt machte.

Es würde ihn auch niemand von den andern Gelehrten ſo leicht darinn geſtöhret haben, wenn ich mich nicht über ihn her gemacht hätte. Die Gelehrten ſind, wenn ſie gegen andere ſchreiben, in der Wahl ihrer Gegner ungemein lecker. Sie ſchreiben darum, daß ſie in der gelehrten Welt berühmt ſeyn wollen, und wehlen ſich daher gemeiniglich ſolche Gegner, die es ſchon in einem ſo hohen Grad ſind, daß ſie auch andere durch ihren Glantz erleuchten können. Mit mir und meines gleichen verhält es ſich gantz anders. Wir ſehen die gelehrte Welt in einer gewiſſen Entfernung an, und können ſo eigentlich nicht unterſcheiden, was in derſelben groß oder klein iſt. Ich verlange über dem nicht berühmt zu ſeyn, und gebe nichts um einen Ruhm, den ich meinem Feinde zu dancken habe. Ich will lieber andere durch meine Wiederlegung bekannt und berühmt machen, als durch die Wiederlegung gröſſerer Männer

be-

berühmt werden. Mich deucht, ich habe mehr Ehre davon, daß man meiner dunckeln Gegner unbekannte Schriften um meiner Wiederlegung willen, als daß man meine Wiederlegung um der Schriften willen meiner angeſehenen Gegner lieſet. In dem erſten Fall erweiſe ich meinem Nechſten eine Wohlthat, in dem andern empfange ich ſie.

Der Hr. Prof. Manzel, dem ich eine ſolche Wohlthat, durch meine Einwürfe gegen ſeine Diſputation, erwieſen hatte, würde alſo weit vernünftiger gehandelt haben, wenn er dieſes erkennet, und ſich nicht auf eine ſo unanſtändige Art entrüſtet hätte. Allein ſo meinete er, es wäre ein ſtrafbahrer Frevel, wenn man ſich die Freyheit nähme, ihm zu wiederſprechen. Gerade, als wenn er nicht irren könnte, oder, wenn er gleich irrete, jederman doch, aus Ehrfurcht vor ihn, auch ſeine Irrthümer anzubeten, ſchuldig ſey.

Dieſer Stoltz verdroß mich, und machte, daß ich meine Anmerckungen über ſein wunderliches Recht der Natur, der ich faſt vergeſſen hatte, herausgab. Ich hoffte, er würde daraus erkennen, wie viel ihm noch fehle, ehe er die tiefe Ehrerbietung,

welche er zu fordern ſchien, verlangen könnte; oder doch wenigſtens begreifen, daß man ihn nicht ſonderlich fürchte. Allein meine Hofnung ſchlug fehl. Er blieb bey der guten Meinung, die er von ſich hatte, und ließ eine Art von Manifeſt in daß 49te Stück der Hamburgiſchen Berichte von 1735 rücken, in welchem er von meinen Anmerkungen aufs verächtlichſte redete, mich einen luci fugam nennete, und ſich nicht undeutlich mercken ließ, er glaube, daß ich aus Furcht meinen Nahmen verhehlet hätte. Ich benahm ihm dieſe vornehme Einbildung durch eine kurze und nachdrückliche Antwort auf ſein trotziges Manifeſt, welche ich in das 54te Stück der niederſ. Nachrichten von 1735 ſetzen ließ. Dabey iſt es geblieben, und ich habe mich weiter um den Hr. Prof. Manzel nicht bekümmert.

Weil ich mir vorgenommen habe, in dieſer Vorrede meinen Leſern auch von meiner Schrift gegen Ihn Rede und Antwort zu geben, ſo habe ich ſeiner nothwendig erwehnen müſſen. Es iſt mir leid, daß ich nicht ſo viel gutes von ihm habe ſagen können, als ich wohl gewünſchet hätte. Er kan glauben, daß alles, was ich von ihm geſaget habe, nicht den geringſten Haß gegen

gen

gen ſeine Perſon, ſondern bloß die Liebe zur Wahrheit zum Grunde hat. Ich hege keinen Wiederwillen gegen ihn, und wünſche nichts ſo ſehr, als Gelegenheit zu haben, ihm zu dienen, und ihm wirckliche Proben meiner Freundſchaft zu geben. Allein ſeine Schriften gefallen mir nicht. Ich habe dieſes mit den meiſten gemein, die ſie geleſen haben. Nur unterſcheide ich mich darinn von andern, daß ich aufrichtig ſage, was ſie alle gedencken. Ich that es mit ſo vieler Höflichkeit, daß ich glaubte, der Hr. Prof. Manzel würde meine Freyheit nicht übel nehmen. Ich redete ernſthaft mit ihm; da ich hergegen mit andern, die vieleicht gerechter waren, als er, nur meinen Muthwillen trieb. Er ward aber dennoch böſe, und geberdete ſich ärger, als alle meine andern Gegner. Dieſe Aufführung kam mir um ſo viel wunderlicher vor, je weniger ich dem Hn. Prof. Manzel Gelegenheit dazu gegeben hatte. Sie war ſo unordentlich, und einem Gelehrten ſo unanſtändig, daß ich mich nicht habe entbrechen können, ihm in dieſer Vorrede, ohne Heucheley, meine Meinung darüber zu ſagen. Will er mir dieſes übel nehmen, ſo muß ich es geſchehen laſſen. Ich werde zu frieden ſeyn, wenn er nur end-

lich begreifet, was eine gar zu groſſe Empfindlichkeit vor ſchlimme Folgen hat, oder wenigſtens andere gar zu empfindliche Scribenten ſich an ſeinem Exempel ſpiegeln, und einen beſcheidenen Wiederſpruch mit Gedult ertragen lernen.

Von dem Inhalt meiner Anmerkungen über das neue Recht der Natur des Hn. Prof. Manzels muß ich noch etwas ſagen. Ich weiß nicht, ob es viel oder wenig ſeyn wird: Doch will ich es ſo kurtz machen, als es mir immer möglich iſt.

Es hatte der Hr. Prof. Manzel ſein Recht der Natur auf den Stand der Unſchuld gegründet, und ſich viele Mühe gegeben, aus der Vernunft zu beweiſen, daß der erſte Menſch höchſt vollkommen erſchaffen worden: aber ſeine Vollkommenheit durch einen gewaltſamen Zufall verlohren habe. Seine Gründe kamen mir ſehr ſchwach vor. Ich wiederlegte ſie, und zeigte, daß die ihr ſelbſt gelaſſene Vernunft von dem Stande der Unſchuld nichts wiſſe; ja daß ihr derſelbe unbegreiflich, und der gewaltſame Zufall, durch welchen der erſte Menſch um ſeine urſprüngliche Vollkommenheit gekommen ſeyn ſollte, gar unmöglich vorkomme. Es ſcheinet alſo, als wenn

ich den Stand der Unſchuld, und den Fall des erſten Menſchen leugne. Gleichwie ich mich aber deutlich genug erkläret habe, daß meine Abſicht nicht ſey, das, was unſere Kirche aus der Schrift davon lehret, in Zweifel zu ziehen; So hofe ich, daß rechtſchafene Gottesgelehrte, welche die Blindheit und das Verderben der Vernunft gebührend einſehen, und wiſſen, wie nöthig es ſey, dieſelbe unter dem Glauben gefangen zu nehmen, ſich an meiner Schrift nicht ärgern werden. Sollten ſich, wie es zu dieſen Demonſtrativiſchen Zeiten leicht ſeyn kan, ſonſt einige finden, die es mir verargen, daß ich die ſchöne Harmonie nicht einſehe welche ſie ſich zwiſchen Vernunft und Ofenbarung eingeführet zu haben einbilden; So bitte ich dieſe Herren, zu bedencken, daß dieſe hohe Einſicht nicht jedermans Ding ſey, ſo wenig als der Glaube. Ich rühme mich keiner Philoſophie, durch welche ich auch die Tiefe der Gottheit ergründen könnte, und will lieber mit unſern reineſten Gottesgelehrten nicht ſehen, und doch glauben, als, dieſen philoſophiſchen Chriſten zu gefallen, ſagen, daß ich ſehe, was ich doch nicht ſehe.

Ich ſchäme mich dieſer Aufführung um ſo viel weniger, weil der Hr. Probſt Rein-

beck

beck ſelbſt, wie ſehr er auch ſonſt bemühet iſt, der Religions-Wahrheiten, und den Geheimniſſen unſers Glaubens den Anſtrich einer philoſophiſchen Gründlichkeit zu geben, nicht vor gut befunden hat, in ſeinen Betrachtungen über die Augsburgiſche Confeßion, die Lehren von dem Stande der Unſchuld, und dem Falle des erſten Menſchen aus der Vernunft herzuleiten. Er bekennet aufrichtig, daß die bloſſe Vernunft nicht auf den rechten Grund kommen könne (1), und leget, wenn er vom Ebenbilde GOttes, und vom Falle des erſten Menſchen handelt, die Erzehlung Moſis zum Grunde (2).

Ich weiß wohl, er ſaget, nach der guten Meinung, die er von der menſchlichen Vernunft hat, an unterſchiedenen Orten (3), daß die Vernunft nicht anders muthmaſſen könne, als daß GOtt den Menſchen gut, und ohne ſündliche Neigungen erſchaffen habe; Daß ſie aus dem groſſen Verderben des menſchlichen Geſchlechts nothwendig ſchlieſſen müſſe, es ſey ein groſſer Verfall

(1) S. die *XXII*te Betracht. §. 1.
(2) S. die *XVI*te und *XXII*te Betracht.
(3) S. die *II*te Betracht. §. 17. 18. und die *XXII*te Betracht. §. 1.

fall vorgegangen, und daß alles, was Moſes von der Herrſchaft des Menſchen über die Thiere ſagt, der Vernunft gemäß ſey. Allein er wird mir erlauben, ihn zu ſagen, daß er der Vernunft gar zu viel Ehre erweiſet. Sie iſt ſo viel ich ſie kenne, nicht im Stande, aus eigenen Kräften, zur Erkänntniß dieſer wichtigen Wahrheiten zu gelangen: ja ſie iſt gar ſo blind und verkehrt, daß ihr dieſe Wahrheiten, wenn man ſie ihr aus der Ofenbahrung vorträgt, gantz unwahrſcheinlich vorkommen.

Sie ſiehet wohl, daß die Menſchen, durch ihre unordentlichen Begierden, ſich ſelbſt und andern ſchaden; Aber ſie hält dieſe Unvollkommenheit des Menſchen vor eine Frucht der nothwendigen, und an ſich unſchuldigen Neigungen, die ihm von der Natur zu ſeiner Erhaltung eingepreget ſind, und vor eine gantz natürliche Folge ſeiner Einſchränkung (4). Sie ſiehet alſo das, was Herr Reinbeck ein Verderben nennet, als ein Ungemach an, wieder welches man ſich,

(4) S. die XXIIIte Betrachtung §. 18. woſelbſt Hr. Reinbeck aus der nothwendigen Einſchränkung einer Creatur ſehr gründlich beweiſet, daß es GOtt unmöglich geweſen ſey, den Menſchen ſo zu erſchaffen, daß er nicht ſündigen können. Man ſiehet leicht, was daraus folget.

ſich, eben ſo wohl, als wie der Hitze und Kälte, durch Kunſt verwahren muß, ohne vor ſich darauf zu verfallen, daß man vor Zeiten dieſer Mühe überhoben geweſen ſey. Ich geſtehe, es wäre beſſer, daß man von dieſem Ungemache frey wäre, und die Vernunft erkennet es auch: Aber darum glaubt ſie nicht, daß das menſchliche Geſchlecht ſich jemahlen in einem ſo beglückten Zuſtande befunden habe, ſo wenig, als ſie ſich einbildet, daß die Erdkugel vor Alters mit Canälen, wie der Globus mit Strichen, durchſchnitten geweſen, und daß es in der gantzen Welt ausgeſehen habe, als in Holland; obgleich dieſe Einrichtung unſtreitig beſſer iſt, als die ietzige.

Sie iſt viel zubeſcheiden, als daß ſie von der Natur verlangen ſollte, ſich in ihren Wirckungen noch der Phantaſie eigennütziger Menſchen zu richten. Sie machet einen Unterſcheid unter Natur und Kunſt, und erwartet nicht von jener, was ihr nur dieſe geben kan. Sie ſiehet, daß alle Wercke der Natur roh ſind, und einer Ausarbeitung und Zubereitung bedürfen. Die Kunſt muß der Natur zu Hülfe kommen, und der Menſch würde ſich kümmerlich behelfen müſſen, wenn er mit dem, was die Natur

ihm fertig liefert, zufrieden ſeyn wollte. Er hat alle Bequemlichkeiten dieſes Lebens ſeinem eigenen Witze und ſeiner Bemühung zu dancken. Die Natur giebt ihm den Stof zu allem, was er nöthig hat: Aber Kleider und Haußgeräth; Häuſer und Palläſte wachſen doch nicht: Man muß ſie machen und bauen. Dieſes weiß die Vernunft: Wie ſollte ſie demnach auf die Gedancken gerathen, daß jemahlen eine Zeit geweſen ſey, da die weiſen Leute gewachſen, wie die Piltze? Es würde ihr nicht ſchwerer fallen, zu glauben, daß die Natur vor Zeiten Paſteten hervorgebracht habe. Weißheit und Tugend ſind Früchte der Kunſt, des Nachdenckens uñ der Erfahrung. Die Natur giebt uns die Fähigkeit dazu, und weiter nichts. So dencket die Vernunft, und iſt alſo weit von dem Muthmaſſungen entfernet, die Hr. Reinbeck ihr beyleget.

Ich will indeſſen nicht leugnen, daß Leute geweſen ſind, welche, ohne von unſerer Bibel das geringſte zu wiſſen, von dem Verderben des menſchlichen Geſchlechts und deſſen Urſachen Muthmaſſungen gehabt haben, die mit der Geſchichte Moſes überein zu kommen ſcheinen. Allein ich bin verſichert, daß man dieſe Muthmaſſungen

mehr

mehr gewiſſen Vorurtheilen und Ofenbahrungen, daran es in der Welt niemahlen gefehlet hat, als der ſich ſelbſt gelaſſenen Vernunft dieſer Leute zuſchreiben müſſe.

Die Scrupel über das Verderben des Menſchen, und die Mühe, die man ſich giebt, die Urſache deſſelben auszugrübeln, haben ihren Grund in dem Begrife, den man ſich gemeiniglich von GOTT machet. Man glaubt, GOTT regiere die Welt auf menſchliche Weiſe, und ſehe die Fehler der Menſchen als wahre Verbrechen an, die er, Kraft ſeiner Gerechtigkeit, willkührlich ſtrafe. Da es nun aber unbillig zu ſeyn ſcheinet, den Menſchen wegen einer Unvollkommenheit zu ſtrafen, die ihm angebohren iſt, und bey welcher niemand zu kurtz kömmt, als er ſelbſt: So ſpricht man: Der Menſch ſey vollkommen von GOtt erſchafen worden; habe ſich aber muthwillig, durch eine Ubertretung, in das Verderben geſtürzet, in welchen er ſie ietzo befindet.

Es ſind dieſes alles unſtreitige Wahrheiten. Allein, gleichwie die Vernunft vor ſich nicht im Stande iſt, zu erkennen, daß GOtt die Fehler des Menſchen, als Ubertretungen ſeiner Geſetze, willkürlich ſtrafen werde: So würde man ihr auch zu nahe

thun,

thun, wenn man den Satz, durch welchen man ſich bemühet, dieſes Verfahren der GOttheit zu rechtfertigen, auf ihre Rechnung ſchreiben wollte: Und dieſes um ſo viel mehr, weil dieſelbe, ſo viel die Vernunft davon verſtehet, einen wahren Wiederſpruch in ſich faſſet. Denn nichts iſt ſo unbegreiflich, als ein vollkommener Menſch, ohne alle Neigung zur Sünde; der dennoch muthwillig ſündiget.

Ich habe dieſes in meinen Anmerckungen deutlich gewieſen. Weil ich aber ſehe, daß Hr. Reinbeck in den Gedancken ſtehet (5), man könne aus gewiſſen erdichteten Umſtänden, durch welche er die Lücken in der Erzehlung Moſis ausfüllen will, wenn man ſie gleich nicht als gewiß annehmen wollte, wenigſtens ſo viel ſchlieſſen, daß es ſehr wohl möglich geweſen, daß Eva, auch im Stande der Unſchuld, auf die Art, als er die Sache vorſtellet, habe irre gemacht werden können; ſo nehme ich mir die Freyheit, ihm zu ſagen, daß die Zuſätze, durch welche er die Erzehlung Moſis wahrſcheinlicher machen will, bey mir dieſe Wirckung nicht gehabt haben.

(5) S. die XXIIte Betracht. §. 14.

Er meinet (6): „Die Schlange habe „mit der Eva, auf eine gantz unmögliche „Weiſe, von allerhand hohen Dingen zu re- „den angefangen. Eva habe ſich darüber „gewundert, und die Schlange gefraget; „wie ſie zu dieſen Einſichten, und zu der „Sprache gekommen ſey? die Schlange „habe geantwortet: Sie habe von der „Frucht des verbotenen Baumes gegeſſen, „und dadurch ſey ihre Natur gantz verän- „dert, und ſie aus einem unvernünftigen „Thiere eine vernünftige Creatur gewor- „den. Da nun Eva, habe ſie hinzugeſe- „tzet, ſchon eine vernünftige Creatur ſey, „ſo ſolle ſie es einmahl verſuchen, und auch „von der Frucht dieſes Baumes eſſen, ſo „würde ſie noch zu einer höhern Stufe der „Erkänntniß gelangen. Eva habe darauf „verſetzet: Dieſes ſey ihr von GOtt verbo- „ten: Worauf die Schlange geſaget; das „könne ſie ſich nicht einbilden: Eva habe es „ja nicht ſelbſt gehöret: Der Mann könne „vielleicht GOtt, oder ſie ihren Mann nicht „verſtanden haben. Eva habe geantwortet: „Sie und ihr Mann dürften von den Früch- „ten aller Bäume eſſen: Aber nicht von „der Frucht des Baumes mitten im Gar-

(6) l. c. §. 13.

ten: Wenn ſie dieſes thäten, ſo müſten ſie,,
ſterben. Darauf habe die Schlange geſa=,,
get: Ihr werdet nicht ſterben. Uns Thie=,,
ren hat GOtt das grüne Kraut zur Spei=,,
ſe verordnet. Ich habe dieſe Ordnung ü=,,
berſchritten, und lebe doch noch, und bin,,
glücklicher, als vorher. Dadurch ſey Eva,,
bewogen worden, von dem Baum zu eſ=,,
ſen, um zu mehrer Klugheit zu gelangen,,,
und GOtt gleich zu werden.,,

Es bleibt aber meiner Vernunft noch immer unbegreiflich; Wie Eva, bey aller ihrer Weißheit, ſo einfältig ſeyn können, daß ſie ſich mit einem Thiere in eine Unterredung eingelaſſen von dem ſie verſichert war; daß es nicht ſprechen konnte! Wir, die wir uns einer ſo hohen Weißheit nicht rühmen können, mercken gleich, daß der Teufel durch die Schlange geredet habe, obgleich Moſes nicht ein Wort davon ſagt. Wie iſt es möglich geweſen, daß Eva dieſes nicht gemercket hat? Sie hat unſtreitig gewuſt, daß ein Teufel wäre: Sie hat gewuſt, daß es ein böſer und liſtiger Geiſt ſey, der dem Menſchen ſein Glück mißgönne, und mit dem ſie ſich alſo ohne Gefahr nicht einlaſſen könne. Es iſt nicht glaublich, daß der gütige GOtt den erſten Menſchen eine, ihnen ſo unumgäng=

lich nöthige, Wahrheit ſollte verborgen haben. Warum macht alſo Eva, die ſonſt eine ſo gute Chriſtin war, kein Creutz vor ſich, und geht davon? Sie thut es nicht. Aber iſt es möglich, daß ſie die läppiſche Urſache, welche ihr die Schlange von ihrer ungewöhnlichen Weißheit giebt, vor wahrſcheinlich genug gehalten habe, ihr Glauben beyzumeſſen? Sie kannte ja die Natur der Thiere, und wuſte alſo, daß es unmöglich ſey, daß aus einer unvernünftigen Beſtie eine verſtändige Creatur würde. Iſt es möglich, daß der kahle Scrupel, welchen die Schlange der Eva wieder das Göttliche Verbot beyzubringen ſucht, dieſe gute Frau ſo irre gemacht haben könne? Laß es ſeyn, daß GOtt dem Adam noch vor der Erſchaffung der Eva verboten habe von dem Baum mitten im Garten zu eſſen: Iſt es darum glaublich, daß Eva von dieſem Verbot nicht eben ſo ſtarck überzeuget geweſen ſey, als ihr Mann: Es ſey nun, daß ſie es nur von dieſen oder von GOtt ſelbſt gehöret habe? Kan man ohne Sünde gedencken, daß Gott juſt die Eva am ſchlechteſten wieder den Angrif des Teufels gewafnet habe; da er doch vorher wuſte, daß der Verſucher ſich eben an das Weib machen würde? Wann endlich

lich die Schlange die Eva, durch ihr Exempel, zur Ubertretung des göttlichen Verbots zu verführen ſucht, und ihr ſagt, ſie habe die von GOtt gemachte Ordnung überſchritten, und ſey doch nicht geſtorben; So weiß ich nicht, wie die mit ſo ausnehmender Weißheit ausgerüſtete Eva dadurch habe verführet werden können? Wuſte ſie dann nicht, daß die Schlange, als ein Thier, von der Ordnung, die GOtt, in Anſehung der Nahrung ſeiner Geſchöpfe, gemacht hatte, nicht die geringſte Wiſſenſchaft haben konnte? Wuſte ſie nicht, daß die Thiere, weil ſie keinem Geſetze unterworfen ſind, nicht ſündigen, und folglich nicht geſtraft werden können? und daß es ſich mit ihr, als mit einer Freyheit begabten Creatur gantz anders verhalte? Wo bleibt die Weißheit, die man ſonſt dem erſten Menſchen beyleget, wenn man dieſes von ihr glaubt? Ja wo bleibt ſie, wenn man ihr nachredet, ſie habe noch klüger, als ſie war, und GOtt gleich werden wollen? die erſten Menſchen waren vollkommen glücklich: Sie waren folglich auch vollkommen mit dem Grad ihrer Weißheit zufrieden. Wie konnte demnach in Eva eine Begierde entſtehen, klüger zu werden? Es iſt dieſes eben ſo unmöglich, als daß ſie

ſollte getrachtet haben, GOtt gleich zu werden. Sie hatte eine viel zu groſſe Erkånntniß GOttes, als daß man dieſes, mit Grunde, von ihr muthmaſſen könnte. Iſt ſie aber dennoch auf dieſe Thorheit verfallen, ſo wird man der Vernunft nicht verdencken, daß ſie alles, was man ſonſt von den hohen Einſichten, und von der vortreflichen Erkånntniß des erſten Menſchen ſagt, vor falſch und erdichtet hält.

Man ſiehet demnach, daß die Zuſätze des Herrn Reinbecks den Fall des erſten Menſchen nicht wahrſcheinlicher machen, als die Complimente, welche der Ertzbiſchof von Vienne, Alcimus Avitus der Schlange in den Mund leget (*), und daß die Vernunft

(*) Dieſe Complimente lauten alſo:
„O felix, mundique decus pulcherrima virgo,
„Ornat quam roſeo præfulgens forma pudore.
„Tu generi ventura parens, te maximus orbis
„Exſpectat matrem, tu prima & certa voluptas
„Solamenque viri, ſine qua nec vivere poſſit,
„Vt major, ſic jure tuo ſubjectus amori,
„Cui juncta es, pulchram reddas, vt tempore prolem.
„Vobis digna datur paradiſi in vertice ſedes
„Vos ſubjecta tremit famulans ſubſtantia mundi &c.
Eva iſt nicht weniger höflich. Sie antwortet der Schlange:
„Svavibus o pollens, coluber dulciſſime, verbis,
„Non, vt vere, Deus nobis jejunia ſvaſit,

Nec

nunft, was man ihr auch vor gute Worte giebt, dennoch dabey bleibet, daß der Fall einer ſo vollkommenen, weiſen und heiligen Creatur, als der erſte Menſch geweſen ſeyn ſoll, einen Wiederſpruch in ſich faſſet, und unmöglich iſt.

Die Herrſchaft über die Thiere, die man dem erſten Menſchen beyleget, will ihr eben ſo wenig in den Kopf. Sie glaubt, daß man durch die Wunder-Dinge, welche man davon erzehlet, das Paradiß dem Lande der Fabeln gleich machet, und Herr Reinbeck trauet ihr zu viel zu, wenn er meinet, daß ſie wieder die unglaublichen Folgen, die

 man

„Nec prohibet largo curari corpora paſtu
„Ecce vides epulas, totus quas porrigit orbis,
„Omnibus iis licitè genitor promptiſsimus uti
„Præſtitit, & totas eſu laxavit habenas.
„Hæc ſola eſt nemoris medii, quam perſpicis, arbor
„Interdicta cibis, hæc tantum tangere nobis
„Poma nefas: dives præſumit cætera victus.
„Quod ſi libertas temerarit noxia legem,
„Iurans terribili prædixit voce creator,
„Quadam nos ſtatim luituros morte reatum.
„Quid vero mortem appellet, *doctiſsime ſerpens*,
„Pande libens, *rudibus nobis incognita res eſt*.

Alcimus Avitus Lib. II.

Wann man die erſten Menſchen ſo dumm machet, ſo wird, deucht mich, ihr Fall viel wahrſcheinlicher, als wenn man ihnen, ich weiß nicht was vor eine hohe Weißheit beyleget.

man aus der kurtzen Erzehlung Moſis zie-
het, nichts zu erinnern habe.

Er nimmt (7) die ofenbahr hyperboliſche Beſchreibung die Jeſaias in ſeinem XIten Capitel von einer glückſeeligen Zeit machet, welche, wenn man ſeine Weiſſagung nach dem Buchſtaben verſtehet, niemahlen geweſen iſt, noch ſeyn wird, in eigentlichem Verſtande, und findet darinn eine Abbildung des Standes der Unſchuld, und der Herrſchaft des Menſchen über die Creaturen. Ich kan mir aber kaum einbilden, daß er von der Vernunft verlangen wird, eine Abbildung vor wahrſcheinlich zu halten, durch welche die erſte Welt, ohne alle Urſache, in ein Schlaraffen-Land verwandelt wird. Ich will eben nicht ſagen, daß es ſchlechterdings unmöglich ſey, daß alle Thiere, wie dieſe wunderbare Abbildung des Standes der Unſchuld vorausſetzet und Hr. Reinbeck auch behauptet (7), anfangs alle zahm geweſen: Allein eine Sache wird dadurch nicht gleich glaubwürdig, daß ſie nicht ſchlechterdings unmöglich iſt. Die Mythologie iſt voll von Dingen, die man nicht vor ſchlechterdings unmög-

(7) S. die *XVI.* Betracht. §. 21.
(8) *l. c.* §. 23.

möglich halten kan: Aber, iſt darum das, was davon fabuliret wird, der Vernunft gemäß und wahrſcheinlich.

Jch habe in meinen Anmerckungen wieder den Hrn. Prof. Manzel eine ziemlich gute Urſache von dem Unterſcheide der wilden und zahmen Thiere gegeben. Allein jezo möchte ich doch lieber ſagen, daß alle Thiere, ja der Menſch ſelbſt, urſprünglich wild geweſen. Dieſes ſtimmet mit meiner Vernunft um ſo viel beſſer überein, je deutlicher ſie bemercket, daß alles, was die Natur hervor bringet, wild iſt. Ein Weinſtock, der nicht gepfleget wird, trägt Heerlinge: Die Früchte der Bäume, die wild wachſen, ſind unſchmackhaft und wiederlich. Der Menſch muß ihnen, durch ſeine Wartung, Kunſt und Pflege, zu Hülfe kommen. Mit den Thieren verhält es ſich nicht anders. Sie lieben von Natur ihre Freyheit, und haſſen den Zwang. Will der Menſch Dienſte von ihnen haben, ſo muß er ſie, durch Kunſt, bändigen und abrichten. Spricht man, es ſey dieſes im Stande der Unſchuld nicht nöthig geweſen: So muß man auch behaupten, daß der Unterſcheid unter Natur und Kunſt im Stande der Unſchuld keine Statt gehabt habe;

Welches ein Satz iſt, der uns bald dahin bringen wird, daß wir glauben, die Vögel hätten im Stande der Unſchuld ſchöne Arien und geiſtliche Geſänge gepfiffen; die Pferde wären wohl zugeritten geweſen, und die Hunde hätten alle Künſte, die wir ihnen nun mit Mühe beybringen müſſen, mit auf die Welt gebracht. Denn alles dieſes iſt der Vernunft eben ſo gemäß, als der buchſtäbliche Sinn der Weiſſagung Jeſaias, in welcher Herr Reinbeck ein Bild des Standes der Unſchuld findet.

Ich zweifle ſehr, daß dieſer berühmte Mann luſt habe, ſo weit zu gehen: Allein, da er einmahl vorausſetzet, daß die Herrſchaft, welche GOtt dem Menſchen über die Thiere gegeben, hauptſächlich das Vergnügen deſſelben zum Endzweck gehabt habe; ſo muß es ihm nicht ſauer ankommen, zu glauben, daß die Thiere im Stande der Unſchuld von Natur abgerichtet geweſen; Und dieſes um ſo viel mehr, weil ſonſt nicht abzuſehen iſt, wie es möglich geweſen, daß ſie, wie er davor hält, dem Menſchen, auf ſeinen Winck, und auf ſein Wort, willigen Gehorſahm geleiſtet.

Dieſer willige Geſorſahm ſetzet eine Geſchicklichkeit voraus, welche heutiges Tages

ges auch unſern zahmeſten Thieren fehlet, und welche um ſo viel unglaublicher wird, je gröſſer man ſie nothwendig machen muß, wenn man die Herrſchaft des Menſchen über die Thiere behaupten will. Hr. Reinbeck ſagt z. E. (9) „ Adam habe durch ſei„ne ihm anerſchaffene Herrſchaft verweh„ren können, daß die Raupen die frucht„baren Bäume nicht verderbet, und die „Heuſchrecken und Feldmäuſe die Frucht „auf dem Felde nicht weggefreſſen hätten. „Er ſiehet dieſes als einen Vorzug an, der „den Adam weit über alle unſere heutige „Potentaten erhebet. Und darinn hat er gantz Recht. Allein, ob das, was er ſagt, der Vernunft gemäß ſey, das weiß ich nicht. Meine Vernunft wenigſtens findet vieles daran auszuſetzen.

Herr Reinbeck ſagt (10): „ GOtt habe „vor dem Fall eine Eintheilung der Spei„ſen für Menſchen und Vieh gemacht, und „jenen das Kraut, das ſich beſaamet, und „die fruchtbaren Bäume, dieſem aber das „übrige grüne Kraut zur Speiſe verordnet. Nun möchte ich wiſſen, ob die Thiere dieſe von GOtt, in Anſehung der Nahrung, zum

(9) S. die *XVI.* Betracht. §. 19.
(10) *ibid.*

zum beſten des Menſchen, gemachte Ordnung allezeit genau beobachtet haben, oder nicht? Iſt es das erſte; ſo haben ſie es gethan, entweder weil ſie von Natur an den, zu des Menſchen Nahrung beſtimmten, Dingen keinen Geſchmack gefunden: oder ſie haben die Begierde, auch von dieſen Dingen zu eſſen, beſieget und gedämpfet. Auf den erſten Fall würde der Menſch nimmer mit den Raupen, Heuſchrecken und Feldmäuſen das geringſte zu theilen, und keine Gelegenheit gehabt haben, ſeine Herrſchaft über dieſelbe, auf die Art, als Herr Reinbeck meint, zu beweiſen. Höchſtens würde ſeine Herrſchaft über dieſelbe ungefehr ſo viel bedeutet haben, als diejenige, Kraft welcher wir noch heutiges Tages den Hunden verwehren, Heu und Stroh zu freſſen. Haben ſie aber ihre Begierde nach der, vor den Menſchen ausgeſetzten Speiſe beſieget; ſo iſt es entweder darum geſchehen, weil ſie die göttliche Verordnung nicht überſchreiten mögen; oder ſie haben es aus Ehrerbietung gegen den Menſchen gethan. Jenes ſetzt bey den Thieren Freyheit, Gewiſſen und Gottesfurcht; und dieſes einen ſo hohen Grad der Erkänntniß voraus, daß die Vernunft darüber erſtaunen muß. Man

muß

muß nothwendig ſagen, daß z. E. die Raupe, ein Thier, welches Herr Reinbeck ſo einfältig beſchreibt (11), daß man Urſache hat, zu zweifeln, ob es von ſich ſelbſt etwas wiſſe, gewuſt habe, daß ein Thier in der Welt ſey, welches der Menſch heiſſe: Daß dieſer Menſch ein Herr der andern Thiere ſey, und daß kein Thier an demjenigen, was ſein Beherrſcher ſich zur Speiſe ausgeſetzet habe, ſich vergreifen müſſe. Ja man muß behaupten, daß eine Raupe, eine Heuſchrecke, eine Feldmauß die Fähigkeit gehabt habe, das, was dem Menſchen zur Speiſe beſtimmet, von der Nahrung der Thiere zu unterſcheiden.

Da nun aber dieſes alles unglaublich iſt, und die Herrſchaft des Menſchen über die Thiere unnütze macht: So kan ich mir nicht einbilden, daß Herr Reinbeck ſagen werde; die Thiere hätten die Ordnung, welche GOtt, in Anſehung der Speiſe, gemacht hatte, allezeit genau beobachtet. Er muß alſo ſagen; die Thiere hätten ihrem Triebe, von allen Dingen, daran ſie einen Geſchmack fanden, ohne Unterſcheid, zu eſſen, gefolget, und die göttliche Ordnung, die ihnen unbekannt war, vielfältig überſchrit-

(11) S. die *XVI.* Betracht. §. 53.

ſchritten: Allein der Menſch habe, Kraft der ihm anerſchafenen Herrſchaft über die Thiere, dieſem Eingrife durch ein bloſſes Verbot vorbeugen und ſteuren können.

Ich bekenne, dieſes wäre ein herrliches Vorrecht geweſen: Aber es iſt, zu allem Unglück, ſo groß, daß es unbegreiflich wird. Ich will nicht ſagen, daß Herr Reinbeck, ſo bald er den Thieren einen Trieb beyleget, auch von den Dingen zu eſſen, die zur Speiſe des Menſchen beſtimmet waren, dasjenige umſtöſſet, was er von der göttlichen Eintheilung der Speiſen ſchreibet. Denn daß GOtt von einer Creatur, die keinen Verſtand und freien Willen hat, etwas verlangen, und derſelben doch einen Trieb laſſen ſollte, ſeiner Abſicht entgegen zu handeln, das ſind Dinge, die nicht mit einander beſtehen können. Eine ſolche Creatur muß nothwendig ihrem Triebe folgen, und iſt gantz und gar unfähig, ſich nach Regeln zu richten, von welchen ſie nichts weiß. Ich will auch nicht ſagen, daß es, wenn die Thiere die, von GOtt, in Anſehung der Speiſe, gemachte Ordnung überſchritten haben, nicht wahr ſeyn könne, daß ſie, wie Herr Reinbeck meint, ſich nicht unterſtehen dürfen, dasjenige, was ihre Herren ſich zur

Speiſe ausſetzeten anzutaſten: Sondern ich frage nur; durch was vor Künſte der Menſch die Raupen von ſeinen Bäumen, und die Heuſchrecken und Feldmäuſe von ſeinem Acker vertrieben habe? Ein Winck, ein einziges Wort war, nach des Hrn. Reinbecks Meinung, genug dazu. Aber ſahen dann die Raupen allemahl dieſen Winck? höreten ſie dieſes Wort? Wuſten ſie, daß man mit ihnen redete? Verſtanden ſie die Sprache des Menſchen? Begrifen ſie, was er von ihnen haben wollte? Urtheilten ſie, daß ſie ſchuldig wären, ihm, als ihrem Herrn, zu gehorchen? Ich glaube nicht, daß man dieſes ſagen wird: Wie kan man aber, ohne dieſes alles vorauszuſetzen, den willigen Gehorſahm der Raupen begreifen.

Ich beſüchte nicht, daß Hr. Reinbeck mir hier einwerfen wird: „Es ſey nicht nöthig, „das man, um den Gehorſahm der Rau-„pen begreiflich zu machen, ihnen eine ſo „groſſe Erkänntniß, und eine Uberlegung „zuſchreibe, der ſie nicht fähig zu ſeyn ſchei-„nen. Die Thiere thäten weit wunderbarer „Dinge ohne Verſtand, und ohne Schlüſ-„ſe zu machen: Und es ſey alſo genug, daß „man ſage, GOtt habe die Maſchine der „Thiere

„Thiere ſo eingerichtet gehabt, daß ſie, auf „den Winck des Menſchen thun und laſſen „müſſen, was er ihnen befohlen, oder ver„boten habe„. Denn dieſes kan er nicht thun, ohne eine **vorher beſtimmte Harmonie** zwiſchen dem Willen des Menſchen und dem Cöper der Thiere zu behaupten, und alſo einen Satz der Wolfiſchen Philoſophie, den er nicht annimmt, höher zu treiben, als Hr. Wolf ſelbſt. Uberdem iſt Hr. Reinbeck auch viel zu ſcharfſinnig, als daß er nicht einſehen ſolte, daß unter den ordentlichen Handlungen der Thiere, und unter dem willigen Gehorſahm, den ſie dem erſten Menſchen geleiſtet haben ſollen, ein groſſer Unterſcheid ſey. Die ordentlichen Handlungen verrichten die Thiere ohne Vernunft, und ohne Uberlegung: Denn ſie ſind ihrer Natur und ihren Begierden gemäß. Aber wenn ſie ihrer Natur Gewalt anthun ſollen, ſo verhält es ſich gantz anders. Die Verrichtung ſolcher Thaten, die ihnen zuwieder und unnatürlich, und die Unterlaſſung anderer, die ihnen angenehm, und ihren natürlichen Triebe gemäß ſind, hat allemahl eine gewiſſe Erkänntniß und Furcht zum Grunde. Die Furcht aber iſt keinem Thiere angebohren. Sie gründet

ſich

ſich auf eine unangenehme Erfahrung, welche die Natur nicht geben kan.

Man muß alſo den Raupen nicht nur die Fähigkeit beylegen, den Willen des Menſchē aus ſeinen Worten zu erkennen; ſondern ihnen auch die Kräfte zuſchreiben, aus Ehrfurcht gegen ihren Herrn, ihre natürlichſte und vieleicht eintzige Neigung zu bezwingen. Thut man dieſes nicht, ſo wird das Verbot des erſten Menſchen eben ſo unkräftig und lächerlich, als das Geſchrey unſerer Knaben, die im Sommer hinter den Schmetterlingen herlaufen, und ſie mit höflichen Worten zu bereden ſuchen, daß ſie ſich ſetzen, und von ihnen greifen laſſen ſollen: Und thut man es, ſo wird alles, was man von der Herrſchaft des Menſchen über die Thiere ſaget, eben ſo wahrſcheinlich, als die Fabeln, die man von den Unterredungen des Heil. Franciſcus mit ſeiner Gevatterin der Ameiſe und der Schwalbe, in dem bekannten Libro conformitatum lieſet.

Was ich von den Raupen geſaget habe, das ſage ich auch von den Heuſchrecken und Feldmäuſen. Die Geſchicklichkeit zu gehorchen, ohne welche alles Befehlen vergeblich iſt, fehlte ihnen ſo wohl, als den Raupen. Inſonderheit begreife ich nicht, wie der erſte

Menſch den Feldmäuſen ſeinen Willen bekannt gemacht habe; weil dieſe Thiere in der Erde wohnen, und ſich ſelten ſprechen laſſen. Aber vieleicht ſagt man, er habe, Kraft der ihm anerſchafenen Herrſchaft, dieſes Ungeziefer zwingen können, vor ihm zu erſcheinen, und es alsdann aus ſeinem Gebiete verbannet: welches eine Kunſt iſt, die unſere Ratzenfänger mit ihm gemein zu haben glauben.

Ich will darüber mit niemand ſtreiten; ſondern frage nur noch; wozu dann dem Menſchen eine ſo ausſchweifende Zauber-Gewalt (12) über die Thiere genützet habe? Herr Reinbeck meint (13): Die Herrſchaft des Menſchen über die Thiere habe zu des Menſchen

(12) Dieſes Ausdrucks bediene ich mich darum, weil, nach der Beſchreibung die Hr. Reinbeck in ſeiner XVIten Betracht. §. 17. 18. von der Herrſchaft giebt, kein König in der Welt, ja GOtt ſelbſt nicht, ſondern bloß die Feen, die ſchöne Meluſine, und der Zauberer Merlin ſich einer wahren Herrſchaft rühmen können. Er meinet eine eigentliche Herrſchaft erfordere allezeit einen willigen Gehorſam und könne mit Furcht und Schrecken nicht beſtehen: Da doch die Herrſchaft eigentlich in der Macht beſtehet, andere zu zwingen, daß Sie ihren Willen dem meinigen unterwerfen und thun müſſen, was mir und nicht was ihnen gutdüncket. Ich habe nicht Zeit dieſes weitläuftiger auszuführen. Die Sache iſt auch an ſich klar genug.

(13) S. die *XVIte* Betracht. §. 23. 24. 25.

Menſchen Sicherheit, Beqvemlichkeit und Vergnügen gedienet. Aber genieſſen wir dieſer Vortheile nicht noch heutiges Tages ohne dieſe Herrſchaft? Wir wiſſen uns ſchon Sicherheit zu ſchaffen: Es fehlet uns nicht an Thieren die uns die Arbeit erleichtern, und diejenigen, die wir nur zu unſerer Beluſtigung um uns haben, die werden uns aus allen Ecken der Welt in Uberfluß zugeführet. Es iſt wahr, wir haben nicht mehr das Hertz, uns in die Tiefe des Meers zu wagen, und mit den Wallfiſchen zu ſpielen; Allein, zu allem Glücke haben wir mit dem hohen Grad der Geſchicklichkeit zu ſchwimmen, und auf den Grund zu tauchen, welche Hr. Reinbeck dem erſten Menſchen zuſchreibet (14), auch die Luſt zu dieſer Art des Zeitvertreibes verlohren. Ich bekenne, der Menſch hätte im Stande der Unſchuld mit Löwen und Tiegern fahren können, als die Cybele und Bacchus: Eva würde keine Flöhe gehabt, und keine Fliege ſich an Adams Naſe gewaget haben: Allein das ſind Beqvemlichkeiten, die kein vernünftiger Menſch begehret, und folglich iſt es der Vernunft nicht gemäß, daß man dencket, der erſte Menſch habe nicht glücklich

(14) *l. c. §. 26.*

ſeyn können, wenn er nicht als ein Sybarit gelebet. Es ſcheinet ſich nicht mit der Ernſthaftigkeit der Natur zu reimen, daß ſie mit dem Menſchen dergeſtalt ſolte geſpielet haben. Und hat ſie es gethan; ſo iſt es kein Wunder, daß nicht viel gutes aus ihm geworden iſt. Man hat ihn in der Jugend verzärtelt. Aber die Natur iſt unſchuldig in dieſem Stücke. Sie iſt eine weiſe Mutter, die keine Afen-Liebe zu ihren Kindern träget. Sie hat ſie von jeher hart genug gehalten.

Doch macht ſie es nicht ſo arg, daß man Urſache hätte, ſie vor eigenſinnig zu halten, und zu glauben, es ſey ihr zuwider, daß eine Creatur ſich der andern zu ihrer Erhaltung bediene. Es ſcheinet, als wenn Herr Reinbeck ſo ungleiche Gedancken von ihr hege. „Was übrigens, ſpricht er (15), Moſes von der dem erſten Menſchen anvertrauten Herrſchaft über die Creaturen „meldet, ſolches iſt der Vernuft nicht allein „gleichfalls gemäß, ſondern es würden auch „die Menſchen ſich immer befahren müſſen, „daß ſie vor GOtt, in einem und dem andern Stück, als unbefugte Eigenthümer „dieſer und jener Creatur möchten angeſehen werden, wenn es anders ſeyn ſollte.

Denn

Denn da man GOtt unſtreitig vor den,,
rechten Eigenthums-Herrn aller Creatu-,,
ren halten muß; ſo würde daraus, daß,,
GOtt den erſten Menſchen auf dem Erd-,,
boden geſetzet, noch nicht ſchlechterdings,,
folgen, daß denn auch der Menſch ſich aller,,
Creaturen auf demſelben ohne Unter-,,
ſcheid gebrauchen dürfen, wenn nicht die,,
Vergünſtigung von Seiten GOttes mit,,
Gewißheit zum Grunde geleget werden,,
könnte.,,

Er hält alſo die Herrſchaft des Menſchen über die Creaturen, von welcher Moſes redet, zur Beruhigung unſers Gewiſſens vor unumgänglich nöthig. Er glaubt, wir würden, ohne Furcht und Zittern, kein Huhn ſchlachten können, wenn wir nicht die Vergünſtung von Seiten GOttes gewiß wären. Aber ich bekenne, dieſes iſt mir zu hoch. Mich deucht, die Vernunft iſt gar nicht geſchickt, uns ein ſo enges Gewiſſen zu geben, und kein Volck unter der Sonne wird jemahlen, ſo lange es GOtt nicht mit Caſuiſten heimſuchet, auf ſolche Scrupel verfallen. Wäre dieſes nicht, ſo müſten die Hottentotten ſchon lange vor Hunger geſtorben ſeyn, oder vor Unruhe

(15) S. die IIte Betracht. §. 17.

ihres Gewiſſens nicht zu bleiben wiſſen; wovon doch die Reiſe-Beſchreibungen nichts melden. Allein, ſo iſt, zu allem Glücke vor die armen Hottentotten, eſſen, was einem ſchmeckt, und was man am bequemſten haben kan, eine Sache von ſo dringender Nothwendigkeit, daß man nicht lange Zeit hat, zu überlegen, ob ſie recht oder unrecht ſey. Ein ſich ſelbſt gelaſſener Menſch wird auch, wenn er ja eine ſolche Uberlegung anſtellet, mit aller ſeiner Vernunft nichts mehr herausbringen, als daß das Recht einer jeden lebendigen Creatur auf alles, was ſie zu ihrer Nahrung und Erhaltung dienlich erachtet, ſich ſo weit erſtrecke, als ihre Macht, und ſich nicht die geringſte Sorge machen, daß ihn GOtt wegen des Gebrauchs der Creaturen zur Verantwortung ziehen werde. Denn was er ſich auch etwan von dem oberſten Weſen vor Begriffe machet, ſo wird er ſich doch nimmer einbilden können, daß daſſelbe dem Menſchen die Sorge vor ſeine Erhaltung, ſeine natürlichen Begierden, und die Kräfte, dieſe Begierden zu vergnügen, umſonſt eingepflanzet und gegeben habe, und ſo eigenſinnig ſey, daß es nicht leiden könne, daß der Menſch thue, was er nicht laſſen kan,

wofern

wofern er leben will. Er ſchlieſſet demnach, daß GOtt ihm den Gebrauch der Creaturen frey gegeben habe, und bedarf nicht, daß er durch eine beſondere Ofenbahrung von dieſer Vergůnſtigung vergewiſſert werde.

Es iſt auch unmöglich, daß er auf die Gedancken gerathe, dieſe Vergůnſtigung erſtrecke ſich nicht auf alle Creaturen ohne Unterſcheid. Denn dieſes würde eben ſo viel ſeyn, als wenn er glauben wollte, es ſey ihm der Gebrauch aller Creaturen ohne Unterſcheid verboten, weil er, ohne Ofenbahrung unmöglich errathen könnte, was es vor Creaturen ſind, deren Gebrauch ihm von GOtt nicht vergönnet, und folglich ſich entweder, wenn er ſicher gehen wollte, aller enthalten, und tod hungern, oder, wenn er ſich nur einer einzigen bediente, nothwendig ſůndigen můſte. Ich geſtehe, wenn die Vernunft den Menſchen auf ſolche Grillen fůhrete, ſo wåre ſie die allerſchådlichſte Gabe, die ihm GOtt, in ſeinem Zorn geben können: Allein, ſo glaube ich nicht, daß ſie jemahlen einen Menſchen verleiten wird, ſich einzubilden, daß GOTT dem Menſchen, durch eine heimliche Ausnahme einiger Creaturen, ein ſo gefåhrli-

ches Fallſtrick geleget habe. Ein ſolches Verfahren wåre ſo tůckiſch, daß man es, ohne Sůnde, von GOtt nicht vermuthen kan.

Man muß alſo ſagen, daß ein ſich ſelbſt gelaſſener Menſch nicht anders gedencken kan, als daß das Recht, ſich aller Creaturen, nach Belieben, zu bedienen, ihm angebohren ſey; obgleich Herr Reinbeck anderer Meinung iſt. Er ſpricht: „Es folge daraus, daß GOtt den erſten Menſchen auf „den Erdboden geſetzet, noch nicht ſchlechterdings, daß denn auch der Menſch ſich „aller Creaturen auf demſelben ohne Unterſcheid gebrauchen dürfe. Die Urſache iſt, weil man GOtt unſtreitig vor den rechten Eigenthums-Herrn aller Creaturen erkennen můſſe. Ich bekenne, dieſes hat einigen Schein; Denn was einem andern zugehöret, deſſen kan ich mich, ohne ſeine Erlaubniß, nicht anmaſſen. Aber eben daher würde ſchlechterdings folgen, daß der Menſch ſich keiner einzigen Creatur gebrauchen dürfe. Da nun Herr Reimbeck ſich nicht getrauet hat, dieſen Schluß zu machen, ſo ſiehet man, daß ſein Argument zu viel, und folglich nichts beweiſet.

Uberdem iſt es ein gantz unphiloſophiſcher Ausdruck, wenn Hr. Reinbeck GOtt den rechten

rechten Eigenthums-Herrn aller Creaturen nennet. Eigenthum iſt eine menſchliche Erfindung, die Noth und Geitz zum Grunde hat. Da nun GOtt von beiden frey iſt, ſo kan man ihn auch kein eigentlich ſo genanntes Eigenthum zuſchreiben. GOtt verlanget nicht Dinge vor ſich allein zu beſitzen, deren er nicht bedarf, und das mit Ausſchlieſſung ſeiner Geſchöpfe, die ohne dieſe Dinge nicht leben können. Die Urſache, warum wir Menſchen andre von dem Gebrauch unſers Eigenthums ausſchlieſſen, iſt dieſe; weil uns dadurch etwas abgehet, und wir Gefahr laufen endlich ſelbſt Mangel zu leiden. GOtt darf dieſes Letzte nicht beſorgen, und ſein Eigenthum iſt ſo beſchafen, daß es auch durch den unumſchränckteſten Gebrauch nicht verringert werden kan. Ja es iſt von ſo beſonderer Art, daß eben der ſcheinbare Abgang, den es leidet, das meiſte zu ſeiner Erhaltung beyträget. Denn das Eigenthum GOttes beſtehet aus den Creaturen, die er erſchafen hat. Will nun GOtt ſein Eigenthum erhalten, ſo muß er ſeine Creaturen erhalten. Dieſe können aber nicht erhalten werden, wofern es einer jeden nicht erlaubet iſt, ſich anderer, die zu ihrer Nah-

rung und Erhaltung dienlich ſind, zu gebrauchen. GOtt muß alſo einer jeden Creatur den Gebrauch der andern frey geben. Der Gebrauch der Creaturen iſt nichts anders, als der Gebrauch des göttlichen Eigenthums. Da nun dieſer Gebrauch, ob er gleich den Untergang vieler Creaturen mit ſich führet, dennoch zur Erhaltung der Creaturen nöthig iſt; ſo iſt auch der ſcheinbare Abgang den GOtt an ſeinem Eigenthum leidet, eine Sache, ohne welche daſſelbe nicht erhalten werden kan.

Man ſiehet alſo, daß aus dem Satz, daß GOtt der rechte Eigenthums-Herr aller Creaturen iſt, nicht folge, was Herr Reinbeck daraus erzwingen will. Man ſiehet, daß es mit dem Eigenthum GOttes eine gantz andere Bewandniß habe, als mit einem menſchlichem Eigenthum, und daß folglich GOtt, wenn man ihn ja einen Eigenthums-Herrn nennen will, ein gantz uneigentlicher Eigenthums - Herr ſey: Weil er das Seine Preiß gegeben hat, und Preiß geben muß, wofern er nicht in kurtzen um alles kommen will.

Doch alles dieſes thut eigentlich nichts zu meinem Zweck. Meine Abſicht war nur, anzumercken, daß Herr Reinbeck hier einen

gantz andern Begrif von der Herrſchaft des Menſchen über die Creaturen giebt, als in den Willen ſeiner Betrachtungen, die ich ſchon unterſuchet habe. Hier iſt ſie nichts, als die Erlaubniß, ſich der Creaturen zu gebrauchen: Und darinn bin ich völlig mit dem Herrn Reinbeck einig. Ich gebe ihm gerne zu, daß, wenn Moſes nichts anders ſagen wollen, alles, was er von der Herrſchaft des Menſchen über die Creaturen ſagt, der Vernunft ſo gemäß ſey, daß alle Welt es würde geglaubet haben, und wenn er es gleich nicht geſaget hätte.

Scimus, & hoc nobis non altius inſeret Ammon - (16)

Aber es wundert mich, warum Herr Reinbeck entweder bey dieſem vernünftigen Begrif von der Herrſchaft des Menſchen über die Creaturen nicht geblieben iſt, oder, wenn er dieſen Begrif vor unzulänglich gehalten, dennoch denſelben an dem Orte zum Grunde geleget hat, da er die Ungläubigen überreden will, daß alles, was die Ofenbahrung lehret, der Vernunft gemäß ſey. Ich kan aus dieſem Verfahren nichts anders ſchlieſſen, als daß er ſich nicht getrauet hat, die unbegreiflichen Dinge, die er

(16) *Lucan. Lib. IX. v.* 575.

er uns hernach von der Herrſchaft des Men-
ſchen über die Creaturen erzehlet, vor ver-
nünftig auszugeben, und daher, aus theo-
logiſcher Klugheit, an dem Orte da er die
Ofenbahrung von ihrer ſchönen Seite zei-
get, die Ungläubigen durch ſo harte und un-
verdäuliche Wahrheiten nicht erſchrecken
wollen. Die Ungläubigen werden ſagen,
Herr Reinbeck handele alſo nicht aufrichtig
mit ihnen, ſondern ſuche durch eine falſche
Vorſtellung ihren Beyfall zu erſchleichen:
Aber ich ſage nur, daß Hr. Reinbeck durch
dieſe Aufführung die Einwürfe, die ich ihm
mache, ſchon zum voraus ſtillſchweigend vor
gründlich erkläret hat.

Zuletzt möchte ich noch wohl wiſſen,
warum der Menſch die ihm anerſchaffene
Herrſchaft über die Thiere nicht noch habe?
Ich weiß wohl, man ſaget, er habe ſie durch
den Sündenfall verlohren: Allein damit
bin ich nicht zufrieden. Ich will nicht
ſagen, daß die Vernunft der Möglichkeit
dieſes Falles, der den Verluſt dieſer Herr-
ſchaft nach ſich gezogen haben ſoll, nicht be-
greifet: Sondern ich frage nur; wie es
möglich geweſen, daß dieſer Fall eine ſo un-
glaubliche Folge gehabt? Es gründet ſich die
Herrſchaft des Menſchen über die Thiere
nicht

nicht auf eine gewiſſe Eigenſchaft des Menſchen; ſondern auf die zahme Natur der Thiere. Es můſte alſo durch den Fall des Menſchen auch die Natur der Thiere geåndert ſeyn. Wer kan das faſſen? Der Wolf wohnte bey den Låmmern, und die Lőwen ſpielten mit den Kålbern in grőſter Eintracht und Vertraulichkeit: Aber auf einmahl fåhrt der Wolf zu, und friſſt das Lamm, und der Lőwe zerreiſſet das Kalb: Und warum das? Aus keiner andern Urſache, als weil der Menſch von einem Apfel gegeſſen hatte. Dieſes iſt der Vernunft zu hoch.

Es iſt leicht geſagt, daß GOtt die Natur der Thiere geåndert habe, um den Menſchen zu ſtrafen, und ihn der Herrſchafft über die Thiere, und der daraus flieſſenden Bequemlichkeiten zu berauben: Aber der Beweiß iſt ſchwer. Die Vernunft kan ſich in eine Strafe nicht finden, die nur die Unſchuldigen trift, und welche der Sůnder nicht fůhlet. Was kan das Schaaf davor, daß Adam geſůndiget hat? Warum muß es desfalls ein Raub des Wolfes ſeyn?

Quid meruêre boves, animal ſine fraude deloque
Innocuum . . . . ? (17)

Der

(17) *Ovid. Lib. XV. Metam. v. 120. 121.*

Der Ochſe hat gewiß nicht vom verbotenen Baum gegeſſen: Und dennoch frißt ihn der Löwe. Der Menſch indeſſen, der allein geſündiget hat, empfindet von alle dem Ungemach, das mit der Veränderung der Natur der Thiere verknüpfet iſt, nichts. GOtt hat ihn, ſagt man, dadurch ſtrafen, und ſeiner Herrſchaft über die Thiere berauben wollen: Aber er weiß ſeine Herrſchaft ſchon zu behaupten. Die nützlichſten unter den Thieren ſind ihm entweder getreu verblieben, oder er hat ſie auch wieder unter ſein Joch gebracht; und die übrigen, die würcklich wild bleiben, die fürchten ihn, in der That, noch mehr, als er ſie. Sie ſind froh, wenn ſie nur Friede haben können. Allein der Menſch läſſet ihnen keine Ruhe.

Sectamur ultrò, quos opimus
Fallere & effugere eſt triumphus(18).

Er findet in ihrer Verfolgung ein unausſprechliches Vergnügen, deſſen er nothwendig entbehren müſte, wenn dieſe Thiere nicht wild wären. Man kan alſo mit Wahrheit ſagen, daß der Menſch die Jagd, die Königliche Luſt, bloß ſeiner Ubertretung zu dancken hat. Was ihm eine Strafe ſeyn

(18) *Horat. Lib. IV. Od.* 4.

ſeyn ſolte, daß muß ſeine Glückſeeligkeit vermehren. Er jagt,

. . . . & fruitur Diis
Iratis . . . . (19).

Wenn man dieſes recht bedencket, ſo weiß ich nicht, ob man die gäntzliche Umkehrung der Natur der Thiere, durch welche der Menſch um ſeine Herrſchaft über dieſelbe gekommen ſeyn ſoll, als eine Strafe anſehen, und vor eine Folge des Falles halten kan? Es bleibt alſo noch immer die Frage übrig: Warum der Menſch die Herrſchaft über die Thiere, die er urſprünglich gehabt haben ſoll, nicht noch habe? Ich glaube nicht, daß man ſie ſo bald beantworten wird.

Es iſt auch, die Wahrheit zu ſagen, nicht nöthig. Einem Chriſten, der von der Wahrheit und Göttlichkeit der Heil. Schrift überzeuget iſt, liegt wenig daran, ob die Einwürfe, welche die Vernunft wider die Glaubens-Lehren macht, gehoben werden, oder nicht. Sein Glaube ſtehet dennoch feſte; und wenn er alles gedultig angehöret hat, was ihm ſeine Vernunft wieder die Möglichkeit des Falles, und von der Unwahr-

(19) *Iuvenal Sat. I. v. 49. 50.*

wahrſcheinlichkeit der Herrſchaft des Menſchen über die Thiere, in ſo ferne ſie in den Worten Moſis gegründet iſt, vorſchwatzet; ſo macht er den Schluß; Es müſſe der Fall möglich ſeyn, weil er würcklich geſchehen iſt, und alles, was Moſes von der Herrſchaft des Menſchen über die Thiere ſagt, wahr ſeyn, eben darum, weil es Moſes ſagt.

So habe ich es in meiner Schrift wieder den Hrn. Prof. Manzel gemacht, und ich bin auch noch der Meinung, daß dieſes das beſte iſt, was man thun kan. Jch ſtreite alſo mit dem Hrn. Reinbeck nicht darüber: Ob der Menſch gefallen, und das, was Moſes von deſſen Herrſchaft über die Thiere ſagt, wahr iſt? Sondern nur über die Frage: Ob die Vernunft die Möglichkeit des Falles erkennen, und das, was Moſes von der Herrſchaft des Menſchen über die Thiere ſagt, in dem Sinn, welchen man gemeiniglich ſeinen Worten giebt, verdauen könne? Beides hatte ich in meiner Schrift gegen den Hrn. Prof. Manzel geleugnet. Da ich nun ſehe, daß Hr. Reinbeck es mehr mit meinem Gegner, als mit mir hält; ſo habe ich vor nöthig erachtet, zu verhindern, daß der Hr. Prof. Manzel ſich auf den Beyfall eines ſo berühmten

Man=

Mannes nicht zu viel einbilde. Die Einwürfe, die ich wieder einige Stellen der vortreflichen Betrachtungen des Hrn. Reinbecks über die Augsburgiſche Confeßion mache, rühren alſo nicht aus einem Kützel her, einem Manne zu wiederſprechen, deſſen groſſe Gaben ich verehre, und deſſen Schriften ich mit Luſt und Nutzen leſe: ſondern bloß aus einer unſchuldigen Begierde einen Satz zu behaupten, den ich vor wahr halte. Ich beſorge auch gar nicht, daß der Herr Probſt Reinbeck meine Freyheit übel nehmen werde. Er kan verſichert ſeyn, daß dieſelbe der beſondern Hochachtung die ich vor ihn hege, nicht den geringſten Eintrag thut, und allen falls meinen Widerſpruch als eine Schutz-Schrift wieder diejenigen anſehen, die ihm Schuld geben, daß er der Vernunft, zum Nachtheil der Theologie, zu viel einräume.

Wenn ſich übrigens der Hr. Prof. Manzel über den Beyfall des Hrn. Reinbecks gefreuet hat, ſo hat er Urſache ſich zu betrüben, daß dieſer berühmte Mann nicht in allen Stücken ſeiner Meinung iſt. In unſerm Streit über die Frage: Ob der Menſch im Stande der Unſchuld auch im Beyſchla-

ſe eine Luſt würde empfunden haben? hält er es ofenbahr mit mir. Ich will ſeine Worte hieher ſetzen; nicht ſo wohl, dem Hrn. Prof. Manzel zu kräncken, als zur Beſchämung der Heuchler, die es mir etwan verdencken möchten, daß ich von einer ſo kützelichen Materie ſo weitläuftig und frey gehandelt habe.

„Es läſſet ſich zwar, ſpricht Hr. Rein„beck (20) von dem, was im Stande der „Unſchuld bey dem Gebrauch des Ehe„Standes für Empfindlichkeiten ſich wür„den gefunden haben, nicht ſo völlig reden; „ſo ſind auch ſehr viele Menſchen ſo geartet, „daß wenn in Sachen des Ehe-Standes, „zu Rettung der Ehre des Schöpfers, und „ſeiner Stiftung etwas beygebracht wird, „ſie ſich anſtellen, als ob ſie überaus zar„te Ohren hätten, und leicht geärgert „werden könnten, ob ſie ſchon ſonſt die „gröbeſten Sau-Zoten von den ofenbah„reſten Wercken des Fleiſches unterein„ander vertragen können. Man will „aber nur dabey zu bedencken geben, daß, „überhaupt von Empfindlichkeiten zu reden,

(20) S. die *XVII.* Betracht. §. 11.

den, nicht alle angenehme Empfindun-„
gen an ſich ſelbſt ſündlich ſind; ſondern„
daß dieſelbe der Schöpfer ſelbſt in die„
Natur, durch die Einrichtung, theils„
der ſinnlichen Gliedmaſſen, theils auch„
der ſichtbaren Creaturen auſſer dem„
Menſchen, geleget habe. Man neh-„
me zum Exempel den Genuß der Spei-„
ſe, und des Trancks. Wer kan mit„
Grunde behaupten, daß die Annehm-„
lichkeit bey dem Eſſen und Trincken an„
ſich ſelbſt ſolte ſündlich ſeyn? Sie wür-„
de ſich ja auch im Stande der Unſchuld„
gefunden haben, indem Moſes aus-„
drücklich bezeuget, daß GOtt der HErr„
aus der Erden allerley Bäume habe„
aufwachſen laſſen, luſtig anzuſehen,„
und gut zu eſſen 1 Buch Moſe Cap.„
2. v. 9. die Sündlichkeit ſtecket nicht„
in dem, was von der Einrichtung des„
Schöpfers, die in der Natur geſche-„
hen iſt, herrühret; ſondern, wenn„
man darunter wieder die Abſicht des„
Schöpfers handelt, an den bloſſen„
Sinnlichkeiten hangen bleibet, die See-„
le dadurch verſchlimmert, den Ver-„
ſtand verdunckelt, den Willen verkeh-„

„ret, und alſo auſſer den Schrancken „gehet. Geſchiehet dieſes letztere, ſo iſt „Eſſen und Trincken eben auch ſünd„lich; geſchiehet es nicht, ſo ſaget der „Apoſtel Paulus, daß man auch zur „Ehre GOttes eſſen und trincken kön„ne 1 Cor. 10. v. 31. Man mache die „Zueignung auf den Gebrauch des „Ehe-Standes, ſo wird man, wenn „man will, ſchon finden, was unver„werflich, und was zu verwerfen „ſey.

Die Heuchler finden in dieſer Stelle ihre Abfertigung, und ich habe alſo nicht Urſache, mich vor ihrer Cenſur zu fürchten.

Vorrede

Vorrede des Herausgebers.

Geneigter Leſer!

Ich theile dir die Widerlegung einer Schrift mit, die nunmehro beynahe ſchon 10 Jahre ruhig und unangefochten in den Buchläden gelegen. Du wirſt dich unſtreitig darüber wundern, und nicht begreifen können, was ein ſo ſeltſames Verfahren vor Urſachen habe. Wiſſe demnach, daß die Widerlegung, die ich dir zu überliefern die Ehre habe, älter iſt, als du vielleicht glaubeſt. Sie iſt würcklich im Jahr 1726, ſo bald die Schrift, wider welche ſie gerichtet iſt, zum Vorſchein gekommen war, auf Veranlaſſung eines gelehrten Meklenburgiſchen Cavaliers, zu Papier gebracht. Da aber weder dieſer gelehrte Edelmann, noch der Verfaſſer jemahlen die Abſicht gehabt, dieſelbe drucken zu laſſen, ſo würde ſie wohl nimmer des Tages Licht geſehen haben, wenn ſie mir nicht neulich von ungefehr in die Hände gefallen wäre. Ich hatte die Schrift des Hrn. Prof. Manzels geleſen, und der in ſelbiger verſprochenen weitern Ausführung eines gantz neuen Rechts der Natur mit Schmerzen entgegen geſehen. Ich faſſete dahero ſo gleich den Entſchluß, die mir ſo unverhoft zu Handen gekommene Anmerckungen über dieſelbe ans Licht zu ſtellen, was auch diejenigen, welche dieſe Anmerkungen der Welt ſo lange vorenthalten, dazu ſagen möchten; und ich bilde mir ein, ich thue nicht übel, daß ich meinen Vorſatz ins Werck richte.

Meiner Meinung nach hat ſich der Verfaſſer der Widerlegung ſeiner Arbeit nicht zu ſchämen, und der H. Prof. Manzel keine Urſache, es übel zu nehmen, daß

eine Schrift gegen ihn gedruckt wird, die ihm zu allerhand erbaulichen Betrachtungen Anlaß geben kan. Es hat der Hr. Prof. Manzel in der Vorrede zu ſeiner Schrift alle Gelehrten erſuchet, ihm von ſeinem neuen und wahren Recht der Natur ihre Meinung zu ſagen. Niemand hat ſich bißher die Mühe geben wollen, und dadurch, glaube ich, iſt der Hr. Prof. Manzel abgehaltē worden, ſein neues Recht der Natur weiter auszuführen. Ich hoffe demnach, es werde ihm ſehr angenehm ſeyn, endlich einmahl zu erfahren, was andere von ſeiner Schrift dencken. Zwar muß ich geſtehen, der Verfaſſer der Anmerkungen, die ich jetzo zum Druck befordere, iſt mit dem Hrn. Prof. Manzel in den wenigſten Stücken einig, und ſchreibt ziemlich frey: Allein Hr. Prof. Mnnzel weiß zu leben, und hat bey aller Welt den Ruhm, daß er einen höflichen und beſcheidenen Widerſpruch gar wohl vertragen könne.

Wer recht oder unrecht habe, will ich nicht entſcheiden. Ich überlaſſe es dem geneigten Leſer, und damit derſelbe deſto beſſer von der Sache urtheilen könne, habe ich vor dienlich erachtet, die Schrift des Hrn. Prof. Manzels, welche, ob ſie ſchon wenig Käufer gefunden hat, dennoch durch allerhand Zufälle, denen Schriften ſolcher Art unterworfen ſind, faſt gantz unſichtbar geworden war, der Wiederlegung anzuhängen. Die Urſachen, warum ſie nicht ins Teutſche überſetzt, wird der geneigte Leſer beym durchblättern ſelbſt finden.

Uebrigens kan ich leicht gedencken, daß jederman, und inſonderheit der Hr. Prof. Manzel, begierig ſeyn wird, zu wiſſen, wer ſein Widerſacher ſey. Allein es iſt mir nicht erlaubt ſeinen Nahmen zu nennen. Ich habe ſo ſchon genug zu verantworten, daß ich ſeine Arbeit ohne ſein Vorwiſſen, und wider ſeinen Willen drucken laſſe. Gehabe dich wohl, Geneigter Leſer!

Hoch-

Hochwohlgebohrner ꝛc.

Ich bin Ew. Hochwohlgeb. ſehr verbunden, daß Sie mir die Schrift des Hrn. Prof. Manzels haben ſchicken wollen, von welcher Sie neulich erwehnten: Allein es gefällt mir nicht, daß Sie meine Meinung von derſelben zu wiſſen verlangen. Ew. Howohlgeb. ſind weit geſchickter, als ich, von der Stärcke und Schwäche einer ſolchen Schrift, und ich viel zu wenig von der Arbeit des Hn. Mantzels zu urtheilen. Indeſſen, da ich beſorgen muß, Ew. Hochwohlgeb. möchten dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen, und meine Beſcheidenheit vor verſtellet halten: So habe ich Dero Befehl gehorſamen, und meine wenigen Gedancken von dem neuen Recht der Natur des Hrn. Manzels zu Papier bringen wollen.

Ew. Hochwohlgeb. mögen urtheilen, ob ich den Sinn des Hrn. Manzels allemahl recht getrofen habe. Ich weiß es nicht, und geſtehe gerne, daß ich mich in das neue Recht der Natur, ſo derſelbe einführen will, noch nicht zufinden weiß. Ich leſe zwar, in der Vorrede, daß ſeine Abſicht ſey, der Verwirrung vorzubeugen: welche aus vielen Urſachen, die Er nahmhaft machet, im Rechte der Natur entſtehet: Ich bekenne auch, daß dieſes ein Vorhaben ſey, das unſtreitig Lob verdienet: Allein, zu geſchweigen, daß mancher dencken möchte, die Verwirrung des Rechts der Natur ſey ſo gar groß nicht mehr, nachdem man angefangen, ohne Abſicht auf einiges Menſchen Anſehen, bloß aus der allgemeinen menſchlichen Natur, die natürlichen Geſetze herzuleiten, und die Regeln der Ge-

rechtigkeit, des Wohlſtandes und der innerlichen Tugend ſorgfältig von einander zu unterſcheiden: So weiß ich nicht, ob es dem Herrn Manzel mit der Verbeſſerung derjenigen Wiſſenſchaft, die wir das Recht der Natur nennen, ein Ernſt ſey: indem er dieſelbe faſt gar verwirft, und des Nahmens, welchen ſie bißhero geführet hat, unwürdig ſchätzet. „His hactenus poſi„tis, ſagt er §. 9. ſatis eluceſcit, communiter tracta„tum jus naturale, quod ſcilicet accommodatur ad „præſentem mundi ſtatum, abuſiue ita appellari. Man kan, wofern ich nicht irre, hieraus abnehmē, daß der Hr. Prof. Manzel gantz ein anderes Jus Naturæ, als bißhero gebräuchlich geweſen iſt, im Sinne habe, und nichts weniger, als den compilatoribus ſyſtematum & compendiorum Juris naturæ, wie er diejenigen, die vom Rechte der Natur geſchrieben haben, gar verächtlich nennet, mit ſeinen Einſichten auf den rechten Weg zu helfen gewillet ſey.

Nun will ich zwar nicht unterſuchen, ob dieſes neue Recht der Natur, welches der Hr. Prof. dem alten vorziehet, ſo ſehr von demſelben unterſchieden ſey. Ew. Hochwohlgeb. mögen ſelbſt urtheilen, ob die Beſchreibung, die der Hr. Prof. §. 8. von dem wahren Recht der Natur giebt, ſich nicht gar wohl auf unſer altes Jus Naturæ paſſe. Noch weniger will ich hart darauf dringen, daß es unmöglich andere Regeln der Gerechtigkeit, als die bißhero im Gebrauch geweſen ſind, geben kōñe, und daß alſo die diſtinction inter æquum ſiue naturale in ſenſu vulgari, & inter id quod juris naturæ vere talis in primis fundamentis eſt, welche der Hr. Prof. §. 11. machet, nicht viel beſſer heraus komme, als wenn einer inter calidum in ſenſu vulgari

vulgari & inter id quod calidum eſt ſecundum Phyſicam vere talem & paradiſiacam in primis fundamentis einen Unterſcheid machen wolte: Nur möchte ich wiſſen, was dann ein Recht der Natur, das nicht auf unſern Zuſtand gerichtet iſt, vor Nutzen habe? Wenn der Hr. Prof. Manzel in einem Collegio Juris publici die LL. XII. Tabb. zum Grunde legen wolte, ſo würde auch der einfältigſte von ſeinen Zuhörern über ihn lachen: Warum aber will er dann eine Wiſſenſchaft, die unſere Glückſeeligkeit zum Endzweck hat, auf einen Stand der Unſchuld gründen, von welchem die Vernunft nichts weiß, und der von unſerm ietzigen Zuſtande, nach ſeiner Meinung, noch mehr unterſchieden iſt, als der Zuſtand der alten Römer von der jetzigen Verfaſſung des deutſchen Reiches? So machte es Alberti zu Leipzig: Aber er legte wenig Ehre ein: Und dieſes hätte dem Hn. Pr. Manzel eine Warnung ſeyn können. Zwar ſagt der Hr. Prof. Manzel §12. daß er es mit dieſem paradiſiſchen Weltweiſen nicht halte; Allein Strimeſius, welchem der Hr. Manzel zu folgen ſcheinet, hat nicht mehr Gehör gefunden, als der gute Alberti, ob er gleich den Stand der Unſchuld nicht aus der Schrift, ſondern aus der Vernunft und den Heidniſchen Poeten herleitete. Es kömmt nicht darauf an, ob man den Stand der Unſchuld aus der Bibel, oder aus dem Ovidius beweiſet, die Frage iſt, ob derſelbe geſchickt ſey, einen guten Grund des Rechts der Natur abzugeben?

Und wenn ich ja dieſen beglückten Zuſtand der erſten Menſchen zum Grunde des Rechts der Natur legen wolte, ſo möchte ich ihn doch lieber nach Anleitung der Schriften Moſes, als nach der Vernunft betrachten.

Denn die Vernunft weiß von dem Stande der Unſchuld nichts, und irret der Hr. Prof. nicht, wenn er ſagt; er ſehe ſchon vorher, was er ſich vor eine Laſt auflege, indem er ſich unterſtünde, denſelben aus der ſich ſelbſt gelaſſenen Vernunft zu erweiſen. Er hätte demnach, meines Erachtens, beſſer gethan, wenn er ſich nicht eines ſo ſchweren Beweiſes unterfangen hätte, der, wenn er gleich noch ſo wohl gerathen wäre, in der Weltweisheit nicht den geringſten Nutzen ſchafen kan. Nun aber werden Ew. Hochwohlgeb. wenn Sie die Gründe, durch welche der Hr. Prof. ſeinen Stand der Unſchuld aus der Vernunft beweiſen will, genau betrachten, wohl ſehen, daß ſein Beweiß ungemein ſchwach ſey. Es iſt ein Jammer anzuſehen, wie er ſich drehet: Und doch muß er oft zu der Schrift ſeine Zuflucht nehmen. Ich will das, was er ſchreibt etwas genauer beleuchten.

Vorher aber muß ich Ew. Hochwohlgeb. bitten, mich nicht vor einen Ketzer zu halten, wenn Sie in dieſer meiner Unterſuchung etwan einige Dinge antrefen, die mit den gemeinen Lehren von dem Zuſtande der erſten Menſchen nicht übereinſtimmen. Sie werden ſo gütig ſeyn, und mir die Freyheit gönnen, die ſich der Hr. Prof. Manzel heraus genommen hat. Er dichtet, er abſtrahirt von der Ofenbahrung, und ſagt uns, was ihm, nach ſeiner Vernunft, von dem Stande der Unſchuld düncket. Ich mache es eben ſo: auſſer daß ich nicht dichte, ſondern nur ſeine Fictiones verwerfe. Wir ſind beyde orthodox, ob wir gleich etwas ſagen, das mit den Meinungen unſerer Gottes-Gelehrten ſtreitet.

Nachdem ich alſo allem ungleichen Verdacht vorgebeu-

gebeuget habe, ſo ſchreite ich zum Haupt-Wercke und folge dem Hrn. Prof. Manzel auf dem Fuſſe nach.

Seine Abſicht iſt, aus der Vernunft zu beweiſen, daß die Menſchen nicht in dem Zuſtande leben, in welchem ſie von GOtt erſchaffen ſind. Er ſetzet zu dem Ende (§. 20.) zum Grunde, „daß GOtt, als das„ allervollkommenſte Weſen nichts als vollkomme-„ ne, ja höchſt vollkommene Dinge erſchafen können:„ und auch, wie aus allen Dingen um, neben, unter„ und über uns zu ſehen, nichts, als was höchſt voll-„ kommen, erſchafen habe. Da nun der Menſch aber„ unter allen erſchaffenen Dingen allein in dem größ-„ ſten Elende und in der erbärmlichſten Unvollkom-„ menheit lebet, meint er berechtiget zu ſeyn, daraus zu„ folgern, daß der Menſch ſeine erſte Vollkommenheit„ durch einen gewaltſamen Zufall (caſu violento)„ verlohren habe.„

Ew. Hochwohlgeb. ſehen, daß ich dieſes erſte Argument des Hrn. Prof. Manzels ſo kräftig vortrage, als es mir möglich; ob ich mich gleich an ſeine Worte und die Art ſeines Vortrages nicht binde. Damit Sie nun die Nichtigkeit deſſelben deſto beſſer begreifen mögen, will ich einige Anmerckungen darüber machen.

I. Die erſte ſoll dieſe ſeyn: Daß es noch eine groſſe Frage iſt, ob aus der Vollkommenheit GOttes folge, daß GOtt nur vollkommene Dinge erſchafen könne. Ich glaube es nicht. Denn, wenn GOtt etwas ſchafet, ſo macht er keine Götter; ſondern Creaturen. Ich dencke nicht, daß der Hr. Prof. dieſes leugnen wird. Er muß alſo auch geſtehen, daß einer Creatur nothwendig etwas fehlen muß, von dem, das in der

Gottheit anzutrefen iſt. Wem etwas fehlet, der iſt nicht höchſt vollkommen (perfectiſſimus); folglich iſt eine Creatur, ihrem Weſen nach, unvollkommen.

II. Aus dieſer Anmerckung flieſſet eine andere; daß es, nemlich, ſehr übel geſchloſſen iſt, wann man aus der Unvollkommenheit einer Creatur Anlaß nimmt zu muthmaſſen, es müſſe dieſelbe durch einen ſonderlichen Zufall ihre urſprüngliche Vollkommenheit verlohren haben. Die Unvollkommenheit iſt eine Eigenſchaft der Creatur, die aus ihrem Weſen flieſſet. Wenn ſie vollkommen wäre, ſo würde unter ihr und dem Schöpfer kein Unterſcheid ſeyn. Dieſer allein iſt vollkommen. Das iſt: Er kennet, was Raum, Zeit, Macht und Wiſſen anlanget, keine Gräntzen. Hergegen iſt die Ausdehnung, die Daurung, Macht und Erkänntniß aller Creaturen in gewiſſen Schrancken eingeſchloſſen. Je enger dieſelben ſind, je unvollkommener iſt eine Creatur. Ueberhaupt aber ſind dieſe Einſchränckungen, die das Weſen einer Creatur erfordert, der Grund aller Unvollkommenheiten, welche wir an den erſchafenen Dingen wahrnehmen. Wenn demnach eine Creatur unvollkommen iſt, ſo befindet ſie ſich in dem Zuſtande, darinn ſie, ihrem Weſen nach, ſeyn muß. Die Gröſſe der Unvollkommenheit, ſo wir an einigen Creaturen wahrnehmen, darf uns nicht ſtutzen machen. Wir haben nicht Urſache zu dencken, das Verderben einer gewiſſen Art von Geſchöpfen ſey gar zu groß, als daß es aus dem erſten Zuſtande derſelben flieſſen könne. Denn, da einmahl ausgemacht iſt, daß die Einſchränckungen der Creaturen dieſelbe unvollkommen machen; dieſe Einſchränckungen aber ihre Grade haben; ſo folget,

daß

daß auch die aus dieſen Einſchränckungen entſtehende Unvollkommenheit bald gröſſer, bald kleiner ſeyn müſſe. Sie kan aber nimmer ſo groß ſeyn, daß man die Urſache, warum ſie vorhanden, auſſer der nothwendigen Einſchränckung, in welcher die Creatur erſchaffen worden, zu ſuchen nöthig habe.

III. Hiernechſt deucht mich, daß es dem Hrn. Manzel, wenn ich ihm ja die Folge, wieder welche ich bißher geſtritten habe, zugeben wolte, ſchwer, ja unmöglich fallen würde, eine vernünftige Urſache von dem Elende und der Unvollkommenheit des Menſchen zu geben, er ſpricht: Was ſeinen Urſprung von einem höchſt-vollkommenen Weſen hat, das muß ſelbſt höchſt vollkommen ſeyn. Allein, ſage ich, der Menſch iſt es nicht. Woher kömmt das? Hr. Manzel antwortet: Er hat ſeine Vollkommenheit durch einen Zufall verlohren. Dieſe Antwort kan ich nicht vor hinlänglich halten, ſo lange mir die Möglichkeit dieſes Zufalles nicht gezeiget wird. Wenn der Hr. Prof. ſich nicht anheiſchig gemacht hätte, den Stand der Unſchuld aus der Vernunft zu beweiſen, ſo könnte er ſich nur auf die Schrift berufen, und ſagen, der Verluſt unſerer urſprünglichen Vollkommenheit müſſe möglich ſeyn, weil wir ihn erlitten. Ab eſſe ad poſſe valet conſequentia. Allein das darf er nicht thun. Was will er alſo machen? Die Vernunft ſagt, daß der Menſch, wenn er höchſt vollkommen erſchafen worden, auch höchſt vollkommen bleiben müſſen. Denn ſie findet weder in dem Menſchen, noch auſſer demſelben etwas, das eine ſolche Veränderung, als der Hr. Manzel geſchehen zu ſeyn vorgiebt, hätte verurſachen können. Nicht in dem

Men=

Menſchen: denn da der Menſch in der höchſten Vollkommenheit erſchafen war; ſo hat er unmöglich einen Trieb zum Böſen und ein Verlangen, ſeinen Zuſtand zu ändern, haben können. Folglich hat er ſeine Vollkommenheit ſo lange behalten müſſen, biß ihn eine höhere Hand derſelben beraubet: Oder biß er durch einen gewaltſamen Zufall (caſu violento), wie der Hr. Manzel redet, dieſelbe verlohren.

Aber auch dieſes iſt unbegreiflich. Denn wer ſolte den Menſchen wohl wieder ſeinen Willen aus ſeinem vollkommenen Zuſtand in das Elend, in welchem er ſich jetzo befindet, geſetzet haben? Niemand hat es thun können, als derjenige, der ihn erſchafen hat: Aber iſt es wohl erlaubt, dieſes auch nur zu gedencken? GOtt, der den Menſchen in der größten Vollkommenheit erſchaffen, hat gewollt, daß er vollkommen ſeyn und bleiben ſolte.

Was GOtt will, das muß geſchehen. Folglich kan auch kein unvermutheter, gewaltſamer Zufall den Menſchen um ſeine Unſchuld und Vollkommenheit gebracht haben. Denn da GOtt erſtlich gewollt, daß der Menſch vollkommen bleiben ſolte: So muß er auch die Zufälle ſo geordnet haben, daß ſie ſeinem Endzweck nicht entgegen.

Den alten Drachen, den Teuffel und Satanas kan der Hr. Prof. Manzel hier nicht einmiſchen. Den kennet die Vernunft nicht. Sie weiß nicht ob eine ſo boßhafte Creatur vorhanden iſt. Und frägt wer dann, da doch alles von GOtt höchſt vollkommen erſchaffen worden, dieſen Verführer verführet? oder durch was vor einen gewaltſamen Zufall dieſer ſeine Vollkommenheit verlohren hat?

Ja

Ja wenn ſie auch gleich ſo böſe Geiſter, als diejenigen, die wir Teufel nennen, kennete, ſo würde ſie doch nicht verdauen können, daß dieſelbe, wieder den Willen des allmächtigen GOttes, den Menſchen gewaltſamer Weiſe ſeine Vollkommenheit ſolten beraubet haben.

Sie findet darinn eine doppelte Unförmlichkeit. Einmahl, daß eine Creatur mächtiger ſeyn ſolle, als ihr Schöpfer: und zum andern, daß dem Menſchen etwas gewaltſamer Weiſe ſolle entwandt ſeyn, welches er nicht anders, als mit Willen hat verliehren können.

Die Vollkommenheit, ſo der erſte Menſch verlohren haben ſoll, war keine Sache, die man ihm mit Gewalt nehmen konnte. Sie ſteckte vornemlich in der Seele, und was noch mehr iſt, in dem Willen ſelbſt. Dieſer muſte verdorben werden. Wie aber? Durch äuſſerliche Gewalt? Das geht nicht an. Voluntas non poteſt cogi. Durch Verführung und liebreichen Zwang? Aber ſo wäre der Caſus, wie der Herr Manzel will, nicht violentus; ſo wäre der Menſch nicht vollkommen geweſen. Denn es iſt ausgemacht, daß, auch bey unſerm ietzigen Verderben, der Teufel uns nicht verführen kan, ohne ſich unſerer Schwachheit zu bedienen. Er verführet niemand, als der verführet ſeyn will. Wer ihm wiederſtehet vor dem fleucht er. Der Menſch in ſeiner Vollkommenheit hat dieſes letzte mit weit gröſſerm Nachdruck, als wir in unſerer ietzigen Schwachheit thun können, und die Luſt verführet zu werden, ſammt allen den Neigungen, deren ſich der Teufel bedienet, uns zu berücken, fanden ſich bey ihm nicht. Wie hat er dann verführet werden können?

Ew.

Ew. Hochwohlgeb. erſehen aus dieſem allen, daß das Argument des Hn. Manzels noch viel zu ſchwach iſt, die urſprüngliche Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechts zu erweiſen. Ich ſchreite demnach zu „dem folgenden, welches §. 21. alſo lautet: „Ein jeder „Geſetzgeber muß dahin ſehen, daß ſeine Gebote die „Kräfte derjenigen, welchen er ſie giebet, nicht überſteigen, und muß kein Geſetze geben, das ſeine Untertha„nen nicht vollkommen zu halten vermögend ſind. „Macht er es anders, ſo iſt er ein Tyrann. Nun iſt aus„gemacht, daß GOTT die Geſetze der Natur in un„ſer Hertz geſchrieben; Wir aber halten ſie nicht, wie „die klägliche Erfahrung lehret: Folglich leben wir „nicht in dem Zuſtande, in welchem wir, nach der Ab„ſicht GOttes, leben ſolten.

Hier muß ich vor allen Dingen Ew. Hochwohlgeb. ſagen, daß dieſes Argument gar nicht ſo eingerichtet iſt, als es ſeyn ſolte. Die Frage iſt nicht, ob die Menſchen die natürlichen Geſetze beobachten; ſondern, ob ſie fähig ſind, dieſelbe zu halten? Daß die meiſten Menſchen dawider handeln, iſt unſtreitig: Aber dieſes thut zu des Hrn. Manzels Endzweck nichts. Der hätte ſagen ſollen der Menſch wäre gar nicht in Stande, die Geſetze der Natur zu halten: So hätte er daher folgern können, daß der Menſch ſich einmahl in einem andern Zuſtande befunden habe. Wie er ſeine Sachen vorgebracht hat, heißt alles, was er ſaget, nichts.

Dieſes könnte zu Abfertigung dieſes andern Arguments genug ſeyn: Allein da mir die Höflichkeit zu glauben befiehlt, daß der Hr. Prof. Manzel beſſer und ordentlicher gedacht hat, als er geſchrieben: So will ich ſeinem Schluß die rechte Form geben, und alsdann ſehen,

hen, ob derſelbe den Stand der Unſchuld, aus welchem der Menſch gefallen ſeyn ſoll, zu beweiſen tüchtig iſt.

„Der Menſch, will der Hr. Prof. Manzel ver-„ muthlich ſagen, iſt ſo gar verderbet, daß er nicht im„ Stande iſt, die Geſetze der Natur zu beobachten.„ Es iſt aber nicht zu glauben, daß ſie ihm von GOtt„ würden gegeben ſeyn, wenn er nicht, zu der Zeit, als„ ſie ihm gegeben wurden, die Kräfte gehabt hätte, ſie„ zu halten: Folglich muß er dieſe Kräfte nothwendig„ verlohren haben, und befindet ſich alſo in einem an-„ dern Zuſtande, als derjenige war, in welchem er„ von GOtt erſchafen.

Dieſes lieſſe ſich, deucht mich, hören, wenn nur erſt ausgemacht wäre, daß der Menſch nicht im Stande iſt, die Geſetze der Natur zu halten. Die Erfahrung giebt es leyder zwar, daß die meiſten Menſchen nicht erkennen wollen, was zu ihrem Frieden dienet, ſondern ihren thörigten Begierden lieber, als der Einrede der geſunden Vernunft, oder, welches einerley iſt, den Geſetzen der Natur folgen: Allein, da es doch zu allen Zeiten einige, wiewohl gegen die Menge der Thoren zu rechnen, ſehr wenige gegeben hat, welche die Regeln der Gerechtigkeit und des Wohlſtandes nicht allein genau beobachtet; ſondern auch ihre Begierden ſo gebändiget haben, daß dieſelbe die Ruhe ihres Gemüths nicht mercklich ſtöhren können: So deucht mich, daß man, mit Beſtande der Wahrheit, nicht ſagen könne, die Menſchen überhaupt wären gantz und gar untüchtig die Geſetze der Natur zu halten. Das eintzige Exempel des vortreflichen Socrates würde einem, der dieſes behaupten wolte, zeigen, daß er zu hart rede: Denn, da man

wohl nicht leicht ſagen wird, daß dieſer groſſe Welt-weiſe aus einer Maſſa præſervata entſproſſen, ſo bleibt es wohl gewiß, daß dasjenige, was dem Socrates möglich geweſen iſt, andern auch nicht ſchlechterdings unmöglich ſey. Werden demnach gleich die natürlichen Geſetze nicht von allen Menſchen aufs genaueſte beobachtet; ſo kan uns dieſes doch nicht bewegen, zu ſchlieſſen, wir wären nicht in dem Stande, in welchem wir waren, als die Geſetze entſtunden, das iſt, als wir erſchafen wurden. Genug, daß wir ſie halten können, wenn wir nur wollen.

Will aber der Herr Prof. Mantzel den faſt allgemeinen Mangel dieſes Willens als eine Unvollkommenheit anſehen, die, wenn ſie ſich bey dem erſten Menſchen gefunden hätte, GOtt würde abgehalten haben, die Geſetze der Natur zu geben, und daher den Schluß machen, daß der erſte Menſch von derſelben frey geweſen ſey, und eine beſtändige Neigung zum Guten gehabt habe: So muß er wiſſen, daß dieſes ſehr übel geſchloſſen ſey. Die geſunde Vernunft ſtimmet nicht damit überein. Die ſagt, daß die Geſetze ein Zeichen unſerer Unvollkommenheit ſind, und daß dem Gerechten kein Geſetz gegeben iſt, weil er freywillig thut, was recht iſt: Und dieſes letzte bekräftiget auch die Schrift. Mich deucht alſo, GOtt würde uns niemahlen gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben haben, wenn wir ſo heilige, unſchuldige, und vollkommene Creaturen geweſen wären, als der Herr Mantzel aus den erſten Menſchen machen will. Wozu ſollen einer Creatur, die höchſt vollkommen iſt, ihren wahren Nutzen völlig erkennet, nicht die geringſte Begierde hat nach ſolchen Dingen, die ihrem Nutzen entgegen ſind,

ſind, und alſo unmöglich anders, als heilig und gerecht leben kan, die beſten Geſetze nützen? Ein Stein der in die Höhe geworfen worden, bedarf keiner Ermahnung, oder Anweiſung, daß und wie er herunterfallen ſolle. So nothwendig es nun aber iſt, daß ein in die Luft geworfener Stein herunter fällt, ſo nothwendig iſt es auch, daß eine vollkommene, und in rechtſchafener Gerechtigkeit und Heiligkeit erſchafene, Creatur alles thut, was nöthig iſt, ſie in dieſer Vollkommenheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit zu erhalten. Dieſes flieſſet aus ihrem Weſen, und ſie würde nicht vollkommen ſeyn, wenn ſie nicht auch die Fähigkeit hätte, ſich in ihrem beglückten Stande zu erhalten. Ich ſehe nicht, warum GOtt einer ſolchen Creatur Geſetze vorſchreiben ſolte? Geſetze verbieten das Böſe, und befehlen das Gute. Das Gute thut eine vollkommene Creatur von ſich ſelbſt: und ihr das Böſe unterſagen, würde eben ſo viel ſeyn, als ſie vor unvollkomen halten; weil ein ſolches Verboth nothwendig aus einer Beyſorge herrühren müſte, daß die vollkomene Creatur das Böſe dem Guten vorziehen möchte. Eine Creatur aber, von welcher man dieſes vermuthet, iſt unvollkommen.

Und vor unvollkommene Creaturen gehören eigentlich die Geſetze. Die Starcken bedürfen des Artzes nicht, ſondern die Krancken. Wir ſind alle geiſtlicher Weiſe kranck. Was iſt es dann Wunder, daß uns GOtt die Geſetze der Natur, als eine heilſame Artzney vorgeſchrieben? Wären wir von Natur ſo beſchafen, als es die Regeln der geſunden Vernunft erfordern, ſo bedürften wir keine Geſetze, die unſerm verkehrten Willen gewiſſe Schrancken ſetzen, und keiner Anleitung zur Erkenntniß unſers wahren Nutzens.

Die Geſetze der Natur ſchicken ſich alſo gar wohl zu unſerer Unvollkommenheit, und es iſt nicht nöthig, zu ſagen, wir wären zu der Zeit, als ſie uns gegeben ſind, höchſt weiſe und vollkommen geweſen.

Aber hat alſo GOtt nicht tyranniſch mit uns gehandelt, daß er uns Geſetze gegeben, die unſern Neigungen ſo ſehr entgegen ſind, daß es uns ſchwer, ja faſt unmöglich fällt, dieſelbe zu halten?

Dieſes iſt der Scrupel, den ſich der Hr. Prof. Manzel macht, und der ihn bewogen hat, um GOTT von den Verdacht einer Grauſamkeit zu befreyen, den Schluß zu machen, der Menſch müſſe ſich zu der Zeit, als GOtt die Geſetze der Natur gegeben, in einem beſſern und vollkommenern Zuſtande, als ietzo, befunden haben. Allein dieſer Scrupel wird ſich bald verliehren, wenn man nur die Geſetze der Natur ein wenig genauer anſiehet.

Es iſt gewiß, wenn die Geſetze der Natur willkührliche Verordnungen wären, kraft welcher GOtt dem Menſchen an ſich gleichgültige, und zum wahren Wohlſeyn der Menſchen nichts beytragende Dinge verböte und beföhle, ſo wäre es freylich eine Art einer Tyranney, mit denſelben eine Creatur zu beſchweren, die entweder gar nicht, oder doch wenigſtens nicht ohne groſſe Schwierigkeit, dieſelbe zu halten vermögend iſt. Allein ſo ſind die Geſetze der Natur nicht beſchafen. Es beſtehen dieſelbe nicht in willkührlichen Verordnungen, auf deren Uebertretung willkührliche, und nicht aus den Thaten der Menſchen ſelbſt flieſſende Strafen geſetzet ſind. Sie ſind nichts, als eine Einſicht in die Folgen unſerer Handlungen, und ſind uns nicht gegeben, weil wir

voll-

vollkommen erſchaffen worden, ſondern nur den Unvollkommenheiten zum Gegengewicht zu dienen, die aus unſerer Einſchränckung, und unſerm Zuſammenhang mit den übrigen Creaturen entſtehen.

Solte alſo GOtt wohl einer Tyranney beſchuldiget werden können, daß er uns, als ein liebreicher Vater vor Schaden warnet? Ich ſolte es nicht dencken. Laß es ſeyn, daß die meiſten Menſchen ihren wahren Nutzen aus den Augen ſetzen, und ſich in Unglück ſtürtzen: Die Geſetze der Natur bleiben darum doch eine Wohlthat GOttes, und machen den Menſchen, der ſie entweder aus Schwachheit, oder Boßheit nicht hält, nicht unglücklicher, als er ſeyn würde, wenn ſie GOtt nicht in ſein Hertz gepräget hätte.

Der Hr. Prof. Manzel hat alſo keine Urſache, zu ſchlieſſen, daß wir höchſt vollkommen geweſen ſind, als GOtt uns die Geſetze der Natur gegeben hat.

Meinen nun aber Ew. Hochwohlgeb. daß der Hr. Prof. mit dieſem Begrif von den Geſetzen der Natur nicht zufrieden ſeyn; ſondern vieles dagegen einzuwenden haben würde: So will ich eben ſo hart darauf nicht dringen. Ja ich will ihm zulaſſen, daß die Geſetze der Natur, die er meinentwegen vor eigentliche Geſetze halten mag, nur Creaturen, die höchſt vollkommen ſind, gegeben werden können. Ich will ihm zu geſtehen, daß wir ſie ietzo nicht halten können: Allein er wird mir dann auch eine Frage zu gute halten. Sie iſt nicht ſchwer zu beantworten.

. . . . Minimum eſt quod ſcire laboro.

Er kan nur ja oder nein ſagen. Ich möchte gerne wiſſen, ob die Geſetze der Natur, die GOtt dem

erſten Menſchen in ſeiner Vollkommenheit gegeben, hat, und die wir ietzo, wie der Hr. Manzel will, nicht mehr halten können, uns noch verbinden oder nicht? Antwortet er nein: So muß man alle Syſtemata Juris Naturæ zum Gewürtz-Kramer ſchicken, und nimmermehr von Recht und Billigkeit reden, ſondern nach ſeinen Lüſten leben. Der Hr. Prof. Manzel wird auch keine gute Urſache geben können, warum er ſein Werckgen geſchrieben, und warum er ſich bemühet hat, die edle Wiſſenſchaft des Rechts der Natur auf einen beſſern Fuß zu ſetzen.

Da es nun aber nicht glaublich iſt, daß er ſo antworten wird, ſo muß er ſagen, die Geſetze der Natur verbinden uns noch, ob wir gleich nicht mehr im Stande ſind, dieſelbe zu halten. Mit was vor Grunde kan er aber dieſes ſagen, da er ſelbſt meinet es ſey eine Tyranney, jemanden Geſetze zu geben, die er nicht halten kan?

Ich kan zwar leicht dencken, daß er ſich, um vor dieſem Einwurf ſicher zu ſeyn, unter die Canonen der Kirche retiriren, und mit der Lehre von der Erb-Sünde, als mit einem Schilde wafnen wird: Allein Ew. Hochwohlgeb. ſehen wohl, daß dieſes einem Weltweiſen, der aus der bloſſen Vernunft von dem Stande der Unſchuld handeln will, nicht ſonderlich wohl anſtehet.

Die Vernunft weiß von keiner Erb-Sünde, von keinen Kindern des Zorns. Sie begreift wohl, daß, wenn der erſte Menſch aus ſeiner Vollkommenheit gefallen iſt, die aus dieſem Fall in ſeiner Natur entſtandene Verſchlimmerung auf ſeine Nachkommen habe können fortgepflantzet werden. Sie begreift aber nicht, wie

wie dieſen Nachkommen des erſten Menſchen die angebohrne Unart, als ein Verbrechen, könne zugerechnet werden. Es iſt nicht unſere Schuld, daß wir böſe gebohren werden, und folglich, wegen unſerer angebohrnen Schwachheit, die Geſetze nicht halten können, welche dem erſten Menſchen gegeben worden, der in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit erſchafen war. Wer uns darum ſtrafet, der begehet eine Ungerechtigkeit, und die wird gar ſchlecht bemäntelt, wenn man ſpricht: Wir hätten die Kräfte gehabt, denen Geſetzen, welche uns gegeben worden, die gebührende Folge zu leiſten; wir hätten aber dieſe Kräfte durch unſer eigen Verſehen verſchertzet. Denn nicht der Hr. Prof. Manzel und ich, oder ſonſt irgend einer von allen ietzo lebenden Menſchen, haben vom verbotenen Baum gegeſſen. Warum ſollen wir dann die unordentliche Luſt unſerer erſten Eltern büſſen? Womit haben wir verdienet, daß uns durch unmöglich zu haltende Geſetze eine Laſt aufgelegt wird, die uns zu ſchwer iſt? GOtt hätte unſere erſte Eltern nach Belieben, wegen Uebertretung der Geſetze, welche ſie, durch ihr Verſehen, nicht halten konnten, züchtigen können: Uns aber muß er, falls er will, daß wir ihm gehorchen ſollen, Geſetze geben, die mit dem Zuſtande übereinkommen, in welchem wir uns ietzo befinden, und die wir vermögend ſind zu halten. Unmögliche Dinge muß er nicht von uns fordern, ſonſt dencken wir von ihm, was wir von einem Menſchen dencken würden, der einen Lahmen mit Schlägen zwingen wolte, ein Menut zu tantzen, unter dem Vorwande, der Ur-Elter-Vater dieſes Krüppels ſey ein geſchickter Täntzer geweſen; habe ſich aber,

durch ſeine Unmäßigkeit, eine Kranckheit zugezogen, die hernach auf alle ſeine Nachkommen geerbet ſey.

Und was braucht es viel Redens? daß ein Sohn die Miſſethat des Vaters nicht tragen ſolle, iſt ein Satz, der ſo feſt in der Vernunft gegründet iſt, als er klar in der Bibel ſtehet. Folglich iſt es nach der Vernunft, eine ausgemachte Sache, daß wir nicht verdienen, mit Geſetzen beſchweret zu werden, die wir darum nicht halten können, weil unſere erſten Eltern die Kräfte verlohren haben, welche dazu erfordert werden.

Ew. Hochwohlgeb. ſehen hieraus, daß es nicht wahr ſeyn könne, daß wir nicht im Stande ſind, die Geſetze der Natur zu halten, weil daraus die ungereimte Folge flieſſet, daß entweder die Geſetze der Natur uns nicht mehr verbinden, oder daß auch GOtt ungerecht mit uns verfahre, wenn er uns wegen Uebertretung derſelben ſtrafet. Da nun aber der Hr. Manzel ſich auf dieſen falſchen Satz gründet, ſo fällt alles, was er ſaget, übern Haufen, nachdem ich den Grund umgeſtoſſen habe. Mich deucht, ich kan alſo mit gutem Gewiſſen zu dem dritten Argument des Hrn Prof. Manzels ſchreiten, und ſehen ob es mehr, als die beyden vorigen, beweiſet.

„Ferner, ſpricht er (§. 22.), beweiſet dieſes (daß „wir nemlich in einem verdorbenen Zuſtande leben) „der beſtändige Streit des Fleiſches und des Geiſtes, „welchen auch ſelbſt die Heiden gefühlet, beſeufzet, „und nicht GOtt; ſondern ein böſes principium vor „deſſelben Urſache gehalten haben.

Ich mercke hierbey an

I. Daß es nicht Regelmäßig geredet iſt, wann der Hr. Prof. Manzel den Streit zwiſchen der geſunden

Vernunft,

Vernunft, und den thörigten Begierden des Men⸗ſchen einen Streit des Fleiſches und des Geiſtes (luctam carnis & ſpiritus) nennet. Dieſe Redens⸗Art iſt den Gottesgelehrten eigen, und ich möchte dieſelbe nicht ſo entheiligen. Derjenige Streit, von welchem der Hr. Manzel redet, heiſſet, wie bekannt, pugna rationis & appetitus ſenſitivi.

II. Daß dieſer Streit, den wir in uns ſpüren, er mag nun heiſſen wie er will, wohl beweiſe, daß wir unvollkommen und unglücklich ſind; indem wir Begierden haben, die dem Verlangen, ſo wir überhaupt haben, lange und glücklich zu leben, gerade entgegen laufen: Aber daß noch nicht daraus folge, der erſte Menſch ſey anders beſchafen geweſen. Und dieſe meine Anmerckung muß um ſo viel eher gelten, weil ich ſchon gewieſen habe, daß, da das Weſen einer Creatur erfordert, daß ſie unvollkommen ſey, die Unvollkommenheit, die wir ietzo an uns haben, uns nicht Recht gebe, zu ſchlieſſen, wir wären vor dieſen anders gemacht geweſen.

III. Daß es wenig zur Sache thut, ob die Heyden dieſen Streit gefühlet, und einem böſen principio zugeſchrieben, oder nicht. Ich weiß wohl, daß einige das Verderben der menſchlichen Natur, als die Strafe eines, in einer andern Welt begangenen, Verbrechens angeſehen: Allein dieſes beweiſet noch nicht, daß alſo würcklich eine gewaltſame Veränderung in der Natur des Menſchen vorgegangen ſey.

Die Heiden bemüheten ſich, den Urſprung der Unvollkommenheit und des Böſen in dem Menſchen zu erklären, und erdichteten, zu dem Ende, eben wie der Hr. Manzel, einen Stand der Unſchuld, nach ihrer

Art. Sie hatten davon ſo wenig Gewißheit aus der Vernunft, als er: Allein ſie meinten auf die Art die Ehre der GOttheit zu retten, der man es als einen Mangel der Macht, oder Güte auslegte, daß ſie ſo unvollkommene und elende Creaturen hervorgebracht. Die Seelen der Menſchen haben ſich, ſagten ſie, ehe ſie in die Leiber verbannet worden, verſündiget, und darum hat ſie GOtt zur Strafe an die Materie geknüpfet. Ein Heide aber, der auf ſolche Art alle Scrupel heben wolte, war leicht zu wiederlegen. Man konnte ihn nur fragen, ob die Seelen, vor ihrer Verbannung in die Leiber, vollkommen oder unvollkommen geweſen? Sagte er: Sie waren vollkommen; So konnte man fragen: Warum ſündigten ſie dann? Sagte er: ſie waren es nicht. So blieb der Scrupel da, den er, durch ſein Gedichte, heben wolte, nemlich woher die Unvollkommenheit in dem Menſchen entſtanden?

Ew. Hochwohlgeb. ſehen alſo, daß der Fall, welchen die Heiden erdichtet, ein elender Behelff iſt, von der Unvollkommenheit des Menſchen eine Urſache zu geben: und daß folglich der Hr. Prof. Manzel in den Meinungen dieſer Leute wenig Troſt finden könne, und wenn er ſich auch gleich auf dasjenige berufen hätte, was ich eben von dem Glauben der Heiden erwehnet habe. Nun aber thut er dieſes nicht einmahl; ſondern begnügt ſich nur anzumercken, daß die Heiden den Streit des Fleiſches und des Geiſtes gefühlet, und einem böſen principio zugeſchrieben haben: Und dieſes hat wenig zu bedeuten. Denn eines theils iſt es kein Wunder, daß diejenigen unter den Heiden, welche zwey principia glaubten, die Unvollkoṁenheit in dem

Men-

Menſchen dem Böſen zuſchreiben: und andern theils iſt es falſch, daß die Heiden überhaupt den Streit des Fleiſches und des Geiſtes einem böſen principio zugeſchrieben haben. Alle diejenigen, welche nicht zwey principia glaubten, gaben ihren Göttern Schuld, daß ſie ſie zu Laſtern reitzeten: Und es iſt bekannt, daß faſt keine Untugend zu erdencken iſt, die nicht ihren eigenen Patron unter den Göttern gehabt hätte. Die Heiden meinten alſo, daß von den Göttern, die ihnen das Gute gaben, auch das Böſe herrühre, und bildeten ſich, wann ſie von ihren Begierden zu etwas getrieben wurden, deſſen Unbilligkeit und Schädlichkeit ſie wohl erkannten, feſte ein, dieſer Trieb ſey göttlich. So erklärte die Medea ihre unbändige Liebe zu dem Jaſon, deren Unvernunft ſie ſelbſt wohl erkannte.

„Concipit interea validas Æetias ignes
„Et luctata diu, poſtquam ratione furorem
„Vincere non poterat; Fruſtra Medea repugnas
„Neſcio quis DEVS obſtat, ait . . . (1)

Mr. Bayle ſagt (2) die Heiden hätten dieſe göttliche Reitzung zum Böſen als eine Strafe einer vorhergegangenen Uebertretung angeſehen, und vergleicht die Begrife, welche ſie gehabt, mit dem, ſo unſere Gottes-Gelehrten vom Verluſt des freyen Willens durch den Fall, und der Entziehung der Gnade GOttes lehren. Aber auch dieſes kan dem Hn. Prof. Manzel wenig helfen: Denn, wie ſehr auch die Grillen der Heiden mit

(1) OVIDIVS Metam. Lib. VII.

(2) Diction. Hiſtor. & Crit. Art. Ovid. not. G.

mit den Lehren unſerer Gottesgelehrten übereinſtimmen, ſo bleibt es doch noch eine Frage, ob es vernünftig ſey, zu glauben, daß GOtt eine Creatur, wie grob ſie ſich auch an ihm verſündiget, immermehr zur Sünde reitzen ſolle: Dieſe Erklärung des Streites, den wir in uns fühlen, iſt, meiner Meynung nach, nicht weit her, und man findet auch unter den Heyden ſelbſt einige, denen ſie nicht gefallen hat. Wann die Phädra beym Seneca (3) ihre raſende Liebe gegen ihren Stief-Sohn mit einem Göttlichen Triebe bemänteln will, und ſpricht

„. . . . . quæ memoras ſcio
„Vera eſſe Nutrix: ſed furor cogit ſequi
„Pejora. Vadit animus in præceps ſciens,
„Remeatque fruſtra ſana conſilia appetens.
„ . . . . .
„ . . . . .
„ . . . . .
„Quod ratio poſcit, vincit ac regnat furor
„Potensque tota mente dominatur DEUS.

So wird ihr gar vernünftig geantwortet, ſie irre ſich ſehr, wenn ſie meine, Gott reitze ſie zu der Thorheit ihren Sohn zu lieben. Dieſe Einbildung ſey eine Erfindung liederlicher Gemüther ꝛc.

„Deum eſſe amorem, turpiter vitio favens
„Finxit libido: quoque liberior foret,
„Titulum furori NUMINIS FALSI addidit
„ . . . . .
„ . . . . .
„Vana

(3) In Hyppolito Act. 1.

„Vana iſta demens animus aſcivit ſibi
„Veneriſque numen finxit, atque arcus Dei.

Ob nun gleich die Heiden die Unvollkommenheit des Menſchen erkannt, und, da ſie ſich in den Streit der geſunden Vernunft mit den thörigten Begierden des Hertzens nicht finden können, einen Deum ex Machina zu Auflöſung dieſes Rätzels gebrauchet haben So hilft doch dem Hn. Manzel ihr Exempel nichts. Sein Stand der Unſchuld, ſein Fall wird dadurch nicht wahrſcheinlicher: Und wenn ſie auch, wie er will, eine Art von alten Drachen gekannt hätten: Denn es würde noch die Frage übrig bleiben, ob ſie wohl geſchloſſen. Was will er aber alſo ſich auf die Heiden berufen, da ich gewieſen, daß ſie den innerlichen Streit, den wir fühlen, als etwas Göttliches angeſehen haben? Wie kan er ſagen, die Heiden hätten die luctam carnis & Spiritus erkannt? Der Hr. Mantzel ſiehet dieſen Streit als ein Zeichen unſers Verderbens an: Das thaten, aber die Heiden nicht; die hielten einen erzürneten GOtt vor den Urheber deſſelben, und muſten alſo die einheimiſche Unruhe, welche ſie fühlten, mehr vor ein Zeichen des Eigenſinnes ihrer Götter, als vor ein Zeichen ihrer eigenen Unvollkommenheit anſehen. Sie konnten unmöglich daraus folgern, daß in der menſchlichen Natur eine Veränderung vorgegangen ſey, aus welcher dieſer innerliche Krieg der Vernunft und Begierden herrühre. Mr. Bayle iſt am angezogenen Ort anderer Meynung, und meint die Heiden hätten von dem Fall, und dem daraus erfolgten Verluſt des freyen Willens etwas gerochen: Allein mich deucht ich wolte mit leichter Mühe das Gegentheil darthun, wenn ich nicht beſorgte Ew.

Hoch-

Hochwohlgeb. durch meine Weitläuftigkeit verdrießlich zu fallen.

Ich wende mich alſo zu dem folgenden Argument des Hrn. Prof. Manzels, welches er (§. 23.) von der güldenen Zeit hernimmt, von welcher die Heiden ſo viel geſchwatzet haben. Ich glaube es muß ihm recht gefreuet haben, als er geſehen, daß das Seculum aureum der Heiden und ſein Stand der Unſchuld einander ſo ähnlich ſehen; weil dieſes wenigſtens ein Zeichen iſt, daß man aus der Vernunft den Stand der Unſchuld erkennen könne. Allein, ob ich ihm gleich den Einwurf nicht machen will, den er (§. 24.) ſchon zum voraus beantwortet hat, ſo weiß ich doch nicht, ob das, was die heidniſchen Poeten von der güldnen Zeit geſungen haben, ſeine Sache gut machen kan. Ich glaube dieſes um ſo viel weniger, weil der Hr. Prof. Manzel ſelbſt geſtehet, ſie hätten es erdichtet (quæ illi ipſi gentiles de aureo FINXERUNT ſeculo). Mich deucht, wenn das was Ovidius von der güldnen Zeit ſchreibet, erdichtet iſt, ſo kan das, was der Hr. Prof. von dem Stande der Unſchuld ſagt, auch nicht weit her ſeyn, weil das beſte, ſo er vorbringt nichts anders iſt, als was Ovidius ſchreibt. Indeſſen hätte der Hr. Prof. beſſer gethan, weñ er nicht weiter gegangen wäre, als die Heiden. Dieſe gute Leute wuſten aus der Hiſtorie und Tradition, konntens auch zur Noth aus der Vernunft wohl wiſſen, daß die Liderlichkeit, Schwelgerey, der Geitz, der Hochmuth und andere Laſter in den ältern Zeiten nicht ſo groß geweſen, als ſie dieſe Laſter zu ihren Zeiten ſahen, und daß die Alten alſo, gegen ihre Nachkommen zu rechnen, vor weiſe und heilige Leute zu halten. Aber daraus ſchloſſen ſie nicht, daß die

die Alten nicht eben die Neigungen gehabt, die wir haben: Sie legten ihnen darum nicht eine allen menſchlichen Witz überſteigende Vollkommenheit bey, die in folgenden Zeiten, ich weiß nicht durch was vor einen gewaltſamen Zufall, verlohren gegangen. Und hätten ſie es gethan, ſo hätten ſie, wie der Hr. Prof. Manzel, unrichtig geſchloſſen.

Es iſt nicht ſchwer zu begreifen, daß der erſte Menſch nebſt ſeiner Gehülfin, einen Augenblick nach ſeiner Erſchafung, nicht ſo laſterhaft ſeyn können als wir. Er ſuchte, wie andere Thiere ſeine Nahrung, und nahm vorlieb mit dem, ſo ihm zuerſt vorkam. Er hatte noch nichts geſchmecket, das ſeinen Gaumen gekützelt, und ihn verleiten können, lecker zu werden. Er war alſo mäßig, und zu frieden, wenn er nur ſeinen Hunger und Durſt ſtillen konnte. Eine ſolche Creatur brauchte wenig, und konnte alſo nicht verlangen, viel zu beſitzen, der Geitz plagte ſie nicht, und, da ſie auſſer einer Republick lebte, ſo war ſie auch von Hochmuth frey.

Allein, waren darum die erſten Menſchen, ihrem Weſen nach, vollkommner, als wir? Ich ſolte es nicht meinen. Eine ſolche Vollkommenheit, eine ſolche Unſchuld finden wir noch bey vielen wilden Völckern, und nehmen ſie ſelbſt an unſern Kindern, und an vielen Land-Leuten wahr. Gleich wie nun aber die Tugend und Unſchuld dieſer Leute ſich auf ihre glückſeelige Unwiſſenheit gründet: So kan man auch die Unſchuld der erſten Menſchen aus eben dieſem Grunde herleiten.

Die

Die Erfahrung hat es auch gegeben, daß die erſten Menſchen nur aus Einfalt tugendhaft geweſen. Denn ſo bald ſie die Welt nur etwas beſſer kennen gelernet, und die Dinge ſo unſere Sinne beluſtigen gekoſtet hatten; waren ſie nicht mehr mit dem, was der Erdboden trug, zufrieden: Sie künſtelten an dieſen Dingen, und begnügten ſich nicht mehr mit der Stillung ihres Hungers und der Löſchung ihres Durſtes, ſondern ſuchten ihren Geſchmack zu kützeln. Sie wurden lecker, und fiengen folglich an mehr nöthig zu haben, als ihre Nothdurft erforderte, und daher entſtand die Begierde viel zu beſitzen. Aus dieſer Begierde entſtand, da ihre Anzahl vermehret wurde, Zanck und Streit; und dieſe Uneinigkeit gab Gelegenheit zu Aufrichtung gewiſſer Geſellſchaften, theils, um andere deſto leichter zu unterdrücken, theils, um ſich beſſer zu wehren. Die Aufrichtung der Republicken führte eine Ordnung, und einen Unterſcheid unter Obrigkeit und Unterthanen ein: Und aus dieſer Ungleichheit muſte nothwendig der Ehrgeitz entſtehen.

Auf ſolche Art verſchwand die erſte Unſchuld in einem Theil des Erdbodens eher, als in dem andern. Die alten Deutſchen erhielten ſich länger darinn, als die Griechen und Römer, und in den Ländern, die den Alten unbekannt geweſen, ſind gantze Völcker in der glückſeeligen Unwiſſenheit der erſten Menſchen geblieben, biß wir ſie entdecket, und durch unſer böſes Exempel verführet haben.

Hieraus aber iſt klar, daß die erſten Menſchen keine ſonderliche Vollkommenheit an ſich gehabt haben, die ſie durch einen gewaltſamen Zufall verloh-

ren hätten. Man ſiehet leicht, daß es gar nothwendig geweſen, daß eine ſolche Creatur, als der Menſch anfänglich war, mit der Zeit ärger geworden, ſo wie ſich nach und nach die urſprüngliche Unwiſſenheit, als der Grund ſeiner Unſchuld, verlohren. Die erſten Menſchen hatten alle Fähigkeit, ſo zu werden, als wir ietzo ſind. Die zu ihrer Erhaltung nöthige Begierden, welche ſie hatten, waren hinlänglich, ohne allen gewaltſamen Zufall, die Veränderung, die wir an den Menſchen wahrnehmen, zu verurſachen. Daß ſie gleich anfangs ihre Begierden nicht mißbrauchten, das machte ihre Dummheit: Sie enthielten ſich vieler Fehler und Laſter, die wir begehen, nicht, wegen ihrer groſſer Heiligkeit, ſondern weil ſie dieſelbe nicht zu begehen wuſten.

Und dieſes iſt die Urſache, warum Seneca den erſten Menſchen den Titel weiſer Leute ſtreitig macht. „Sed, ſagt er: (4) quamuis egregia illis vita fuerit, & carens fraude, non fuere ſapientes." . . . . . . Non tamen negauerim fuiſſe alti Spiritus viros, &, ut ita dicam, *à Diis recentes*. . . . Quid ergo? *Ignorantia rerum innocentes erant*. Multum autem intereſt, utrum peccare aliquis nolit an neſciat."

Ich bin mit dem, was Seneca ſagt, völlig zufrieden, und will dem Hrn. Prof. Manzel, wenn er den Stand der Unſchuld eben ſo erkläret, gerne einräumen, daß man denſelben aus der Vernunft erkennen könne. Aber da er ſich einen Menſchen dichtet, der ohne alle Schwachheiten, und mit einer unbegreiflichen Weißheit und Heiligkeit begabet geweſen: So

Tt muß

(4) Ep. 90.

muß man ihm ſagen, daß die Vernunft ein ſolches Geſchöpfe nicht kenne. Sie ſtellet ſich die erſten Menſchen als unſere Kinder vor; dieſe laſſen in dem Anfange ihres Lebens nicht ſo viele Boßheit von ſich ſpüren, als erwachſene Leute; desfalls aber ſagen wir nicht daß ſie vollkommen ſind. Und die Folge giebt es auch, daß ſie es nicht ſind. So bald ſie ſich ſelbſt erſt recht fühlen, laſſen ſie ihre angebohrne Unart blicken, und dieſe wächſt mit den Jahren. So gieng es nun auch mit den erſten Menſchen. Sie ſündigten, wie ich ſchon geſagt, aus Einfalt nicht, und werden gewiß nicht lange in dieſer heilſamen Einfalt geblieben ſeyn.

Wir haben von den erſten Zeiten ſchlechte Nachrichten: Allein aus dem wenigen, ſo uns die Hiſtorie von den allerälteſten Zeiten lehret, können wir, ohne groſſe Kunſt, ſehen, daß nichts neues unter der Sonnen geſchiehet, und ſich von je her unter den Menſchen gute und böſe gefunden haben. Der Menſch iſt, von der Zeit ſeiner Schöpfung an, immer ein Menſch, das iſt: ein närriſches Thier geweſen.

Unſere Stamm-Mutter, Eva, begieng, kurtz nach ihrer Schöpfung, da ſie ſich noch in ihrer Unſchuld befand, eine That, von welcher ich mir, in dieſen letzten Zeiten, ein Kind von einem nur mittelmäßig guten Gemüthe, durch die bloſſe Furcht der Ruthe abzuhalten getraue. Ich weiß nicht, ob dieſe traurige Begebenheit uns, ſo lange wir ſie nach der bloſſen Vernunft betrachten, einen groſſen Begrif von der Vollkommenheit der erſten Menſchen geben kan. Was würde, ſpricht die Vernunft, die gute Eva nicht vor Fehltritte begehen, wenn ſie mit aller Unſchuld in der jetzigen Welt lebte? Die Verführung iſt heutiges Tages weit gröſ-

gröſſer als vor dieſem, und es iſt glaublich, das Adam wenig fröhlige Stunden in ſeinem Ehe-Stande würde gehabt haben, wenn ſeine Gemahlin, die ſo wenig Meiſter von ſich ſelbſt war, den Verſuchungen unterworfen geweſen wäre die ietzo eine junge Dame an einem Hofe, da es nur etwas luſtig hergehet, auszuſtehen hat. Ihre Aufführung machet, daß man ihr wenig Gutes zutrauen kan:

„Car bien qu' Adam fût jeune & vigoureux
„Bien fait de corps & d'eſprit agreable
„Elle aima mieux, pour s'en faire conter,
„Prêſter l'oreille aux fleuretes du Diable,
„Qve d' eſtre femme & ne pas coquetter. (5)

Ich weiß wohl, daß dieſes nur ein poetiſcher Einfall iſt: Allein, die Wahrheit zu ſagen, das, was Eva im Paradieß gethan hat, ihre groſſe Neugierigkeit, und ihr unordentlicher Appetit, den ſelbſt die Drohungen ihres Schöpfers, von deſſen Macht und Wahrhaftigkeit ſie mehr als zu viel überzeuget war, nicht mäßigen konnten, macht, daß ich befürchte, ſie würde, wenn man ſie mit aller ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit, ſo wie ſie von GOtt aus der Ribbe des ſchlafenden Adams verfertiget worden, in die Umſtände, darinn ſich eine junge Hof-Dame befindet, ſetzen könnte, ſich ſo aufführen, daß die Vertheidiger ihrer unbegreiflichen Vollkommenheit nichts, als Schimpf von ihr haben würden: Wenigſtens würde ſie es nicht beſſer machen, als unſer, in Sünden empfangen und gebohrnes, Frauenzimmer. Indeſſen thun wir ihr die Ehre, und glauben, ſie habe Tugenden und Vollkommenheiten beſeſſen, die nachmahls

(5) S. les Poëſies de Sarraſin p. 61.

mahls verlohren gegangen. Und dieſes iſt kein Wunder. Das Alterthum hat etwas an ſich, das in uns eine Art einer Ehrerbietung erwecket, die uns antreibt, auch die Fehler deſſelben zu überſehen. Wenn wir demnach ſehen, daß in alten Zeiten Laſter, ſo bey uns nicht ſeltſam ſind, entweder gar nicht, oder gar ſelten begangen worden: So gerathen wir in Verwunderung, und bilden uns ein, die Menſchen, die zu den Zeiten gelebet haben, müſſen gantz andere Thiere geweſen ſeyn, als wir. Aber wir betriegen uns ſehr: Wie löblich auch ihr Wandel war, ſo waren ſie doch Menſchen, wie wir. Daß uns der Unterſcheid zwiſchen uns und ihnen ſo groß vorkömt, das macht, daß wir unſere Thorheiten vor Augen ſehen, und diejenigen, welche die Alten begangen haben, entweder gar nicht wiſſen, oder doch, aus Ehrerbietung gegen das Alterthum, nicht ſo hoch aufmutzen, als die Fehler des mit uns lebenden Nechſten.

Ich gebe Ew. Hochwohlgeb. zu bedencken, ob es nicht wahrſcheinlich, daß alles, was die Heiden von der güldenen Zeit geſchrieben haben, mehr aus einer übermäßigen Ehrerbietung gegen das Alterthum, als aus der geſunden Vernunft hergefloſſen ſey, und ob alſo der Hr. Prof. Manzel durch dieſe Einfälle der heidniſchen Poeten etwas beweiſen könne? Ich zweifele an dem letzten um ſo viel mehr, weil ſelbſt die heidniſchen Poeten von dem Stande der Unſchuld des Hrn. Manzels nichts wiſſen, und vielleicht das, was ſie von der güldnen Zeit geſchrieben, ſelbſt nicht geglaubet haben. Sie bedienten ſich in dieſem Stücke der Freyheit, die ihnen Horatz gegeben hat: aber welcher er ſich doch ſelbſt, in Anſehung der

güld-

güldnen Zeit, nicht bedienen wollen. Weil er ausdrücklich ſchreibt:

„Quum prorepſerunt primis animalia terris
„Mutum & turpe pecus, glandem atque cubilia propter
„Unguibus & pugnis, dein fuſtibus atque ita porro
„Pugnabant armis, quæ poſt fabricaverat uſus:
„Donec verba, quibus voces ſenſusque notarent
„Nominaque invenêre: dehinc abſiſtere bello
„Oppida cœperunt munire, & ponere leges,
„Ne quis fur eſſet, neu latro, neu quis adulter. (6)

Und wenn dann gleich alle heidniſche Poeten ich weiß nicht was vor abentheurliche Dinge von der güldnen Zeit geſchrieben, und feſtiglich gelaubet hätten: So würde doch daraus nicht folgen, daß die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft uns zur Erkänntniß des Standes der Unſchuld führen könne. Die heidniſchen Weltweiſen und Geſchicht-Schreiber redeten von dem Zuſtande der erſten Menſchen gantz anders. Ew. Hochwohlgeb. können dieſes aus der Stelle des Seneca, welche ich ſchon angeführet habe, und aus dem Diodorus Siculus (7) deutlich ſehen.

Der Hr. Prof. Manzel fährt indeſſen fort, ſeinen Stand der Unſchuld §. 25. auf folgende Art zubeweiſen.

(6) Horat. Lib. I. Sat. 3.
(7) Lib. I. Cap. 8.

ſen. „Der Menſch ſpricht er, iſt die vortreflichſte „Creatur: Er iſt aber ietzo das elendeſte unter allen „Thieren. Es iſt nicht zu glauben, daß dieſes von „GOtt alſo verordnet ſey: Folglich muß ſich etwas „begeben haben, wodurch der Menſch die ihm aner„ſchafene Vortreflichkeit verlohren, und ſich den „Zorn ſeines Schöpfers zugezogen hat.

Ich dencke nicht, daß ich dieſem Schluſſe etwas von ſeiner Kraft benommen, ob ich gleich die Worte des Hrn. Prof. nicht behalten habe. Allein, wie ſehr ich mich auch bemühet habe, etwas darinne anzutrefen, das mich bewegen könnte, meine Gedancken zu ändern, ſo habe ich doch nichts bündiges darinne finden können: Ich bekenne, es läuft wieder die Vernunft, daß GOtt dasjenige Geſchöpfe, welches das vortreflichſte unter allen ſeyn ſollen, zu dem allergrößſten Elende ſolte verdammet haben. Aber wer hat uns dann geſagt, daß wir nothwendig das allervortreflichſte Geſchöpfe haben ſeyn ſollen? Dieſer Satz, auf welchen der Hr. Prof. ſeinen gantzen Beweiß gründet, hätte verdienet, erwieſen zu werden. So lange das nicht geſchiehet, halte ich mich berechtiget, die Einbildung von unſerer Vortreflichkeit vor eine Frucht unſers Hochmuths, und folglich vor ein Zeichen unſerer Unvollkommenheit anzuſehen.

Die Vernunft ſaget uns, daß GOtt alle ſeine Geſchöpfe gleich werth halte, und vor ſie alle ſo geſorget habe, daß ſie, nach dem Maaß einer Creatur, alle glücklich ſeyn können. Ich finde in dem Menſchen nichts, das mich bewegen könnte, zu glauben, GOtt müſſe in Anſehung ſeiner eine Ausnahme machen. Ja, da ich ſehe, daß der Menſch, wie der Hr. Man-

zel

zel ſagt, ſo gar elend iſt, ſo wolte ich lieber den Schluß machen, GOtt habe in Anſehung ſeiner eine Ausnahme gemacht, die klärlich weiſet, daß er nicht das vortreflichſte Geſchöpfe ſeyn ſollen.

Denn die Vortreflichkeit eines Dinges erſehe ich aus deſſen Eigenſchaften. Diejenige Creatur nun, welche die vortreflichſte unter allen ſeyn ſoll, die muß die andern an Macht, Daurung, Verſtand, Tugend, oder auch an künſtlicher Bildung übertrefen. Wenn ich den Menſchen noch ſo viel betrachte, ſo finde ich nicht, daß man dieſes von ihm ſagen könne.

Seine Kräfte erſtrecken ſich nicht gar weit, und die meiſten Thiere haben keine Urſache, ihn zu beneiden. Was die Daurung anlanget, ſo iſt es ofenbahr, daß viele Creaturen weit länger dauren, als der Menſch. Mit ſeiner Weißheit, und mit ſeinem Verſtande brüſtet ſich der Menſch zwar ſehr: Allein auch die Thiere haben die Fähigkeit, ihren wahren Vortheil zu kennen, und bedienen ſich derſelben beſſer, als der Menſch. Daß ſie nicht ſo tiefſinnige Schlüſſe machen, und abſtrahiren können, das iſt mehr ein Zeichen, daß ſie vortreflicher ſind, als der Menſch, als daß es den Vorzug, den wir für ihnen haben, beweiſen ſolte. Mit einem Blick, ohne weitläuftige Schlüſſe, nützliche Warheiten erkennen, iſt eine gröſſere Vollkomenheit, als mit groſſer Mühe aus einigen bekañten Sätzen unbekañte herleiten. Ein Muſicus, der, ohne darauf zu dencken, die ſchwerſten Stücke wegſpielet, hat unſtreitig den Vorzug vor einem Lehrling, der ſich den Kopf darüber zerbricht. Unnütze aber, oder wohl gar ſchädliche Warheiten nicht erkennen, iſt ſo wenig ein Fehler, darüber ſich die Thiere zu

betrüben hätten, als es eine Vortreflichkeit unſerer Natur anzeiget, daß wir ſie in dieſer Art der Erkänntniß übertrefen.

Mit unſerer Tugend iſt es ſo beſchafen, daß es wohl beſſer diente. Ich habe noch niemahlen gehöret, daß man unſere Heiligkeit und Unſchuld als einen Beweiß unſers Vorzuges vor andern Creaturen gebrauchet hat. Wir ſtellen uns wenigſtens die Thiere eher zum Muſter vor, als daß wir ihnen rathen ſolten unſerm Beyſpiel zu folgen. Und was dann endlich den künſtlichen Bau unſers Cörpers betrift, ſo iſt kein Thiergen in der Welt, deſſen Bildung uns nicht ja ſo viel Gelegenheit geben ſolte, die unendliche Weißheit des Schöpfers zu bewundern, als unſer Cörper.

Da nun der Menſch nichts an ſich hat, woraus man ſchlieſſen könnte, daß er das vortreflichſte Thier ſeyn ſollen; man aber von den Abſichten GOttes nicht wohl anders, als aus dem Erfolg urtheilen kan: So möchte ich wohl wiſſen, woher dann der Hr. Pr. Manzel erfahren habe, daß der Menſch das allervortreflichſte Thier ſeyn ſollen. A priori und aus der Vernunft kan er es unmöglich wiſſen: Da er aber dennoch dieſen Satz, alſo ausgemacht, voraus ſetzet, ſo miſcht er fremde Begrife in die Weltweißheit, und dieſes heiſſet nicht philoſophiren.

Wenn ich an jemand anders, als an Ew. Hoch-Wohlgeb. ſchriebe, ſo würde ich beſorgen man möchte mir einwerfen: Ich thäte übel, daß ich den Menſchen in ſeinem verdorbenen Zuſtande betrachten; man müſte von der Abſicht GOttes in Erſchafung des Menſchen nach der urſprünglichen Vollkommenheit

heit deſſelben urtheilen. Aber Ew. Hochwohlg. ſind nicht ſo unerfahren in der Vernunft-Lehre, daß Sie nicht ſehen ſolten, daß derjenige, der mir dieſen Einwurf zu machen ſich unterſtehen wolte, denjenigen logicaliſchen Schnitzer begehen würde, den man Circulum nennet. Denn der Herr Prof. Manzel ſetzt voraus, daß der Menſch die allervortreflichſte Creatur ſeyn ſollen, und ſucht daher zu beweiſen, er müſſe ſich ehedeſſen in einem vollkommenern und glückſeligern Zuſtande befunden haben. Er kan demnach, ohne unerträglich zu ſchlieſſen, dieſen vollkommenen Zuſtand nicht zum Grunde legen, wenn er beweiſen will, daß der Menſch das allervortreflichſte Thier ſeyn ſollen. Denn wer wolte über einen ſo ungereimten Schluß nicht lachen? Der Menſch muß in einem vollkommenen Zuſtande erſchafen ſeyn, weil er das allervortreflichſte Geſchöpfe ſeyn ſollen, und der Menſch hat das allervortreflichſte Thier ſeyn ſollen, weil er vollkommen erſchafen worden.

Da es nun alſo noch ſehr zweifelhaft iſt, ob der Menſch das vortreflichſte Thier ſeyn ſollen; ſo ſiehet man klar, daß der Herr Manzel viel zu frühe aus unſerm Elende eine Veränderung unſers urſprünglichen Zuſtandes ſchlieſſet. Wer ſagt uns, daß der Menſch nicht ſo ſeyn ſollen, wie er iſt? Die Vernunft nicht. Die begreift wohl, daß es ein Hochmuth iſt, ſich über die andern Geſchöpfe zu erheben, da uns doch vielmehr die Empfindung unſers Elendes die Beſcheidenheit lehren ſolte.

Es iſt ein Glück vor uns, daß die Thiere nicht wiſſen, was wir vor ſchöne Sachen von unſerer Vortreflichkeit ſchwatzen. Würden ſie uns nicht ausla-

chen, wenn ſie wůſten, wie wir armſeelige Creaturen uns, bey allem unſerm Elende, brůſten?

Allein ſo ſichert uns einer von unſern Vorzůgen auch vor dieſem Schimpf. Solus homo eſt riſibilis. Indeſſen iſt es gewiß, daß wir ſehr ůbel fahren wůrden, wenn wir mit ihnen ůber unſere Vortreflichkeit diſputiren ſolten. Der Hr. Prof. Manzel inſonderheit wůrde wenig Ehre einlegen: Denn der iſt ſchon ſo weit, daß er unſere Vortreflichkeit aus dem Verluſt derſelben beweiſet: Weil es unſtreitig iſt, daß man das was man verlohren hat, einmahl gehabt haben můſſe. Ich finde dieſes eben ſo artig, als die Ausflucht jenes Edelmanns, der ſeinen Adel beweiſen ſolte

„Qui prétendoit prouver ſans titre & PAR RAISON
„Que ſa famille & ſa maiſon
„Eſtoient plus vieilles que Grenoble.
„Il confeſſoit qu'entre ſes mains
„Pour juſtifier ſa naiſſance
„Il n'auoit point de parchemins:
„Mais il diſoit pour ſa defenſe.
„Que par la haine de Noé
„Avec qui ſa famille eût certain demêlé
„Ses titres en manquant de refuge
„Perirent tous dans le Deluge. (8)

Da nun unſere Sachen in einem ſo verzweifelten Stande ſind, ſo wåre es, meiner Meinung nach, beſſer, wenn wir alle vornehme Gedancken fahren lieſſen, und uns nicht mehr einbildeten, wir wůrden von der Natur

(8) S. les Nouvelles oeuvres de Mr. le Pays p. 73.

Natur nicht ſtandesmäßig gehalten. Wir ſind elend. Das iſt wahr; Aber laßt uns dieſes Elend durch etwas anders, als durch ſüſſe Träume von einer verlohrnen Vortreflichkeit, zu verſüſſen ſuchen. Wir thun klüger, wenn wir mit unſerm Zuſtande zufrieden ſind, und uns bemühen, denſelben ſo erträglich zu machen, als es möglich iſt.

Es iſt kein Thier in der Welt, daß nicht mit eben ſo gutem Grunde, als wir, das vortreflichſte zu ſeyn verlangen, und alſo ſein Elend, darinn es ſich befindet, als etwas auſſerordentliches, und aus einem Verſehen ſeiner Vorfahren herrührendes, anſehen könnte. Auch die Thiere haben ihre Noth; und wenn ſonſt nichts wäre, darüber ſie ſich zu beklagen, und allerhand Gedancken zu machen Urſache hätten, ſo wäre es gewiß die Grauſamkeit des Menſchen, und alles, das Böſe, ſo ſie von dieſem artigen Thiere erdulden müſſen.

Sie könnten alſo alles dasjenige, was der Herr Prof. Manzel zum Beweiß der urſprünglichen Vollenkommenheit und Glückſeeligkeit des Menſchen vorgebracht hat, vor ſich anführen. Ich glaube wohl, wir würden ſie auslachen: Allein womit wolten wir ſie wiederlegen? Gewiß nicht aus der Vernunft. Die iſt nicht vor uns. Sie ſiehet unſere Vortreflikeit nicht, wofern ſie nicht das Vergröſſerungs-Glaß eines thörichten Hochmuths gebrauchet.

Es würde lächerlich ſeyn, wenn wir unſere Zuflucht zur Ofenbahrung nehmen, und ihnen darinn unſere Vorzüge weiſen wolten. Denn dieſes würde bey den Thieren wenig verfangen. Sie würden unſere

ſere Offenbahrung, weil ſie von Menſchen geſchrie-
ben iſt, als partheyiſch verwerfen, und uns eben das
antworten, was der Löwe in der Fabel ſagte, als er
ſahe, daß die Menſchen ſich über ein Gemählde kützel-
ten, welches einen Löwen vorſtellete, der von einem ein-
tzigen Menſchen zur Erden geworfen war.

„Je vois bien, dit-il, qu'en effet
„On vous donne ici la victoire:
„Mais l'ouvrier vous a deçus,
„Il avoit liberté de feindre
„Avec plus de raiſon nous aurions le deſſus
„Si mes confreres ſavoient peindre. (9)

Von Menſchen haben wir eine ſolche Antwort nicht zu beſorgen, und alſo thun wir wohl, wenn wir in Beweiſung unſerer Vortreflichkeit und Vorzüge vor andern Thieren, des Standes der Unſchuld u. d. g. uns bloß auf das feſte prophetiſche Wort gründen, und nicht, wie der Hr. Prof. Manzel, von dieſen Dingen nach der bloſſen Vernunft reden. Die weiß davon wenig, oder gar nichts, und iſt geſchickter, uns Scrupel zu machen, als auf den rechten Weg zu bringen.

Darum kan ſie ſich auch gar nicht darinn finden, wann der Hr. Prof. Manzel (§. 26. 27.) fortfähret, ſeinen Stand der Unſchuld durch eine Betrachtung derjenigen Dinge zu erweiſen, die zu des Menſchen Erhaltung dienen.

„Er meint, da alles, was hauptſächlich dem „Menſchen zur Nahrung dienet, nicht ohne mühſa-
„me

(9) S. les Fables de Mr. de la Fontaine Liv. III. fab. 10.

ne Bearbeitung der Erde hervorgebracht wird, und„
ohne dieſe Arbeit und Mühe des Menſchen bald ver„
gehen würde: Hergegn diejenigen Dinge, damit„
ſich die Thiere nähren, von ſelbſten wachſen: So„
ſey es glaublich, daß eine Veränderung in der Natur„
vorgegangen, und alſo dem Menſchen die Arbeit,„
die er zu ſeiner Erhaltung anwenden muß, als ei„
ne Strafe auferleget ſey.„

Er verſteht durch die, zur Erhaltung des Men„
ſchen unumgänglich nöthige, Dinge, das Korn, als,„
Weitzen, Rocken, Gerſten, Habern, Erbſen,„
Linſen, Bohnen u. d. g. Er beweiſet aus der Ofen„
bahrung, daß alle dieſe Dinge anfangs ohne einiges„
Zuthun des Menſchen gewachſen: Und macht daher„
den Schluß, daß ſich etwas gewaltſames zugetra„
gen habe, (violentum aliquod accidiſſe), wodurch„
GOtt bewogen worden, ſeinen Seegen einiger„
maſſen zurückzunehmen.„

Ich muß bekennen, der Hr. Prof. Manzel weiß ſeine Völcker wohl zuſtellen: Er ſtellet die beſten an die Spitze. Diejenigen Argumente, die ich ſchon wiederleget habe, lieſſen ſich noch einiger maſſen hören: Aber das, welches ich eben angeführet habe, iſt ſehr ſchwach, und hat alſo verdienet, poſt principia geſtellet zu werden.

Ew. Hochwohlgeb. ſehen, daß der Herr Prof. Manzel ſelbſt nicht viel Gutes von der Kraft ſeines Beweiſes vermuthet. Er verzweifelt, und ſucht Troſt in GOttes Wort. Er thut wohl daran: Aber er philoſophirt ſchlecht, und ändert ſein Vorhaben, den Stand der Unſchuld aus der Vernunft zu beweiſen. Und dieſes allein könnte mich der Mühe überheben die

Schwäche

Schwäche ſeines Schluſſes Ew. Hochwohlgeb. weitläuftig darzuthun: Allein ich kan mich nicht enthalten von der groſſen Menge der Gedancken, die mir dabey einfallen, Ew. Hochwohlgeb. nur die erſten die beſten zu eröfnen. Damit ich mich nicht verirre, will ich das, was ich dencke, in gewiſſe Anmerckungen einſchlieſſen.

I. Iſt es falſch, daß dasjenige, welches zur Erhaltung unſers Lebens unumgänlich nöthig iſt, nicht von ſich ſelbſt wachſe, und die Thiere in dieſem Stücke etwas voraus haben. Denn wenn wirs ſo gut haben wollen, als die Thiere, ſo dürfen wir keine weitere Mühe anwenden uns zu ernähren, als ſie. „Non fuit tam „inimica natura, ut cum omnibus aliis anima„libus facilem actum vitæ daret, homo ſolus „non poſſet ſine tot artibus vivere. Nihil ho„rum ab illa nobis imperatum eſt, nihil ægre „quærendum, ut poſſit vita produci. Ad pa„rata nati ſumus, nos omnia nobis difficilia „facilium faſtidio fecimus. (10)

II. Wenn aus der Mühe, ſo eine Creatur zu ihrer Erhaltung ſich machen muß, eine Veränderung in der Natur zu ſchlieſſen, ſo können die Thiere, eben wie wir, ſprechen, ſie hätten ihr vorige Unſchuld verlohren. Denn obgleich dieſelbe weder ſäen noch pflügen, ſo müſſen ſie doch ihre Nahrung nicht ohne groſſe Mühe ſuchen, und können ſie in harten Wintern kaum finden; ſo gar, daß ſie oft Hungers ſterben müſten, wenn nicht der Menſch ihnen zu der Zeit, wiewohl nicht aus Liebe zu ſeinen Mit-Geſchöpfen, ihr Futter gäbe,

(10) Seneca Ep. 90.

gåbe. Die Thiere haben aber unſtreitig nicht geſün-
diget; und daß ſie GOtt das Verſehen des erſten
Menſchen entgelten laſſen ſolte, das iſt etwas, eine
Sache, die meinen Witz überſteiget.

III. Iſt es falſch, daß der Menſch ſich ohne die-
jenigen Früchte, die wir Korn nennen, nicht behelfen
könne. Dieſes iſt ein Vorurtheil, welches daher
entſtanden, weil ietzo das Brodt eine allgemeine Nah-
rung iſt, der ſich jederman, vom König an biß auf den
Bettler bedienet. Es iſt alſo bey gegenwärtigen Um-
ſtänden ſehr nöthig. Gleichwie uns aber dieſe Noth-
wendigkeit nicht bewegen kan, den Einfältigen nach-
zuahmen, die kein Stückgen Brodt ohne Grauſen
auf die Erde fallen ſehen können, und daſſelbe mit ei-
ner abergläubigen, lächerlichen Ehrerbietung aufhe-
ben: So ſolten wir, die wir Philoſophi ſeyn wollen,
auch nicht ſo einfältig ſeyn, und ſagen, man könne
ohne Brodt nicht leben.

Der Menſch lebet nicht allein vom Brodt, hat
Chriſtus geſagt, und unſere Kinder betens noch
täglich vor Tiſche. Man hat Leute in der Wild-
niß gefunden, die nimmer Brodt gekoſtet, und
doch gelebet haben: und wie viele Völcker gibt es
nicht, denen der Gebrauch des Brodts unbekannt iſt?
Es giebt in Africa Leute, die nichts eſſen, als das
Fleiſch der Cameele, und nichts trincken, als das
geſchmoltzene Fett dieſer Thiere: Und von den Grön-
ländern und andern Völckern in dem nordlichen
America iſt es gar zu bekannt, daß die gedörreten,
oder halb verfaulten Fiſche ihre eintzige Nahrung
ſind.

Da wir nun das Korn hauptſächlich zur Verfer-
tigung

tigung des Brodts gebrauchen: So kan es, da das Brodt nicht unumgänglich zu unſerer Erhaltung nöthig iſt, auch ſo gar nothwendig nicht ſeyn. Wenn uns demnach die Bearbeitung des Ackers ſo ſauer wird, ſo können wir uns desfalls über niemand beſchweren, als über uns ſelbſt. Es iſt unſer freyer Wille. Wer nicht Luſt dazu hat, der kan Eicheln freſſen: Dieſe Frucht bedarf keiner Wartung. Iſt nun aber das Korn ſo nothwendig nicht, ſo dürfen wir aus der Arbeit, die uns daſſelbe koſtet, nicht ſchlieſſen, es ſey auf die Natur ein Fluch geleget.

IV. Iſt es falſch, daß das Korn, wenn es auch gleich zu unſerer Erhaltung noch ſo nöthig wäre, darum ohne unſere Bemühung wachſen müſſe. Ich muß bekennen, wenn alle Menſchen, ſo dencken, als der Hr. Prof. Manzel, ſo iſt der Menſch ein gemächlich Thier. Er hat vornehme Gedancken. Er will nicht arbeiten. Faſt ſolte ich dadurch bewogen werden, zu glauben, er ſey von ſo hoher Abkunft, als er ſich ausgiebt. Der Geiſt ſeiner seeligen und beglückten Vorfahren, die zur Beherrſchung des Erdbodens erſchafen waren, regt ſich noch in ihm. Es iſt ihm, ſpricht er, in der Wiege nicht vorgeſungen, daß es ihm ſo gehen werde. Aber, ohne Schertz, iſt es nicht lächerlich, daß wir von aller Mühe befreyet ſeyn wollen, und die Nothwendigkeit der Arbeit, dadurch wir uns dasjenige verſchafen, was wir zu unſers Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchen, als eine Entziehung des Göttlichen Seegens anſehen? Da wir ſo geſinnet ſind, ſo würden wir nicht zu frieden ſeyn, wenn auch gleich Weitzen und Rocken wie das Graß wüchſen.

Denn

Denn ſo wie der Rocken wächſt können wir ihn doch nicht eſſen. Er muß gemähet, gedroſchen, gemahlen, das daraus verfertigte Meel mit Waſſer vermiſchet, und durch das Feuer gar, und alſo zu unſerer Nahrung geſchickt gemacht werden.

Mich deucht dieſe Arbeit iſt nicht weniger mühſam, als diejenige, welche zur Beſtellung des Ackers erfordert wird. Gibt demnach dieſe uns Fug und Recht zu ſchlieſſen, daß unſere erſten Eltern in dem Stande ihrer Vollkommenheit davon frey geweſen: So ſehe ich nicht, was mich hindern ſolte, zu ſagen, wenn wir in dieſem beglückten Zuſtande geblieben, ſo würden wir auch von der Nothmendigkeit, das Korn einzuſammlen, zu dreſchen, zu mahlen, und zu unſerm Gebrauch geſchickt zu machen, nichts gewuſt haben. Und folglich hätte der Hr. Prof. eben ſo groſſe Urſache aus der mühſamen Einſammlung, und Zubereitung des Korns zu ſchlieſſen, im Stande der Unſchuld würde das Meel, entweder gantz fertig vom Himmel gefallen ſeyn, oder wie Sand auf der Erden gelegen haben, als Er hat, zu muthmaſſen, das Korn würde im Stande der Unſchuld ohne alle Bemühung des Menſchen gewachſen ſeyn. Aus ſeinem Satze folget mehr, als dieſes. Ja er leydet nicht einmahl, daß er mit dem ſchon fertigen Meel zufrieden iſt. Denn geſetzt, wir fünden nun das Meel ſo häufig, als den Sand, würden wir deſſelben nicht bald überdrüßig werden? Würden wir nicht auf andere Dinge, die nicht ſo gemein ſind, verfallen, und uns einbilden, wir hätten dieſelbe zu unſerer Erhaltung nöthig? So bald es nun einige Mühe koſte, dieſelbe zu erlangen, würden wir eben ſo hertz-

brechend darüber ſeufzen, als jetzo darüber, daß wir des Pflügens nicht überhoben ſeyn können, und, nach unſerer Weißheit, ſchlieſſen, vor Zeiten ſey es nicht alſo geweſen, unſere erſten Eltern hätten alles, was wir mit Mühe ſuchen, ohne alle Bemühung haben können.

Dieſe Einbildung iſt fähig uns das Gehirn zu verrücken. Sie kan uns dahin bringen, daß wir uns einbilden, im Paradieß hätte es warme Semmel geregnet, oder es wären im Stande der Unſchuld dem erſten Menſchen die Tauben gebraten ins Maul geſtogen. Ja wir können ſo weit verfallen, daß wir, weil das Kauen und Schlucken auch mühſam und oft gefährlich iſt, gar dencken, unſere erſten Eltern wären auch dieſer Mühe überhoben geweſen.

Ich könnte dieſe Folgen noch weiter treiben: Allein Ew. Hochwohlgeb. ſehen ſchon, daß des Hrn. Mantzels Satz unrichtig iſt, und daß ſein Argument nichts beweiſet, weil es zu viel beweiſet. Es macht aus dem Paradiß ein Schlarafen-Land, un veritable païs de Cocagne, ubi porci cocti ambulant.

Tous les mardys y ſont des mardys gras
De ces mardys l'année eſt composée:
Cailles y vont dans le plat dix à dix,
Et perdreaux tendres comme zosée:
Le fruit y pleut, ſi que c'eſt choſe aiſée
De le cueillir ſe baiſſant ſeulement
Poiſſons en beurre y nagent largement
Fleuves y sont du meilleur vin d'Eſpagne
. . . . (11)

V. Bitte ich Ew. Hochwohlgeb. ſich nicht einzubilden, ich handle unbillig mit dem Hn. Manzel, daß ich

(11) Sarraſin T. II. p. 153.

ich ſo ungereimte Folgen aus ſeinem Satze ziehe. Der Hr. Prof. ſelbſt, wenn er meinen Brief leſen ſolte, würde nichts dagegen zu ſagen haben. Denn da Er überhaupt ſagt, das Korn würde nicht ohne groſſe Arbeit und ſauren Schweiß, aus der gepflügten Erde hervorgebracht non ſine maximo labore & ſudore è terra aratris præparata producuntur: So kan er unmöglich diejenige Mühe, welche uns die Einſammlung und Zubereitung des Korns machet, ausgeſchloſſen haben; und das um ſo viel mehr, weil er ſo gar des Pflügens nicht vergiſſet, welches doch bey weiten nicht ſo mühſam, als das Mähen, Dreſchen u. d. g. indem es gröſſten Theils auf das Vieh ankömt. Er muß alſo nothwendig ſagen, daß auch die mühſame Einſammlung und Zubereitung des Korns in dem Stande der Unſchuld eine unbekannte Sache geweſen ſeyn würde.

Wenn ich nun ſage, es wären warme Semmel vom Himmel gefallen oder gewiſſe dienſtbare Geiſter beſtellet geweſen, dem heiligen und vollkommenen Menſchen dieſe Mühe abzunehmen, das Korn zu mähen, zu dreſchen, zu mahlen, ja wohl gar das aus dem Meel verfertigte Brey dem Menſchen ins Maul zu ſtreichen, ſo ſage ich etwas, das mit des Hrn. Mantzels Sätzen gar wohl übereinſtimmet.

Spricht er nun, wie Er dann endlich thut, der Menſch habe das Korn, ohne das geringſte Ungemach, mit Luſt mähen, dreſchen und mahlen können (licet aliqualem ſuam adhibuiſſet operam homo, tamen citra incommoditatem id factum fuiſſet (§. 27.). So ſage ich: Gehet das an, ſo hat der Menſch auch den Acker düngen, pflügen, beſäen und

egen können mit eben der Luſt. Wir können alſo der gantzen Betrachtung des Hrn. Prof. täglich entbehren. Es iſt nicht nöhtig, daß man ſagt, es ſey mit dem Wachſen des Korns eine Veränderung vorgegangē.

VI. Ich habe geſagt, daß es übel ſtehe, daß der Hr. Prof. ſeine Zuflucht zur Ofenbahrung genommen, da Er geſehen, daß Er ſonſt nicht fortkommen würde. Nun will ich noch hinzuthun, daß auch die Ofenbahrung ihn wieder meine Einwürfe nicht ſichere. Ich gebe ihm zu, daß das Korn nicht ausgeſchloſſen werde, wann GOtt ſagt: Die Erde laſſe aufgehen Graß und Kraut, das ſich beſaame u.ſ.w. Was wird aber dann daraus? Daß die Erde nun vor ſich kein Korn mehr hervorbringet, beweiſet nicht, daß ſich etwas gewaltſames begeben habe, weswegen GOtt ſeinen Seegen einiger maſſen zurück genommen. Violentum aliquod accidiſſe, propter quod Deus benedictionem hanc ſuam aliquantulum retractaverit (§. 27.) Dieſes war nicht mehr nöthig, weil GOtt den hervorzubringenden Gewächſen ſchon die Kraft beygeleget hatte, ſich durch den Saamen fortzupflantzen.

Was macht ſich dann der Hr. Prof. vor Scrupel? Ja, ſpricht Er, die Erde bringt doch vor ſich kein Korn mehr hervor. Ich antworte: Sie ſoll nicht, und kan auch nicht. Nicht darum, weil ſie verflucht iſt; ſondern eines theils, weil, da GOtt dem Korn die Kraft gegeben, ſich zu beſaamen. Eine Hervorbringung deſſelben ohne Saamen unnöthig, und andern theils, weil es, da die Menſchen das Getreyde vom Felde wegnehmen, und alſo die natürliche Fortpflantzung verhindern, unmöglich iſt, daß der

Saa-

Saame, ohne menſchliche Bemühung, in die Erde komme, und aufgehe.

Wenn die Menſchen ſich des Korns zu ihrer Nahrung nicht bedienten, ſo würde der Saame, wann er ſeine Reife erlanget, auf die Erde fallen, und Frucht bringen, ohne alle Bemühung der Menſchen: Und daß dieſes nicht im Stande der Unſchuld allein möglich geweſen, iſt daher klar, weil man auch noch heutiges Tages ſiehet, daß auch an Oertern Korn wächſet, da keines geſäet iſt; ſondern da nur von ungefehr einige Körner niedergefallen ſind. Man hat Exempel von gantzen Aeckern, welche, weil man das darauf gewachſene Korn nicht eingeſammlet, ſondern auf die Erde fallen laſſen, das folgende Jahr, ohne daß ſie beſäet worden, reichlich Frucht getragen haben.

Was findet alſo der Hr. Prof. ſonderliches an dem Korn, daher er eine gewaltſame Veränderung in der Natur muthmaſſen könnte? Es würde im Stande der Unſchuld eben ſo gegangen ſeyn, falls der Menſch ſich des Getreydes ſo häufig bedienet hätte, als ietzo: Und man verſuche es nur mit allen andern Gewächſen, die durch ihren Saamen fortgepflantzet werden (welches ich dann von allen, das gemeine Graß etwan ausgenommen, glaube) und verhindere, daß nicht das geringſte von dem Saamen auf die Erde falle, ſo wird man finden, daß es, wie das Korn, ohne menſchliche Hülfe nicht wieder hervor komme.

VII. Da man alſo eine natürliche Urſache geben kan, warum das Korn auf die Art, als wir ietzo ſehen, fortgepflantzet werden muß; ſo iſt es nicht nöthig, dieſelbe in einem Fluch, der auf die Erde haften ſoll, zu

ſuchen. Ich habe wohl geleſen, was von dieſem Fluch in der Bibel ſtehet; Aber das gehört hier nicht her. Die Vernunft ſagt uns, daß nach der Ordnung, die GOtt in die Natur geleget hat, Dorn und Diſtel, Weitzen und Rocken gleich nothwendig wachſen. Sie findet in der Hervorbringung dieſer Dinge nichts, wesfalls ſie jene vor eine Folge eines Göttlichen Fluches, und dieſe als Spuren eines ſonderlichen Seegens anſehen ſolte. Sie glaubt nicht, daß, wenn dieſer eigene Seegen fehlet, der Acker nichts als Dorn und Diſtel tragen werde. Sie hält ſolche Gedancken einem Poeten, und zwar einem chriſtlichen Poeten, zu gute, und wundert ſich nicht wann er ſingt:

„Starre Dornen, rauhe Hecken
„Würden nur den Erden-Kreis
„Mit verwirrten Stacheln decken
„Lieſſe GOtt aus ſeinen Tiefen
„Nicht des Seegens-Regen triefen.

Allein ſie verlanget von einem Weltweiſen, der ſich anheiſchig gemacht hat, nach der bloſſen Vernunft zu reden, daß er ſich ſolcher Sätze enthalte, und begreiſe, daß, nach der Einrichtung der Welt, Unkraut und Weitzen, Diſtel und Rocken gleich nothwendig wachſen, und die Natur ſich in Hervorbringung der Dinge, ſo wir nützlich nennen, keine neue Unkoſten und Mühe mache. Der Unterſcheid, den wir unter nützlichen und unnützen Gewächſen machen, hat bey GOTT keine Statt. Ihm ſind alle ſeine Geſchöpfe gleich lieb: Vor ihm ſind ſie alle gleich gut. Er hält nicht mehr auf Rocken, als auf Dornen: Er hat keinen gröſſern Gefallen an Tuberoſen, als an Kuh-Blumen. Er bringt

bringt alle dieſe Dinge in gleicher Abſicht hervor, das iſt, ſeine Allmacht und Weißheit zu beweiſen, und ſeine Geſchöpfe, die eine Empfindung von Luſt und Schmertzen haben, glücklich zu machen.

Keine Sache iſt ſo geringe, die nicht etwas dazu beytragen ſolte, und die man alſo, an ſich, unnütze und ſchädlich nennen könnte. Allein der Menſch iſt ſo ſtoltz, daß er nur dasjenige, was ihm vortheilhaft iſt, vor nöthig hält. Gerade, als wenn GOtt, bey Erſchaffung der Welt, nur auf ihn allein geſehen hätte. Dieſe Einbildung kan ihm auch die Empfindung ſeines groſſen Elendes nicht benehmen. Er erkennet wohl, daß die Natur mit ihm nicht beſſer, als mit andern Creaturen umgehe, und aus ihm nicht mehr Wercks mache, als aus dem geringſten Wurm: Aber er bleibt doch bey ſeinen fünf Augen.

„Cependant à le voir plein de vapeurs legeres
„Soi-même ſe bercer de ſes propres chimeres
„Lui ſeul de la Nature eſt la baſe & l'appui
„Et le dixiéme Ciel ne tourne que pour lui. (12)

Hiemit endige ich meine Anmerckungen, und wende mich zu dem, was folget.

Der Hr. Prof. will noch zum Ueberfluß, mit einer angeſtelleten Betrachtung der Abſicht GOttes in Erſchafung der Welt, beweiſen, daß wir nicht mehr in dem beglückten Stande leben, zu welchem uns GOtt

(12) Boileau Sat. VIII.

beſtimmet hat. Zu dem Ende ſchreibt er (§. 28.) „Es ſey ofenbahr, daß die Welt nicht von Ewigkeit „geweſen, ſondern in der Zeit gemacht ſey: Daß dieſel- „be hauptſächlich erſchafen, zur Ofenbahrung der „göttlichen Allmacht, und daß, damit etwas ſeyn „möchte, das dieſe Allmacht bewundern könnte, zu- „gleich der Menſch erſchafen, und mit einer vernünfti- „gen Seele begabet worden: Es ſey auch ferner un- „ſtreitig, daß die Welt mit eben der Abwechſelung „der vier Jahrs-Zeiten, mit eben dem Unterſcheid „von Hitze und Froſt, nach Beſchafenheit der Cli- „matum, wie wir ſie ietzo ſehen, erſchafen ſey, und „zwar ſo, daß ſie allenthalben als ein vollſtändiges „Paradiß eingerichtet.

Ew. Hochwohlgeb. ſehen, daß mir von allem, was der Hr. Prof. Manzel vorbringet, nichts, als der letzte Punct angehet. Ich muß unterſuchen, ob es recht geſchloſſen iſt: Die Welt hat ein ſchönes Paradiß ſeyn ſollen: Sie iſt es aber nicht: Darum hat ſie durch einen gewaltſamen Zufall ihre paradiſiſchen Eigenſchaften verlohren. Ich glaube es nicht, ſo lange der Hr. Prof. nicht bewieſen hat, daß die Abſicht GOttes geweſen ſey, ein ſolches Prieſter Johannes-Land, da die Gänſe gebraten gehen, als der Hr. Prof. durch ſein Paradiß verſtehet, zu erſchafen.

Ew. Hochwohlgeb. dencken nicht, daß der Hr. Prof. dieſes ſchon (§. 30.) gethan habe. Denn ich habe wieder dieſem Beweiß zweyerley zu erinnern. Erſtlich, daß er aus der Ofenbahrung genommen iſt, welche hier nicht gilt: und zum andern, daß, wenn man auch dem Hrn. Prof. dieſes zu gute halten wolte, er ſich dennoch auf die Ofenbahrung

nicht

nicht berufen könne, weil er derſelben §. 29. ſchon platt wiederſprochen.

Denn ob gleich Moſes ausdrücklich ſagt, daß GOtt, nach der Schöpfung, einen Ort erwehlet, und daſelbſt einen ſchönen Garten gepflantzet habe, welchen wir dann das Paradiß zu nennen pflegen; So ſagt doch der Hr. Manzel: „Wer die Sache recht „überlegte, würde ſich nimmer einbilden können, daß „der Platz an dem Euphrat allein das Paradiß ſeyn „ſollen; ſondern ſich vielmehr unter dieſem Nahmen „nur den beglückten Theil des Erdbodens vorſtellen, „in welchem der erſte Menſch ſich aufgehalten hat, „ohne dem Reſt der Erde ſeine paradiſiſchen Eigen„ſchaften abzuſprechen.

Er glaubt alſo, daß der, von GOtt zum Garten auserſehene, Platz nichts an ſich gehabt hat, wodurch er von der übrigen Erde unterſchieden geweſen: Da doch Moſes deutlich ſaget, daß GOtt dieſen Ort ſonderlich zum Vergnügen und Nutzen der Menſchen eingerichtet. Mich deucht alſo, daß dieſer Garten Annehmlichkeiten gehabt hat, welche den übrigen Theilen des Erdbodens gefehlet: Welches dann unter andern auch daher klar iſt, weil der Menſch hernach zur Strafe, aus dieſem beglückten Aufenthalt verſtoſſen, und in einer ſchlechtern Gegend zu wohnen, verdammet worden.

Da nun der Hr. Prof. Manzel das moſaiſche Paradieß in der That leugnet; die heilige Schrift aber von den paradiſiſchen Eigenſchaften des gantzen Erdbodens, worauf er ſich gründet, nichts weiß; ſo ſehen Ew. Hochwohlgeb. daß in der Ofenbahrung nichts enthalten iſt, ſo ihm Troſt geben könnte.

Ew. Hochwohlgeb. meinen nicht, daß dieſes ein liſtiger Fund vor mir ſey, durch welchen ich mich von der Mühe loßwickeln will, den Beweiß des Hrn. Manzels zu vernichten. Wenn Sie die Sache genau anſehen, werden Sie das, was ich ſage, gegründet finden.

Der Hr. Prof. Manzel ſagt: die gantze Erde hat ein Paradiß ſeyn ſollen. Dieſen Satz will er beweiſen; und, wie nun das Wort Paradieß ſchon anzeiget, daß der Hr. Prof. ſeine Begrife aus der Ofenbahrung entlehnet, ſo nimmt er auch dahin ſeine Zuflucht, und ſpricht: Das Paradiß, von welchem Moſes ſchreibt, wäre viel zu klein geweſen, wenn der Menſch im Stande der Unſchuld geblieben. Da nun aber dieſes GOttes Abſicht geweſen iſt, ſo hat die gantze Erde ein Paradiß ſeyn müſſen.

Ew. Hochwohlgeb. ſehen wohl, daß dieſes Argument wieder Moſen etwas gelten kan: Nicht aber wieder mich, der ich, wie es der Hr. Prof. haben wollen, von der Ofenbahrung abſtrahire, oder wieder einen andern, der gar keine Ofenbahrung glaubt.

Er kan auch um ſo viel weniger verlangen, daß ich, oder ein anderer uns mit dieſem Argument abſpeiſen laſſen, und wenigſtens aus der Ofenbahrung ſo viel annehmen ſollen, daß dem Menſchen eine gröſſere Herrlichkeit zugedacht geweſen, als er würcklich beſitzet: Weil er ſich ſelbſt kein Gewiſſen gemacht dem, was Moſes ſagt, zu wiederſprechen.

Weil nun der Hr. Prof. Mantzel ſeinen Satz, daß die gantze Welt ein Paradieß ſeyn ſollen, weder durch die Schrift, noch aus der Vernunft erwieſen hat, ſo bin ich berechtiget, denſelben zu verwerfen, und ſein

Argu-

Argument, das er darauf gebauet hat, platt umzukehren. Wenn die Erde, ſage ich demnach, hat ein ſchönes Paradiß ſeyn ſollen, ſo müſte ſie es auch ſeyn: Sie iſt es aber nicht. Ergo. Wolte man hierauf antworten: Es habe ſich etwas begeben, welches GOtt bewogen, ſeine Abſicht zu ändern; ſo würd ich ſagen, daß dieſer Zufall, wodurch GOtt ſoll bewogen worden ſeyn, ſich zu bedencken, die Veränderung, welche die Erde erlitten haben ſoll, nicht beweiſen kan, weil man ja eben aus dieſer Veränderung beweiſen will, daß er ſich zugetragen hat.

Ich könnte weiter gehen: Allein ich will zum Ueberfluß noch anmercken, daß es, nach des Hrn. Manzels eigenen Sätzen, nicht wahr ſeyn könne, daß die Erde verändert ſey, und ihre paradiſiſchen Eigenſchaften verlohren habe. Er ſagt ja (§. 28.) „die Erde ſey, wie „wir ſie ietzo ſehen, mit der Abwechſelung der Jahrs-„Zeiten, mit den unterſchiedenen Himmels-Gegen-„den, und den hieraus flieſſenden ungleichen Graden „von Hitze und Kälte erſchafen worden. Er ſagt. §. 31. „Alle Länder köñten ein Paradiß abgeben, wenn nur, „kurtz zu ſagen, die Menſchen der Himmels-Gegend „unter welcher ſie leben, gewohnt, und mit dem, was „ihr Erdboden trägt, zufrieden wären.

Wird nun nichts anders zu einem Paradiß erfordert, ſo iſt die Erde noch was ſie geweſen ſeyn ſoll. Die Kälte in Nova Zembla benimmt dieſer Inſel ihre paradiſiſchen Eigenſchaften nicht; So wenig als die Hitze der Wüſten Saara die ihrigen raubet: Und ein Grönländer, der mit ſeinen verfaulten Fiſchen und mit ſeinem ſtinckenden Trahn zufrieden, lebt ſo wohl im Paradiß als ein Italiäner, der unter der beſten

Him-

Himmels-Gegend vor der Welt die niedlichſten Speiſen iſſet, und den köſtlichſten Wein trincket.

Ich ſehe vorher, daß Ew. Hochwohlgeb. dencken werden, ich handele nicht aufrichtig mit dem Hrn Manzel, weil ich die vornehmſte Eigenſchaft, welche, nach ſeiner Meinung, zu einem ächten und vollſtändigen Paradiß erfordert wird, ausgelaſſen habe. Ich muß alſo, zu Rettung meiner Ehre, noch ein paar Anmerckungen machen, die ich nicht zu machen gedachte.

I. Ich geſtehe, ich habe vergeſſen zu ſagen, daß der Hr. Prof. Manzel, wie kurtz vorher, alſo auch hier, verlanget, ein Paradiß müſſe das, was ietzo nicht ohne groſſe und mühſahme Arbeit wächſet, von ſich ſelbſt hervorbringen. Ich kan aber verſichern, daß es nicht darum geſchehen iſt, weil ich beſorget, meine gantze Anmerckung möchte übern Haufen fallen. Die ſtehet feſte, ohngeachtet dieſer Bedingung. Denn ich ſetze voraus, daß der Hr. Prof. durch die Dinge, welche die Erde von ſich ſelbſt hervorbringen ſoll, nichts mehr verſteht, als was zur Erhaltung des Menſchen nöthig iſt. Dieſes thut aber die Erde noch. Der Hr. Prof. ſtehet zwar in dem Wahn, die Menſchen könnten ſich ohne Korn nicht behelfen, und dieſes wachſe nicht ohne unſer Zuthun: Allein ich habe ſchon gewieſen, daß er darinne irre.

Ueberdem ſchränckt der Hr. Prof. ſeine Forderung ſelbſt dergeſtalt ein, daß ſie mir nicht entgegen iſt; denn nachdem er geſagt hat, "die Erde müſſe alles, warum "wir uns ietzo ſo viele Mühe machen, von ſich ſelbſt "hervorbringen, ſetzt er hinzu: modo attendamus in-"colarum temperamenta iisque convenientia,

und

„und ſagt, es ſey ein gewiſſes Zeichen, daß die Din„ge, welche in einem Lande, nach dem Laufe der Na„tur, nicht wachſen, ſondern mit vieler Kunſt gepflan„zet, und anders wo hergeholet werden müſſen, den „Einwohnern dieſes Landes, wo nicht ſchädlich, doch „auch nicht ſonderlich nützlich ſind. Folglich benimmt es der Erden ihre paradiſiſchen Eigenſchaften nicht, wann ſie etwann kein Korn trägt, und die Dinge nicht von ſich ſelbſt hervorbringet, die wir durch groſſe Arbeit wachſen machen. Sie iſt nicht ſchuldig, um den herrlichen Nahmen eines Paradiſes zu verdienen, diejenigen Dinge, die uns Mühe koſten, ohne unſer Zuthun zu tragen: Wir ſind vielmehr, wann dieſe Dinge nicht bey uns, wie das Graß, wachſen, verbunden, zu ſchlieſſen, ſie würden uns, wo nicht ſchädlich, doch nicht gar geſund ſeyn, und unſere Arbeit einzuſtellen. So will es der Hr. Prof. haben, und daraus, deucht mich, folget ungezwungen, daß nach ſeinen eigenen Lehren, die Welt noch ein vollkommenes Paradiß, und alſo nicht verändert ſey.

II. Hiernechſt bitte ich Ew. Hochwohlgeb. wohl zu mercken, daß der H. Prof. Manzel nicht alle Arbeit und Bemühung der Menſchen, der Natur in Hervorbringung nützlicher Dinge zu helfen, aus ſeinem Paradiſe verbanne: Er will nur, die Arbeit ſoll mit Luſt geſchehen. Es kömmt alſo gar nicht darauf an, ob die Mühe an ſich groß oder klein iſt; Denn ſo wahr dasjenige iſt, was der Clitipho beym Terentius ſagt:

„Nulla eſt tam facilis res, quin difficilis ſiet
„Quam invitus facias . . . . . . (12)

ſo

(12) Heautont. Act. IV. Sc. 5.

ſo unſtreitig iſt auch das gemeine Sprichwort:

„Luſt und Liebe zum Dinge
„Macht all' Arbeit geringe,

Wenn demnach auch gleich die Erde ſo beſchaffen wäre, daß wir nicht einmahl, um unſern Hunger zu ſtillen, Eicheln und wilde Aepfel, und, zu Löſchung unſers Durſtes, Waſſer finden könnten, ohne eine Bemühung, die ungleich gröſſer, als diejenige iſt, welche der Ackerbau erfordert, ſo könnte ſie doch, nach des Hn. Prof. Manzels Meinung, ein Paradieß genennet werden, wenn nur der Menſch dieſe Arbeit mit Luſt verrichtete. Da nun, wann dieſes nicht geſchicht, die Schuld dem Menſchen, und nicht der Erde beyzumeſſen iſt: So ſiehet man klärlich, daß die Erde, darum, daß ſie nicht alles, was wir brauchen, ohne unſere Bemühung hervorbringet, auch nach des Hrn. Manzels Meinung nicht aufhöre, ein Paradiß zu ſeyn, wie ſie, nach der Abſicht GOttes hat ſeyn ſollen. Daß wir in dieſem Paradiſe nicht vergnügter leben, als wir thun, das haben wir niemand, als uns ſelbſt zu dancken. Laß es ſeyn, daß wir vor dieſem vergnügter geweſen: Die Urſache, daß wir ietzo ſo vielem Verdruß unterworfen ſind, iſt nicht in einer Veränderung der Erde zu ſuchen: Es müſte auf ſolchen Fall unſere eigene Natur verändert ſeyn. Dieſes glaubt der Hr. Pr. Manzel: Allein ich weiß nicht, ob er dieſe in uns vorgegangene Veränderung durch eine Verſchlimmerung der Erde, die er noch nicht bewieſen hat, und die ſelbſt mit ſeinen eigenen Sätzen ſtreitet, beweiſen kan?

Der Hr. Prof. Manzel fügt den Gründen, von welchen ich bißhero gehandelt habe, noch einige

andere

andere bey; die aber nicht von gleicher Stärcke ſeyn müſſen; weil der Hr. Prof. ſagt; ein jeder abſonderlich beweiſe nicht viel; aber zuſammen genommen, wären ſie nicht ſonder Kraft. Ew. Hochwohlg. mögen urtheilen, ob viel beſonders daran ſeyn könne, da der Hr. Prof. ſelbſt, ſie denen vorigen, die doch von Hertzen ſchlecht waren, nicht einmahl gleich achtet. Indeſſen will ich doch ſehen was dieſe neuen Argumente zu bedeuten haben.

Das erſte in der Ordnung iſt hergenommen von dem Unterſcheid der wilden und zahmen Thiere. „Es „ſey nicht glaublich, meint der Hr. Prof. (§. 33.) daß „derſelbe von Anfang der Welt her geweſen ſey; ſon„dern es ſey vielmehr zu glauben, daß GOtt in der „Schöpfung den Thieren einerley Natur gegeben „habe: Daher dann zu ſchlieſſen, daß der jetzige Unter„ſcheid aus Noth und menſchlicher Kunſt entſtanden „ſey, damit der Menſch, nachdem er die allgemeine und „unumſchränckte Herrſchaft über die Thiere verloh„ren; doch die zahm gemachten zu ſeinem Gebrauche „fertig hätte. Dieſes alles, fährt er (§. 34.) fort, wür„de noch mehr beſtärcket durch die Betrachtung der „wilden und zahmen Thiere; denn man fünde alle „Arten der zahmen Thiere auch unter den wilden, zum „deutlichen Zeichen, daß ſie durch Kunſt aus denſel„ben hergeleitet ſind.

Ich habe hiebey vieles zu erinnern: doch will ich nur folgendes anmercken.

I. Wenn der Hr. Prof. Manzel mit dieſer Betrachtung der zahmen und wilden Thiere etwas hätte beweiſen wollen, ſo wäre es nöthig geweſen, uns die Urſachen zu melden, warum es ihm unglaublich vor-

kömmt,

kömmt, daß der Unterſcheid unter dieſen Thieren ſo alt als die Welt ſey: oder warum er vor wahrſcheinlich hält, daß GOtt den Thieren nothwendig einerley Natur gegeben haben müſſe. Er muß dieſes nicht, als eine unſtreitige Wahrheit, vorausſetzen.

II. Hätte der Hr. Prof. ſich deutlicher erklären müſſen, was er durch ſeine Gleichheit der Natur (una æqualique natura) verſtehe? Will er, daß GOtt den Thieren gleiche Eigenſchaften, gleiche Neigungen, eine gleiche Geſtalt ſolle gegeben, und einerley Nahrung verordnet haben, ſo begehrt er etwas, das im höchſten Grad ungereimt iſt: indem dieſes eben ſo viel heiſſen würde, als wenn man ſagen wolte, GOtt habe nicht ſo vielerley Arten von Thieren erſchafen ſollen. Denn Thiere von unterſchiedener Art haben eine unterſchiedene Natur. Will er aber nur ſo viel ſagen, GOtt habe die Thiere entweder alle wild, oder alle zahm erſchafen müſſen, ſo begeht er eine vollſtändige petitionem principii, wann er daher ſchlieſſet, der Unterſcheid unter wilden und zahmen Thieren könne nicht von GOtt ſeyn.

III. GOtt hat ſeine Geſchöpfe dergeſtalt vervielfältiget, daß man die Arten derſelben kaum alle zählen kan. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß die Thiere hiervon nicht ausgenommen ſind. Ich glaube auch nicht, daß der Hr. Prof. Mantzel ſich an den vielen unterſchiedenen Arten der Thiere ſtöſſet: Allein, warum kömmt ihm dann der geringe Unterſcheid unter den wilden und zahmen Thieren ſo wunderlich vor, daß Er ſelbigen lieber vor eine Folge eines gewaltſamen Zufalles, als vor eine, aus der unterſchiedenen Natur der Thiere flieſſende, Sache anſehen will?

Man

Man iſt nicht ſchuldig dem Hrn. Manzel von dem Unterſcheide der wilden und zahmen Thiere die geringſte Urſache zu geben. Die Scrupel, die er ſich darüber macht, kommen nicht viel beſſer heraus, als wenn einer ſich den Kopf zerbrechen wolte, warum doch die Schwalbe ihr Neſt an den Häuſern, und der Adler ſeines, wie die Schrift redet, auf dem Felſen baue? Man begnügt ſich, in dieſem Fall, zu ſagen, die Natur dieſer Thiere bringe es ſo mit ſich: Und es iſt kein Zweifel, daß der Hr. Prof. eben ſo antworten würde. Er könnte es alſo nicht übel nehmen, wenn man ihm, auf eben die Art, durch alle ſeine tiefſinnigen Gedancken über den Unterſcheid der wilden und zahmen Thiere einen Strich machte. Allein ich glaube nicht, daß man dieſes nöthig habe, wann eine Erklärung des Unterſcheides unter denen wilden und zahmen Thieren gefordert wird.

Man kan, deucht mich, mit der gröſſten Wahrſcheinlichkeit ſagen, daß ein jedes Thier, nach der Beſchafenheit ſeiner Natur, diejenige Nahrung ſuche, welche ihm die geſündeſte iſt. Dieſe Nahrung finden einige in der Wildniß, andere füglicher, wenn ſie ſich zu dem Menſchen halten. Dieſe nennet man zahme, iene wilde Thiere.

Der beſtändige Umgang der zahmen Thiere mit dem Menſchen, nebſt dem Guten, welches ſie von demſelben genieſſen, machet, daß ſie nicht vor ihm fliehen: Und da dieienigen Thiere, welche ihre Nahrung auf dem Felde ſuchen, eines theils den Menſchen ſelten ſehen, und andern theils von ihm verfolget werden, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie denſelben, theils, als ein ihnen ungewohntes, theils

 aber,

aber, als ein gefährliches Thier fliehen. Zu geſchweigen, daß viele wilde Thiere ſo geartet ſind, daß der Menſch keine groſſe Urſache hat, ſich nach ihrer Geſellſchaft zu ſehnen, und alſo dieſelbe ja ſo ſehr, als ſie ihn, meidet.

Gleich wie nun die Gewohnheit leicht zur andern Natur wird, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß diejenigen Thiere, welche wir wild nennen, ſo ſchwer von ihrer Lebens-Art abzubringen ſind, und ihre Freyheit ſo hertzlich lieben: Hergegen die zahmen den Menſchen ungerne und ſelten verlaſſen. Indeſſen, da die Liebe dieſer letzten Art Thiere zu dem Menſchen ſich auf die Wohlthaten, die ſie von ihm empfangen; der Abſcheu aber vor der Geſellſchaft des Menſchen, den wir an den wilden Thieren wahrnehmen, ſich theils auf die Verfolgung, ſo ſie von ihm ausſtehen, theils darauf gründet, daß ſie ſeiner nicht bedürfen; So begreift man auch leicht, woher es komme, daß, wann der Menſch ſeine Gutthätigkeit gegen die zahmen, und die Verfolgung der wilden Thieren einſtellet, und ihnen Gutes thut, jene wild, und dieſe zahm werden.

Hieraus folget aber nun, daß der Unterſcheid unter den wilden und zahmen Thieren nicht ſo groß ſey, daß er uns bedencklich fallen, oder Anlaß geben könne, zu dencken, er gründe ſich auf eine gewaltſame Veränderung der Natur. Man kan mit Händen greifen, daß er eine natürliche Folge der unterſchiedenen Natur der Thiere iſt. Da nun auch im Stande der Unſchuld unterſchiedene Arten von Thieren würden geweſen ſeyn, ſo iſt kein Zweifel, daß, wenn auch der Menſch nicht geſündiget hätte, ſich einige Thie-

re würden zu ihm gehalten, einige aber ſeinen Umgang gemieden haben.

IV. Wann ich demnach erwege, was doch wohl den Hrn. Prof. Manzel bewogen habe, zu ſagen, es ſey nicht glaublich, daß GOtt in der Schöpfung dieſen Unterſcheid unter zahmen und wilden Thieren gemacht habe, ſo finde ich, daß es nicht eine aus dieſem Unterſcheid flieſſende, ungereimte, und der Natur der Dinge zuwieder laufende Folge ſey. Die Erde und die gantze Welt bleibt wohl ein Werck, deſſen ſich die GOttheit nicht zu ſchämen hat; es ſey nun daß alle Thiere wild oder zahm, oder einige zahm, andere wild erſchafen. Der Scrupel, den der Hr. Pr. ſich machet, rühret aus unterſchiedenen Vorurtheilen her. Er bildet ſich ein, alles, was in der Welt iſt, ſey um des Menſchen willen erſchafen: Er glaubt der Menſch müſſe alles, was er braucht, ohne ſonderliche Mühe bekommen können. Daher hat er geſchloſſen GOtt, habe dem Menſchen eine unumſchränckte Herrſchaft über die Thiere gegeben, und dieſen ich weiß nicht was vor eine tieſe Ehrerbietung gegen ihren Herrn eingepräget. Sie konnten alſo unmöglich wild ſeyn: Da man es aber nun anders befindet, ſo iſt es kein Wunder, daß der Hr. Prof. aus dem heutigen Unterſcheid unter wilden und zahmen Thieren eine groſſe Veränderung in der Natur muthmaſſet. Wenn man aber nun zeiget, daß diejenigen Sätze, auf welche dieſe Muthmaſſung ſich gründet, falſch ſind, ſo verliehrt das Argument des Hrn. Prof. alle ſeine Kraft. Ich halte dieſes vor etwas gar leichtes.

V. Denn der Satz, daß alles um des Menſchen Willen erſchafen ſey, iſt unerweißlich. Ich finde

nichts an dem Menſchen, das mich bewegen könnte, dieſes zu glauben: Und die Vernunft hält dieſe Einbildung vor einen Stoltz der unerträglich iſt. Die gröſſten Weltweiſen haben allemahl darüber gelachet. „Non nos cauſa mundo ſumus, ſagt Seneca „(13) hiemem æſtatemqve referendi: ſuas iſta „leges habent, quibus divina exercentur. Nimis „nos ſuſpicimus ſi digni nobis videmur propter „quos tanta moveantur. Niemand hat aber mehr wieder dieſe lächerliche Einbildung geeifert, als der vortrefliche Montaigne, „qu'il me faſſe entendre, „ſagt er (14) par l'effort de ſon diſcours ſur „quels fondemens il a baſty ces grands advanta„ges, qu'il penſe avoir ſur les autres creatures. „Qui luy a perſuadé, que ce branle admirable „de la voûte celeſte, la lumi ere éternelle de ces „flambeaux roulans ſi fierement ſur ſa teſte, les „mouvemens eſpouvantables de ceſte mer infi„nie, ſoyent eſtablis & ſe continuent tant de „ſiecles pour ſa commodité & pour ſon ſervice? „Eſt-il poſſible de rien imaginer ſi ridicule, que „ceſte miſerable & chetive Creature qui n'eſt „pas ſeulement maiſtreſſe de ſoy, expoſée aux „offenſes de toutes choſes, ſe die maiſtreſſe „& emperiere de l'Univers? du quel il n'eſt pas „en ſa puiſſance de cognoiſtre la moindre par„tie, tant s'en faut de le commander? Et ce pri„vilege qu'il s'attribuë d'eſtre le ſeul en ce „grand baſtiment qui ait la ſuffiſance d'en recog-

(13) De Ira lib. II. cap. 27.
(14) Eſſais de Montaigne Liv. II. Ch. 12.

cognoiſtre la beauté & les pieces, ſeul qui en" puiſſe rendre grace à l'architecte, &, tenir" compte de la recepte & miſe du monde, qui" luy a ſeellé ce privilege? qu'il nous monſtre" lettres de ceſte belle & grande charge. Ont" elles eſté octroyées en faveur des ſages ſeule-" ment? Elles ne touchent guere des gens. Les" fols & les meſchans ſont ils dignes de faveurs" ſi extraordinaires? & eſtant la pire piece du" monde, d'eſtre preferé à tout le reſte? en croi-" rons nous cettuy là? Quorum igitur cauſa quis" dixerit effectum eſſe mundum? Eorum ſcili-" cet animalium, quæ ratione utuntur. Hi" ſunt Dii & homines, quibus porfectó nihil" eſt melius (*Cicero de Nat. Deorum Lib.* 2.)" Nous n' aurons jamais aſſez bafoué l'impuden-" ce de cet accouplage. Mais pauvret qu'a-il" en ſoy digne d'un tel advantage?"

Wann Ew. Hochwohlgeb. wollen, ſo können Sie bey Mr. Bayle (15) noch mehr unauflößliche Einwürfe wieder dieſes Vorurtheil antrefen, durch welches ſich der Hr. Prof. Manzel hat verführen laſſen.

VI. Ueberdem wäre es inſonderheit noch eine Frage, ob die Thiere zu des Menſchen Nahrung beſtimmet ſind? Man zancket ſich noch, ob die Menſchen vor der Sündfluth Fleiſch gegeſſen haben? Es iſt alſo um ſo viel mehr zweifelhaft, ob ſie es im Stande der Unſchuld gethan haben würden. Mir kömmt es nicht wahrſcheinlich vor, weil ich nicht begreife, was eine

(15) Continuation des Penſées diverſes ſur la Comete T. I. §. 56.

ſo vollkommene und heilige Creatur, als der erſte Menſch geweſen ſeyn ſoll, an der Ermordung der armen Thiere vor Vergnügen ſolte gefunden haben. Ich bin zwar keine Pythagoräer, und geſtehe gerne, daß ich lieber einen gebratenen Capaun, als trocken Brodt eſſe: Aber ich glaube doch, daß es unſerer Geſundheit weit zuträglicher ſeyn würde, wenn wir kein Fleiſch äſſen. Ich kan nicht leugnen daß mir die Aufführung der Bramanen in Indien weit erträglicher vorkömmt, als der Unſinn unſerer Jäger. Wer viel mit Blut umgehet, wird blutgierig, und wer ſich erſt angewöhnet hat, die Thiere ohne Erbarmen zu morden, und zu quälen, dem kan mit der Zeit die Luſt ankommen, es mit Menſchen eben ſo zu machen. Derjenige Weltweiſe, der wie uns Seneca (16) berichtet, davor gehalten hat, „crudelitatis fieri „conſuetudinem, ubi in voluptatem adducta „eſſet laceratio, hat demnach ſehr vernünftig geredet. Und es iſt glaublich daß die erſten Menſchen, nach ihrer groſſen Weißheit, eben ſolche Gedancken gehabt, und ſich vor eine ſo böſe Gewohnheit gehütet haben. Es war alſo nicht nöthig, daß die Thiere von Natur ſo zahm waren, daß ſie der Menſch greifen konnte wann er wolte. Er bedurfte ihrer nicht.

VII. Geſetzt aber er hätte ihrer bedurft: War es darum nöthig, daß alle Thiere gantz zahm waren? Ich habe ſchon gewieſen, daß es ungereimt ſey zu glauben, der erſte Menſch habe, diejenigen Dinge, die ihm zur Nahrung dienen, ohne alle Bemühung haben können. Es iſt alſo ofenbahr, daß es ſeiner Ehre nicht zu nahe

(16) Ep. 108.

nahe geweſen, ein Thier, das er eſſen wollte, zu fangen. Wer hieran zweifelt, der hångt ſeiner Phantaſie noch mehr nach, als der bekannte Cyrano-Bergerac in ſeiner Voyage de la Lune. Denn ob dieſer Scribent gleich dichtet, die Lerchen wåren gebraten auf die Erde gefallen, ſo giebt er doch zu verſtehen, daß man ſie erſt ſchieſſen müſſen. "Il demanda à mon guide ſi je" voulois une douzaine d'allouëttes. . . . " à peine eus-je rêpondu qu'ouy, que le chaſ-" ſeur dechargea un coup de feu & vingt ou" trente allouettes tomberent à nos pieds toutes" roſties."(17) Einer aber, der von keinen wilden Thieren im Stande der Unſchuld wiſſen will, kan mit gebratenen Lerchen nicht zu frieden ſeyn: Sein erſter Menſch iſt noch nicht glücklich genug, ſo lange er nach denſelben gehen, und ſie ſchieſſen muß. Es ſtehet demnach ein ſolcher in groſſer Gefahr, endlich gar auf die Thorheit zu verfallen, daß Er glaubt, die Lerchen, Håſen, Rebhůner u. d. g. wåren dem erſten Menſchen geſpickt und gebraten ins Maul geflogen.

VIII. Was der Hr. Prof. Mantzel von der unumſchrånckten Herrſchaft des Menſchen über die Thiere allhier einmiſchet, das verdienet faſt keiner Anmerckung, weil es aus der Ofenbahrung entlehnet iſt. Aber ich möchte doch wohl wiſſen, ob der Hr. Prof. ſich recht im Ernſt bereden könne, daß dieſe Herrſchaft, auch nach dem Begrife, den uns die Inveſtitur-Acte, welche wir beym Moſes finden, davon giebt, mit dem Unterſcheid unter wilden und zahmen Thieren nicht beſtehen könne? Ich zweifele daran um ſo vielmehr, weil

(17) S. les Oeuvres de Cyrano Bergerac T. I. p. 362.

weil er ſelbſt (§. 51.) da er uns lehret, wie ſich der Menſch im Stande der Unſchuld würde genehret haben, ſagt, der Menſch würde, Kraft ſeiner Herrſchaft über die Thiere, wilde Thiere, Vögel und Fiſche gefangen und gegeſſen haben jure dominii occuparunt FERAS, volucres & piſces. Fera heißt aber in meinem Donat ein wildes Thier.

Geſetzt nun er verträgt ſich mit ihm ſelbſt, und bleibt bey der Meinung, die ich ihm kaum zutraue, ſo muß er glauben, daß Ihro menſchliche Majeſtät in dem Stande ihrer Vollkommenheit ihre vierfüßige Unterthanen ſo weißlich zu regieren, und dergeſtalt in Ordnung zu halten gewuſt, daß, wie der Prophet ſagt, die Wölfe bey den Lämmern geweidet, und die Pardel bey den Böcken gelegen: Ein kleiner Knabe Kälber, junge Löwen und Maſt-Vieh mit einander getrieben: daß Kühe und Löwen an einer Weide gegangen, ihre Jungen bey einander gelegen, und Löwen Stroh gefreſſen, wie die Ochſen (18).

Er muß glauben, daß GOTT den Thieren nicht die geringſte Begierde, ihr Leben zu erhalten, und äuſſerliche Gewalt und Nachſtellung zu fliehen, eingepreget habe; ſondern daß die Vögel ſich mit Händen greifen laſſen, oder der Menſch, wann er Luſt bekommen einen gebratenen Haſen zu eſſen, nur, etwan wie die Lapländer es mit ihren Renn-Thieren machen, in ein Horn ſtoſſen dürfen, worauf dann ſo gleich eine Menge dieſer furchtſamen Creaturen herzu gelaufen, aus welcher ſich der Menſch die fetteſten aus-

(18) Jeſ. XI. 6. 7.

ausſuchen können. Er muß glauben daß die Katze im Paradiß nicht gemauſet, und alle Raub-Vögel und Thiere aller erſt nach dem Fall dieſe, andern Geſchöpfen ſo nachtheilige, Natur bekommen haben.

Er muß glauben, daß der Bär ihm das Fell habe über die Ohren ziehen laſſen, ohne einmahl zu brummen, und der Löwe nicht einmahl die Zähne gewieſen, wann ſein allergnädigſter König und Herr ihm, zum Zeitvertreib, den Bart gerupfet. Kan er nun dieſes alles verdauen, ſo muß man ſeinen Magen bewundern, und ich begehre mit ihm nichts zu thun zu haben. Ich halte ihn vor unüberwindlich.

IX. Noch eins. Es iſt bekannt, daß man heutiges Tages dem Menſchen noch eine Herrſchaft über die Thiere beyleget: und zwar nicht ohne allen Grund; denn diejenigen, welche dieſes thun, haben Sprüche aus der Bibel vor ſich. Der Menſch war ſchon lange gefallen, als GOtt zu Noah und den Seinen ſagte: Euer Furcht und Schrecken ſey über alle Thiere, und eine gute Zeit hernach eignete der König David dem Menſchen eine Herrſchaft über die Thiere zu, die gewiß nicht gröſſer ſeyn kan. (19) Ich glaube nicht daß der König David, und diejenigen, welche ſich auf ihn berufen, von dem Unterſcheid der wilden und zahmen Thiere nichts ſolten gewuſt haben. Man muß alſo geſtehen, daß dieſer Unterſcheid die Herrſchaft, ſo dem Menſchen über die Thiere zukömmt, nicht aufhebe.

Will man mir nun hier einwerfen, der Unterſcheid unter den wilden und zahmen Thieren hebe

(19) Pſ. VIII. 7. ſq.

zwar die Herrſchaft des Menſchen über dieſelbe nicht gäntzlich auf; ſchmälere ſie aber doch mercklich: und ſey alſo der Hr. Prof. Mantzel gar wohl befugt, aus dieſem Unterſcheid eine Veränderung des urſprünglichen Zuſtandes der Menſchen zu muhtmaſſen. So antworte ich, daß, wenn ich das, was GOtt zu Noah geſagt, und die Worte Davids gegen diejenigen halte, mit welchen GOtt dem erſten Menſchen die Herrſchaft über die Thiere aufgetragen hat, ich nicht finde, daß dieſelbe von mehrerm Nachdruck ſind, als das, was nach dem Fall von dieſer Herrſchaft geſagt worden.

X. Hieraus ſchlieſſe ich nun ferner, daß wir die Herrſchaft, die uns GOtt in der Schöpfung über die Thiere gegeben hat, noch haben. Gleich wie nun aber unſere Herrſchaft nicht weit her, und ſchon ſo viele tauſend Jahr mit dem Unterſcheid unter wilden und zahmen Thieren gar wohl beſtanden iſt: So kan man dieſes auch von der Herrſchaft, die Adam gehabt hat, mit allem Rechte ſagen.

Unſere Herrſchaft über die Thiere beſtehet, wie es die Erfahrung giebt, in nichts anders, als in der Macht, uns derſelben, nach Belieben, zu bedienen: den Thieren aber ihr Recht unbenommen, ſich, nach ihrem beſten Vermögen, vor unſern Nachſtellungen zu hüten und wieder Gewalt zu wehren. Ich ſolte nicht meinen, daß in der Welt ein Menſch zu finden ſey, der mir dieſes widerſtreiten ſolte. Es iſt glaublich, daß alle diejenigen, welche dem Menſchen nach dem Falle eine Herrſchaft über die Thiere beylegen, nichts anders, als die ietzt gemeldte Befugniß dadurch verſtehen: Haben dieſe Herren höhere Begriffe von unſerer Ma-

jeſtät,

jeſtät, ſo ſolte es mir ihrentwegen leyd seyn. So bald ſie unſere Herrſchaft vor eine eigentliche und wahre Herrſchaft über die Thiere halten, ſo frage ich,

„ . . . . . . Si vers les antres ſourds.
„L'ours a peur du paſſant ou le paſſant de l'ours
„Et ſi ſur un Edict des Paſtres de Nubie
„Les Lions de Barca vuideroient la Lybie (20).

Wer dieſe Frage nicht mit einem deutlichen Ja beantworten kan, und doch von unſerer Herrſchaft über die Thiere ich weiß nicht was vor ſieben Sachen ſchwatzet, der verdienet, daß man ihn ausziſchet. Und vor dieſem Schimpf kan ihn kein Spruch aus der Bibel ſichern. Ich geſtehe wir werden in der Schrift Herren der Thiere genennet: Allein die Ehrerbietung, welche wir den von GOttes Geiſt getriebenen Männern ſchuldig ſind, verbindet uns ihre Worte ſo zu erklären, daß dieſelbe dem klaren Augenſchein und der Erfahrung nicht entgegen. Thun wir dieſes nicht, ſo geben wir den Ungläubigen Gelegenheit, über uns und unſere Bibel zu lachen.

Ich glaube demnach, daß in den Stellen der Schrift, in welchen dem Menſchen eine Herrſchaft über die Thiere beygeleget wird, eine Hyperbole ſtecke, und nichts anders durch dieſe Herrſchaft verſtanden werde, als die Freyheit, die Thiere zu unſerm Nutzen zu gebrauchen; doch mit dem Bedinge, wenn wir ihrer mächtig werden können. Wer andere Gedancken hat, der

(20) Boileau Sat. VIII.

wiederſpricht der Erfahrung. Denn es iſt gar zu offenbahr, daß die Thiere den Menſchen ſchlecht ehren; Sie kehren ſich wenig an ihn. Die Gewalt, die wir über ſie haben, die haben ſie über uns. Der Haaſe läuft vor uns, und wir vor dem Löwen: Wir eſſen die Schafe, uns, frißt Wolf, Bär und Tieger; und dieſe mächtigen und grimmigen Thiere fürchten wir ja ſo ſehr, als die ſchwächern Thiere uns. Würden demnach dieſe, uns an Macht ſo ſehr überlegene, Thiere uns, wenn ſie könnten, nicht von Hertzen auslachen, wenn ihnen die hochmüthigen Einfälle, womit wir uns beluſtigen, bekannt wären.

Und in der That iſt es lächerlich, daß ein ſo ohnmächtiges Thier, als der Menſch iſt, ſich mit dergleichen ſüſſen Einbildungen ſchmeichelt. Bald iſt des Seufzens über unſer Elend kein Ende, bald kennen wir uns ſelbſt nicht, und thun gantz majeſtätiſch. Ich finde darinne keine Vernunft, und begebe mich gerne des Theils, ſo mir von der eingebildeten Herrſchaft über die Thiere zu kommen kan.

Ich ſage mit dem Pariſiſchen Medico Guillaume Lami „Pour moy à mon égard je n'ay „aucune part à l'Empire que l'homme pretend „ſur l'Univers. Les Chiens me mordent, ſi „je n'y prend garde; je n'oſe paſſer un bois „quand je ſçay qu'il y a des loups, à peine me „croy-je en ſeurete quand je voy des Lions en- „chainez. Les boeufs meſmes dans les rues „de Paris me donnent de la crainte, & pour „les laiſſer paſſer je me range fort prompte- „ment dans une boutique. En hyver je trem- „ble quand je n'ay point de feu. En Eſté je „brûle,

brûle, ſi je ne cherche l'ombre & le frais."
En un mot je trouve qve le Ciel, les Ele-"
mens, & les animaux, loin de m'obeïr me"
font la guerre. Je penſe meſme qu'ils ne"
ſont gueres plus ſoûmis a Meſſieurs nos An-"
tagoniſtes, & je voudrois par curioſité voir"
un de ces Docteurs avec ſes pompeux orne-"
mens au milieu de cinq ou ſix matins bien"
animez, à qvi il oppoſeroit ſon ſuperbe titre"
de Roy. Je prendrois plaiſir à remarquer"
dans cette conjoncture le reſpect qu'ils au-"
roient pour ſa Majeſté (21)."

Wer dieſe Worte des Frantzöſiſchen Medici wohl überleget, der wird deutlich begreifen, daß ſie nichts als unſtreitige Wahrheiten in ſich faſſen, und daß es alſo nöthig ſey, die Schrift-Stellen, in welchen dem Menſchen eine Herrſchaft über die andern Thiere zugeeignet wird, ſo zu erklären, als ich ſchon geſagt habe. Thut man nun dieſes in Anſehung der Stellen, in welchen der Menſch nach dem Fall ein Herr der Thiere genennet wird, ſo darf man ſich auch kein Gewiſſen machen, die Worte, mit welchen GOtt dem Menſchen vor dem Fall eine Herrſchaft über die Thiere gegeben hat, eben ſo zu verſtehen, und zu glauben, Adam habe die unbegreifliche Hoheit, die wir ihm beylegen, nicht gehabt, ſondern ſich mit der Freyheit, die Thiere zu fangen und zu eſſen begnügen müſſen.

Dieſe Freyheit aber haben wir noch; die wird uns durch den Unterſcheid unter wilden und zahmen Thie-

(21) Mr. Bayle Continuation des Penſées diverſes ſur la Comete T. I. §. 60.

Thieren nicht beſchnitten. Folglich hat er auch zu den Zeiten Adams Statt haben können; und wir thun übel, wenn wir uns darum, daß einige Thiere wild, und andere zahm ſind, einbilden, unſer Zuſtand, und die Natur der Thiere ſey durch einen gewaltſamen Zufall verändert.

Ew. Hochwohlgeb. verzeihen mir daß ich ſo weitläuftig geweſen bin: Ich will mich beſſern, und von dem folgenden Argument mit kurtzem meine Meinung ſagen.

„Der Hr. Prof. Manzel ſagt (§. 35.) der Unter„ſcheid, den man in Anſehung der Statur unter den „Menſchen wahr nimmt, ſey auch kein ſchlechter „Beweiß (haud leue argumentum) unſerer ver„lohrnen Herrlichkeit: indem kaum zu zuglauben „ſey, daß GOttes Abſicht in der erſten Schöpfung „nicht ſolte geweſen ſeyn, daß die Menſchen an „Bildung und Länge einander gleich wären (for„ma, figura & ſtatura æquales eſſent futuri).

Ich habe verſprochen meine Meinung von dieſem Argument zu ſagen: Allein die Hochachtung, welche ich gegen den Hrn. Prof. Manzel hege, verbietet mir Ew. Hochwohlgeb. zu melden, was ich dabey dencke. Nur möchte ich wiſſen, ob der Hr. Prof. wohl meinet, daß, es viel zu unſerer Vollkommenheit beytragen würde, wenn ſein und mein Bart von einer Farbe, und er etwan zwey oder drey Finger breit kürtzer, oder ich ſo viel länger wäre. Ich glaube, er meint, GOtt ſey in Verfertigung der erſten Menſchen eben ſo lecker geweſen, als unſere Fürſten in ihren Werbungen, welche wollen, daß alle ihre Soldaten von gleicher Länge ſeyn

ſollen.

ſollen. Man müſte ſich auf ſolchen Fall hüten, dieſe ein wenig gar zu genaue Beobachtung der Ordnung als unnütze anzuſehen. Unſere Printzen tragen auch in dieſem Stück das Bild der Gottheit an ſich. GOtt aber und die Natur thun, wie bekannt, nichts unnöthiges. Jedoch ich eile zu dem was folget.

Der Menſch, meint der Hr. Manzel (§. 36.), „ſey ſo vielen Kranckheiten unterworfen, und verfalle „nicht ſelten in ſelbige ohne alle ſeine Schuld, ja ſehr „oft durch ein ſehr geringes Verſehen, welches er doch „nicht anders als aus dem Erfolg, und das kaum er„kennen könne. Ja, was das allerkläglichſte, ſo könne „er, ſich ſelbſt gelaſſen, keine Mittel wieder ſeine „Kranckheiten finden; da hergegen die Thiere in ihrer „Freyheit gar ſelten krenckten, oder wenn ſie ja ge„waltſamer Weiſe verletzet würden, ſich bald, nach An„leitung ihrer Natur, zu helfen wüſten. Von unſern „Afecten, fährt er fort, wolle er nicht einmahl erweh„nen: doch wären ſie ein deutliches Zeichen unſerer Un„glückſeeligkeit, indem es nicht in unſerm Vermögen „ſey, dieſelbe zu bändigen.„

Wenn Ew. Hochwohlgeb. ſich erinnern, was ich bey demjenigen Argument, welches der Hr. Prof. Manzel (§. 25.) von dem Elende des Menſchen hergenommen, angemercket habe, ſo werden ſie ſchon vorher ſehen, daß ich hier nicht viel mehr zu erinnern habe. Was der Hr. Manzel hier ſchreibt, das hat ſchon ſeine Abfertigung. Denn, wenn aus dem Elende des Menſchen überhaupt nicht zu ſchlieſſen iſt, daß er vor dieſem vollkommener und glücklicher geweſen, ſo kan auch die Betrachtung der Kranckheiten inſonderheit uns nicht bewegen, dieſes zu dencken.

In-

Indeſſen, da ich mir in dieſen wiederhohlten Klagen über das menſchliche Elend einige ungegründete Sä-tze, welche ich noch nicht wiederleget habe, zu erbli-cken einbilde, ſo will mit Ew. Hochwohlgeb. Erlaub-nis, noch folgendes hinzuſetzen.

I. Heißt es nichts, wann der Hr. Prof., um das menſchliche Elend einer Strafe ähnlicher zu machen, ſagt; der Menſch falle öfters ohne ſeine Schuld in Kranckheiten. Ich weiß wohl daß er hierinn ſo gar unrecht nicht hat. Denn die anſteckenden Seuchen, als Peſt, Flecken-Fieber, Pocken, Maſern u. ſ. w. ſind Kranckheiten, die wir uns durch unſere Schuld nicht zuziehen: Allein dieſe Kranckheiten ſind es nicht, die uns unglücklicher machen, als die Thiere. Auch die Schafe haben ihre Pocken, und die Kühe ſterben auch an einer Art von Peſt.

Man kan alſo aus dieſen Kranckheiten nicht ſchlieſſen, es müſſe ſich was ſonderliches zugetragen haben, wesfalls uns GOtt ſo züchtige: Eben ſo wenig als man aus den Kranckheiten der Schafe und Kühe ſchlieſſet, daß die erſten Thiere dieſer Art, durch eine Uebertretung, ihre urſprüngliche Glück-ſeeligkeit verlohren haben.

Es muß demnach der Hr. Prof. das, was er ſagt, von Kranckheiten wahr machen, die uns eigen ſind, und unſern Zuſtand elender machen, als den Zu-ſtand der Thiere. Und dieſes halte ich vor unmög-lich. Denn ich bin verſichert, daß die vielen Kranckheiten, denen wir unterworfen, nichts, als Früchte unſerer Unmäßigkeit und anderer Laſter, nicht aber ein Zeichen ſind, daß unſere Natur durch einen gewaltſamen Zufall verändert worden. Je

höher

höher wir in das Alterthum hinauf ſteigen, je weniger Kranckheiten finden wir, und die Hiſtorie lehret uns, daß dieſe ſich bey allen Völckern eingefunden und gemehret haben, nachdem die Schwelgerey und Unmäßigkeit eingeriſſen und gewachſen iſt. So lange die Menſchen ihre Natur folgten, und nicht mehr aſſen und trancken, als dieſe erforderte, hatten ſie nicht Urſache, ſich über ihren Zuſtand zu beſchweren: Aber da ſie anfingen lecker zu werden, und mehr ihren Geſchmack zu vergnügen, als ihren Hunger zu ſtillen ſuchten, verdarben ſie ihre Geſundheit, und

„ . . . . . macies & nova febrium
„Terris incubuit cohors (22)

Die aſiatiſchen Völcker empfanden die Folgen dieſer Thorheit eher, als die Europäer, und unter dieſen waren die Griechen ſchon lange in das Elend verfallen, welches aus der Unmäßigkeit entſtehet, als die Römer anfiengen, ihren und der aſiatiſchen Völcker Sitten nachzuahmen, und, nebſt andern Künſten, auch die Kunſt, ſich durch ein unmäßiges Leben ungeſund zu machen, zu erlernen.

Unſere Vorfahren haben ſich noch länger, als die Römer in ihrer alten Unſchuld erhalten, und waren alſo auch viel geſunder, als wir. Es iſt noch nicht über tauſend Jahr, daß ein Medicus in Deutſchland ſchmal würde haben beiſſen müſſen; uñ vieleicht würden wir der Aertzte noch eben ſo wohl, als damahls entrahten können, wenn nicht die ſo genannten Seelen-Aertzte, nebſt ihrem Catechismus, auch die, biß dahin uns unbekannte, Laſter der Chriſten bey uns eingeführet,

(22) Horatius Lib. I. Od. 3.

ret, und alſo den Aertzten Gelegenheit gegeben hätten, auch bey uns etwas zu verdienen. Seit dem wir an unſern Seelen geneſen, ſind wir an unſern Leibern kranck worden. Und dieſe Kranckheiten, denen wir unterworfen ſind, ſind nichts anders, als ſupplicia luxuriæ, wie ſie Seneca (23) nennet. Wir haben nicht Urſache, dieſelbe einer in unſerer Natur vorgegangenen Veränderung zuzuſchreiben: Man kan überhaupt von den Menſchen ſagen, was Seneca am angezogenen Ort von den Weibern inſonderheit ſchreibt: Non mutata fæminarum natura ſed vita eſt. Noch weniger darf man ſich über die Menge derſelben verwundern. „Innumerabiles eſſe morbos non miraberis: „coquos numera ſagt eben der Seneca, der ſchon vorher geſagt hatte: Multos morbos multa fercula fecerunt.

Wer ſich im Eſſen und Trincken der Mäßigkeit befleißiget, und ſich vor Gram und Eyfer hütet, der wird nicht nöthig haben, die Thiere zu beneiden, und über viele und ſchmertzhafte Kranckheiten zu klagen. Und daß dieſes wahr ſey, das empfinden viele Völcker, die wir wild und barbariſch nennen. Die Hottentotten und wilden in Canada erreichen ein hohes Alter, und wiſſen von keinen Kranckheiten, die ſie nicht, ohne groſſe Weitläuftigkeit, durch Hunger, oder ſonſt vertreiben könnten. Selbſt bey uns giebt es die tägliche Erfahrung, daß diejenigen Leute, welche ihre Armuth zur Mäßigkeit und Arbeit nöthiget, von allen Kranckheiten der Reichen, oder der Faullentzer nichts wiſſen, und, wenn ſie kranck werden, ſich durch die einfältig-

(23) Ep. 95.

fältigſten Hauß-Mittel, mit nicht viel mehr Mühe, als die Thiere, helfen. Man ſehe unſere Bauren und Tagelöhner nur an, ſo wird man befinden, daß ich die Wahrheit ſage. Wir erſtaunen uber die ſtarcke Natur dieſer Leute, wann wir ſehen, wie wenig ſie ſich in Kranckheiten, die wir vor die gefährlichſten halten, in acht nehmen, und dieſelbe doch öfterer überſtehen, als Leute von unſerer Art.

Ein wenig Wein von der Apothecke gehohlet iſt dem Bauren ſo gut, als die beſte Tinctur, die ein Doctor verordnen kan. Ihre Wunden achten ſie ſo wenig, daß es ſchon ſehr viel iſt, wenn ſie dieſelbe mit ihrem eigenen Waſſer, oder etwan mit Eßig oder Brandte-Wein auswaſchen, und etwas von alten Lumpen darum binden. Gemeiniglich müſſen dieſelbe von ſich ſelbſt zutrocknen, und wenn ſie auch ſo groß, daß der Hr. Prof. Manzel und ich in ſolchem Fall zum Wund-Artzt unſere Zuflucht nehmen müſten. Der Bauer hat eine beſſere Haut zu heilen als wir. Er weiß es, und bedauret dahero, wenn er ſich etwan mit einem Beil verletzet hat, mehr ſeinen Schuh oder Stiefel, als ſeinen Fuß.

Aus dieſem allem ſehen Ew. Hochwohlgeb. daß die Kranckheiten, denen die meiſten Menſchen unterworfen ſind, nicht eine gewaltſame Veränderung unſerer Natur zum Grunde haben. Ich glaube die alten Deutſchen waren ſo wenig im Stande der Unſchuld, als die wilden Völcker, und unſere Bauren es ietzo ſind: Und doch ſehen wir, daß ſie, wie unſere Bauren und die Wilden, von allem Ungemach frey geweſen ſind, ſo wir, nach des Hrn. Manzels

Meinung, darum empfinden, weil unſere erſte Eltern ihre Vollkommenheit verſchertzet haben. Mich deucht, man kan daraus ſchlieſſen, daß die Kranckheiten nicht ſonderlich geſchickt ſind, dasjenige zu beweiſen, was der Hr. Prof. damit beweiſen will.

II. Eben dieſes ſage ich von den Afecten, worauf ſich der Hr. Prof. Mantzel berufet. Die Afecten ſind zu unſerer Erhaltung nöthig; und ein Menſch ohne Afecten oder Begierden würde einem Klotz nicht unähnlich ſeyn. Das Verlangen gemächlich zu leben, genug zu haben, und von andern geehret zu werden, iſt ſo natürlich, als die Begierde, ſeinen Hunger zu ſtillen, und ſeinen Durſt zu löſchen. Es iſt dahero nicht zu muthmaſſen, daß GOtt den Menſchen ohne dieſe Neigüngen erſchafen habe.

Soll dieſes nicht wahr ſeyn, ſo geſtehe ich gerne, daß ich von dem erſten Menſchen mir keinen Begrif machen kan. Denn wann ich die Natur des Menſchen betrachte, ſo ſcheinen mir dieſe Neigungen ſo nohtwendig aus ſeinem Weſen zu flieſſen, als die Ründe aus dem Weſen eines Zirckels. Ein Zirckel, der nicht rund iſt, iſt kein Zirckel, und ein Menſch ohne alle Afecten kan wohl etwas, aber nicht dasjenige Thier ſeyn, welches wir unter dieſem Nahmen verſtehen.

Der Menſch, wofern er leben ſoll, muß das Angenehme begehren, und das Unangenehme fliehen. Dieſe Eigenſchaft aber iſt die Quelle aller der Neigungen unſers Gemüthes, die wir unter dem Nahmen der Afecten begreifen. Daß der Menſch dieſelbe zu ſeinem Schaden gebrauchet, das iſt gewiß eine Unvollkommenheit: Aber nicht eine ſolche Schwachheit, die

nicht

nicht aus ſeiner urſprünglichen Beſchafenheit, ſondern aus einem gewaltſamen Zufall, herrühren könnte. Ein Thier, das mit einem Verlangen nach Luſt, und mit einem Abſcheu vor Verachtung und Mangel begabet iſt, kan leicht dieſes Verlangen, und dieſen Abſcheu ſo hoch treiben, daß es ſich ſelbſt ſchadet. Die Empfindung des Vergnügens iſt eben darum, weil ſie angenehm, ſehr verführiſch, und der Abſcheu vor Verachtung und Mangel kan leicht in eine Begierde nach Ehre und Reichthum verwandelt werden. Dieſe Begierde iſt aber die Mutter aller Ungerechtigkeit und folglich alles Unglücks, welches das menſchliche Geſchlecht drücket. Man darf alſo die Urſache dieſes Unglücks nicht auſſer der Natur des Menſchen ſuchen.

Alles nun was man wieder das, was ich hier ſage, einwenden kan, iſt dieſes: Daß entweder der erſte Menſch die Neigungen, welche ich als eine Quelle unſers Verderbens anſehe, nicht an ſich, oder doch wenigſtens die Kräfte gehabt habe, dieſelbe in gebührenden Schrancken zu halten.

Auf den erſten Einwurf würde ich antworten: daß es auf ſolchen Fall unbegreiflich ſey, woher der Menſch dieſe Neigungen bekommen. Sich ſelbſt konnte er ſie ſo wenig, als ſeine Würcklichkeit geben: Daß ſie ihm aber von dem, der ihn erſchafen, eingeblaſen worden, kan einer, der mir dieſen Einwurf macht, nicht ſagen: und von einem andern Dinge, welches das Geſchöpfe der allerhöchſten Kraft hätte ändern können, iſt uns nichts bekannt.

Auf den andern Einwurf iſt dieſes meine Antwort: Daß es nicht minder ſchwer zu begreifen, wer

dann dem Menſchen dieſe Kräfte genommen habe. Der Menſch iſt ſo erſchafen worden, daß die Erkänntniß ſeines wahren Nutzens ſeinen Begierden zum Gegengewichte gedienet. Ich bekenne dieſes iſt ein herrlicher Zuſtand: Aber ich begreife nicht, was den Menſchen aus dieſem Gleichgewichte habe bringen können. Warum iſt er nicht darinn geblieben? Er hat entweder nicht gewolt, oder nicht gekonnt. Iſt es das erſte, ſo muß er, weil man ohne einen Bewegungs-Grund nichts wollen oder nicht wollen kan, eine Neigung in ſich gehabt haben, welche dieſes Nicht wollen in ihm gewürcket; und dieſes zeigt ſchon eine Ubermacht der Afecten an. Hat er nicht gekonnt, ſo iſt es falſch, daß er die Kräfte gehabt hat, ſeine Begierden im Zaum zu halten. Spricht man: Er hat die Kräfte gehabt, aber auch zugleich die Freyheit, ſich derſelben zu bedienen, oder nicht zu bedienen; ſo ſage ich, daß dieſe Freyheit allen Unterſcheid zwiſchen uns und dem erſten Menſchen aufhebet. Auch uns zwingen unſere Begierden nicht nothwendig zu Thorheiten. Wir haben noch das Vermögen, dieſelbe entweder durch eine vernünftige Betrachtung unſers wahren Beſtens, oder durch eine wiedrige Neigung in ihren Schrancken zu halten.

Uberdem iſt man ſchuldig eine vernünftige Urſache zu geben, warum der erſte Menſch, wenn er eine gleiche Freyheit gehabt hat, die ihm zu Zähmung ſeiner Begierden verliehene Kräfte zu gebrauchen, oder nicht zu gebrauchen, dieſelbe lieber nicht gebrauchen, als gebrauchen wollen. Ohne Urſache hat er dieſes nicht gewollt. Er hat es alſo gewollt, weil es ihm beſſer gedeucht, ſeinen Begierden zu folgen.

Dieſes

Dieſes zeigt aber, daß ſeine Begierden ſtärcker geweſen, als die Erkänntniß ſeines wahren Nutzens. Folglich iſt der erſte Menſch nicht vollkommener geweſen, als wir. Er hat Neigungen gehabt, die ſeiner Erkänntniß entgegen gelaufen, und dieſe Neigungen ſind ſo mächtig geweſen, daß ſein Verſtand, mit aller ſeiner Weißheit, dieſelben nicht im Zaum halten können. Denn, wenn dieſes nicht wahr iſt, ſo würde er ſich von ihnen nimmer haben überwältigen laſſen. Eva hätte nicht fallen können, wenn der liebliche Anblick verbotener Frucht, und die ſüſſe Vorſtellung der Luſt, welche ſie ſich aus dem Genuß derſelben verſprach, ihren Willen nicht ſtärcker gerühret hätte, als das göttliche Verbot, und die Erkänntniß der Schädlichkeit dieſer Frucht.

Man ſiehet demnach, daß der Menſch nicht ohne Afecten erſchafen; man ſiehet, daß dieſe Afecten immer mit ſeinem Verſtande im Kriege begrifen geweſen, und daß dieſer in der alten Welt nicht mehr geſieget habe, als ietzo. Hieraus folget nun, daß die Afecten und deren Uebermacht kein Zeichen unſers Falles, oder einer Veränderung unſers erſten Zuſtandes ſind. Sie ſind Eigenſchaften unſers Weſens, und ohne ſie würden wir nicht ſeyn, was wir ſeyn ſollen. Ein Thier ohne Begierden will nichts und thut nichts, und iſt alſo weder ſich noch andern nütze. Ich weiß wohl, daß die, aus dem Weſen des Menſchen ſo nothwendig flieſſende, Afecten viel böſes anrichten können: Aber wenn ſie nicht da wären, ſo würde auch viel Gutes nachbleiben. Sie ſind uns ſo nöthig, als den Seefahrenden der Wind, ob es gleich ausgemacht, daß derſelbe ihnen oft ſehr nachtheilig iſt.

Ich glaube Ew. Hochwohlgeb. werden aus demjenigen, ſo ich bißher geſchrieben, deutlich begreifen, daß die drey Argumente, welche, zuſammen genommen, ſo groſſe Dinge ausrichten ſolten, nichts beweiſen, man mag nun ein jedes vor ſich, oder ſie alle zuſammen betrachten. Das folgende, welches §. 37. be„findlich, iſt nicht um ein Haar beſſer. Der Hr. Prof. „Manzel meint, es ſey ein deutliches Zeichen unſers „verdorbenen Zuſtandes, daß ein jeder etwas eigenes „beſitzet. Man könne, ſpricht er, ohne dem „Schöpfer zu nahe zu treten, nicht ſagen, daß, GOtt „dieſes Eigenthum, als die Quelle ſo vieler Laſter, „gleich anfangs eingeführet habe.

Man ſiehet wohl, daß der Hr. Prof. Manzel meint, die erſten heiligen und vollkommenen Menſchen hätten gelebet, als die erſten Chriſten. Dieſe waren ein Hertz und eine Seele, und hatten ihre Güter gemein. Wenn dieſes wahr iſt, ſo iſt es freylich ein Zeichen eines verdorbenen Zuſtandes, daß wir dieſe Gemeinſchaft aufgehoben haben. Allein zu allem Unglück hat der Hr. Prof. Manzel dieſe erſte Gemeinſchaft aller Güter noch nicht bewieſen. Er ſetzt alſo etwas voraus, das noch unausgemacht, und in der That falſch iſt.

Denn wenn wir uns den Zuſtand der erſten Menſchen recht vorſtellen, ſo findet ſichs, daß die Einführung des Eigenthums nimmer eine Aufhebung der, aus der erſten Vollkommenheit des Menſchen flieſſenden, Gemeinſchaft der Güter ſeyn könne. Als die Erde zu erſt mit Menſchen beſetzet ward, war weder Eigenthum noch Gemeinſchaft; ſondern die Dinge, welche auf der Erde waren, gehörten niemand: Sie waren

res

res nullius. In dieſem Zuſtande konnten die Sachen unmöglich bleiben. Die Menſchen muſten ſich derjenigen Dinge, ſo ihnen nöthig waren, bedienen, und alſo von denen Sachen, die bißhero niemand gehöret hatten, einige zueignen. Weil nun ein jeder zu allen Dingen gleich viel Recht hatte: es aber leicht geſchehen konnte, und auch wohl unſtreitig geſchahe, daß ihrer zwey einerley begehrten, ſo konnte es nimmer ohne Streit abgehen, ſo lange nicht ausgemacht war, wem die Sache von rechtswegen zuſtändig ſey. Nun ſagte die geſunde Vernunft einem jeden, daß man einem andern nicht thun müſſe, was man ſelbſt nicht gerne hat. Daraus war leicht der Schluß zu machen, daß eine jede Sache demjenigen zugehören müſſe, der ſich am erſten derſelben bemächtiget. Denn niemand hat es gerne, daß man ihm dasjenige aus den Händen reiſſet, was er ſich mit Recht zugeeignet hat, und als das Seinige anſiehet.

Hieraus ſiehet man, daß das Eigenthum etwas iſt, das nothwendig entſtehen müſſen, falls die Menſchen nicht in einem beſtändigen Krieg leben wollen: Und irret ſich der Hr. Prof. ſehr, wann er meint, das Eigenthum könne nicht, nach der Abſicht GOttes, gleich zu Anfange der Welt entſtanden ſeyn, weil es eine Mutter ſo vieler Laſter, und eine Quelle ſo vieles Unglücks iſt. Ich habe ſonſt immer gehört, daß die Gemeinſchaft eine Mutter des Zancks ſey. Communio eſt mater litium. Hergegen ſagt man, es ſey nöthig, daß feſt geſtellet ſey, wem eine jede Sache zuſtändig expedire Reipublicæ ut dominia ſint certa. Und wenn dann gleich das Eigenthum üble Folgen hat; ſo iſt doch gewiß,

daß der allgemeine und immerwährende Krieg, der dadurch vermieden wird, weit erſchrecklicher iſt, als alles das Böſe, ſo aus der Einführung des Eigenthums entſtehen kan.

Wolte nun gleich der Hr. Prof. Manzel hierwieder einwerfen, eben der verderbliche Streit, dem man durch die Einführung des Eigenthums vorbeugen müſſen, zeige an, daß dieſe Einführung eine Noth vorausſetze, aus welcher zu ſchlieſſen, daß der Menſch ſeine Vollkommenheit verlohren habe: So würde mirs doch an einer Antwort nicht gebrechen. Ich würde ſagen; Es ſey zwar unſtreitig, daß die Einführung des Eigenthums eine Unvollkommenheit des Menſchen zum Grunde habe: indem es freylich beſſer ſeyn würde, wenn die Menſchen auf den Beſitz vieler Dinge, die ſie nicht nothwendig gebrauchen, nicht ſo erpicht wären, als ſie ſind; ſondern als vertraute Freunde, unter welchen, nach einem ſehr bekannten Sprichwort, alles gemein iſt, mit einander lebten: Es ſey auch ſehr glaublich, daß die erſten Menſchen in ihrer Einfalt und Unſchuld mit wenigem zufrieden geweſen, und ſich um den Beſitz der Dinge, worüber wir ietzo ſtreiten, nicht mit einander gezancket: Es ſey aber noch lange keine Folge, daß die Unvollkommenheit, auf welche ſich die Nothwendigkeit des Eigenthums gründet, mit dem urſprünglichen Zuſtande des Menſchlichen Geſchlechts nicht beſtehen könne: oder daß es nöthig ſey, zu ſagen, der erſte Menſch ſey anfänglich, kraft der ihm anerſchafenen Gerechtigkeit und Heiligkeit, ein ſo friedſames Thier geweſen, als er ſeyn müſte, wenn alle Dinge gemein ſeyn ſolten.

Die

Die Unvollkommenheit iſt eine Eigenſchaft der Creatur, wie ich ſchon bewieſen habe: und es iſt nothwendig, daß unter Creaturen, deren eine jede mit der Begierde ſich zu erhalten, und, ohne Abſicht auf ihre Neben-Geſchöpfe, glücklich zu machen, ausgerüſtet iſt, über die hierzu dienlichen Dinge mit der Zeit ein Streit entſtehe, der nicht anders, als durch einen Vergleich, der den Beſitz der Dinge gewiß machet, gehoben werden kan. Wir nehmen dieſen Streit auch unter Creaturen wahr, die unſtreitig ihre Vollkommenheit, darinn ſie erſchafen ſind, nicht verlohren haben. Zweene Hunde an einem Beine vertragen ſich ſelten: Niemand ſagt aber darum, daß der erſte Hund eine Sünde begangen habe, daher dieſe Zanckſucht ſeiner Nachkommen entſtanden ſey.

Und wenn dann gleich, würde ich ferner ſprechen, die erſten Menſchen ſich nicht, wie wir ietzo, um den Beſitz der Dinge gezancket, ſondern gleichſam alles untereinander gemein gehabt hätten, ſo iſt doch darum nicht zu behaupten, daß ſie eine Vollkommenheit beſeſſen haben, die nachhero verlohren gegangen. Sie lebten in einer Einfalt, in welcher eine Creatur, die ſo jung iſt, und keine Erfahrung hat, leben muß: Sie kannten den Gebrauch der meiſten Dinge nicht, und wuſten nicht, was es ſey, vor den andern Morgen zu ſorgen, weil ihnen das, was man Noth und Mangel heißt, noch unbekannt war. Ihrer waren ſo wenig, daß ſie nicht beſorgen durften, die Früchte der Erde möchten nicht zureichen, ſie alle zu ernehren: Sie kannten ſich alle, und lebten alſo in einer gröſſern Freundſchaft und Vertraulichkeit, als ietzo die Menſchen leben können. Man ſiehet leicht, daß dieſes al-

les Umſtånde geweſen ſind, die nothwendig mit der Zeit verſchwinden muͤſſen; und da nun ihre Vergnuͤglichkeit und Friedfertigkeit ſich auf dieſe Umſtånde gegruͤndet hat; ſo iſt gleichfals klar, daß dieſe herrliche Eigenſchaften ſich nothwendig verliehren, und ſo wie die Welt ſich gemehret, und, zu ihrem eigenen Schaden, kluͤger worden, Gierigkeit und Zanck entſtehen muͤſſen.

Die Wahrheit deſſen, was ich ſage, fållt, deucht mich, ſo ſehr in die Sinne, daß ich nicht einmahl vor nöthig halte, mich auf die wilden Vôlcker zu berufen, unter welchen der Streit de meo & tuo, ſo ſelten iſt, als er immer in der erſten Welt geweſen ſeyn mag. Zum deutlichen Beweiß, daß die Einfuͤhrung des Eigenthums nicht aus dem Verluſt einer erdichteten Vollkommenheit herruͤhre: indem es noch Vôlcker giebt, die ſo leben als der Hr. Prof. Manzel meint, daß die erſten Menſchen gelebet haben.

Wann nun Ew. Hochwohlgeb. aus dem, was ich bißher geſchriebē habe, ſehen, wie wenig die Vernunft von der urſpruͤnglichen Vollkommenheit des Menſchen wiſſe, aus welcher der Hr. Prof. Manzel ſein eigentlich ſo genanntes Recht der Natur herleiten will, ſo werden Sie ſich unſtreitig wundern, daß ſich der Hr. Pr. kein Gewiſſen macht (§. 38.) zu ſagen, er habe mit unumſtößlichen Gruͤnden dargethan, daß der Menſch dieſe Vollkommenheit verlohren habe, und in einem Zuſtande lebe, der von dem Zuſtande, in welchem ſich der erſte Menſch befunden, gantz unterſchieden iſt.

Denn ob man ihm zwar leicht zugeben kan, daß die erſten Menſchen nicht ſo arg geweſen ſind, als wir;

ſo folget doch nicht daraus, daß ihre Unſchuld ſich auf eine Vollkommenheit ihrer Natur gegründet habe, die hernach durch einen gewaltſamen Zufall verlohren. Ich habe gewieſen, daß ſie dieſelbe gewiſſen Umſtänden zu dancken gehabt, die ſich nohtwendig verliehren müſſen. Daß wir demnach ietzo in einem andern Zuſtande leben, als unſere erſte Eltern, das iſt ein Zeichen, daß ſich die Umſtände geändert haben; nicht aber, daß durch ein Verſehen derſelben eine Veränderung in unſerer Natur vorgegangen ſey. Dieſes hätte der Hr. Prof. Manzel beweiſen ſollen: Da er es nun nicht gethan hat, ſo fällt ſein gantz Syſtema Juris Naturæ verè talis übern Haufen; ſeine gantze Beſchreibung des Zuſtandes, in welchem der erſte Menſch ſich befunden haben ſoll, faſſet Dinge in ſich, davon die Vernunft nichts weiß: Sie ſiehet einer platoniſchen Republick ſehr ähnlich, und iſt alſo gar nicht geſchickt, ein Eckſtein des Rechts der Natur zu ſeyn.

Der Hr. Prof. Manzel hätte alſo, der Mühe überhoben ſeyn können, welche er auf die Einrichtung ſeiner Novæ, oder vielmehr Antiquæ Atlantidis gewendet hat, und würde mich inſonderheit ihm ſehr verbunden haben, wenn er nur mit ein paar Worten gemeldet hätte, warum Er davor hält, daß es nöthig ſey, die Augen auf den verlohrnen Stand der Unſchuld zu richten, und aus demſelben die Sätze des wahren Rechts der Natur herzuleiten. Je mehr ich darauf ſinne, je weniger begreife ich, was ihn bewogen, die Verbeſſerung des Rechts der Natur auf dieſe Art anzugreifen.

Er verdenckt es ja (§. 12.) dem ſeel. Alberti, daß er den

den Stand der Unſchuld, ſo wie er uns in der Schrift beſchrieben wird, zum Grunde des Rechts der Natur geleget hat: Vielleicht weil nicht alle Menſchen die Schrift annehmen, oder weil es übel ſtehet, die Ofenbahrung in die Weltweißheit zu mengen: Aber warum legt er dann in ſeinem Syſtemate Juris Naturæ ſeine eigene, und guten Theils unwahrſcheinliche, Muthmaſſungen zum Grunde? Mich deucht, der unſtreitig wahre Bericht eines von GOTT getriebenen Mannes iſt allen, auch den wahrſcheinlichſten Einfällen, die wir, nach unſerer Vernunft, vom Zuſtande des erſten Menſchen haben können, weit vorzuziehen. Wird er gleich von den Heyden nicht als göttlich angenommen, ſo gilt er doch bey Chriſten: Da hergegen die Vernunft eines Chriſten ſo wohl, als eines Heiden und Türcken wieder die Muthmaſſungen des Hn. Manzels ſehr vieles einzuwenden hat. Hält er aber darum die albertiſche Methode vor ungereimt, weil dadurch die Ofenbahrung in die Weltweißheit gemiſchet wird, ſo hätte er ſich dieſer Vermiſchung auch enthalten ſollen. Allein wie oft faſſet er nicht die Hörner des Altars?

Es mag indeſſen der Hr. Prof. Manzel von dem guten Alberti ſo weit entfernet ſeyn, als er immer will: Er mag ſeinen Stand der Unſchuld aus der Schrift oder aus der Vernunft erweiſen: So ſehe ich doch nicht, was er in dem Stande der Unſchuld vor ein beſonders Jus Naturæ finden will, oder was uns dieſes Jus Naturæ, falls er eines findet, helfen ſoll. Ich will hier nicht wiederhohlen, was ich ſchon von dem Zuſtande des erſten Menſchen geſchrieben habe. Ich habe gewieſen, daß derſelbe von unſerm heutigen Zuſtan-

Zuſtande durch nichts, als einige, die Natur des Menſchen nicht angehende, Umſtånde unterſchieden geweſen. Daraus folget, daß ihre Grund-Såtze des Rechts der Natur eben diejenigen geweſen ſind, die wir noch haben.

Allein, ich will darauf nicht ſo ſehr dringen. Der Hr. Prof. mag apodicticé, wie er ſich rühmet, aus der Vernunft bewieſen haben, daß der erſte Menſch in einer gröſſern Vollkommenheit gelebet habe, als wir: Das wird er mir doch zugeben, daß dieſe vollkommene, heilige, unſchuldige Creatur eine Begierde gehabt, lange und glůcklich zu leben. Hieraus flieſſet nun, daß der erſte Menſch geglaubet hat, er ſey ſchuldig dasjenige zu thun, was zu ſeiner Erhaltung und Glůckſeeligkeit nöthig. Dieſes iſt aber der Grund-Satz des Rechts der Natur, und die Quelle aller moraliſchen Wahrheiten.

Ew. Hochwohlgeb. ſehen alſo, daß der erſte Menſch ſo wenig ein eigenes Jus Naturæ, als ein von dem unſern unterſchiedenes Einmal eins haben können. Er mag ſo vollkommen geweſen ſeyn, als er will; ſo bleiben doch die moraliſchen Wahrheiten ſo wohl, als die Natur der Zahlen, ewig und unverånderlich. Ich weiß wohl, daß die Schlůſſe, welche der erſte Menſch, zu ſeiner Nothdurft, aus den allgemeinen moraliſchen Wahrheiten gezogen hat, nicht eben diejenigen ſeyn können, die wir, nach den Umſtånden, in welchen wir uns befinden, daraus ziehen; wenn ſein Zuſtand von dem unſerm ſo ſehr unterſchieden geweſen iſt, als der Herr Prof. vorgiebt: Allein auch die Pflichten der Eltern ſind von den Pflichten der Kinder unterſchieden,

den, und der Herr muß aus dem Grund-Satz des Rechts der Natur gantz andere Folgen ziehen, als der Knecht. Wer hat ihm aber jemahlen träumen laſſen, daß die Eltern, und Herren ein ander Jus Naturæ hätten, als die Kinder und Knechte?

Die unterſchiedene Anwendung einer Regel verändert die Natur derſelben nicht. Ich kan nach einem Linial, perpendicular und horizontal Linien ziehen. Die Linien ſind unterſchieden, aber das Linial bleibt unverändert. Mit den allgemeinen Grund-Sätzen des natürlichen Rechts verhält es ſich nicht anders: Sie bleiben unwandelbahr, ob gleich ihre Anwendung nach den Umſtänden ſich ändert.

Der Hr. Prof. Manzel wird alſo aus dem erſten Zuſtande des Menſchen kein beſonderes Recht der Natur erzwingen können, wie ſauer er ſichs auch werden läſſet. Die Betrachtung dieſes glückſeeligen Zuſtandes, welche er anſtellet, gehöret nicht zum Recht der Natur: Sie kan nichts zur Verbeſſerung dieſer edlen Wiſſenſchaft beytragen, und iſt, wenns hoch kommt, nichts, als eine kleine Einleitung in die paradiſiſchen Alterthümer. Nun würde man Urſache haben, ihm vor die genommene Mühe zu dancken, wenn er nur was gewiſſes und gründliches, oder wenigſtens nur wahrſcheinliches vorgebracht hätte: Allein ſo giebt es der Augenſchein, daß faſt alles, was er ſagt, ungegründet und unwahrſcheinlich, und zum wenigſten aus der bloſſen Vernunft nicht zu erweiſen ſey.

Wenn Ew. Hochwohlgeb. nur das, was ich ſchon von dem Stande der Unſchuld geſchrieben habe, mit Bedacht leſen, ſo werden Sie mir dieſes leicht glauben:

glauben: Allein ich will noch zum Ueberfluß die Abbildung des erſten Menſchen unterſuchen, aus welcher der Hr. Prof. Manzel die Grund Sätze ſeines wahren und ächten Juris Naturæ herleiten will, und ſolte mein Brief gleich noch einmahl ſo lang werden, als er ſchon iſt Ich frage wenig darnach, ob Ihnen meine Weitläuftigkeit angenehm, oder zu wieder iſt. Denn gefällt ſie Ihnen, ſo iſt es mir lieb: Gefällt ſie Ihnen nicht, ſo werde ich mich auch nicht ſonderlich grämen; weil ich dadurch Ew. Hochwohlgeb. abhalte, mich auf ein andermahl, nach dem Rechte, ſo Ihnen unſere Freundſchaft giebt, zu einer ſolchen Arbeit zu verdammen, als Sie mir ietzo auferlegt haben. Ich ſchreite, zur Sache.

„Der Hr. Prof. Manzel ſagt §. 40. Die erſten„ Menſchen hätten einen reinen Verſtand (intellec-„ tus fuit purus) und eine vollkommene Erkänntniß„ der natürlichen und moraliſchen Dingen gehabt.„ Dieſer Verſtand und dieſe Erkänntniß wäre bey al-„ len Menſchen gleich geweſen (in omnibus indivi-„ duis accuratè æqualis): Doch mit dem Unter-„ ſcheid, ob einer ſeine Jahre erreichet gehabt, oder„ nicht. Denn von der erſten Zeit nach der Geburth an„ habe ſich freylich der Verſtand ſchon ſehen laſſen,„ und zwar in dem Grad, als zu der damahligen Erhal-„ tung des Menſchen nöthig geweſen (imo in eo gra-„ du, qualis ad conſervationem pro tempore neceſ-„ ſarius fuit): Mit den Jahren aber ſey er ſtärcker„ worden. Die Alten hätten auch in dieſem Stücke vor„ den Jungen den Vorzug gehabt, daß ſie durch die„ Erfahrung, und vieleicht auch durch Offen-„ bahrungen, eine gröſſere Wiſſenſchaft erlanget

„(quod experientia & factis, quorum memoria ipſis conſtitit, imo forte reuelatione magis inclaruerunt).

Ich habe hiebey folgendes zu erinnern.

I. Hr. Prof. Manzel eignet den erſten Menſchen einen reinen Verſtand zu. Ein reiner Verſtand (intellectus purus) iſt von den Sinnen und der Einbildungs-Kraft gäntzlich abgeſondert. Er findet ſich alſo nur bey Leuten, die eine deutliche Erkänntniß aller Dinge beſitzen, und mit nichts, als allgemeinen Begrifen zu thun haben. Da man nun zu allgemeinen Begrifen nicht anders, als durch die Betrachtung eintzeler Dinge gelangen kan: So folget, daß der erſte Menſch nicht mit einem reinen Verſtand erſchafen worden.

Dieſer Einwurf läßt ſich nicht, wie man vieleicht dencken möchte, durch den Unterſcheid unter dem Menſchen vor, und nach dem Fall, heben: Denn, zu geſchweigen daß dieſer Fall noch nicht erwieſen, ſo iſt es noch nicht ausgemacht, ob es vor dem Fall möglicher geweſen, als nach demſelben, einer Creatur, die niemahlen eintzele Dinge geſehen, oder empfunden hat, allgemeine Begrife mitzutheilen. Ich kan die Möglichkeit dieſer Mittheilung nicht begreifen. Denn entweder müſte GOtt dem erſten Menſchen die allgemeinen Begrife gleich Anfangs eingepreget, und ſeinen Verſtand ſo eingerichtet haben, daß er nichts anders als lauter Univerſalia dencken können: Oder er müſte ihm die allgemeinen Begrife nach ſeiner Schöpfung ofenbahret haben. Beydes gehet nicht an.

Denn hätte GOtt den Verſtand des Menſchen

ſo,

ſo, wie ich ſage, eingerichtet; ſo hätte er denſelben nicht an die Materie knüpfen, und den Menſchen mit den Sinnen und der Einbildungs-Kraft begaben dürfen. Folglich wäre der erſte Menſch kein Menſch, ſondern ein bloſſer Geiſt geweſen. Durch eine beſondere Ofenbahrung können auch die allgemeine Begrife in dem Menſchen nicht entſtanden ſeyn: Weil alle Ofenbahrung eine Fähigkeit dieſelbe zu verſtehen, in denjenigen, dem ſie geſchiehet, zum Grunde hat. Durch die Ofenbahrung allgemeiner Begrife kan ich aber in dem Verſtande eines Menſchen, der niemahlen eintzele Dinge geſehen, und betrachtet hat, nicht den geringſten Begrif erwecken. Folglich würde eine ſolche Ofenbahrung unnütze ſeyn; weil ſie demjenigen, der dadurch unterrichtet werden ſoll, unverſtändlich. Glauben Ew. Hochwohlgeb., daß GOtt, durch ſeine Allmacht, einem blind gebohrnen einen klaren und deutlichen Begrif der Farben mittheilen könne? Ich dencke es nicht: Oder Sie müſſen auch glauben, GOtt könne machen, daß wir den Schall riechen, und durch das Gehör Teufels-Dreck von Ambra unterſcheiden können.

Da es nun unbegreiflich iſt, wie eine aus Geiſt und Materie beſtehende Creatur, anders, als ietzo zu allgemeinen Begrifen gelangen könne; unbegreifliche Sätze aber in der Welt-Weißheit keinen Platz finden, es ſey dann, daß die Erfahrung uns nöthige, eine Sache, die wir nicht begreifen, als wahr anzunehmen: So handelt der Hr. Prof. Manzel nicht, als ein Weltweiſer, wañ er in einer philoſophiſchen Schrift einen unbegreiflichen Satz als eine unſtreitige Wahrheit vorausſetzet, von deſſen Wahrheit er durch die Erfahrung nicht überführet iſt.

II. Spricht nun der Hr. Prof. Manzel; der erſte Menſch habe freylich dieſen reinen Verſtand nicht mit auf die Welt gebracht, ſondern, wie wir ietzo, durch den Gebrauch ſeiner Sinnen ſich einen Begrif der eintzelen Dinge, und, aus deren Zuſammenhaltung, allgemeine zu wege bringen müſſen: Allein er habe doch eine beſondere Fähigkeit gehabt, ſeinen Verſtand von dem Joche der Sinnen, und der Einbildungs-Kraft loß zureiſſen: So frage ich ihn: Ob dann der Unterſcheid unter uns, und dem erſten Menſchen ſo groß iſt, als er ihn machet? Ob der erſte Menſch alſo nicht in eben ſo groſſer Gefahr geweſen, zu irren, als wir? Ob alſo der Menſch ſo vollkommen erſchaffen worden, als der Hr. Prof. vorgiebt? Ob der Hr. Prof. ſich wohl getraue, dieſe Fähigkeit, welche er dem erſten Menſchen beyleget, aus der Vernunft darzuthun? Ob es wohl glaublich, daß GOtt den erſten Menſchen mit einer ſonderlichen Fähigkeit, ſeinen Verſtand von aller Gemeinſchaft mit den Sinnen und der Einbildungs-Kraft abzuſondern, erſchafen habe; da doch augenſcheinlich iſt, daß eine ſolche Reinigkeit des Verſtandes gar nichts zu unſerer wahren Glückſeeligkeit beytragen kan? Ob Er wohl glaube, daß der erſte Menſch zu einer Zeit, da er genug zu thun hatte, die eintzelen Dinge kennen zu lernen, ſich um allgemeine Begrife bekümmert habe? Ob es nicht vielmehr eine Schwachheit, als eine Vollkommenheit anzeige, wenn man ſich mehr um ſubtile und unnütze Grillen, als um einfältige, und dabey heilſame Warheiten bekümmert? Und ob es alſo nicht glaublicher ſey, daß der Menſch in dem Stande der Unſchuld mit klaren Begrifen zufrieden geweſen, als daß er ſich um

eine

eine metaphyſiſche Deutlichkeit derſelben den Kopf zerbrochen habe?

III. Der Hr. Prof. Manzel legt den erſten Menſchen eine vollkommene Erkänntniß aller natürlichen und moraliſchen Dinge bey. Dieſes aber deucht mich ein Satz zu ſeyn, der eben ſo unbegreiflich iſt, als daß ſie einen reinen Verſtand ſolten gehabt haben.

Ich habe ſchon gewieſen, daß der erſte Menſch keinen andern Weg gehabt, zur Erkänntniß zu gelangen, als wir. Nihil eſt in intellectu, quod non antea fuerit in ſenſu iſt ein Satz, der zu allen Zeiten wahr geweſen. Es hat alſo der erſte Menſch nichts kennen können, als was er geſehen, und wohl betrachtet hatte. Da es nun unmöglich iſt, daß der erſte Menſch alle Geſchöpfe auf einmahl ſehen und betrachten können; Und hergegen ſehr wahrſcheinlich, daß ihm noch viele Dinge unbekannt ſeyn würden, wenn er gleich noch lebte; ſo hat er unmöglich eine vollkommene Erkänntniß aller natürlichen Dinge haben können.

Zu dem iſt es ſehr glaublich, daß ſich der erſte Menſch um eine ſo weitläuftige Wiſſenſchaft keine ſonderliche Mühe gegeben habe. Man ſtelle ſich einmahl den Zuſtand einer Creatur vor, die, ohne zu wiſſen, wie ihr geſchicht, ſich plötzlich unter einer Menge von Dingen ſiehet, deren jedes ihr neu und unbekannt iſt, und ſage mir dann, ob man wohl anders dencken könne, als daß dieſe Creatur das gantze Welt Gebäude, wie die Kuh das neue Thor, angeſehen habe. Der Hunger und der Durſt machten, daß ſie endlich zugrif, und nach dem Trieb, der ihr gegeben war, einige von den ihr vorkommenden Dingen zu ihrer Nahrung

gebrauchte. Es iſt gar wahrſcheinlich, daß dieſe Sachen unter allen natürlichen Dingen die erſten geweſen ſind, die der Menſch hat kennen gelernet: Aber doch nicht weiter, als daß er gewuſt, wozu ſie nütze. Ich glaube auch nicht, daß er ſich den Kopf über ihren Urſprung, und über ihre innerliche Beſchafenheit zerbrochen habe; Und um die Erkäñtniß der andern Dinge hat er ſich gar nicht bekümmert. Man kan, deucht mich, von ihm eben das ſagen, was Ennius beym Cicero (24) von Epicurus ſagt: dum palato quid ſit optimum judicat, cœli palatum non ſuſpexit: Denn es iſt vermuthlich eine gute Zeit, nach der Erſchafung der Welt, verſtrichen, ehe der Menſch ſein os ſublime, womit er ſich breit macht, zu den Sternen erhoben hat, um ihre Natur zu erforſchen. Es war ihm gleich viel, ob die Sonne, oder die Erde umgieng. Er war zu frieden, daß ihm jene Licht und Wärme, und dieſe die nöthigen Lebens Mittel gab. Er war alſo ein ſchlechter Sternkündiger, und ich glaube, der Hr. Prof. Manzel würde ſelbſt über die Einfalt des erſten Menſchen lachen, wenn er wüſte, was derſelbe ſich vor kindiſche Begrife von allen Dingen gemacht hat.

Man thut demnach klüger, wenn man es den Rabbinen überläſſet, von ihrem Adam die unglaublichſten Dinge zu erzehlen. Dieſen ſtehet es wohl an, wenn ſie vorgeben, Adam habe auch die Engel an Wiſſenſchaft übertrofen, und dieſe weiſe Creaturen, die anfänglich, da GOtt ſie über die Erſchafung des Menſchen zu Rathe gezogen, gar verächtlich von demſelben

(24) De Nat. Deorum lib. II.

ſelben geredet, einmahl heßlich beſchämet; indem er alle Thiere mit ihrem rechten Nahmen zu nennen gewuſt; welches den Engeln unmöglich geweſen; Ja die Frage, wie dann er ſelbſt, und GOtt heiſſe gar fein beantwortet, und dieſen letzten Jehovah betittelt. (25)

Wir Chriſten lachen über ſolche Fratzen, weil uns unſere Vernunft ſo wohl, als die Ofenbahrung nichts von dieſer unglaublichen Weißheit des erſten Menſchen lehret. Selbſt in der Ofenbahrung finden wir Spuren ſeiner Einfalt. Denn ſo berichtet uns Moſes, daß Adam, nachdem er vom verbotenen Baum gegeſſen, ſo dumm geweſen, daß er ſich mit ſeiner Even vor GOtt verſtecken wollen. Er muß alſo ſaubere Begrife von der GOttheit gehabt haben.

Ich ſehe vorher, daß Ew. Hochwohlgeb. dencken werden, dieſes ſey nach dem Fall geſchehen, und man müſſe ſich demnach über dieſe Einfalt nicht wundern, weil der Menſch durch den Fall ſeine ihm anerſchafene Weißheit verlohren. Um Ihnen nun dieſen Scrupel zu benehmen, ſo mache ich folgende Anmerckung.

IV. Es iſt unbegreiflich, wie der erſte Menſch, falls er mit ſo vollkommener Weißheit ausgerüſtet geweſen, dieſe Weißheit durch eine Uebertretung eines göttlichen Geſetzes habe verliehren können. Es müſte dieſer Verlüſt entweder eine Folge der Uebertretung, oder eine willkührliche Strafe des erzürneten GOttes ſeyn.

Das erſte wolte ich glauben, wenn ich nur ein

(25) Mr. Bayle Dict. Hiſt. & Crit. art. Adam not. D.

Verbrechen erdencken könnte, das eine ſolche Veränderung in dem menſchlichen Verſtande zu würcken fähig wäre. Wir können durch unſer Verſehen die Kräfte unſers Cörpers ſchwächen; wir können unſern Willen verderben, und zu allerhand Laſtern gewöhnen; wir können auch durch eine unordentliche Lebens-Art die Kräfte unſers Verſtandes ſo weit unterdrucken, daß wir dieſelbe nicht mehr ſo, als vor dem gebrauchen können: Allein daß durch ein eintziges Verſehen die Begrife, die wir von allen Dingen haben, gäntzlich ſolten können ausgelöſchet werden, und das plötzlich, das iſt etwas, ſo ich nicht verſtehe.

Was ich einmahl vollkommen weiß, das kan ich unmöglich in einem Augenblick vergeſſen, und wenn ich gleich wolte. Meine Begierden können meine Vernunft dergeſtalt benebeln, daß ich zu der Zeit, wann ſie am unbändigſten ſind, nichts erkennen kan, als was mit ihnen überein kömmet: Aber ſie verwirren mein Gehirn niemahlen dergeſtalt, daß ich auch diejenige Erkänntniß, die ihnen nicht entgegen iſt, verliehren ſolte.

Man mache demnach das Verbrechen des erſten Menſchen ſo groß, als man immer will: Man gebe ihm eine Boßheit Schuld, die noch ſo entſetzlich iſt, ſo wird man doch dadurch nicht begreiflich machen, warum er z. e. in einem Augenblick ſolte vergeſſen haben, woher es komme, daß der Magnet das Eiſen an ſich ziehet. Dieſe Erkänntniß, welche er nach der Meinung des Hrn. Prof. Manzels gehabt haben muß, hätte gar füglich mit der größten Boßheit beſtehen können.

Wir ſehen daß Geiſtliche huren und ſaufen: des-

falls

falls aber vergeſſen ſie ihren König nicht: Sie werden dadurch nicht ungeſchickter, aufs ſchärffſte wieder die Ketzer zu diſputiren. Es kan kommen daß ein Prieſter, weil er etwan den Rauſch noch nicht völlig ausgeſchlafen hat, das unrechte Evangelium ablieſet: Aber niemahlen wird er völlig vergeſſen, welches Evangelium auf dieſen und welches auf jenen Sonntag zu erklären verordnet iſt. Ein Rechen-Meiſter kan ſich voll ſaufen, und zu der Zeit, wann er beſofen iſt, die ärgſten Schnitzer machen. Aber er vergißt darum ſein Einmahleins nicht. Der erſte Menſch aber hat durch den ſchädlichen Apfel-Biß auch die Wiſſenſchaft der Algebra, einer Weißheit, die auch in boßhafte Seelen kömmt, verlohren. Wer es faſſen mag, der faſſe es.

Ich begreife nicht, wie dieſes ohne ein Wunderwerck hat geſchehen können. Darum aber möchte ich doch nicht ſagen, daß der Verluſt unſerer anerſchafenen Weißheit eine Göttliche Strafe ſey. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß GOTT dem gefallenen Menſchen, dem er, wie grauſam er ſich auch ſtellete, dennoch immer ziemlich gewogen blieb, die Erkänntniß ſo vieler nützlichen Wahrheiten, ja die heilſamſten Begrife von der Gottheit ſelbſt, ohne welche niemand glücklich werden kan, ſolte genommen haben. Seine Gerechtigkeit erforderte Rache, und trieb ihn an den Menſchen zu ſtrafen: Aber ſeine Güte und Weißheit hieß ihn doch auch mit dieſer Strafe mehr des Menſchen Beſſerung, als deſſen Verderben zu ſuchen. Dieſes aber wäre nicht geſchehen, wenn GOtt den Menſchen der vollkomnen Erkänntniß nützlicher und ſchädlicher Dinge, ja des Weſens und Willen

GOttes ſelbſt, mit Gewalt beraubet, und ihn alſo in die ſchädlichſte Unwiſſenheit geſetzet hätte. Wer dieſes mit den Eigenſchaften eines höchſt-gerechten, gütigen und weiſen Weſens reimen kan, der muß ſehr künſtlich ſeyn.

Ich getraue es mir nicht, und will daher lieber ſagen, daß, wenn der Menſch die unbegreifliche Weißheit, welche man ihm beyleget, vor dem Fall gehabt hätte, GOtt ihm dieſelbe auch nach dem Fall wohl würde gelaſſen haben.

Eben dieſes kan ich mit noch mehrerm Fug von der Erkänntniß der moraliſchen Wahrheiten ſagen: weil ſie die nützlichſte iſt. Wiewohl ich nicht begreife, was eine Creatur, die ihrer Natur nach, das nützliche begehret, und das, was ihr ſchädlich iſt, fliehet, auſſer dieſem natürlichen Trieb, vor ſonderbahre moraliſche Weißheit habe beſitzen können.

V. Der Hr. Prof. Manzel ſagt ferner der reine und vollkommene Verſtand der erſten Menſchen, ſey bey allen vollkomen gleich geweſen. Er ſchlieſſet recht: Denn der GOtt, der, wie wir ſchon von ihm gelernet haben, in Kleinigkeiten, und z. E. in der äuſſerlichen Bildung und Statur des Menſchen die genaueſte Gleichheit beobachtet hat, der wird in wichtigern Dingen nicht weniger auf eine Gleichheit geſehen haben: Allein er wiederſpricht ſich gleich, und ſtöſſet nicht allein das, was er hier ſagt, ſondern auch das ſchöne Argument, das er von der ungleichen Statur der Menſchen hergenommen hat, übern Haufen, wann er fortfähret, und ſchreibt; es ſey zwiſchen dem Verſtande der Kinder und erwachſenen Leute, der Alten und der Jungen ein Unterſcheid geweſen. Mich deucht,

er hebt dadurch die Gleichheit unter ſeinen vollkommenen Geſchöpfen auf: Denn ein Verſtand, der in Anſehung des Alters inæqualis iſt, der kan nicht in omnibus individuis accuratè æqualis ſeyn: Weil ein kleines und junges individuum auch ein individuum iſt. Doch ich will mich bey dieſem Wiederſpruch nicht aufhalten. Nur möchte ich wiſſen, was den Hrn Prof. bewogen hat, unter Alten und Jungen, Kindern und Erwachſenen, in Anſehung der Wiſſenſchaft, einen Unterſcheid zu zugeben. Iſt es ihm etwan unbegreiflich vorgekommen, wie ein neugebohrnes Kind ſo groſſe Weißheit beſitzen können, als er dem erſten Menſchen beyleget? Allein ſo hätte er auch bedencken ſollen, daß es nicht weniger unbegreiflich, wie der erſte Menſch gleich nach ſeiner Schöpfung ſo klug ſeyn können, als er ihn machet. Ich finde unter dem erſten Menſchen, und ſeinem erſtgebohrnen Sohn keinen Unterſcheid, als in Anſehung der Gröſſe des Cörpers. Den Verſtand, welchen man alſo jenem beyleget den kan man dieſem nicht abſprechen. Das Gewicht des Cörpers thut zur Vollkommenheit unſers Verſtandes nichts: Und wenn der erſte Menſch gleich, wie die Talmudiſten vorgeben, ſo groß geweſen wäre, daß er von einem Ende der Welt biß zum andern gereichet: (26) So wird er doch dadurch nicht geſchickter, als ſein Sohn eine vollkommmene Wiſſenſchaft aller Dinge zu haben. Sie waren beyde jung und fremde in der Welt. GOtt, wenn er vollkommene Menſchen machen wollen, hat keine Urſache gehabt, den Sohn unvollkommener zu machen, als den Vater: Und es iſt auch nicht glaublich, daß er die erſte Frucht der Lenden

(26) Mr. Bayle l. c. not. J.

den des erſten Menſchen ſo gleich dergeſtalt wird haben aus der Art ſchlagen laſſen, als der Hr. Prof. Manzel meint. Nach dem Begrif, den er von den Kindern der erſten Menſchen hat, iſt unter denſelben und den unſrigen gar kein Unterſcheid. Wer kan das aber glauben, wenn er des Hrn. Prof. Schrift geleſen? Ja wer wird ſich nicht vielmehr einbilden, daß, wenn der erſte Menſch ſo heilig, ſo unſchuldig, ſo vollkommen erſchafen geweſen, dieſe Heiligkeit, Unſchuld und Vollkommenheit auf ſeine Erben und Erbnehmen eben ſo wohl, als nach dem Fall das Verderben würde fortgepflantzet ſeyn? Denn wenn man dieſes nicht glaubet, ſo iſt es ofenbahr, daß die anerſchafene Vollkommenheit des erſten Menſchen nach und nach, ohne allen gewaltſamen Zufall, von ſich ſelbſt verſchwinden müſſen, und kaum biß ins dritte und vierdte Glied dauren können.

Ich halte vor unnöthig, Ew. Hochwohlgeb. die Wahrheiten dieſer Folge weitläuftig darzuthun; ich ſage nur, daß der Hr. Prof. Manzel ſeine Gedancken nicht wohl zuſammen hänget, und durch den Unterſcheid, welchen er unter Kindern und erwachſenen Perſonen im Stande der Unſchuld zuläßt, ſelbſt ein Loch in ſeinem Syſtemate machet.

Dieſes wird noch klärer, wenn man erweget, daß er ſagt, die Alten hätten die Jungen an Erfahrung übertrofen. Denn daraus kan man ſehen, daß er glaubt, die erſten Menſchen wären durch die Erfahrunng klug geworden. Von den Jungen iſt dieſes ausgemacht, und da die Alten auch einmahl iung geweſen, ſo iſt kein Zweifel, daß eine Zeit geweſen, da ihnen noch vieles gemangelt.

Wie

Wie kan dieſes aber mit der vollkommenen Erkänntniß aller Dinge beſtehen, die der erſte Menſch beſeſſen haben ſoll.

Auch wir werden durch die Erfahrung klug. Wo bleibt alſo der Unterſcheid zwiſchen uns und unſern erſten Eltern? Der Hr. Prof. Manzel hebt ihn ſelbſt auf. Iſt dieſes ſeine Abſicht nicht, ſo muß er die Erfahrung weg laſſen: Die nutzet einer Creatur nichts, die, von dem erſten Augenblick ihres Lebens an, alle Dinge vollkommen kennet, und mehr weiß, als das gantze menſchliche Geſchlecht, zuſammen genommen, in vielen hundert Jahren lernen kan. So bald er die Erfahrung zum Grund der Erkänntniß macht, die der erſte Menſch gehabt haben ſoll, zernichtet er den hohen Begrif, den er uns von der vollkommenen Weißheit deſſelben geben wollen, und gibt mir Fug und Macht zu ſchlieſſen, daß wir heutiges Tages klüger ſind, als unſere erſten Eltern, weil unſere Erfahrung unſtreitig gröſſer iſt, als die ihrige.

Die moraliſche Wiſſenſchaft des Menſchen," fährt der Hr. Manzel (§. 41.) fort, beſtund darinn," daß er daß Gute allein kannte, und in dem Gu-" ten allein ſeine edle Freyheit, dieſes oder jenes zu" thun, brauchte. (In moralibus notitiam ha-" buerunt ſolius boni & in ſpecie ſola boni gene-" roſum exercuerunt arbitrium hoc vel illud agen-" di)." Er habe auch gewuſt, daß er, ſo bald er" von dieſer Richtſchnur ſeiner Vollkommenheit abwiche, (quod ſimul ac normam hanc ſuæ perfectionis relinquerent) ſich in Unglück ſtürtzen würde (malum ipſos eſſet invaſurum).

Hier

Hier begreiffe ich nicht, wie der Menſch, der alle Dinge ſo vollkommen gekannt hat, daß er das Nützliche von dem Schädlichen genau unterſcheiden können doch nur das Gute allein könne gekannt haben. Der Hr. Manzel kan dieſes um ſo viel weniger ſagen, weil er ſelbſt (§. 48.) dem Menſchen die Erkänntniß, und zwar eine vollkommene Erkänntniß des Guten und des Böſen (perfectam boni & mali cognitionem) ausdrücklich beyleget. Und wie hätte der Menſch auch ſonſt wiſſen können, daß ihm, wenn er dieſes oder jenes thäte, etwas Böſes wiederfahren würde? Er hat alſo auch das Böſe gekannt. Aber woher? Durch einen natürlichen Trieb, als etwan die Thiere, oder durch die Erfahrung? Hat er durch einen natürlichen Trieb das Gute von dem Böſen unterſchieden, ſo fällt der reine Verſtand, und die tiefe metaphyſiſche Wiſſenſchaft weg, welche ihm der Hr. Prof. Manzel beylegt. Es würde auch daraus folgen, daß der Menſch ohne alles Nachdencken Gutes gethan habe, welches, wie der Hr. Manzel meinet, einer vollkommenen und vernünftigen Creatur unanſtändig iſt. Hat aber der erſte Menſch durch die Erfahrung die Erkänntniß des Böſen erlanget, ſo darf man ſeine Weißheit nicht bewundern, weil man klärlich ſiehet, daß er, wie die Kinder und Narren, durch Schaden klug werden müſſen. Er hat ſich erſt gebrannt, ehe er gewuſt, daß man dem Feuer nicht zu nahe kommen müſſe, und alles ſo lange vor gut und unſchädlich gehalten, biß er entweder die ſchädliche Würckung gewiſſer Dinge, und die übeln Folgen gewiſſer Thaten ſelbſt geſpüret, oder von andern, welche dieſelbe erfahren, kennen gelernet.

Doch

Doch ich entferne mich zu weit von meinem Zweck. Ich wolte nur anmercken, daß der Hr. Prof. Manzel ſich ſelbſt wiederſpricht, wann er dem Menſchen die Erkänntniß des Böſen, welche er ihm hier abſpricht, an einem andern Ort zugeſtehet. Weiter habe ich nichts zu ſagen. Der Menſch mag anfänglich beſchafen geweſen ſeyn, wie er will. Mir liegt wenig daran: Nur bin ich begierig zu wiſſen, wie eine Creatur, die ſo beſchafen iſt, als der Hr. Prof. Manzel den erſten Menſchen abbildet, habe fallen, und ihre Vollkommenheit verliehren können.

Der Hr. Prof. verſucht es (§. 42.), ob er uns dieſe traurige Begebenheit aus der bloſſen Vernunft begreiflich machen könne: Allein was er ſagt das vergnüget mich nicht. „Er meint der Verluſt der Glückſeeligkeit, in welche der erſte Menſch anfänglich gelebet, rühre daher, daß der Menſch ungläubig worden (quod incredulitate laborare inceperint) und, nachdem er ſeinem oberſten Beherrſcher den Gehorſam aufgekündiget, ſich zum Böſen gewendet habe„ u. ſ. w.

Daß dieſes leere Worte ſind, mit welchen der Hr. Prof. nichts ſaget, können Ew. Hochwohlgeb. nicht beſſer begreifen, als wenn Sie dasjenige anzuſehen belieben, was der Hr. Prof. (§. 44. und 45.) ſchreibt. Da nun, heißt es, der Menſch ſo beſchafen war (ich„ glaube ſo viel ſoll das mir unbekannte Latein: Sic„ conſtituta igitur ſituatione hominis, heiſſen) ſo„ konnte nur eine einige Art des Gewiſſens, nemlich„ conſcientia recta, nimmer aber eine Unwiſſenheit„ des Rechts, oder ein Irrthum in denen Dingen, die„ ſein Thun und Laſſen betrafen, bey ihm Statt haben.„

Ueber-

„Ueberdem, ſo lauten ſeine Worte, (§. 45.) „war der Menſch von vielen Dingen, die uns ietzo „mit Gewalt zum Böſen trieben, frey; wie z. E. von „den Afecten: Denn die Liebe war rein, und nur auf „das Gute gerichtet, und begrif unter ſich einen un- „gezwungenen Abſcheu des Böſen (ſub ſe compre- „hendens contrarii auerſationem non coactam) „u. ſ. w.

Ew. Howohlgeb. ſehen, daß derjenige, der mir erklären will, wie ein ſo beſchafener Menſch um ſeine Vollkommenheit gekommen ſey, eine danckele Sache noch danckeler macht, wenn er ſpricht; Ein Unglaube, eine vorſetzliche Wiederſpenſtigkeit gegen GOTT ſey die Urſache dieſes Verluſtes.

Wie kan ein Zweifel, oder gar ein Unglaube in dem Gemüthe eines Menſchen entſtehen, der nicht nur die Natur aller Dinge vollkommen kennet, und das Nützliche von dem, ſo ſchädlich iſt, genau zu unterſcheiden weiß; ſondern auch nicht die geringſte Begierde hat, die ihn zwingen könnte, wider ſeine Erkänntniß zu handeln? Wie kan eine Creatur ſich zum Böſen wenden, welche weiß was Recht und unrecht iſt, in moraliſchen Dingen nicht irren kan, ja einen natürlichen Abſcheu vor dem Böſen heget? Iſt es wohl zu begreifen, daß eine ſolche Creatur ihrem Schöpfer den Gehorſam habe verſagen können, der ihr nichts gebieten, oder verbieten kan, deſſen Nutzen und Schädlichkeit ihr unbekannt wäre? Und ſolte ſie wohl, wenn ihr derjenige, von deſſen Wahrhaftigkeit, und Allmacht ſie ſo gewiß, als von ihrem eigenen Seyn überführet iſt, auch die gleichgültigſten Dinge anbeföhle oder unterſagte, fähig ſeyn, an der Gerechtigkeit ſolcher Befehle

zu

zu zweifeln, oder die darauf geſetzten Strafen in den Wind zu ſchlagen?

Ich glaube dieſes um ſo viel weniger, weil man heutiges Tages, da das menſchliche Geſchlecht ſo gar im Argen liegt, noch hundert vor einen findet, welche auf das bloſſe Verbot eines Medici, zu dem ſie zwar ein Vertrauen haben, aber doch lange nicht von der Gewißheit ſeiner Kunſt, und von der Wahrheit desienigen, was er ſaget, ſo ſtarck, als der erſte Menſch von der Untrieglichkeit ſeines Schöpfers überführet ſind, ſich derer Speiſen enthalten, die ihnen ſonſt die liebſten ſind: Ja ich glaube, daß man in der gantzen Welt nicht einen Menſchen finden wird, der nicht auch dem elendeſten Quackſalber, zu dem er nicht die geringſte Zuverſicht heget, willig gehorchen ſolte, wenn ihm derſelbe eine Speiſe verböte, zu welcher er nicht nur keine Luſt hat, ſondern die er auch von Natur verabſcheuet: Aber der erſte Menſch, die heilige, die vollkommene Creatur, die ohne alle böſe Begierden, und mit einem natürlichen Haß wieder das Böſe gewafnet iſt, übertritt das Gebot eines GOttes, dem er nach der Erkänntniß, die er von ihm hatte, nothwendig Glauben zuſtellen, und ſich vor deſſen Zorn fürchten muſte: und, was das meiſte iſt, ſo thut er dieſes ohne von der geringſten, dieſer Erkänntniß und dieſem Gebote zuwieder laufenden, Begierde dazu genöthiget zu werden.

Wie dieſes mit einander beſtehen könne, kan ich, mir ſelbſt gelaſſen, nicht begreifen, und muß bekennen, daß die Vernunft, die dem Hr. Prof. Manzel ſo unbegreifliche Dinge lehret, von gar beſonderer Art ſeyn müſſe. Meine Vernunft ſperret ſich dawieder, und

 ſagt

ſagt mir, wenn ich ihr weiſen will, wie man den Fall des erſten Menſchen mit ſeiner Vollkommenheit reimen müſſe, Zeug vor, das ich nicht einmahl nachſagen mag. Das beſcheidenſte, was ſie ſagt, iſt dieſes, daß der erſte Menſch, wenn er ſo beſchaffen geweſen, als der Hr. Manzel ſagt, nicht fallen können; wenn er aber geſündiget hat, nicht vollkommen erſchafen ſey.

Sie glaubt alſo nicht, daß es dem Hrn. Prof. etwas helfen könne, wenn er (§. 43.), um die Möglichkeit des Falles zu behaupten, ſagt: „Wenn der „Menſch ſo erſchafen worden, daß er nothwendig „Gutes thun müſſen, ſo hätte keine Moralität ſtatt „haben können. Da der Hr. Prof. ſpricht ſie, dieſes gewuſt hat, ſo hätte er nicht ſagen ſollen, der Menſch ſey vollkommen erſchafen: Indem die Fähigkeit zu ſündigen eine nicht geringe Unvollkommenheit iſt, die ſolche Begierden in dem erſten Menſchen zum Grunde haben muß, die mit ſeiner Vollkommenheit ſtreiten, und allen Unterſcheid zwiſchen ihm und uns nothwendig aufheben.

Ich habe ſchon oben etwas von dieſer Materie einflieſſen laſſen: Wenn Ew. Hochwohlgeb. ſich deſſen erinnern, ſo werden Sie ſchon ſehen, daß es unnöthig ſey, ſich mit dem Hrn. Manzel (§. 48.) zu bekümmern: nach was vor einer Regel und Richtſchnur die erſten Menſchen gelebet haben? Eine vollkommene Creatur, die das Gute und Böſe vollkommen kennet, vollkommen weiß, was GOtt haben will, und nicht die geringſte Begierde zum Böſen hat, die braucht keiner Regel. Ihr natürlicher Trieb iſt ihr ſtatt aller Geſetze: Und dieſes geſtehet der Hr. Prof. faſt ſelbſt, wenn

wenn Er ſagt: Die vollkommene Erkänntniß des Guten, Böſen, und des Göttlichen Willens ſey die Regel geweſen, nach welcher die erſten Menſchen ihr Thun und Laſſen eingerichtet.

Was er von den göttlichen Ofenbahrungen hinzuſetzet, das fällt von ſich ſelbſt weg. Denn was ſoll GOtt einer Creatur ofenbahren, die alles weiß, was ſie wiſſen ſoll, uñ bey nahe eben ſo klug iſt, als er ſelbſt?

Der Hr. Prof. Manzel handelt (§. 50. 51.) von der Nahrung des erſten Menſchen. Ich finde dabey nichts anzumercken, weil ich ſchon oben von dieſer Sache ſo wohl, als von dem Paradiß, oder von der terra omnia in ſuperlatiuo producente, wie der Hr. Manzel redet, Ew. Hochwohlgeb. meine Meinung geſagt habe.

Vor die Kleidung des erſten Menſchen darf der Hr. Prof. nicht ſorgen, wie er (§. 52.) thut. Unſere Haut iſt geſchickt genug, Hitze und Kälte zu ertragen. Auch nach dem Fall behelfen ſich gantze Völcker ohne Kleider. Es wäre alſo nichts beſonders, wenn es der erſte Menſch auch gethan hätte (27).

Von dem Tode des erſten Menſchen, von welchem der Hr. Manzel (§ 53. 54.) handelt, iſt nicht nöthig, viel zu ſagen. Es verſteht ſich, daß der erſte Menſch hat ſterben müſſen, wie wir. Die Vernunft hält den Tod nicht vor der Sünden Sold; ſondern vor eine nothwendige Folge unſerer Beſchafenheit: ohne desfalls den Geiſtlichen ein Compliment zu machen.

Ich gehe demnach weiter, und bitte Ew. Hochwohlgeb.

(27) S. les Eſſais de Montaigne Lib. II. Ch. 12.

wohlgeb. dasjenige wohl zu betrachten, was der Hr. Prof. Manzel von den Pflichten des erſten Menſchen gegen GOtt, gegen ſich ſelbſt, und gegen andere Menſchen ſagt. Sie können daraus lernen, daß der Hr. Prof. nach ſeinen eigenen Grund-Sätzen, kein beſonders Recht der Natur im Stande der Unſchuld ſuchen könne.

„Die Pflichten gegen GOtt, ſagt Er (§. 55.) „beſtanden in einem immerwährenden Lobe GOttes, „in einer vollkommenen Liebe gegen ihn, in einer ge„nauen Beobachtung ſeiner Gebote, und in einer „Uebergebung in ſeinen Willen, und in ſeine weiſe „Vorſehung.

Ich glaube nicht, daß in dieſen Pflichten durch den Fall eine Veränderung entſtanden ſey.

„Die Pflichten des erſten Menſchen gegen ſich „ſelbſt, beſtanden, wie der Hr. Prof. (§. 57.) ſagt, „in der Erhaltung ſeines Lebens und ſeiner Glückſee„ligkeit.

Hierinn aber beſtehen auch die Pflichten gegen uns ſelbſt noch heutiges Tages.

Die Pflichten des erſten Menſchen gegen andere faßten, auch nach der Beſchreibung, die uns der Hr. Prof. (58. 59.) davon giebt, nichts in ſich, wodurch ſie von den heutigen Pflichten gegen den Nechſten unterſchieden würden: Sie verbanden den erſten Menſchen zu Beobachtung der Gleichheit zwiſchen ihm und andern Menſchen, und gründeten ſich auf einen Satz, der wohl niemahlen aus der Mode kommen wird.

Ew. Hochwohlgeb. mercken wohl, daß ich von dem bekannten: Quod tibi non vis fieri alteri ne

feceris,

feceris, rede. Da nun dieſes noch in dieſen letzten Zeiten der Grund-Satz des Rechts der Natur iſt, ſo weiß ich nicht, wo der Hr. Prof. Manzel ſein Jus Naturæ veré tale finden will: Im Stande der Unſchuld ſuchet er es vergebens. Denn die erſten Menſchen hatten, wie er ſelbſt bekennet, keine andere Grund-Sätze, als wir: Haben ſie dieſelbe nicht auf die Fälle appliciret, die wir dadurch entſcheiden, ſo iſt es zwar ein Zeichen, daß dieſe Fälle ſich noch nicht zugetragen gehabt, oder, nach den damahligen Umſtänden, nicht begeben können: Allein es macht keinen weſentlichen Unterſcheid unter ihren und unſern Grund-Sätzen. Die Grund-Sätze des Rechts der Natur ſind unveränderlich, wie ich ſchon oben erwieſen habe.

Es heißt alſo nichts, wann der Hr. Prof. (§. 60. 61.) ſich die Mühe giebt, weitläuftig anzumercken, „daß in dem Stande der Unſchuld keine Beleidi-“ gung, keine Erſetzung des verurſachten Schadens,“ kein Streit über den Beſitz der Dinge, keine Pacta“ und Contracte Platz gehabt u.ſ.w. Man glaubt ihm“ dieſes leicht zu, wenn er ſeinen Stand der Unſchuld erſt erwieſen hat; Allein es iſt ofenbahr, daß daraus kein beſonders, und in dem Stande der Unſchuld nur allein ſtatt habendes Recht der Natur flieſſet. Die Grund-Sätze des Rechts der Natur bleiben einerley, vor und nach dem Fall, der Unterſcheid betrift nur einige Neben-Umſtände, in Anſehung welcher auch heutiges Tages viele Völcker nicht übereinkommen, die doch, wie niemand zweifelt, alle ein Jus Naturæ haben. Die Hottentotten z. E., und alle wilde Völcker leben in einer gröſſern Einfalt und Unſchuld als wir,

es fehlet ihnen alſo an Gelegenheit, die allgemeinen Sätze des Rechts der Natur auf die Art, als es bey uns geſchicht, zu appliciren: Allein darum hat noch niemand geſagt, daß ſie ein ander Jus Naturæ, hätten, als wir.

Es iſt nicht nöthig, daß ich mich weiter hierbey aufhalte. Ew. Hochwohlgeb. ſehen ſchon, daß das Jus Naturæ vere tale des Hrn. Prof. Manzels nicht von unſerm gemeinen Rechte der Natur, mit welchem wir uns nun eine ziemliche Zeit beholfen haben, unterſchieden ſey.

Ehe ich aber weiter gehe muß ich Ew. Hochwohlgeb. noch ſagen, daß ich in der gantzen Schrift des Hrn. Prof. Manzels nichs ſo artig finde, als die Entſcheidung der Frage: Vtrum teſtamenta ſint juris naturæ (§. 61). Der Hr. Prof. beantwortet dieſelbe mit nein: Weil man im Stande der Unſchuld, als in welchem, wie der Hr. Prof. Manzel meint, keiner etwas eigenes hatte, nimmer ein Teſtament gemacht haben würde. Allein ich weiß nicht, ob der Hr. Prof. mit dieſer Entſcheidung groſſe Ehre einlegen wird. Denn wann man frägt: Vtrum teſtamenta ſint juris naturæ? ſo will man wiſſen, ob die Regeln der Gerechtigkeit erfordern, daß der letzte Wille eines Sterbenden gültig ſey? Man frägt aber nicht, ob man im Stande der Unſchuld ein Teſtament gemacht haben würde? Das begehrt niemand zu wiſſen. Es iſt alſo lächerlich, wenn man dieſe Frage aus demjenigen beantworten will, was die Menſchen, wann ſie, in ihrer urſprünglichen Unſchuld geblieben wären, entweder gethan, oder nicht gethan haben würden.

Wenn der Hr. Prof. in der weitern Ausführung dieſes Entwurfes eines neuen Rechts der Natur ſo fortfahren will, die in dieſer Wiſſenſchaft vorkomende Fragen und Streitigkeiten zu entſcheiden; ſo erleben wir noch den Tag, daß auf einer, und vielleicht der einzigen, recht orthodoxen Academie gelehret wird, die Haltung der Contracte ſey nicht Juris Naturæ. Denn es iſt gewiß, daß man im Stande der Unſchuld ſo wenig einen Contract geſchloſſen, als ein Teſtament gemacht haben würde. Was wird aber dieſes nicht vor ein Aergerniß geben? Ich weiß wohl, daß es ſo böſe nicht gemeinet iſt: Allein ich begreife nicht, was uns ein ſo unnützes Wort-Spiel in der Weltweißheit vor Troſt geben ſoll.

Ich wende mich zu dem was folget. „Was die" Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechts anlan-" get, ſagt der Hr. Prof. (§. 62), ſo glaube ich, daß" dieſelbe aufs einfältigſte geſchehen ſey (ſimpliciſſi-" mè illam factam fuiſſe perſuadeor), das iſt, daß" die Pflicht der Männer geweſen, die zu dieſem Handel" geſchickte, noch nicht ſchwangere, und nicht mehr ſäu-" gende Weiber zu ſchwängern: Welches dann zwar" nach dem Trieb der Natur; aber doch unter der Auf-" ſicht der Vernunft (dirigente ratione) ohne alle bö-" ſe Bewegungen (ſine tamen motibus prauis) ge-" ſchehen ſeyn würde; nicht anders, als wir an den" Thieren ſehen, welche ſich zu gewiſſen Zeiten paaren," und die übrige Zeit ſich mit dem Wercke der Zeugung" keine vergebliche Mühe machen (nihil in id negoti-" um fruſtra impendunt): Daher dann auch die" Meinung derer nicht zu verachten iſt, welche davor" halten, daß die Thiere, wañ ſie ſich mit einander gat-" ten, kein Vergnügen empfinden.

Man

Man ſiehet aus dem Beſchluß, daß der Hr. Prof. Manzel meint, der Menſch würde im Stande der Unſchuld nicht die geringſte Wolluſt im Beyſchlafe empfunden haben. Nun weiß ich wohl, daß er der erſte nicht iſt, der ſich dieſes eingebildet hat: Er hat den heil. Auguſtinus zum Vorgänger. „Voluntati, ſagt „dieſer Kirchen-Vater (28) membra illa (in Pa„radiſo) vt cætera cuncta ſervirent. Ita geni„tale arvum vas in hoc opus creatum ſeminaret „vt nunc terram manus. Er ſpricht weiter: Se„minaret igitur prolem vir, ſuſciperet fœmi„na, genitalibus membris, quando id opus „eſſet, & quantum opus eſſet, voluntate mo„tis, non libidine concitatis (29).

Ich glaube aber, dem allen ungeachtet, daß ſo wohl der heil. Auguſtinus, als der Hr. Prof. Manzel etwas ſagen, das ihnen zu behaupten unmöglich iſt.

Denn da es einmahl unſtreitig iſt, daß, nach unſerer ietzigen Leibes-Beſchafenheit, die angenehme Empfindung, die Mann und Weib im Beyſchlafe ſpüren, nothwendig iſt: Ich aber nicht glaube, daß der Hr. Prof. Manzel ſagen wird, daß der Cörper des erſten Menſchen von den unſern unterſchieden geweſen ſey: So ſehe ich nicht, woher man beweiſen will, daß der erſte Menſch, bey einem von dem heutigen nicht unterſchiedenen Gebrauch ſeiner Geburths-Glieder, nicht eine gleiche Luſt empfunden habe.

Es iſt mir unmöglich zu begreifen, was, falls der erſte Menſch von dieſer Luſt nichts gewuſt hat, denſelben

(28) De Civitate Dei Lib. XIV. cap. 23.
(29) Ibid. cap. 24.

ben bewegen können, ſeine, zur Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechts dienende, Gliedmaſſen, nach der Abſicht ſeines Schöpfers, ſo zu Hervorbringung ſeines gleichen anzuwenden. Wer hatte ihm geſagt, daß wenn er dieſe Gliedmaſſen auf eine gewiſſe Art gebrauchte, ein ihm ähnliches Thier, nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, zum Vorſchein kommen würde? Man mag ſeinen Verſtand noch einmahl ſo groß machen, als der Hr. Prof. Manzel gethan hat, ſo wird man doch nicht begreiflich machen, wie es möglich geweſen ſey, daß er durch denſelben zur Erkänntniß dieſer Wahrheit gekommen.

Eine Ofenbahrung in dieſem Fall vorzuwenden, würde lächerlich, und der Vollkommenheit des erſten Menſchen nachtheilig ſeyn. Denn was wäre es nicht vor eine elende, dumme Creatur, die zu den nöthigſten und natürlichſten Verrichtungen allemahl einer Anleitung ihres Schöpfers bedürfte? Ein Mädgen von 12. Jahren iſt in dieſen letzten Zeiten weit klüger. Es iſt alſo nöthig geweſen, daß der erſte Menſch einen innerlichen Trieb in ſich geſpüret habe, ſeine Gebuhrts-Glieder ſo, und nicht anders zu gebrauchen: Er muß ſich aus dieſem Gebrauch eine ſonderliche Luſt verſprochen haben: Er muß dieſe Luſt würcklich empfunden haben, denn ſonſt hätte er den Gebrauch nicht wiederhohlet.

Man ſiehet alſo, daß, wenn gleich, wie der heil. Auguſtinus ſagt, die Gebuhrts-Glieder durch den Willen beweget worden; dennoch dieſer Wille erſt durch etwas anders in dem Menſchen habe gewürcket werden müſſen. Denn es iſt unbegreiflich wie der Menſch ſonſt auf eine Handlung verfallen können,

die, ohne ihre Folgen betrachtet, närriſch, und, von der Luſt abgeſondert, eckelhaft iſt. Es iſt vielmehr zu glauben, daß, wenn GOtt nicht dem Menſchen

„Die Hertz-erquickenden Vermehrungs-Triebe eingepflantzet, und die That, durch welche dieſe Triebe vergnüget werden, mit einer ſeltſam-ſüſſen Luſt verknüpfet hätte, die Mutter aller Lebendigen ihre Jungfrauſchaft mit ins Grab genommen, und alſo weder der Hr. Prof. Manzel ſeine Diſſertation, noch ich dieſen Brief geſchrieben haben würden.

Da nun die Luſt, welche der Menſch im Beyſchlafe empfindet, zur Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechts ſo nothwendig iſt, ſo möchte ich wohl wiſſen, warum man die Empfindung derſelben unter diejenigen Dinge rechnet, davon der Menſch im Stande ſeiner Vollkommenheit frey ſeyn müſſen. Diejenigen, welche dieſes behaupten, glauben vermuhtlich, daß der erſte Menſch Hunger und Durſt empfunden: Sie glauben, daß der Menſch ſich dieſer verdrießlichen Empfindungen zu entledigen geſucht; und folglich, in dem er ſie durch Speiſe und Tranck vertrieben, eine Luſt empfunden habe: Sie werden vermuthlich auch nicht leugnen, daß die erſten Menſchen ſchmecken können. Folglich ſind einige Dinge ihrem Geſchmack angenehm andere verdrießlich geweſen; Es iſt alſo gar glaublich, daß ihnen jene, wenn ſie dieſelbe gekoſtet, eine Luſt, und dieſe eine wiedrige Empfindung erwecket haben. Wer wolte ihnen dieſes aber zur Sünde deutẽ?

Nicht alles, was der Menſch genieſſet, wird in ſein Weſen verwandelt. Es bleibt alſo in dem Cörper etwas unnützes übrig, das demſelben nur zu Laſt iſt.

Der

Der Menſch ſucht ſich dieſer Laſt zu entledigen, und dieſe Entledigung, iſt ſo nothwendig mit einer Art eines Vergnügens vergeſellſchaftet, als es nohtwendig iſt, daß ſie geſchiehet. Ich glaube nicht, daß man dieſen Auswurf des Ueberflüßigen als eine, dem erſten Menſchen unanſtändige, Sache anſehen, und lieber glauben wird, quod ſolide natus ſit: Er konnte es gewiß nicht ausſchwitzen, und wer andere Gedancken vom ihm hat, der erweiſet ihm eine ſchlechte Ehre. Der Hr. Prof. Manzel hat ihm ſchon (§. 57.) den Schweiß abgeſprochen. Ich will hofen, daß er nicht weiter gehet: denn ſonſt würde er endlich ſeinen vollkommenen Menſchen demjenigen ähnlich machen, von welchem Catullus (30) ſagt:

„Quare non tibi ſit bene ac beaté?
„A te ſudor abeſt, abeſt ſaliva
„Mucusque & mala pituita naſi.
„Hanc ad muditiem adde mundiorem,
„Quod culus tibi purior ſalillo eſt,
„Nec toto decies cacas in anno.

Man muß alſo geſtehen, daß auch der erſte Menſch das Ueberflüßige ausgeworfen habe. Da nun dieſer Auswurf allemahl mit einer gewiſſen Luſt verknüpfet iſt, die auch der erſte Menſch, ohne Nachtheil ſeiner Heiligkeit, empfinden können; ſo weiß ich nicht warum man in Anſehung desjenigen excrementi, wodurch das menſchliche Geſchlecht fortgepflantzet wird, eine Ausnahme macht, und die mit der Auswerfung deſſelben verknüpfte Luſt einen motum parvum nennet, der dem erſten Menſchen unanſtändig geweſen.

Iſt

(30) Epigr. 20.

Iſt nun aber die, aus dieſer Auswerfung herrühꝛ rende Luſt, eine Sache, die nicht wieder die Heiligkeit des erſten Menſchen läuft, ſo kan man es auch ſeiner Gehülfin nicht vedencken, wenn ſie das, zur Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts dienende, excrementum ihres Mannes mit eben der Luſt angenommen hat, mit welcher er es auswarf. Man kan dieſes mit ſo viel wenigeren Recht thun; weil man ihr ja wohl nimmer verargen wird, daß ſie ihren Hunger und Durſt mit Luſt geſtillet. Ich ſolte nicht meinen daß die Begierde nach Speiſe und Tranck heiliger und zuläßiger ſey, als das Verlangen nach dem Saamen des Mannes. Man muß demnach, wofern man behaupten will, daß die erſten Menſchen bey Verrichtung der, zur Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechts nöthigen Arbeit, nicht die geringſte Luſt empfunden haben, nothwendig ſagen, der Menſch habe gar keine Luſt empfunden, wie auch die äuſſerlichen Dinge ſeine Sinne, gerühret. Dieſes iſt eine Grille der Schwärmer.

„In dem Paradiſiſchen Stand der Unſchuld, ſchreibt „Dippel, hätte der Menſch von der Frucht der äuſſern „Welt gegeſſen, und dieſelbe in das Weſen ſeines Na„tur-Geiſtes verwandelt, **ohne die geringſte An„nehmlichkeit**, oder Befleckung ſeines freyen Gei„ſtes, der allezeit in der unausſprechlichen Liebe GOt„tes ſich weidete, und, in dieſem ſteten Gefühl der „himmliſchen Luſt, das äuſſere Natur-Reich gäntzlich „unter ſich goubernirte, daß ihn gar nichts aus dem„ſelben an ſich ziehen konte. Wie hievon diejenige, „welche die Kräfte der zukünftigen Welt im Vor„ſchmack gefühlet, können einen richtigen Begrif

„faſſen,

faſſen, dann in dergleichen Zuſtand, alle Annehm-„
lichkeiten der Creaturen, und der irrdiſchen Luſt, ver-„
ſchwunden iſt, als wäre ſie niemahlen da geweſen.„
In ſolchem Zuſtande wäre es gleichfalls dem Para-„
diſchen Menſchen möglich geweſen, **ſich zu ver-„
mehren und fortzupflantzen**, dem äuſſern und„
inneren Menſchen nach, ohne die geringſte Gefangen-„
ſchaft ſeiner imagination an der äuſſern Welt, und„
deren ſinnliche Lüſte: Dann wie das Eſſen und ſeine„
Nahrung aus der äuſſern Natur, ohne herabſteigen-„
de Luſt und Begierde des Geiſtes, hätte ſtatt gefun-„
den, alſo hätte auch in dieſem Stück die äuſſere Na-„
tur den freyen Geiſt nicht herabziehen, oder an die„
Irrdigkeit binden können. Summa ſeine Seele und„
auch ſein Geiſt, ſtunden gegen die äuſſere Natur„
gantz *indifferent*, **wuſten würcklich nicht was„
in derſelben böß, oder gut, angenehm oder ü-„
bel ſchmeckte**; denn wie das Böſe noch nicht ofen-„
bar war, ſo kunte auch noch keine anziehende, oder ge-„
fangen nehmende Idee von einem ſcheinbaren oder„
wahrhaften Guth ſtatt finden; auch keine reflexion„
der ſich umſehenden und bekümmernden Vernunft,„
und ſo ware der Menſch in ſeinem Paradiſiſchen„
Stande kein **vernünftiges Thier**, ſondern eine„
*intellectuali*ſche **Creatur**, die alles, ohne Syllogiſ-„
mo gegenwärtig beſaſſe und einſahe, was ſie ſehen„
ſolte (31).„

Was der Hr. Prof. Manzel lehret, das kömmt mit dieſen dippeliſchen Einfällen ungemein wohl

überein,

(32) Chriſtianus Democritus im Weg-Weiſer zum ver-
lohrnen Licht und Recht P. II. Cap. 5. p. 786. 787.

überein, und wenn ich ein Geiſtlicher wäre, ſo hätte ich hier die ſchönſte Gelegenheit, ihn zu verketzern: Allein ich thue es nicht, ſondern bitte nur Ew. Hochwohlgeb., zu bedencken, wohin Leute, die ſolche Dinge lehren, endlich verfallen müſſen.

Sie bringen den erſten Menſchen um ſeine fünf Sinne, und müſſen ſagen, Wermuth habe ihm geſchmeckt wie Honig, und Honig wie Wermuth: Er ſey nicht im Stande geweſen, den Geruch eines Aaſes von dem Geruch der Violen zu unterſcheiden, und was dergleichen Fratzen mehr ſind.

Hat nun der Menſch, ſeiner über groſſen Heiligkeit wegen, keine angenehme Empfindung haben können, ſo wird er auch unſtreitig von keinem Schmertz gewuſt haben; oder GOtt müſte ihn gewiß in ſeinem Zorn erſchafen haben. Es hat alſo der erſte Menſch gar keine Empfindung gehabt; ſondern ſich in einer immerwährenden Entzückung befunden, und nicht gewuſt, ob er in oder auſſer dem Leibe ſey. Es iſt ſein Glück geweſen, daß er gefallen iſt; denn ſonſt ſehe ich nicht, wie er ſich mit eben ſo einem Cörper, als wir haben, ohne das uns ſo nöthige Gefühl von Luſt und Schmertz hätte erhalten können.

Jener Weltweiſe war ſo ſehr in ſeinen Gedancken vertiefet, daß er ſich, ohne es zu mercken, ſeinen Fuß verbrannte. Endlich kam der Wurm zu ſich ſelbſt. Aber der erſte Menſch des Hrn. Mantzels, das wunderliche Thier, hätte mit Haut und Haar verbrennen können, ehe er es ſelbſt gewuſt. Er war ohne Gefühl, und kannte alſo die Kraft des Feuers nicht. Wie hätte er ſich dann davor in acht nehmen können?

Er war zu dumm dazu, und ein weit närriſcher Geſchöpfe, als jener Phantaſte von Argos.

„Qui ſe credebat miros audire tragœdos.

Von dieſem ſagt doch Horatz noch, daß er ſich, bey aller ſeiner Thorheit, vor Schaden in acht nehmen können.

„Poſſet qui rupem & puteum vitare patentem (32).

Wem dieſe Vergleichung nicht gefällt, der muß von dem erſten Menſchen menſchlich reden. Man erweiſet ihm wenig Ehre, wann man ihm alle Empfindung von Luſt und Schmertzen abſpricht: Dieſes muß man aber thun ſo bald man ſaget, er habe in dem Beyſchlaf nicht das geringſte Vergnügen geſchmecket. Denn ich ſehe nicht, was dieſes Vergnügen beſonders an ſich habe, das uns bewegen könnte, daſſelbe als eine, dem erſten Menſchen unanſtändige, Sache zu verdammen.

Ich weiß wohl, daß dieſe Luſt uns zu thörigten und ſchädlichen Thaten verleiten kan, und daß es daher nöthig iſt, ſich derſelben mäßig, und mit Vernunft zu bedienen, darum aber wird die Empfindung derſelben, an ſich, nicht böſe. Nur das iſt eine Thorheit, wenn wir uns durch ihre Süßigkeit verführen laſſen entweder die Geſetze zu übertreten, oder, durch einen unmäßigen Genuß derſelben unſerer Geſundheit zu ſchaden. Die geſunde Vernunft lehret einen jeden, daß die Luſt, welche mit dem Wercke der Zeugung verbunden iſt, nicht das Haupt-Werck ſey, auf welches wir in Verrichtung deſſelben allein zu ſehen haben. Es iſt leicht zu erkennen, daß die Fortpflantzung unſers Geſchlechts die Urſache ſey, warum der Bey-

(32) Horat. Lib. II. Ep. 2.

Beyſchlaf mit einem ſo empfindlichen Vergnügen verknüpfet iſt: Und die Erfahrung ſoll es geben daß dieſes Vergnügen gröſſten Theils in der Einbildung beſtehe, und in der That ſo groß nicht ſey, als wir es uns vorſtellen.

Dieſe Betrachtungen können uns der Mäßigkeit erinnern, und uns antreiben den Lehren zu folgen, wel„che der weiſe Montaigne allen Männern giebt. „Ce „ſont, ſagt er (33) les femmes qui communi„quent tant qu'on veut leurs pieces à garçonner, „à mediciner la honte le deffend. Je veux donc „de leur part apprendre cecy aux maris, s'il „s'en trouve encore qui y ſont trop acharnez: „c'eſt que les plaiſirs meſmes qu'ils ont à l'ac„cointance de leurs femmes ſont reprouvez ſi „la moderation n'y eſt pas obſervée, & qu'il y a „de quoy faillir en licence & debordement en „ce ſujeƈt-là comme en un ſujeƈt illegitime. „Ces encheriſſemens deshontez, que la cha„leur premiere nous ſuggere en ce jeu, ſont „non indecemment ſeulement, mais domma„geablement employez envers nos femmes. „Qv'elles apprennent l'impudence au moins „d'une autre main. Elles ſont touſiours aſſez „eſveillées pour noſtre beſoin. . . . . . „C'eſt tine religieuſe liaiſon & devote que le „mariage: Voila pour quoy le plaiſir qu'on en „tire, ce doit eſtre un plaiſir retenu, ſerieux & „meslé à quelque ſeverité, ce doit eſtre une „volupté aucunement prudente & conſcien„tieuſe.

Aber

(33) Daus ſes Eſſais Liv. I. ch. 27.

Aber ſie können uns nicht bereden, daß es eine Sünde ſey, wenn Mann und Weib zu der Zeit, wann ſie einander ehelich beywohnen, die, mit dieſer angenehmen Bemühung unzertrennlich verknüpfte, Luſt empfinden: oder daß es nöthig, mit ſolcher Kaltſinnigkeit an der Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechts zu arbeiten, daß man während der Zeit ſeinen Pſalter herbeten könne „inter ipſum debiti naturalis egerium" aliquid ruminare Pſalmorum (34)."

Man kan kecklich die Einfälle desjenigen Rabbi, als ungereimt, verlachen, welcher von den Eheleuten verlanget, ſie ſolten bey Verrichtung des ehelichen Wercks nichts, als heilige Gedancken haben, uñ nicht auf die Kühlung ihrer Brunſt; ſondern eintzig und allein auf die Erfüllung des Göttlichen Willens ihr Abſehen richten. "Non devono haver intentione" in quell'iſtante alli piaceri, ma ſolo per adem-" pir il voler divino . . . . ambidoi" devono penſar in quell'inſtante que queſto" non lo fanno per il lor giovamento, è adempir" il lor appetiti carnali, ma ſolo per mantenir il" precetto . . . . ogn'huomo da" bene ſa quello, che deve penſar in quell'in-" ſtante, perche ſi deve penſar ſolo à penſieri" ſanti è pii (35)."

Dieſe Forderung ſind unbillig, und laufen wieder die geſunde Vernunft, welche uns befiehlt nichts oben

(34) Mr. Bayle Dict. Hiſt. & Crit. art. François d'Aſſiſe not. C.

(35) Precetti da eſſer imparati dalle Donne Ebree cap. 70. 71. p. 41. 42. 43.

hin, ſondern mit Bedacht zu thun. Hoc age, heißt es in allen unſern Verrichtungen. Warum ſoll dann dieſe, ſo natürliche, und zur Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechts ſo nöthige, Handlung von dieſer allgemeinen Regel ausgenommen ſeyn? Mir kömt dieſes ſehr heuchleriſch vor, und möchte ich wohl wiſſen, ob die Herren, die eine ſo groſſe Heiligkeit, oder vielmehr Unempfindlichkeit von dem Menſchen verlangen, ſich wohl zum ehlichen Leben würden bequemet haben, wann der Beyſchlaf kein gröſſer Vergnügen, als z. E. das Dreſchen gäbe: oder ob ſie durch nichts, als eine Chriſtliche Betrachtungen des Creſcite & multiplicamini angereitzet werden, ihre Weiber zu erkennen?

Ich glaube ſie werden gerne geſtehen, daß ſie ihren Schatz in irrdiſchen Gefäſſen tragen. Aber ſie haben nicht Urſache, ſich ihrer Geſundheit zu ſchämen. Es iſt eben ſo erlaubt, im Beyſchlaf eine Luſt zu empfinden, als ſich mit Speiſe und Tranck zu erquicken. Die Luſt, ſo wir empfinden, wann wir unſern Hunger und Durſt ſtillen, kan Folgen haben, die eben ſo ſchädlich ſind, als diejenigen, welche aus einer unmäßigen Pflegung der Liebe entſtehen. Darum aber hat noch kein Moraliſte geſaget, es ſey ſündlich, die Speiſe, die man genieſſet, zu ſchmecken, und ſich an deren Geſchmack, wann er angenehm iſt, zu beluſtigen. Unſere reineſten und eyferigſten Gottesgelehrte erlauben uns das poculum hilaritatis, und treiben es manchmahl ſelbſt ſo hoch, als es angehen will. Wie könnten ſie aber dieſes thun, wenn die Empfindung einer Luſt, deren Mißbrauch ſchädlich iſt, an ſich eine Sünde wäre?

Ich

Ich tadele ſie desfals nicht; ſondern lobe ſie vielmehr. Sie würden, wenn ſie ſtrengere Lehren gäben, wenig Gehör finden; es müſte dann bey melancoliſchen und ſcheinheiligen Gemüthern ſeyn, die etwan ſo geſinnet ſind, als der bekannte Mr. Paſcal (36). Und was würden ſie alſo nicht vor Seufzer auf ſich laden, wenn ſie die Empfindung der Luſt im Beyſchlafe, als eine ſündliche Sache, als einen motum pravum, den Gläubigen unterſagen wolten? Die gantze Welt würde ſich einer ſo harten Lehre wiederſetzen, und auch die Frömmſten würden mit den Apoſteln ſprechen: Stehet die Sache eines Mannes mit ſeinem Weibe alſo, ſo iſts nicht gut ehelich werden (37).

Ein Mann, der ſich durch dieſe heuchleriſche Lehre zu einer heiligen Kaltſinnigkeit in Verrichtung des ehelichen Wercks verführen laſſen wolte, würde bey ſeiner Hauß-Ehre ſchlechten Danck verdienen; und die Gemahlin eines Gelehrten z. E. würde es ſehr übel nehmen, wenn ihr Ehe-Herr ſie mit eben der Gelaſſenheit careßiren wolte, mit welcher er in ſeinem Corpore Juris blättert. Ein Schneider kan ſeine Nehe-Nadel einfädeln, und dabey ein Morgen-Lied anſtimmen; Wolte er aber mit ſo heiligen Gedancken ſein Ehe-Bett beſchreiten, und bey derjenigen Arbeit, zu welcher daſſelbe gewidmet iſt, gleichfals ſeine Stimme zum Lobe GOttes erheben; So zweifele ich nicht, daß ſeine Frau ihn erinnern würde, daß, wie der Prediger ſagt, ein jegliches ſeine Zeit, und

(36) Bayle Dict. art. Paſcal. not. G.
(37) Matth. XIX. 10.

alles Fürnehmen unter dem Himmel ſeine Stunde habe.

Auch den Männern würde es nicht gefallen, wenn ihre Weiber ſich aller Empfindung und Bezeugung eines Vergnügens enthalten wolten, zu der Zeit, wann ſie ſich alle Mühe geben, denſelben ihre Liebe aufs nachdrücklichſte zu bezeugen. Wie viele würden nicht ihre Weiber eben ſo unwillig anfahren, als Martial das Seinige?

„Vxor vade fores aut moribus utere noſtris
„Non ego ſum Curius, non Numa, non Tatius.

Und mit dieſem Poeten klagen:

„Nec motu dignaris opus, nec voce juvare
Nec digitis, tanquam thura merumqve pares. (38)

Indeſſen glaube ich nicht, daß es, bey ietzigen Umſtänden, dazu kommen wird. Das Frauenzimmer wenigſtens wird ſich wohl für dem Vorwurf einer Unempfindlichkeit hüten, und wenn auch der Hr. Prof. Manzel noch ſo klar darthun ſolte, daß diejenige Dame, von welcher wir alle herſtammen, gantz fühlloß geweſen. Er mag die Glückſeeligkeit und Vollkommenheit dieſer Dame noch ſo ſehr herausſtreichen; So wird doch unſer Frauenzimmer lieber demjenigen, als einem Meiſter in ſeiner Kunſt, Glauben zu ſtellen, welcher ſagt:

„Infelix cui torpet hebes locus ille puella
„Quo pariter debent fæmina virq; frui (39).

Und

(39) Martialis lib IX. Ep. 105.
(30). Ovidius de Arte amandi Lib. III

Und es unſerer Stamm-Mutter noch in der Erde dancken, daß ſie ſich und ihre Nachkommen von einer ſo verdrießlichen Vollkommenheit entledigen wollen.

Der Hr. Prof. Manzel nun, und alle diejenigen, die mit ihm, ſo hohe Begrife von der Heiligkeit unſerer erſten Eltern haben, können dieſes dem weiblichen Geſchlecht nicht zu einer ſonderlichen Sünde deuten, ſo lange ſie nicht eydlich dargethan haben, daß ſie nur einmahl wenigſtens in ihrem Leben den Verluſt der Vollkommenheit, von welcher hier die Rede iſt, aufrichtig und von Grund des Hertzens beſeufzet haben. Ich weiß nicht, ob ſie ſich dazu verſtehen werden. Das weiß ich aber, daß der Heil. Auguſtinus, wofern ich ihn recht kenne, es nimmer mit gutem Gewiſſen würde haben thun können. Dieſer groſſe Kirchen-Vater war, wie bekannt, ſo verliebter Natur, daß er, wann er GOtt um die Gabe der Keuſchheit anrief, ſich allemahl dabey ausbedung, GOtt möchte ſie ihm doch ja nicht zu zeitig geben. „Da mihi, ſagt er, ca„ſtitatem & continentiam, ſed noli modo. Denn ihm war bange, GOtt möchte kein Ehren-Wort verſtehen; ſondern gleich Ernſt daraus machen. „Ti„mebam enim ne me cito exaudires, & citò „ſanares à morbo concupiſcentiæ (40). Es iſt ſehr glaublich, daß einem der ſo geſinnet, mit der Wiederherſtellung der verlohrnen Vollkommenheit, die dem Frauenzimmer ſo beſchwerlich ſeyn würde, gleichfalls wenig gedienet geweſen wäre; und daß der heil. Auguſtinus, wann er die Unempfindlichkeit des erſten Menſchen in Anſehung des Beyſchlafes mit den ſüſ-

(40) Auguſtinus Confeſſ. Lib. VIII. Cap. 7. §. 2.

ſen Folgen des Falles verglichen, ein andächtiges: O felix culpa! welches die Römiſche Kirche bey einer andern Gelegenheit ſinget, in ſeinem Hertzen angeſtimmet habe.

Ew. Hochwohlgeb. müſſen nicht meinen, daß dieſes alles den Hrn. Manzel nicht angehe; indem Er ja nicht ſo ſtrenge moraliſiret, als der Rabbi, den ich angeführet habe. Es gehet ihn unſtreitig an, weil Er die Luſt, ſo der Menſch heutiges Tages in dem Beyſchlafe empfindet, motum pravum nennet, und folglich vor unerlaubet hält. Da ich nun gewieſen habe, daß dieſe Luſt gantz und gar unſchuldig, und eine natürliche und nohtwendige Folge unſers Weſens iſt, welches durch den Fall nicht verändert worden, ſo folget, daß der Hr. Prof. Manzel keine Urſache gehabt, zu ſagen, die erſten Menſchen hätten ſich ohne Empfindung aller Luſt gepaaret (ſine motibus pravis) Dieſe Luſt iſt kein motus pravus, und kan von dem Wercke der Zeugung ſo wenig abgeſondert werdē, als die Näſſe vom Waſſer.

Ich ſetze voraus, daß es mit der Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechts im Stande der Unſchuld eben ſo zugegangen ſey, als ietzo. Sagt man aber mit einigen Schwärmern, der erſte Menſch habe ſich im Stande der Unſchuld auf eine geiſtliche Art fortpflantzen köñen, und der Unterſcheid zwiſchen Mann und Weib ſey eine Folge des Falles; ſo habe ich verlohren; ſo wird die Luſt, die aus der Vereinigung der beyden Geſchlechter entſtehet, eine ſündliche Schwachheit, ein motus pravus. Es ſcheinet nicht, daß der Hr. Manzel ſich dieſes kauderwelſchen Gewäſches theilhaftig machen wolle. Denn er merckt (§. 63.) als etwas beſonders an, daß die erſten Menſchen ſich auf eben die

Art

Art fortgepflantzet hätten, als wir (quod ratio propagandi cum moderna una fuerit eademque). Wie will er alſo dasjenige, ſo er motus pravos nennet von dem Beyſchlafe abſondern? Womit will er beweiſen, daß der erſte Menſch ſeine Frau auf eben die Weiſe, als es heutiges Tages gebräuchlich iſt, erkannt, und doch keine Luſt empfunden habe? Wer will ihm das glauben? Iſt er aber ſo künſtlich, daß er dieſes beweiſen kan, ſo will ich gerne das, was er ſagt, vor ein gar beſonderes Wunder halten: Sonſt aber begreife ich nicht, warum der Hr. Prof. die Aehnlichkeit der Art der Fortpflantzung vor und nach dem Fall unter die beſondern Raritäten (ſingularia) rechnet, die bey dem erſten Menſchen zu bemercken ſind.

Die andere Anmerckung, welcher der Hr. Prof. Manzel hier machet iſt dieſe: „daß die erſten Menſchen nicht wie das Vieh gelebet, und ſich ohne alle Ord-„ nung durch einander gepaaret, (quod non vagos„ exercuerint concubitus); ſondern daß ein jeglicher„ ſein eigen Weib, und eine jegliche ihren eigenen„ Mann gehat habe (quod unus uni ſe junxerit, e-„ amque ſibi ſoli habuerit ſociam). Denn, meint er,„ weil die Liebe des erſten Menſchen vernünftig gewe-„ ſen, und die Kinder eine ziemliche Zeit gebrauchet hät-„ ten, ehe ſie ſich ſelbſt helfen können (donec fieret per-„ fecta proles): So wäre ein gewiſſer Vater nöhtig„ geweſen, um ſich ſeines Kindes anzunehmen; weil„ ſonſt die Laſt der Erziehung auf die Mutter allein„ gefallen ſeyn würde.„

Dieſes heißt alles nichts. Mich deucht die Gemeinſchaft der Weiber hat in dem Stande der Unſchuld des

des Hrn. Manzels ſo gut ſtatt, als in der Republick des göttlichen Plato. Ich begreife gantz deutlich, daß dieſe Gemeinſchaft, unter vollkommenen Menſchen, nicht die geringſte üble Folge haben könne, ja faſt nothwendig ſey. Denn vollkommene Menſchen leben in einer vollkommenen Freundſchaft. Eine vollkommene Freundſchaft erfordert eine vollkommene Gemeinſchaft aller Dinge: Eine vollkommene Gemeinſchaft aller Dinge würde nicht vollkommen ſeyn, wenn die Weiber davon ausgenommen.

Dieſe Gemeinſchaft nun kan keinen Unfug und Streit anrichten, weil ſie eine vollkommene Freundſchaft zum Grunde hat. Daß wir jetzo die Gemeinſchaft der Weiber als einen Greuel, und eine, der allgemeinen Ruhe nachtheilige, Sache anſehen, und das mit Recht, das rührt aus unſerer Eyferſucht her. (*) Dieſes

(*) Als ich dieſes ſchrieb, hatte ich noch nicht geleſen was Mr. Bayle in den *Nouvelles lettres de l' auteur de la Critique generale de l' Hiſtorie du Calviniſme du P. Maimbourg Lett.* 17. von den Wirckungen und von dem Nutzen der Eyferſucht ſagt. Es freuet mich, daß unſere Gedancken ſo genau übereinkommen, und ich kan mich nicht enthalten, das, was ich hier von der Gemeinſchaft der Weiber und von der Eyferſucht ſage, mit den Worten dieſes vortreflichen Mannes zu erläutern, und zubeſtärcken. Il faut ſe deſabuſer, ſchreibt er, une fois pour toutes de l' opinion que l'on a, que les hommes ſe ſont conduits par les idées de la raiſon dans l'établiſſement des Societez. S'ils avoient conſulté la raiſon, ils n'auroient pas fait ce qu'ils ont fait à l' égard du Sexe. Ils auroient veu que pour n'avoir pas tant de choſes à garder, il falloit faire une grande difference entre la Poſſeſſion d'un champ ou d'une vigne, & la Poſſeſſion d'une femme, puiſqu'un champ eſt une

Dieſes iſt aber ein Afect, den der Hr. Manzel ſeinen vollkommenen Menſchen nicht beylegen kan, ohne ſie eben ſo närriſch zu machen, als wir ſind. Da man nun nothwendig den erſten Menſchen alle Schwachheiten abſprechen, und ſagen muß, ſie hätten ſich alle hertzlich geliebet und einer des andern Glückſeligkeit und Vergnügen zu befordern geſuchet: So iſt es ſehr unnöthig, daß der Hr. Prof. vor die armen Kinder im Stande der Unſchuld ſorget, und befürchtet ſie würden nicht, wie es billig ſeyn ſollen, erzogen worden ſeyn, wenn kein gewiſſer Vater vorhanden geweſen wäre. Dieſe Gewißheit war unter ſo vollkommenen

ſonte de bien dont un homme ne ſauroit recüeillir le fruict ſans l'ôter à tous les autres, au lieu que les femmes ſont comme l'arbre d'or de la Sibylle dont on pouvoit arracher les branches ſans qu'il en Reſtaſt moins

Primo avulſo non deficit alter
Aureus, & ſimili frondeſcit virga metallo.

Virg Æneid 6.

Ainſi la raiſon euſt plûtoſt conſeillé la communauté des femmes. Die Gemeinſchaft der Weiber iſt alſo der Vernunft nicht entgegen, und allen Abſcheu den wir vor dieſe Gemeinſchaft haben rührt aus unſerer Eyferſucht her. Mr. Bayle ſagt eben das, ... nôtre raiſon ſchreibt er, n'eſtant pas propre à empêcher que la communauté des femmes ne s'introduiſit dans le monde, il a falu ſe ſervir d'une autre machine pour l'empêcher. Or cette machine n'eſt autre choſe que ce ſentiment inquiet, & rongeant que l'on appelle *jalouſie*, & qui accompagne l'amour qu'on a pour une femme. Cette paſſion tout à fait deraiſonelle a eſté cauſe dés le commencement, qu'un homme qui devenoit amoureux d'une fille ſouhaitoit de l'auoir en propre, parce qu'il ſentoit un grand de plaiſir de ce qu'un autre la vouloit.

Leuten, die ſich alle ſo hertzlich liebten, nicht nöthig, und, die Kinder würden Leute genug gefunden haben, die ſich ihrer angenommen.

Folglich hat der Hr. Prof. Manzel keinen zureichenden Grund angegeben, warum er die Gemeinſchaft der Weiber, oder den vagum concubitum aus ſeinem Stande der Unſchuld verbannet.

Laßt uns hören wie es mit der Vielweiberey ſtehet. „Ich habe, ſpricht der Hr. Prof. (§. 64.), gar mercklich geſagt, daß ein Mann und ein Weib ſich zuſammen gehalten hätten, daher dann zu ſehen iſt, daß die „Vielweiberey im Stande der Unſchuld nicht geweſen ſey, noch ſeyn können, weil GOtt nur zweyerley „Geſchlechte, und von einem jeden Geſchlechte gleich „viel Perſonen erſchafen hatte, daß es alſo unmöglich „gewſen, zwey Weiber zu haben. Wie ich in meiner „Diſputation de Polygamia weitläuftiger ausgeführet habe.

Hier ſehe ich wohl, daß wenn ein jeglicher ſein eigen Weib, und eine jegliche ihren eigenen Mann gehabt hat, die Vielweiberey im Stande der Unſchuld nicht Platz haben können. Ich glaube auch wohl, daß dieſes nicht anders habe ſeyn können, wenn GOtt die Männer und Weiber in gleicher Anzahl erſchafen, und einem jeden Paar einen ſonderlichen Trieb, ſich zuſammen zu halten, eingepreget hat: Allein ich begreife nicht, wie es möglich ſey, dieſe gleiche Anzahl der Männer und Weiber zu erweiſen. Der Hr. Pr. Manzel ſagt zwar, er habe dieſes in einer beſondern Diſputation gethan, die ich nicht geſehen habe, aber ich glaube es nicht. Der Hr. Prof. hat die Gewohnheit, daß er die Wörter demonſtrare, demonſtratio und dergleichen

chen in einem ſehr uneigentlichen Verſtand nimmt. Ich bin der Meynung, daß dieſer Beweiß, den er vorgiebt, eben ſo unmöglich, als es unmöglich iſt, auszumachen, ob mehr Haare, oder mehr Augen in der Welt ſind, und ob die Anzahl der Augen und Haare gerade oder ungerade ſey?

Ich wolte alſo dem Hrn. Prof. wenn ich die Ehre hätte mit ihm bekannt zu ſeyn, unmaßgeblich rathen, ſich nicht eine Laſt aufzulegen, die ihm zu ſchwer iſt; ſondern, wenn ihn jemand fragen ſolte, woher er dann beweiſen wolle, daß GOtt die Männer und Weiber in gleicher Anzahl erſchaffen, aufrichtig zu antworten; es müſten eben ſo viel Männer, als Weiber anfänglich erſchaffen ſeyn, weil ſonſt die Vielweiberey im Stande der Unſchuld Statt gehabt: dieſes aber wolle er nicht haben. Wenn er ſo antwortete, ſo würde es eine Unbeſcheidenheit ſeyn, ihn weiter zu ängſtigen. Denn wer kan ihm das Recht ſtreitig machen, ſein Utopien ſo einzurichten, als er es gut findet?

Kraft eben dieſes ihm unſtreitig zuſtehenden Rechts hat er auch, wie er (§. 65.) thut, die Ehen unter Brüdern und Schweſtern in ſeinem Reiche verbieten können. Denn ich ſehe auch dieſe Verordnung als einen Macht-Spruch an, der ſeinen Grund eintzig und allein in dem Willen des Geſetzgebers hat. Weil der Hr. Prof. Manzel von den Ehen zwiſchen Bruder und Schweſter nichts wiſſen will, ſo richtet er ſeinē Stand der Unſchuld ſo ein, daß dieſe Ehen unmöglich ſeyn müſſen. Ich habe dawider nichts zu ſagen: Doch kan ich Ew. Hochwohlg. nicht bergen, daß ich mir getraue die Möglichkeit dieſer Ehen gar wohl zu beweiſen, der Hr. Manzel mag auch ſeine Sachen noch ſo künſtlich

einrichten. Ich halte vor unnöthig Ew. Hochwohlgebohrnen hievon eine Probe zu geben: Sie ſehen wohl, daß ich mich nicht zu viel vermeſſe.

Ich mag auch über dem hier nicht weitläuftiger ſeyn, weil mir leicht ein Wort entfallen könnte, wodurch ich mich an dieſem Beweiß, von der Unmöglichkeit der Ehen unter Geſchwiſter, verſündigen möchte. Der Hr. Prof. Manzel iſt ſo beſcheiden, und geſtehet daß ſeine Demonſtration ſehr ſchwer hincket (multum claudicare). Sie wiſſen, daß man mit gebrechlichen und preßhaften Perſonen ein Mitleiden haben, und ihrer bey Leibe nicht ſpotten muß. Warum ſolte ein gebrechlicher Schluß nicht eben dieſes Mitleydens würdig ſeyn?

So viel deucht mich, kan ich ohne Sünde ſagen, daß die Frage: Ob es nach dem Recht der Natur erlaubt ſey, ſeine Schweſter zu heyrathen? nicht wohl beantwortet wird, wenn man ſpricht; Es ſey unmöglich geweſen, im Stande der Unſchuld ſeine Schweſter zum Weibe zu nehmen. Denn dieſes will man nicht wiſſen: Sondern die Frage von der Rechtmäßigkeit dieſer Ehen ſetzt die Möglichkeit derſelben voraus. Folglich iſt der Hr. Prof. Manzel, der ein Jus Naturæ vere tale ſchreiben will, ſchuldig, uns zu berichten, was in dieſem Falle Rechtens geweſen, wenn er ſich im Stande der Unſchuld begeben hätte.

Eben dieſes ſage ich von dem, was der Hr. Prof. (§. 66.) von den Ehen zwiſchen Eltern und Kindern ſchreibt. Er beweiſet nicht, daß ſie an ſich ſündlich ſind, ſondern er ordnet nur, nach der unumſchränckten Gewalt, die ihm niemand abſprechen kan, die Sachen in ſeinem Stande der Unſchuld ſo, daß ſie keine

Statt

Statt haben können. „Er ſpricht: Eltern und Kin-“
der konnten einander unmöglich heyrathen, weil der“
Vater nimmer ein Wittwer geworden wäre, und“
alſo, da er ſchon eine Frau hatte, ſeine Tochter nicht“
zum Weibe nehmen konnte.

Er glaubt alſo, daß die Eheleute einander nimmer überlebet hätten, ſondern zugleich geſtorben wären: Gerade als die gute alte Baucis und ihr Philemon

„.. pia Baucis anus parilique ætate Philemon.

Dieſes fromme Paar wuſte ſich von den Göttern nichts beſſers auszubitten, als daß es zugleich ſterben möchte.

„Auferat hora duos eadem, nec conjugis unquam
„Buſta meæ videam; neu ſim tumulandus ab illa (41)

Was Philemon als eine Gnade gebeten hat, das iſt in dem Stande der Unſchuld, nach des Hrn. Manzels Meinung, etwas natürliches geweſen. Dieſes iſt nun aber ein verzweifelter Satz, welcher nicht eher den geringſten Grad der Wahrſcheinlichkeit erreichet, als biß der Hr. Prof. erwieſen hat, daß die Ehe-Leute auch zugleich gebohren worden: oder, wenn ſie nicht zugleich gebohren, eine Urſache giebt, warum der jüngſte Ehegatte mit dem ältern zugleich ſterben müſſen. Denn die Regeln der Ordnung ſcheinen zu erfordern, daß GOtt in dem Stande der Unſchuld einem Menſchen kein länger oder kürtzer Ziel geſetzet, als dem andern. Es haben alſo Leute, die zugleich geſtorben ſind, auch zugleich gebohren ſeyn müſſen: Oder wenn die Frau etwan älter geweſen iſt, als der Mann,
ſo

(41) Ovidius Metam. Lib. VIII.

ſo hat ſie eher ſterben müſſen, als der Mann. Die Caravane, mit welcher ſie gen Himmel gieng, trat ihre Reiſe eher an, als diejenige, mit welcher der Mann gehen muſte. Es muß demnach Wittwer und Wittiben im Stande der Unſchuld gegeben haben, wofern der Hr. Prof. nicht darthut, daß Mann und Weib allemahl in einem Augenblick gebohren worden.

Doch er kan auch ſagen, wenn gleich dem Manne ſeine Frau abgeſtorben, ſo könne es ſich doch wohl allemahl ſo gefüget haben, daß juſt zu der Zeit keine von ſeinen Töchtern, falls er welche gehabt, mannbahr oder unverheyrathet geweſen.

Dieſes wäre nun zwar eben ſo unbegreiflich und unwahrſcheinlich, als daß Mann und Weib zugleich gebohren und geſtorben, und alſo die Menſchen in der ſchönſten Ordnung, paarweiſe, gen Himmel gefahren: Allein wer wolte von dem Hn. Prof. etwas gewiſſers und gründlichers verlangen? Ein Gedichte iſt gut genug, wenn es nur nicht gar unmöglich iſt.

Die Unmöglichkeit aber alles deſſen, was der Hr. Prof. hier ſaget, getraue ich mir ſo wenig zu beweiſen, als ich die erſtaunende Ordnung, welche der Hr. Prof. vorausſetzet, zu begreifen fähig bin. Wer Zeit übrig hat, der kan ſich nur die Mühe geben, und nachrechnen, was ſich etwan unter 4 oder 5 Paar Menſchen vor Fälle begeben können, in einer Zeit von 100 Jahren. Ich glaube ihm wird grün und gelbe vor den Augen werden. Er wird mit Händen greifen, daß der Stand der Unſchuld des Hn. Manzels allen menſchlichē Witz überſteiget. Wider ſolche Dinge kan nun kein Menſch mit Vernunft Einwürfe machen. Die Finſterniß, in welcher der Hr. Pr. wandelt, iſt ſo dicke, daß einer, der

ihn angreifen wolte, nicht wiſſen würde, wo er ihn wahrnehmen ſolte. Sie ſcheidet ihn von ſeinen Widerſachern, als die Wolcken-Seule die Kinder Iſrael von den Egyptiern. Mir grauet im Danckeln: daher will ich ihn nicht weiter verfolgen.

Ueberdem ſetzt auch der Hr. Prof. ſeine Betrachtungen nicht weiter fort. Er ſpricht, das übrige, was noch von den verbotenen Graden zu erinnern wäre, laſſe ſich eben ſo leicht aus der Natur herleiten. Ich glaube ihm dieſes gerne zu, wenn man, wie er, ſich zum Herren dieſer Natur macht, und dieſelbe nach ſeiner Phantaſie einrichtet.

„Auſſer dieſem, ſpricht der Hr. Prof. (§. 67.) ge-„ höre nichts ins Jus Naturæ vere tale: Und daher„ würde klar, daß man heutiges Tages aus dieſem„ wahren Recht der Natur vieles ſehr ungereimt und„ gezwungen auf unſern ietzigen Zuſtand ziehe, da man„ doch gantz anders verfahren müſte. Man müſte„ nemlich, die Welt, und die darinn befindliche Men-„ ſchen, ſo wie ſie ietzo ſind, wohl betrachten, und aus ih-„ rem ietzigen Zuſtand urtheilen, was zur Erhaltung„ der allgemeinen und beſondern Glückſeeligkeit„ nöthig ſey. Und dieſe Betrachtung heiſſe das Völcker„ Recht, und uneigentlich (abuſive) Jus Naturale,„ nemlich ein natürliches, billiges Recht u. ſ. w.„

Ew. Hochwohlgeb. dürfen nicht befürchten, daß ich dieſe Worte des Hrn. Prof. angeführet habe um nach meiner böſen Gewohnheit, ohne Ende darüber zu ſchwatzen. Ich will es kurtz machen, und nur anmercken, daß der Hr. Prof. durch das, was er hier ſagt, ſeine gantze Schrift vor unnütz erkläret.

Er will das Recht der Natur ausbeſſern. Er will die darinn vorkommenden Streitigkeiten ſchlichten: Er ſchreibt zu dem Ende ein Jus Naturæ veré tale. Und nun kömmt er und ſagt; es wäre eine Thorheit aus dieſem Jure Naturæ vere tali etwas auf unſern ietzigen Zuſtand zu appliciren. Warum hat er uns dann dieſes Jus Naturæ vere tale ſo mühſam erkläret? Warum muthet er denen, die gelehrter, als er ſind, zu, daß ſie weiter über dieſes Jus Naturæ veré tale, von welchem er uns, vor der Hand, nur einen groben Abriß mitgetheilet hat, meditiren ſollen? Was ſoll es uns vor Troſt geben, daß wir wiſſen, was der erſte Menſch gemacht hat? Die Erkänntniß des Zuſtandes, in welchem ſich unſere erſte Eltern befunden haben, trägt nichts zu unſerer Wohlfahrt bey; ſondern dieſe wird, nach dem eigenen Geſtändniß des Hrn. Manzels, beſſer durch eine vernünftige Betrachtung unſers ietzigen Zuſtandes befordert: Alle, die bishero das Jus Naturæ gelehret haben, (Alberti und Strimeſius ausgenommen) legen dieſe Betrachtung zum Grunde; Und alſo iſt es ſehr unnöthig, daß der Hr. Prof. darüber eyfert, daß man aus ſeinem ächten Jure Naturæ Sätze borge; da man doch die menſchliche Natur, wie ſie nun iſt, anſehen ſolte.

Gefällt es ihm aber nicht, die auf dieſe vernünftige Betrachtung der menſchlichen Natur, wie ſie ietzo iſt, erbauete Wiſſenſchaft, ein Recht der Natur zu nennen: So kan man ihm ſeinen Willen laſſen: Er nenne ſie wie er will: Nur ſey er ſo gut, und verſchone uns mit ſeinem Jure Naturæ vere tali. Das kan uns nichts helfen. Der Hr. Prof. äfet uns damit.

Er ſtellet ſich, als wenn er uns in das innerſte des

Rechts

Rechts der Natur (intimaque juris naturæ penetralia, wie er in der Vorrede (p. 4.) ſchreibt,) führen wolle. Er fordert alle Gelehrten auf, das, was er geſchrieben, zu überlegen, und ihre Gedancken darüber zu eröfnen, damit man endlich zu einer Gewißheit gelange, und viele, ſonſt unſterbliche, Streitigkeiten ihre Endſchaft erreichen möchten. Wer dieſes lieſet, der dencket, der Hr. Prof. Manzel wolle diejenige Wiſſenſchaft, die wir insgemein das Recht der Natur nennen, auf einen andern Fuß ſetzen, und zu einer gröſſern Gewißheit bringen: Denn dieſe Wiſſenſchaft muß es unſtreitig ſeyn, über deren Verwirrung er in der Vorrede klagt: Weil, ehe ſeine primæ lineæ Juris naturæ verè talis zum Vorſchein gekommen ſind, niemand an ſein Jus Naturæ vere tale gedacht hat. Allein der Ausgang giebt es, daß dis dem Hr. Prof. niemahlen in den Sinn gekommen ſey. Er gedencket des Juris Naturæ, womit wir uns bißher beholfen haben, in ſeiner gantzen Schrift kaum zweymahl, und ſagt nichts mehr von demſelben, als, daß es nicht das rechte Jus Naturæ ſey. Er beſſert und bauet alſo nicht; ſondern er reiſſet nieder. Er verwirſt unſer altes Jus Naturæ, und bringt ein gantz neues zum Vorſchein: Doch will er nicht, daß wir uns nach demſelben richten ſollen: Er erlaubt uns bey dem alten zu bleiben: Nur meint er, man müſſe es nicht ein Recht der Natur; ſondern ein natürliches Recht nennen. Eine wichtige Anmerckung, die wohl wehrt iſt, daß die gantze Schaar der Gelehrten derſelben weiter nachſinne!

Ew. Hochwohlgeb. ſehen aus dieſem allem, daß der Hr. Prof. Manzel durch ſeine Diſſertation nicht das geringſte zur Verbeſſerung derjenigen Wiſſenſchaft,

beygetragen habe, die alle Welt mit dem Nahmen des Rechts der Natur beleget. Er läſſet alles wie es iſt, biß auf den Nahmen; und theilet der gelehrten Welt, unter dem Titel eines Juris Naturæ vere talis, eine Beſchreibung des Zuſtandes unſerer erſten Eltern mit, die einem Roman ähnlicher iſt, als einer philoſophiſchen Schrift. Was ſein Abſehen geweſen ſey, iſt mir unmöglich zu errathen. Hat er, wie er ſagt, das Recht der Natur, oder das natürliche Recht ausbeſſern wollen, ſo muß man bekennen, daß er ſein Vorhaben ſchlecht ausgeführet habe.

Der Hr. Prof. wird alſo wohl thun, wenn er von ſeiner Diſſertatiuncula nicht mehr hält, als ſich gebühret, und es nicht übel nimt, wen man ſie als einen kleinen Roman anſiehet. Thut er das, ſo kan man nicht mehr ſagen, daß er damit habe zu Hauſe bleiben ſollen: Denn wer will ihm befehlen, was er ſchreiben ſoll?

Indeſſen mag der Hr. Prof. von ſeiner Arbeit dencken, was er will. Ew. Hochwohlgeb. werden hofentlich aus den Einwürfen, welche ich dawider gemacht habe, ſehen, daß der Hr. Prof. Manzel, wie er (§. 68.) nach ſeiner Beſcheidenheit, ſelbſt geſtehet, nicht in allen Stücken die Wahrheit getrofen habe; ſondern daß noch ſehr vieles an ſeiner Schrift auszuſetzen ſey. Dieſes iſt der Endzweck meines langen Briefes, und wenn ich denſelben erreiche, ſo bin ich zufrieden.

Ich ſolte nicht meinen, daß die beyden Argumente, mir daran hinderlich fallen könnten, die der Hr. Prof. (§. 57.) noch zu den andern hinzu thut, durch welche er ſeinen Stand der Unſchuld hat erweiſen wollen; Und halte daher vor unnöthig, mich bey denſelben länger aufzuhalten. Es iſt Zeit, daß ich einmahl aufhöre.

Doch

Doch kan ich dieſen Brief nicht ſchlieſſen, ohne vorher Ew. Hochwohlg. nochmahl zu bitten, das, was ich ſchreibe, nicht anders aufzunehmen, als es gemeinet iſt. Meine Einwürfe wider den Stand der Unſchuld, den der Hr. Manzel beweiſen wollen, gehen nicht dahin, daß ich das, was uns von dem Zuſtande des erſten Menſchen ofenbahret worden, in Zweifel ziehen, oder gar leugnen wolte. Ich weiß wohl, was man den Schriften Moſis vor Ehrerbietung ſchuldig iſt. Meine Abſicht iſt nur, zu weiſen, daß unſere Vernunft nichts von dem Stande der Unſchuld wiſſe, und daß es alſo ein verwegenes Unternehmen ſey, daß der Hr. Manzel denſelben aus der bloſſen Vernunft beweiſen wollen. Und dieſe Verwegenheit muß einem noch gröſſer vorkommen, wenn man bedencket, daß ſelbſt Moſes von den meiſten unbegreiflichen Dingen, wie der Hr. Pr. von dem Stande der Unſchuld lehret, nicht ein Wort erwehne. Der Bericht dieſes heiligen Schreibers von dem urſprünglichen Zuſtande, und Fall des erſten Menſchen iſt ſo beſchafen, daß man Mühe hat, ſich einen rechten Begrif von dieſen Dingen zu machen, und es haben ſchon gelehrtere Leute, als der Hr. Prof. Manzel, und ich, angemercket, daß man gar wahrſcheinlich aus der Erzehlung Moſis ſchlieſſen könne, es habe der göttlichen Weißheit nicht gefallen, uns eine umſtändliche Nachricht von dem Zuſtande unſerer erſten Eltern mitzutheilen (42).

(42) S. *les Nouvelles de la Republique des Lettres Juillet 1686* . . . de la maniere, heißt es daſelbſt, que Moïſe racoute ce funeſte événement; il paroît bien que ſon intention n'a pas été que nous ſçuſſions comment, l'affaire s'étoit paſſée, & cela ſeul doit per-

Warum wollte man dann in Dingen grübeln, welche GOtt uns zu oſenbahren nicht vor nöthig erachtet habe? Moſes ſagt uns, GOTT habe den Menſchen nach ſeinem Bilde erſchaſen: Er habe ihn in einen ſchönen Garten geſetzet: Der Menſch habe von der Frucht eines Baumes gegeſſen, welche ihm von GOtt zu eſſen verboten: Und ſey deſſals aus dem ſchönen Garten vertrieben worden. Damit müſſen wir zufrieden ſeyn, und uns nicht einbilden, mehr zu wiſſen, als Moſes.

Weil ſich nun der Hr. Prof. Manzel unterſtanden hat, von der Erzehlung Moſis abzugehen, und uns aus der Vernunft mehr zu lehren, als dieſer groſſe Prophet uns geſagt hat: So war es nöthig, zu zeigen, daß unſere Vernunft in den Sachen blind ſey, und nicht einmahl den Stand der Unſchuld begreiſen, geſchweige vor ſich erkennen könne: und daß es alſo eine unnütze Arbeit ſey, von ſolchen Sachen zu philoſophiren. Dieſes iſt meine Abſicht, welche Ew. Hochwohlgeb. unmöglich werden tadeln können.

Uebrigens wird es mir eine ſonderliche Freude ſeyn, bald zu vernehmen, wie Ew. Hochwohlgeb. meine Gedancken über die Schriſt des Hn. Manzels gefallen habe. Ich habe ſie auf Dero Befehl zu Papier gebracht, um Ihnen auch dadurch zu zeigen, mit wie vielem Eyfer ich ſey

Ew. Hochwohlgeb.

Schwerin den 30 November 1726.

gehorſamſter Diener
E. v. W.

ſuader à toute perſonne raiſonnable que la plume de Moïſe a été ſous la direction particuliere du S. Eſprit. En effet ſi Moïſe eût eté le maître de ſes expreſſions & de ſes penſées, il n'auroit jamais enveloppé d'une façon ſi étonnante le recit d'une telle action; il en auroit parlé d'un ſtile un peu plus humain, & plus propre â inſtruire la poſterité, mais une ſageſſe infinie le dirigeoit de telle ſorte qu'il écrivoit non pas ſelon ſes vûës, mais ſelon les deſſeins cachez de la Providence.

ERN. JOH. FRID. MANTZELII,
JURIS ET PHIL. DOCT. AC MORALIUM
PROFESS. ORD. IN ACADEMIA
ROSTOCH.

PRIMÆ LINEÆ JURIS NATURÆ VERE TALIS.

SECUNDUM
SANÆ RATIONIS PRINCIPIA
DUCTÆ.

ROSTOCHII,
APUD GEORG. LUD. FRITSCHIUM.
1726.

SOBRIE

PHILOSOPHANTIBUS.

PRÆFATIO.

In ea reſervati ſumus tempora, ubi equidem juris naturæ nobiliſſimæ doctrinæ multi haud infimæ caveæ viri ingenia & operam ſuam impendunt; aſt inſimul experimur, multitudinem de ea meditantium id efficere, ut dignum hinc inde eidem non ſtatuatur pretium: Mox etenim Logomachiæ, circa definitionem & principium hujus juris; Mox confuſio rationis & Juris Naturæ; mox indiſcreta oppoſitio J. N. & Decalogi, ſeu J. N. per naturam & ſcripturam exhibiti; Mox non rite facta diſtinctio Juris Naturæ & Gentium; Mox denique præjudicia ex Jure Civili hauſta, tædioſam confuſam & ſpretam reddunt hanc doctrinam.

Ego dulcedine ejus captus, diu multumque meditatus ſum, annon forte via poſſit inveniri per quam omnes incertitu-

dines effugere, & ad vera intimaque juris naturæ penetralia pervenire detur; tanta autem mentem meam detinuit fluctuatio, ut fere deſperaverim: Ne tamen qualiacunque mea cogitata mihi ſoli habeam, publico ea communicare decrevi.

Non vero ea hoc faciam perſuaſione, ac ſi jam credam, me aliquid ſcribere omni exceptione majus; ſed ut potius experiar, in quantum hæ meæ theſes vel calculum eruditorum mereri queant, vel quousque contraſentientes me in rectiorem viam ducere valeant.

Rogito itaque, ut illi, quibus ſupra vulgus ſapere datum eſt, ſcripta meditentur, ſuasque obſervationes placide exponant: Forte enim ea ratione ad certitudinem quandam deveniemus, & multis litibus, alias immortalibus, definitiva feretur ſententia. Faxit DEUS T. O. M. ut ducamur in omnem veritatem, & ut cordata intentio ſuo non careat fructu.

TRACTATIO.

§. 1.

Neminem ſobrie de aliqua doctrina meditari poſſe, niſi qui genuinam ejus definitionem præſupponit, omnes ſaniores mecum confiteri, confido. Quo magis igitur intricata eſt doctrina juris naturæ, eo ſollicitius de ejus definitione circumſpiciendum erit.

§. 2. Quantum igitur, ſepoſitis omnibus præjudiciis, hactenus mihi invenire licuit, juris naturæ vere talis definitio ex ſequenti fluit conceptu: DEUS T. O. M. conſentientibus omnibus qui inſani non ſunt, Auctor, creator, fons & origo omnium rerum eſt; aſt non ſolum creator, ſed etiam providus eſt conſervator, quod ipſum ex omnium rerum naturalium admirabili connexione & propagatione liquido apparet, adeo ut lapis & beſtia eſſet, qui vel in fœdiſſimum Atheiſmum delabi, vel ſtatuere vellet, primum creatorem res creatas amplius non curare.

§. 3. Hanc creationem, hanc providentiam, homini, ceu præſtantiſſimæ creaturarum, itidem propriam eſſe, nullus inficias ire poterit;

Immo, quod majus eſt, ommnis docet circumſtantia, huic homini ſingulares a creatore tributas eſſe prærogativas, & quidem potiſſimum in eo, quod anima rationali eundem præditum eſſe voluerit ſummus Monarcha.

§. 4. Conſtat porro, hanc animam rationalem homini eapropter datam eſſe, ut non ſolis motibus naturalibus ad ſui conſervationem urgeretur; ſe ut potiſſimum intellectu ſummum Creatorem agnoſceret, eundemque admiraretur, & quoad ſe ipſum habita diſtinctione boni & mali id eligeret, quod ſalutare, quodque noxium vitaret.

§. 5. In eo enim omnis Moralitatis principium conſtituere fas eſt; quod Deus hominem, qua intellectum, voluntatem & appetitum ſenſitivum prefecerit, ac viribus iſtis, qua originem effectum ac finem fere divinis inſtruxerit dotibus, ut *in ſola ſpecie boni* liberum ſuum exerceret arbitrium, non quidem uniformiter, æqualiter & identitate quadam ratiociniorum actionumque atque ſic fatali neceſſitate abs una ad alterum raptus, ſed potius, quoad objecta id tulerunt, egregia ac planiſſima libertate, in ſpecie boni ſagaciter ac ſanctiſſime dinſtingueret, prudentiſſime ſeligeret, ac juxta dictamen rectæ rationis, quicquid meditando ac agendo abſolverat, in praxin & applicationem ſemper felicem & perpetim glorioſam duceret; nam ſi Deus hominem ita diſpoſuiſſet, ut uniformiter agere tantum potuiſſet, non unquam bene vel male

eundem

eundem egiſſe ipſe Deus judicaturus fuiſſet. Aſt de hac materia infra.

§. 6. Rebus itaque ſic ſtantibus prona fluit neceſſitate, Deum præter inclinationes naturales, quas homines cum brutis communes habent, normam aliquam mentibus eorundem indidiſſe, ſecundum quam vitam ſuam inſtituere debebant.

§. 7. Et hæc ipſa norma verum eſt jus naturæ, quod eapropter explicatius ita deſcribendum: JUS NATURÆ *vere tale eſt norma illa, quam Deus creator hominibus mediante anima rationali patefecit, ſecundumque quam vivere illi debebant eligendo bona vitandoque male ad conſervandam felicitatem.*

§. 8. Abſit autem ut ſtatuam homines hodie adhuc vivere in primo illo ſtatu, in quo Deus ipſos vivere voluit; Contrarium enim firmiter teneo, & in ſubſequentibus perſpicue ſola etiam ex ratione demonſtrabo.

§. 9. His hactenus poſitis ſatis eluceſcit, communiter tractatum jus naturale, quod ſcilicet accommodatur ad præſentem mundi ſtatum, abuſive ita appellari: Ita enim res comparata eſt quod utique illi compilatores ſyſtematum & Compendiorum Juris naturæ laudabilem præſtiterint operam, dum abſtrahendo ab omni lege civili ſolo rationis ductu expoſuerunt juſtitiam & æquitatem in omnibus actionibus humanis obſervandam.

§. 10. Imo, non ſum contrarius, quod certo reſpectu illa elaborata poſſint dici jus naturale,

rale, ſi ſcilicet τὸ naturale accipitur pro Synonymo æqui bonique. Sic ex. gr. recte dicimus, naturale eſſe, ut debitor ſolvat debitum, ut Commodatarius reſtituat rem commodatam, ut conductor præſtet locarium &c. Es iſt natürlich, daß der Schuldner bezahle &c.

§. 11. Hæc dicta probe penſitans inſignem agnoſcet diſtinctionem inter id quod æquum ſive naturale in ſenſu vulgari eſt, & inter id quod juris naturæ vere talis in primis fundamentis eſt. Quapropter deſcriptioni datæ §. 7. addet & inſeret vocabula, *In ſtatu ſuo perfectionis*.

§. 12. Bene hic prævideo, quantum jam in me ſuſcipiam onus probandi, quod ſcilicet citra revelationem ex ſola Philoſophia ſibi relicta demonſtrari queat, hominem conſtitutum fuiſſe in ſtatu a præſenti longe alieno & multo feliciori; niſi enim hoc fecerim ejusdem culpæ cum VALENTINO ALBERTI, *Theologo olim Lipſienſi*, reum me facerem, qui ſcilicet ſtatum integritatis in Sacra Scriptura enarratum in terminis terminantibus ſuæ doctrinæ Juris naturæ ceu fundamentum ſuppoſuit, & ex reliquis ruderibus imaginis divinæ ſuum Jus naturæ conſarcinavit, a quo tamen longe me diſſentire ſerio profiteor.

§. 13. Præſtandum igitur id ipſum erit, quod promitto, imo illud præſtabo, modo paucis genuinum omnium jurium conceptum præmittam, quo cuilibet, etiam eorum alias ignaro,

ro, conſtet, quæ ſpeciebus jurium interſit diſtinctio.

§. 14. Liceat autem ab inferioribus incipere ſpeciebus & ita pergere ad ſupremam, quam jus naturæ vere tale merito appellamus, & circa quam præſens verſabitur meditatio.

§. 15. JUS CIVILE *itaque eſt norma illa, quam quilibet princeps in ſuo diſtincto territorio ſuis præſcribit ſubditis, ut pro ſtatus ratione omnia feliciter peragantur: perpetuo tamen præſuppoſitis præceptis Juris vere naturalis, & veritatibus moralibus.*

§. 16. JUS Gentium *eſt norma illa univerſalis ſecundum quam Gentes in genere actiones ſuas dirigunt ad conſequendam felicitatem.* Vel clarius: *Eſt dictamen rectæ rationis de eo, quod fieri vel non fieri debet ad acquirendum bonum & evitandum malum publicum privatumque:* Et in eo ſenſu Jus Gentium Synonymum eſt cum Jure Æquo & vulgariter ſic dicto naturali.

§. 17. JUS DIVINUM *eſt norma illa, quam DEUS in verbo ſuo revelato hominibus patefecit eum in finem ut ſe incertis quibusdam capitibus imbecillitate intellectus excuſare nequeant.* Imo in eo hæret genuinus conceptus diverſitatis Juris vere naturalis & divini, quod DEUS, ceu Legislator totius Reipublicæ humanæ, in prima creatione mundi accommodaverit Leges naturæ ad illum ſtatum, in quo citra peccatum formale cives vivere poterant; Quod autem exiſtente defectione, ob motus peccaminoſos, varia poſitive prohibuerit, quæ antea

tea in ſolo materiali mala non erant, jam autem ob accedens formale pro ſua ſapientia, Deus tolerare non potuit.

§. 18. Tandem autem JUS NATURÆ *vere tale eſt illa norma, quam DEUS in prima felicitate conſtitutis hominibus indidit, ut ſecundum illam vitam ſuam dirigerent ad conſervandam ſtatus ſui perfectionem.* Hincque fruſtra disquiritur de eo quod Juris naturæ eſt nec ne, niſi ad hunc ſtatum perfectionis oculi tendantur, & genuinæ propoſitiones inde eliciantur.

§. 19. His dictis abſtrahendo ab omni revelatione ex ſola ratione ducenda erunt argumenta probantia, homines jamjam non vivere in ſtatu illo, in quo Deus ipſos vivere voluit, ſed in ſtatu hypothetico, & penitus corrupto. Sunt autem ea ſequentia:

§. 20. DEUS omnium rerum creator ſine dubio eſſentia ſua eſt perfectiſſimus, ideoque non niſi perfecta & perfectiſſima creare potuit; imo in omnibus naturalibus, quæ infra, circa, & ſupra nos obſervamus, ſummam admiramur perfectionem, ſolo excepto homine, qui, licet qua eſſentiam ſuam, ſpeciem non mutet & verus homo, vel in ipſo ſtatu imperfecto ſit ac maneat, in commercio tamen cum hominibus omni triſtiori modo experitur, quod anima ſua, qua intellectum voluntatemque, ſenſus item & affectus, millenis vicibus ſit afflicta, in deterius verſa, imo irremedibili ferme morbo ſubacta, ut inſimul corpus etiam caſibus millenis triſtioribus, fa-

tis

tis & morbis ſubjiciatur. Unde concluditur, hunc hominem non ita creatum eſſe, ſed perfectionem primam caſu violento amiſſam eſſe. Ut taceamus, hominem in puris naturalibus relictum beſtiam eſſe omnium fœdiſſimam infeliciſſimamque.

§. 21. Hanc meditationem excipit ſequens: Omnis legislator tenetur ſubditis ſuis tales præſcribere leges, quas illi examuſſim ſervare poſſunt, niſi enim hoc ſecerit, tyranni notam non evadit, qui leges publicat ſupra vires civium, eum in finem, ut in transgreſſores ſævire queat. Jam autem citra dubium, Deus legum naturalium ſive principiorum nobiſcum natorum autor eſt, voluitque, ut & ſui cultus & conſervatio propria & abſtinentia a læſione proximi perfecte obſervaretur: Docente autem flebili experientia contrarium, illa emergit concluſio: Homines præſentes non vivere in illo ſtatu, in quo ex intentione ſummi legislatoris vivere debebant, ſed longe alienos illos eſſe.

§. 22. Porro id ipſum demonſtrat perpetua illa lucta carnis & Spiritus, quam ceu ſatis deplorandam ipſimet gentiles agnoverunt, confitentes, hanc luctam non eſſe a DEO T. O. M. ſed principio malo, utut Diaboli, quem revelatio in terminis novit, nullam habuerint notitiam.

§. 23. Quibuscum jungenda erunt illa, quæ illi ipſi gentiles de aureo finxerunt ſeculo, quo durante nimirum nec morbi nec inimici-

tiæ

tiæ hec alia fuiſſe mala enarrant, noviora tempora ceu Ænea & ferrea damnantes deflentesque. Audiamus omnium ad inſtar Ovidium Lib. I. Metamorphoſeos Fabula III. ita canentem:

Aurea prima ſata eſt ætas, quæ vindice ullo
Sponte ſua ſine lege fidem rectumque colebat.
Pœna metusque aberant, nec vincta minacia collo
Ære ligabantur, nec ſupplex turba timebat
Judicis ora ſui, ſed erant ſine judice tuti
Nondum præcipites cingebant oppida foſſæ,
Non turba directi, non æris cornua flexi,
Non galeæ, non enſis erat, ſine militis uſu
Mollia ſecuræ peragebant otia gentes.
Ipſa quoque immunis raſtroque intacta, nec ullis
Saucia Vomeribus per ſe dabat omnia tellus,
Contentique cibis nullo cogente creatis
Arboreos fœtus, montanaque fraga legebant,
Cornaque & in duris hærentia mora rubetis,
Et quæ deciderant patula Jovis arbore glandes.

Et

Et poſt pauca penitus contrarium ſcilicet ferreum ita deſcribentem:

Protinus irrumpit venæ pejoris in ævum
Omne nefas: Fugere pudor verumque fidesque
In quorum ſubiere locum fraudesque dolique &c.

§. 24. Et quamvis forte objici poſſet Gentiles hanc meditationem hauſiſſe ex traditione & communicatione cum Judæis; non tamen deficiunt, quæ reponi queant, vel ad probandam impoſſibilitatem communicationis, vel ad demonſtrandum, hæc meditantes ſcriptores ſuis ſolis inhærere penſitationibus; Quin, ſi & vel maxime habuerunt id qua doctrinam pleniorem a Judæis aliqui; Eo ipſo tamen nihil aliud efficitur, quam quod ſancta revelatio ipſum illud etiam Jus Naturæ docuerit, atque ſic, quod imperfectius agnoverant, ipſo Sacro Codice magis illuſtratum ſit.

§. 25. Imo non opus eſt, ut hæc tam longe petamus; conſideremus modo præſentem noſtrum ſtatum, in quo hominis miſeria tanta eſt, ut ejus conditio quoad labores, victum & amictum longe miſerabilior ſit omni conditione brutorum, quippe quæ in diem vivunt citra curas & defectus, nec unquam, ſi ſuæ linquantur libertati, fame vel alio malo pereunt. Quis autem jam adeo obeſæ naris eſſet, ut diceret hominem eſſe præſtantiſſimam

creaturarum, quas philoſophia novit, inſimulque diceret, illum ipſum hominem eſſe omnium creaturarum miſerrimam: Talia enim Contradictoria de DEO ſapientiſſimo, hæc ita diſponente, efferre, ſcandaloſum & nefas eſſe defendo. Et quod dictu inſipidum eſſet: Bruta in ſuis ſpeciebus vivere tranquille & pacifice, homines autem ſe invicem lædere, infeſtare, & mordere divinæ providentiæ adſcribendum eſſe.

§. 26. Hanc deductionem mirum in modum ſublevat conſideratio fructuum hominis conſervationi primario inſervientium, quippe qui non ſine maximo labore & ſudore e terra aratris præparata producuntur, imo qui, niſi illo labore propagarentur, brevi temporis lapſu penitus exſtirpati eſſent. Cum contra omnia naturalia brutis inſervientia ultro, citra humanam curam, in perpetua ſerie & connexione propagentur, continuentur.

§. 27. Satis, ut credo, quilibet angnoſcit, me fructuum nomine indigitare frumentum ſtricte ſic dictum, ſcilicet triticum, ſiliginem, hordeum, avenam, piſa, lentes, fabas & his ſimilia. De his autem ſpeciebus certo perſuaſus ſum, quod, (liceat jam in ſubſidium vocare creationis hiſtoriam) comprehenſæ ſint ſub illa benedictione: Die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, daß ſich beſaame &c. Et dum jamjam terra per ſe illas non producat, clarum redditur, violentum aliquod accidiſſe, propter quod Deus benedictionem hanc

hanc ſuam aliquantulum r[illegible]ctaverit; liceat iterum hiſtoriam primam con[illegible]re, ubi invenimus hanc maledictionem: Verflucht ſey der Acker um deinet (ſcil. Adams) willen, h. e. *quoad portionem tuam*, in den proventibus, die dir hauptſächlich nütze ſind, mit Kummer ſolt du dich darauf nehren dein Lebenlang; Im Schweis deines Angeſichtes ſolt du dein Brod eſſen: Et licet aliqualem ſuam adhibuiſſet operam homo, tamen citra incommoditatem id factum fuiſſet, & non ſecus ac videmus amœni horti cultorem inſigni cum delectatione, licet non ſine opera, circa ſua verſari.

§. 28. Sufficerent equidem hæc dicta argumenta, juvabit tamen & plura huc facientia referre, quorſum haud immerito numerari poteſt, meditatio de fine creati mundi. Sic etenim in aprico eſt, hunc mundum non ab æterno exiſtere, ſed in tempore factum eſſe: Factum eundem eſſe primario in argumentum glorioſæ potentiæ divinæ, & ut aliquid eſſet hanc potentiam admiraturum, factum ſimul eſſe hominem, anima rationali præditum, vi cujus Majeſtatem Creatoris agnoſcere & celebrare poſſit: Factum porro mundum eſſe in eadem temperatura quatuor anni temporum, frigoris & caloris, ut & Climatum qualis jamjam illa eſt, & quidem ita, ut ubique perfectiſſimus inhabitatoribus ſiſteretur paradiſus.

§. 29. Nam qui ſobrie meditatur, non, ut credo, ſibi imaginari poteſt, illum ſolam re-

gionem Aſiaticam , Euphratem ſitam Paradiſum futuram ; ſ potius concipiet, illam partem felicem terræ, in qua primi homines conſtituti, fuiſſe, teſtante revelatione, in Aſia, non denegata aliis orbis partibus qualitate paradiſiaca.

§. 30. Abſtraham compendii gratia a Philoſophia ſibi relicta, & ſequar hiſtoriam creationis biblicam: Sic invenio: Adamus & Eva erant in Paradiſo: Genus humanum per illos propagandum erat, ita, ut univerſus eorundem ſemine impleretur mundus: Ex intentione Dei nunquam lapſurum erat genus humanum: Nam illud ipſum viribus omnibus ſufficientisſimis, tam in commercio cum Deo, quam in commercio cum hominibus, erat inſtructum, ut ſe adverſus quamcunque inquinationem & prævaricationem omnium ſanctiſſime & integerrime tueri poſſet. Conſequenter omnis multitudo hominum pari felicitate beanda erat: Paradiſus Aſiaticus illi ſuſtentandæ non ſuffeciſſet, imo ea ratione, ſi nimirum forte id fieri potuiſſet, maxima pars mundi fruſtra creata eſſet: Hinc fluit firmiſſima propoſitio: Totum mundum ea intentione a Deo factum eſſe, ut perfectiſſimus in omnibus oris eſſet paradiſus.

§. 31. Imo nil obſtat quin ſtatuam, quaslibet provincias ſua ratione paradiſum repræſentare poſſe, ſi ſcilicet ea ultro, minimum labore delectabili ac gratioſo, producat, quæ jam ſudori-

ſudorifero labore eliciuntur, modo attendamus incolarum temperamenta iisque convenientia: Certo enim eſt indicio, ea, quæ in hac vel illa regione ordine naturæ non proveniunt, ſed vel multo artificio plantantur, vel aliunde aſportantur, iſtius Climatis incolis ſi non nociva forte tamen nec tam proficua eſſe, quippe quos contentos eſſe decet illis fructibus, qui ſuo ſub tractu cœli naturaliter, adhibita licet manu humana, progerminant.

§. 32, Facile quilibet ſubolfacere poterit, cur hæc dixerim, nimirum ut prona conſequentia concluderem: Hodie homines non vivere in eo felicitatis ſtatu, in quo Deus ipſos ex prima ſua intentione vivere voluit, ſed penitus ipſos in ſtatum deteriorem delapſos eſſe.

§. 33. Patitur materiæ dignitas, ut plura cumulem argumenta, quæ licet ſeparatim ſumpta non omnem evincant veritatem, conjunctim tamen conſiderata non ſine pondere erunt.

Aſpiciatur igitur diſtinctio inter animalia fera & manſueta: An quis unquam ſibi imaginari poteſt, Deum Creatorem in prima creatione eandem ſtabilivisſe? & annon potius ſobrie rem perpendens judicabit: In prima origine rerum Deum omnia animalia in una æqualique conſtituiſſe natura; unde concludendum, præſentem differentiam neceſſitate urgente ex artificio humano ortam eſſe, quo ſcilicet homo dominio univerſali & abſoluto in bruta privatus, haberet in manſuefactis, quæ ſuo prompte inſerviant uſui.

§. 34. Et hæc cogitantem penitus perſuadebit facta inductio animalium, quæ nunc dicimus manſueta, quippe quæ in omnibus ſpeciebus ita ſunt comparata, ut inter fera certæ inveniantur claſſes, ex quibus illa arte derivata eſſe apparet. Quæ autem forte moveri poſſunt in contrarium argumenta, tanta non ſunt, ut me de ponte propellant.

§. 35. Primas autem lineas me hic ducturum eſſe, promiſi, quapropter licet hæc uberius deduci queant, tamen progredior ad ſequentia.

Sic itaque haud leve etiam ducitur argumentum a diverſitate ſtaturæ humanæ: Vix etenim credibile videtur, Deum in prima creatione aliter diſpoſuiſſe, quam quod homines forma, figura, & ſtatura æquales eſſent futuri: Unde ſequeretur concluſio, modernam inæqualitatem in robore corporis, membrorumque haud æquam in omnibus proportionem imperfectionis haud contemnendum eſſe indicium.

§. 36. De incommoditatibus noſtræ humanitatis ſuperius equidem quædam dicta ſunt, aſt liceat hic ſpeciatim de morbis & ægritudinibus tam corporis quam animi humani paululum diſſerere. Miſerrime enim conſtitutus eſt homo, dum omni tempore periculo morborum ſubjectus eſt, imo in ipſos illos incidit haud raro præter omnem culpam ſuam, & multoties ex culpa leviſſima, & quam non niſi a poſteriori, imo tunc vix quidem agnoſcere poteſt.

Et

Et quod omnium calamitoſiſſimum, ſibi relictus digna non poteſt mali invenire remedia. Contra bruta ſuæ libertati commiſſa vel nunquam in morbos incidunt, vel ſi forte inciderint, violento illis illato malo, promtiſſima, dictante natura, adhibent medicamina. Ne quid fuſe dicam de affectibus animi ceu infenſiſſimis ſanitatis & vitæ noſtræ latronibus, quos indubitatos habemus teſtes, infelicitatem noſtram in haud mediocri conſtitutam eſſe gradu, dum nimirum eorundem moderamen ſupra tenuitatem noſtram poſitum eſt.

§. 37. Non equidem deficerent plura his jungenda argumenta, verum, cum hactenus allata tanti roboris eſſe putem, ut contraſentientes convincere queant, illis nulla addam, præter famoſiſſimam illam conſiderationem diſtinctionis dominiorum, quippe quam diſtinctionem non a natura eſſe, ſed indicium facere argumentumque ſtatus corrupti philoſophicum, ſaniores nobiſcum confirmant. Imo ipſos hac in parte non falli, res ipſa loquitur, quia citra injuriam ſtatui non poteſt, ſummum creatorem in primordio rerum ejusmodi diſtinctionem dominiorum ceu matrem tot Vitiorum & fontem multæ miſeriæ, intendiſſe, ſtabiliviſſe.

§. 38. Quantum igitur jam videre licet, ipſa ſana ratio conſentit, imo apodictice probat, præſentem ſtatum mundi quoad homines a primo

 eſſe

eſſe longe alienum deterioremque. Unde certo fluit de jure naturæ vere tali meditantes fruſtra conſiderare mundum præſentem, ſed oculos dirigendos eſſe ad ſtatum amiſſum, quo inde eliciantur vere juris naturæ propoſitiones. Hoc negotium autem multis obnoxium eſſe difficultatibus equidem prævideo, aſt nihilominus pro virili illud ſuſcipiam.

§. 39. Præmittenda igitur erit brevis delineatio ſtatus illius olim poſſeſſi, dicendumque, quantum per ratiocinationem mihi aſſequi licet, quibus in circumſtantiis felicis ſeculi vixerint homines. NB. Neminem offendat, quod ſolenniter rogito, me hic philoſophice procedentem, ſtatum felicitatis non adeo breviſſimo includere tempori, indeque fingere, ac ſi multi homines unquam eodem gaviſi fuiſſent. Quapropter non plusquamperfecto Conjunctivi, ſed perfecto Indicativi uti, cauſæ poſtulavit tractatio.

§. 40. Quoad itaque eſſentiales partes, homines conſtiterunt ex corpore & anima, altera ſcilicet harum partium materiali, altera immateriali.

Immaterialis pars ſive anima duplici operatione non ſecus ac hodie ſe exſeruit, hac tamen in ſituatione: Intellectus fuit purus, omnium rerum & naturalium & moralium perfecte gnarus, imo in omnibus individuis accurate æqualis, probe tamen facta hac diſtinctione,

ne, an ad perfectam quis perveniſſet ætatem, nec ne; Tempore enim a nativitate primo intellectus omnino ſe exſeruit, imo in eo gradu, qualis ad conſervationem pro tempore neceſſarius fuit, ſucceſſu autem ætatis majorem ſuam vim exhibuit. Seniores autem Junioribus in eo prævaluerunt, quod experientia & factis, quorum memoria ipſis conſtituit, imo forte revelatione, magis inclaruerunt.

§. 41. Et ut explicatius mentem prodamus: In naturalibus, ſciverunt omnium rerum virtutes, nocentiaque vitarunt, conducentia vero apprehenderunt.

In moralibus notitiam habuerunt ſolius boni, & in ſpecie ſola boni generoſum exercuerunt arbitrium, hoc vel illud agendi, ſciverunt etiam hoc, quod ſimulac normam hanc ſuæ perfectionis relinquerent, ac adverſus eam prævaricarentur, malum ipſos eſſet invaſurum; Conferatur commune dicterium: *Homines ante lapſum ita comparati erant, ut poterant non peccare non ita, ut non poterant peccare.*

§. 42. Perfecta itaque ſpontaneitate, quæ in ſola ſpecie boni exſerebatur, egerunt homines: Et ſi jam, abſtrahendo ab omni hiſtoria Sacra, philoſophari licet, felicitatis triſtis Cataſtrophe exinde orta eſſe videtur, quod incredulitate laborare inceperint & fide ac obſequio ſummo Suo Imperanti denegatis, ad malum verſi ſint, tunc enim curioſitas & ſuperbia & diffidentia & fluctuatio adverſus moralitatem actionum hactenus omnino ſanctam, tum ad contraria

mala omnia laceſſitos, omnium turpiſſime & rebellibus motibus ineſcavit atque infelicitatem introduxit non modo actus, ſed & habitus peccaminoſi.

§. 43. Stultiſſime autem a naſutilis quibusdam hic Deo aliquid imputatur; Si enim homines ita creaſſet, ut uniformiter & neceſſario agere tantum potuiſſent, omnis plane exſpiraſſet moralitas, quam tamen exiſtere oportebat, ſi bene vel male aliquid gerendum, & ſi gratia & laus ſecutura erat.

§. 44. Sic conſtituta igitur ſituatione hominis non niſi unica conſcientiæ claſſis exſtitit, ſcilicet RECTÆ, quod ex §. 41. pateſcit: Ignorantia juris non adeſſe, & error in moralibus non ſubrepere potuit.

§. 45. Prætereaque multa quæ jam violento modo hominem ad mala protrudunt & impellunt, ceſſarunt, veluti in affectibus: Amor enim fuit purus & ſolius boni, ſub ſe comprehendens contrarii averſationem non coactam: Gaudium ſe exſeruit ſereniſſimum de iis, quæ vero gaudio digna: Triſtitia autem nullas habuit partes, odioque nullus relictus fuit locus in eo ſenſu, quo jam illud accipimus.

§. 46. Sic porro temperamentorum diverſitas huc reverri ſolita, tunc longe alia fuit: Utut enim pro diverſitate plagæ cœli homines aliter & aliter in materialibus diſpoſiti forte fuerint; tamen in ſpiritualibus quoad animum & ani-

animam nulla plane exſtitit diverſitas. Quod ipſum dilucido poteſt eſſe argumento, adhuc in ſtatu præſenti animam ita gubernare poſſe temperamentum, ut *minimum* non neceſſitet ad male agendum.

§. 47. Tandem nec conſuetudo nec ebrietas ut entia rationis in illo ſtatu, ullius fuere momenti: Imo nec metus nec coactionis emerſere veſtigia.

§. 48. Hæc ſperamus pro rudi delineatione conditionis humanæ ſufficiunt, modo adjecerim quæſtionem: An & qua norma directi vitam vixerint homines? Ad quam breviter reſpondendum: Sine norma ceſſaſſe moralitatem vid. §. 43. Conſtitiſſe autem eandem in perfecta boni & mali cognitione, ut & voluntatis divinæ ſcientia, quam ſine dubio Deus ipſe immediatis revelationibus declaravit & confirmavit.

§. 49. Hæc norma igitur omnibus ob oculos verſata fuit pro virtute intellectus: Seniores autem, ut multorum factorum memores junioribus ea uberius ponderanda propinarunt.

§. 50. Subjungenda hic autem merito veniunt aliqua, circa hominem neceſſario meditanda, veluti de vitæ ejus ſubſidiis & levamentis, ut & de morte. Quod itaque attinet vitæ ſubſidia, adeo clarum eſſe credimus quam quod clariſſimum: DEUM præſtantis hujus creaturæ autorem noluiſſe, ut illa ſola miſeram & calamitoſam viveret vitam, ſed ut ſingulariter

gulariter felix & frugalis illam tranſigeret. Locavit itaque hunc hominem in paridiſum, hoc eſt in mundum omnia in ſuperlativo producentem, quæ ad cibum & potum poterant esſe neceſſaria. Conf. ea quæ ſuperius dicta ſunt de paradiſo.

§. 51. Imo quid proprii ſibi aſſumſerint homines clariſſimum eſt, ſcilicet eas fructuum ſpecies, quos hodie in noſtros uſus ſpecialisſime, utut duro labore & inſigni artificio convertimus & quæ tunc ultro, non ſecus ac aliæ herbæ & gramina in uſus beſtiarum, ſine fere humana manu copioſiſſime & ſufficienter creverunt; Præterea etiam jure dominii occuparunt feras, volucres es piſces, levi in capturam impenſa opera, horumque carnibus uſi fuerunt.

§. 52. Et ut de corporis habitu & tegumentis paucula dicam, probabile ſatis eſt, beneficam naturam hoc eſt DEI providentiam vel hominum cutes adeo reddidiſſe duras, ut tempeſtatum fuerint patientes; vel etiam alia ratione, ipſis pro prudentia aſſignaſſe alia tegmina.

§. 53. Tandem ut de morte judicemus: Multorum equidem eruditorum, potiſſimum Theologorum, eſt ſententia, homines in ſtatu illo felicitatis mortem paſſos nunquam fuiſſe; Aſt contrarium videtur ob multas rationes verius: Quapropter ſtatuendum eſſe reor,

homines

homines illos felices creviſſe, adoleviſſe, ſineque impedimento morbi & læſionis ad perfectam perveniſſe ætatem, in ea ſtetiſſe, tandemque juſto a Deo per naturam ſtatuto termino, animaque vegetativa officia denegante, animam a corpore ſeparatam eſſe.

§. 54. Annon autem fortean DEO placuerit loco mortis homines effœtos in alium mutare ſtatum, vel aliorſum totos transferre hoc rationis non eſt determinare, quippe quæ omnipotentiæ divinæ limites non ponit, voluntatemque ejus ſibi cognitam non eſſe confitetur. Indeque quod attinet ſtatum poſt hanc vitam ignorantiam ſuam Philoſophia ingenue prodit, hoc interea firmiter aſſerto, in vitæ ordinariæ continuatione homines manere non potuiſſe, pro hujus mundi capedine. Sed dicta hæc ſunto ſalvis Theologorum ſententiis.

§. 55. Conſtituebam equidem in hactenus dictis pro præſenti tempore acquieſcere & ſpecialiorum tractationem poſtmodum communicare; Verum ne lectorem penitus in ſuſpenſo relinquam, juvabit primas officiorum hominis duxiſſe lineas, quarum limatiorem efformationem in futuris promittimus meditationibus. Quod itaque attinet

OFFICIA HOMINIS PERFECTI ERGA DEUM,

Tribus illa ſunt exponenda, ſcilicet ea conſtitiſſe in perpetua celebratione Creatoris omnium

um rerum, & providentis earum gubernatoris & conſervatoris: In *gratiarum actione*, laude & admiratione. In perfecto *amore & obſervantia* præceptorum divinorum, ſive per ſolam rationem, ſive per revelationem communicatorum: In *acquieſcentia* in ſuprema directione & providentia.

§. 56. Quibus autem ſignis externis hunc cultum, declaraverint homines, hoc Philoſophia determinare non audet; Utut ſacrificiorum oblationem & uſum nullum fuiſſe declaret. Confer. FRANTZII *Schola Sacrificiorum diſputat.* 1. & 2. Imo tantum ceu clariſſimum ſtatui poteſt, ſpecialis conventus ad hunc cultum peragendum adornatos fuiſſe.

§. 57. Quod concernit

OFFICIA HOMINIS ERGA SE IPSUM.

Unico illa comprehendi poſſunt commate, ſcilicet eadem conſtitiſſe in conſervatione vitæ & felicitatis: Quæ conſervatio facillima fuit, pro notitia omnium ſalubrium & nocivorum. Laborandum itaque fuit, ſed ſine ſudore & absque incommoditate.

§. 58. Propero atque devenio ad

OFFICIA HOMINIS ERGA ALIOS.

Æqualitate igitur omnimode inter homines perfectos ſtante, ceſſarunt officia ſuperiorum erga inferiores, nam utut aliquale directorium ſeniorum in juniores admitti queat, non tamen vel dominii vel ſubjectionis vera apparent veſtigia.

§. 59.

§. 59. Primarium igitur officium erga alios in eo conſtitit, quod omnes ſeſe æqualiter tractaverint, excepta patribus familias exhibenda ultronea reverentia.

§. 60. Læſiones verbis vel factis emergere non potuerunt, vi ipſius obſervatæ æqualitatis & ob perfectiſſimum amorem proximi: Hisque ſtantibus nulla ad reſarcienda damna fuit obligatio.

Circa poſſeſſiones rerum litigia non fuerunt orta, in perfecta enim communione bonorum & omnimoda vixerunt ſufficientia, ſolaque occupatio pro tempore neceſſariorum, utilium & jucundorum induxit dominium, citra tamen ullius, idem & ſimile habentis, præjudicium.

§. 61. Pacta & contractus celebrare non debuerunt, niſi forte permutatione alter ab altero occupata, ſua fecit; Utut ne hoc quidem ſtatuere opus ſit, quia nemo plus neceſſario occupavit, & cuilibet idem habere integrum fuit.

Quotquot igitur jam dantur contractuum & pactorum ſpecies, ea tamen omnes ſtatus ſunt hypothetici: Et his ſtantibus, nec dolus, nec metus, nec vis, in cenſum venerunt.

Imo ut ſpecialiſſimi quicquam dicamus inſignis illa controverſia; *Utrum teſtamenta ſint*

juris

juris naturæ? hic finalem ſuam habet deciſionem negativam.

§. 62. Propagationem generis humani quod denique attinet, ſimpliciſſime factam illam fuiſſe perſuadeor, h. e. officia maſculorum fuisſe, fœminas habiles & nondum imprægnatas nec amplius lactantes iterum imprægnare: Quod ipſum equidem imperante natura, ſed etiam dirigente ratione, ſine tamen motibus pravis factum fuit, non ſecus ac in brutis obſervamus, quæ certis temporum ſtationibus generationi ſtudent, alio autem tempore nihil in id negotium fruſtra impendunt: Unde non adeo contemnenda eſt eorum ſententia, qui bruta nullam ex cohabitatione percipere voluptatem contendunt.

§. 63. Hæc autem circa hominem perfectum in negotio procreationis ceu vera & ſingularia obvenerunt:

Quod ratio propagandi cum moderna una fuerit eademque.

Quod non vagos exercuerint concubitus, ſed quod unus uni ſe junxerit, eamque ſibi ſoli habuerit ſociam, quod inde eluceſcit, quia amor humanus fuit rationalis, & quia multum temporis proles humana requirebat, donec fieret perfecta; Ne igitur onus educandi in ſolam redundaret matrem, patrem oportuit eſſe certum, qui prolis ſuæ haberet curam.

§. 64.

§. 64. Notanter dixi, uni unam junctam fuiſſe, unde pateſcit, Polygamiam in ſtatu juris naturæ exulaſſe, & quidem ipſa natura imperante, ſiquidem DEUS duos tantummodo creavit ſexus, & in utroque ſexu individua numero æqualia, adeo ut impoſſibile fuerit duas ſibi habere uxores. Videatur hoc fuſe demonſtratum *in Diſſertatione mea de Polygamia Sect. II.*

§. 65. Ut autem plura memorem ſingularia, ſtatim a pubertate maſculi & fœminæ negotium procreationis inchoarunt, non enim tunc opus erat exſpectare, donec requiſitis etiam Oeconomicis inſtructi eſſent, quia omnibus omnia ſuppetebant. Porro ſingulare fuit,

Quod Maritus non fuerit dominus uxoris, ſed ſocius æqualis: Contrarium enim ſtatuere ejusdem eſt abſurditatis, ac ſi afferamus fœminas eſſe homines ſubalternos, quarum anima rationalis equidem ſit, aſt gradu maſculina inferior.

Quod ſoror & frater nunquam conjungi potuerint per naturalem connexionem; Nam pubere fratre non dabatur ejus ſoror pubes, ſi ſcilicet poſt eum nata; ſi autem ante eum nata iterum eidem jungi non poterat, ſiquidem nec amplius erat vacans duobus ſcilicet annis ante ipſum nata. Verum videsne, L. B., hanc demonſtrationem aliqua laborare obſcuritate, quam in præſentiarum ob brevitatem diſpellere non licet, quoniam biceps ſub incudem vocanda eſt controverſia, altera: quonam in momento ætatis plena ſit collocanda pubertas? Altera, an in ſta-

tu perfecto nati etiam fuiſſent gemelli? Verum L. B. facile ſubolfacis hanc demonſtrationem, quoad fratres & ſorores multum claudicare; Et qui non claudicaret. quia philoſophia ſibi relicta non poteſt liquida dare hujus capitis argumenta prohibentia. Immo non opus eſt, ut nos circa illud angamus, nam ſufficit Jure divino inceſtuoſum eſſe iſtiusmodi concubitum, h. e. mutato Reipublicæ humanæ ſtatu, DEUM cohabitationem fratrum & ſororum pro ſapientia ſua prohibuiſſe, poſtquam ad procreationem ſobolis in ſtatu perfecto materialiter tantum peractam, acceſſit formale pravæ libidinis & laſciviæ. *Conf. ea, quæ dicta ſunt ſupra*, §. 17. Non autem volo, ut hæc dicta extendantur ad Parentes & liberos, ſiquidem circa eorundem cohabitationem ſtant ea quæ §. *ſequenti* dicentur. Ut taceam, quod ſingulare quid in ipſis perſonis parentum & liberorum huic negotio concubitus contrarium certiſſime deprehendatur.

§. 66. Quæ hanc excipit demonſtratio, clarior eſt: *Quod* ſcilicet parentes & liberi nunquam potuerint invicem evadere conjuges nunquam enim Pater viduus factus fuiſſet, & per conſequens uni fœminæ jam junctus nunquam filiam uxurem adſciſcere potuiſſet.

Prouti & reliquia capita & gradus vere prohibiti parili poſſunt ex natura deduci facilitate.

§. 67. Præter hæc nihil in cenſum juris naturæ vere talis venire poteſt, utut dicta uberius deduci queant, id quod mihi ſerio reſervo.

Tan-

Tantum igitur evidentiſſimum eſſe reor, in præſenti mundi ſtatu multa male & obtorto collo trahi ex iſto jure naturæ, cum tamen alia via ſit incedendum, ſcilicet poſita generali conſideratione mundi & hominum quales jamjam ſunt digne judicandum, quid jam ad acquirendam & conſervandam publicam & privatam ſalutem, quanta illa etiam in hac miſeria eſſe unquam poteſt, ſit ſtatuendum: Et hæc meditatio dicitur jus gentium vel abuſive jus naturale, ſcilicet: Ein natürliches und billiges Recht. Imo ex illa meditatione, quia non omnibus datur penitius hæc intueri & maxima occurrit varietas pro diverſitate ſtatus rationis, capiunt ſummi Imperantes occaſionem & fundamenta juris poſiti ſive civilis, prouti ipſa Sacra Scriptura & leges inibi publicatæ firmo ſunt indicio, homines jam non vivere in ſtatu primo, quia in illo lege iſtiusmodi poſitiva ſcriptis & tabulis comprehendenda non indiguisſent. Quod ipſum argumentum ſuperioribus accenſeri meretur, juncto hoc generali, quod ipſa fluctuatio circa vera principia juſti, homini obrepens, ſit ſignum ſtatus imperfecti quia lex in ſe perfecta eſt, in ſubjecto autem concipiente videretur eſſe imperfecta.

§. 68. His dictis itaque acquieſco, & promitto limatiorem juris gentium tractationem h. e. deductionem ſobriam, quid ex ſola ratione, oculum dirigente ad ſtatum præſentem, juſtum injuſtumve ſit.

Tandem repeto iterum iterumque id quod ſupra dictum eſt, ſcilicet hanc diſſertationem non ea propter evulgatam eſſe, ac putem me in omnibus ultimam veritatis attigiſſe lineam, ſed ut eruditioribus idem occaſionem, hanc problematicam deductionem ſine felle uberius meditandi.

XII.

Anhang
einiger
Auszüge
aus den
Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen,
dem
Hamburgiſchen Correſpondenten,
den
Hamburgiſchen Berichten,
und
Niederſächſiſchen Nachrichten.

No. I.

Lübeck. Von da aus iſt uns folgender Aufſatz zugeſendet worden, welchen wir wörtlich einrücken. Unſer Hr. Mag. Henr. Jacob Sievers hat neulich: Die Geſchichte des Leidens und Sterbens, der Auferſtehung und Himmelfahrt JEſu Chriſti mit kurzen exegetiſchen Anmerckungen erläutert, ans Licht geſtellet. Das Werckchen beſtehet aus 12. Bogen. Die Vorrede, der Text, die Hiſtorie von der Zerſtöhrung Jeruſalem, das dreyfache Regiſter, und das merckwürdige Verzeichniß ſeiner bißhero herausgegebenen Schriften füllen den Raum von 10½ Bogen. Die Vorrede, welche von den Feinden und Freunden des Creutzes Chriſti handelt, iſt beweglich geſchrieben, und jeder frommer Chriſt, der ſie mit Andacht lieſet, wird kein Bedencken tragen, den Herrn Verfaſſer, wie Er inſtändig bittet, in ſein Gebeth zu ſchlieſſen und GOtt anzuflehen: daß Er ihn mit Kraft ausrüſten, und mit Gaben zieren wolle. Die Anmerckungen ſind kurz, doch gelehrt und brauchbar. Z. E. p. 30. bey dem Worte: Daheime, wird aus Bugenhagens erſten Niederſächſiſchen Ausgabe der Paßions-Hiſtorie, ſehr nützlich angeführet, daß es Platteutſch im Huſe heiſſe, wie p. 33. zu den Worten: Er ſtincket ſchon, aus eben dem Autore gründlich gezeiget wird, daß es in der Niederſächſiſchen Sprache mit He ſtincket rede gegeben werde: p. 39. wird Füllen durch Valen erläutert, u. ſ. w.

u. ſ. w. und noch auf dem Blatte, wenn der Text ſagete: Die Jünger brachten die Eſelin zu JEſu, legten ihre Kleider darauf, und ſatzten ihn darauf, wird in einer feinen exegetiſchen Note ſehr ſcharfſinnig gemuhtmaſſet, daß es geſchehen: Damit Er deſto ſanfter reiten möchte. Die Regiſter ſind ſehr vollſtändig, und kan inſonderheit das letztere denen, die ſich die Niederſächſiſche Sprache geläufig machen wollen, ſtatt eines Wörter-Buchs dienen. Bey dem Verzeichniß ſeiner bißhero herausgegebenen Schriften, dienet denen Käufern zur Nachricht, daß wenn ſie ſich das 19. und 20ſte Stück anſchaften, ſie die Wercke von Num. 5. biß 17. incluſiv. zu kauffen nicht nöthig haben: Indem dieſe ſich zu jenen beyden, als Theile zu dem Ganzen verhalten. Man trägt indeſſen keinen Zweifel, es werde der Hr. Mag. fortfahren, ſeiner lieben Vater-Stadt zum Ruhm, der berühmten Geſellchaft, deren Mitglied Er iſt, zur Ehre, und ſeinen wehrten Eltern zum Troſt, die Anzahl ſeiner Schriften zu vermehren.

No. II.

Lübeck. Von daraus iſt uns von Hrn. M. Sievers eigener Hand folgendes zugeſendet worden. Er beſchweret ſich über die eingeſendete Recenſion ſeiner Anmerckungen über die Paßion. Wie wir uns nun durch das Original desjenigen, was eingeſendet worden, rechtfertigen können; ſo bitten wir uns aus, uns mit dergleichen Auffſätzen zu verſchonen, die noch dazu nicht ſelten Unkoſten verurſachen. Wer weiß aller Leute Umſtände; und alle Anzüglichkeiten fallen nicht ſo leicht in die Augen. Wenn ſich

endlich die Herren balgen müſſen, ſo müſſen ſie ſich einen andern Kampf-Platz als unſere Zeitungen ausleſen. Wir halten nichts von ſolchen Duellen. M. Sievers läſſet ſich die anzügliche Recenſion, ſeiner Anmerckungen über die Paßion, welche ein boßhaftiger und neidiſcher Menſch, dem Verfertiger dieſes gelehrten Artickels zugeſandt, und die dem 30. Stück dieſer Zeitungen auf Verlangen eingerücket worden, ſo wenig anfechten, daß er ſchon aufs neue herausgehen laſſen: Kurze Geiſtliche Andachten in gebundener Rede über einige Stücke aus der Paßion, welche mit Göttlicher Hülfe an denen Sonntagen Judica, Palmarum und am ſtillen Freytage in der St. Marien-Kirche in Lübeck nach gehaltener Nachmittags-Predigt muſicaliſch aufgeführet werden ſollen. In 4to 2. Bogen. Dieſe Andachten beſtehen aus 3. Poetiſchen Oratoriis, und handelt das erſte von Judä Verrätherey, das andere von Petri Verläugnung, das dritte von den Wunderwercken bey der Creutzigung Chriſti.

No. III.

Hamburg. Sollte es uns auch gleich etwa jemand verdencken, ſo fahren wir dem ohngeachtet fort, abermahl einer Schrift zu erwehnen, die von dem aufgeweckten Verſtande ihres Verfaſſers zeuget, und den Titel hat: Der ſich ſelbſt entdeckende X. Y. Z. oder **L.c.s H.rm.n B.ckm.rs** Rev. miniſt. Cand. aufrichtige Anzeige der Urſachen, die ihn bewogen, die Geſchichte von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem mit kurtzen Anmerckungen zu erläutern, und dieſe Anmerckungen unter einem falſchen Nahmen

ane

ans Licht zu ſtellen, zur Beruhigung und zum Troſt des (S. T.) **Hn. Mag. Sievers**, imgleichen zu Rettung der Unſchuld ſeiner Abſichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Druck befördert. 1733. in 8. von 3. Bogen. Schriften von ſolcher Art, als die gegenwärtige iſt, zu verfertigen, ſind nur wenige geſchickt. Die Vorrede ſoll der Verleger gemacht haben. Er giebt zu erkennen, daß ihm ſchon vor einem halben Jahre das Manuſcript davon zu Händen gekommen ſey, und weil er, nach vieler angewendeten Mühe, dennoch nicht erfahren können, wer denn eigentlich unter dem X. Y. Z. verborgen liege, ſo habe er daſſelbe, die Leſer, ſo nicht murriſch ſind, damit zu beluſtigen, in öfentlichem Druck bekannt zu machen, nicht länger anſtehen wollen, indem er glaube, daß eine ſo wohlgeſezte Satyre der Welt nohtwendig gefallen müſſe: und darin hat er, auch unſerer Meynnng nach, gantz recht. Hierauf zeigt der Herr Verfaſſer im Vorberichte, wie es die Liebe, die er ſich ſelbſt ſchuldig, erfordert, die garſtigen Titel eines Spötters und Pasquillanten, die man ihm unſchuldiger Weiſe beygelegt, von ſich abzulehnen und ſeine Ehre zu retten, weil es ihm nicht gleichviel ſey, was die Leute von ihm gedencken. Solches geſchiehet nun in der Abhandlung ſelbſt gantz nachdrücklich. Vornehmlich aber redet er mit dem Hrn. Mag. Sievers ſowohl ohne Ernſt als im Ernſt. Die Proben ſeiner groſſen Gelehrſamkeit ſind gerühmt, und zugleich dargethan worden, daß der Herr X. Y. Z. des Herrn Mag. Sievers in den Anmerckungen über die Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem durchaus

nicht geſpottet, ſondern ihn nach Würden gelobt, auch deſſen Anmerckungen über die Paßion ſich als ein Muſter der Vortreflichkeit zur Nachahmung erkohren, und nichts geſagt habe, was ihm zur Beſchimpfung gereichen könne. Gedachte Anmerckungen, heißt es ferner, wären deßwegen unter einem verſtellten Nahmen herausgekommen, um mit deſto mehrerer Sicherheit zu vernehmen, was kluge Leute von des X. Y. Z. erſten Schrift urtheilen würden. Daß man ſagt, er habe die Nachahmung glücklich getroffen, iſt ihm lieb zu vernehmen; denen aber widerſpricht er kräftiglich, welche in der irrigen Meynung ſtecken, man habe des Hrn. Mag. geſpottet, und ihn durch dergleichen Lobes-Erhebungen lächerlich zu machen geſucht. Der Hr. Mag. Sievers müſſe, nach der theologiſchen Regel, von den eigentlichen Worten eines Scribenten nicht abweichen. Sey er auf das ihm gegebene Lob zornig, ſo mache er ſich dadurch verdächtig, und verachte ſeine eigene Arbeit. Am angenehmſten iſt zu leſen, was von des Herrn Mag. Sievers Predigten zu St. Annen in Lübeck erzehlet wird, wie er allda ſeine Zuhörer in der tiefen Theologie unterrichte, daß ſie die Gnoſticos, Valentinianer, und andere ſowohl alte als neue Ketzer widerlegen können. Eine andächtige Frau ſoll aus ſeinen Predigten einen ſolchen Eifer gegen den Dippel geſchöpft haben, daß, als ſie im Traum mit dieſem Ketzer zu thun gehabt, ihren Mann unwiſſend in das rechte Auge geſchlagen, daß es ihm braun und blau geworden. Endlich aber wird dem Herrn Mag. Sievers im Ernſt vorgehalten, wie unbedachtſam er in einer ſeiner Predigten

gehandelt, daß er nicht nur den Verfaſſer der Anmerckungen über die Zerſtörung der Stadt Jeruſalem, ſondern auch den Drucker, die Verkäufer und alle die ſie geleſen, verflucht, und in den Abgrund der Höllen verdammet. Solches iſt auch wohl die Haupt-Urſach der gegenwärtigen Schrift geweſen, um den Herrn Mag. zur Erkänntniß ſeines üblen Verfahrens zu bringen, indem ſein Bann, aus Ermanglung der Ordination, noch nicht gültig. Von dem oberhalb des Titels ſtehenden Nahmen ſagt der Herr Verfaſſer, daß er ſich damit dem Hrn. Mag. Sievers, als einem Manne, der ſeinen Talmud ſo fertig, als ſeinen Abend-Seegen lieſet, alleine kund geben wollen, indem er denſelben leichtlich auch im Teutſchen ohne puncta vocalia zu leſen fähig ſey. Gantz zulezt werden diejenigen abgefertigt, welche ſich etwa unterſtanden, von des Hrn. Verfaſſers Schrift eine unbillige Cenſur zu ertheilen, mit der angehängten Warnung, daß dergleichen nicht weiter geſchehen möge, den er ſey von Hertzen fromm, aber mache man ihn böſe, ſo tauge er auch nicht viel.

No. IV.

Lübeck. Dem hieſigen Buchhändler Schmidt iſt eine auf 3 Bogen in 8. gedruckte Schrift zum Verkauf überſandt worden, unter dem Titel: Kurtze aber dabey deutliche und erbauliche Anmerckungen über die klägliche Geſchichte von der jämmerlichen Zerſtörung der Stadt Jeruſalem, nach dem Geſchmack des (S. T.) Herrn. M. Heinrich Jacob Sievers verfertiget, und als eine Zugabe zu deſſen Anmer-

merckungen über die Paßion ans Licht geſtellet von X. Y. Z. Rev. Miniſt. Cand. Franckfurt und Leipzig. 1732. Der Verfaßer machet den Anfang mit einer langen Vorrede zum Lobe des Hr. M. Sievers, ertheilet darauf die Anmerckungen ſelbſt, als eine Nachahmung der Sieveriſchen Schreib-Arten und beſchlieſſet mit einer Entſchuldigung an den Leſer. Wer dieſe Schrift mit den Sieveriſchen Anmerckungen über die Paßions, welche kürtzlich in Lübeck heraus gekommmen ſind, zuſammen hält, wird finden, daß der Verfaſſer ſich überall im Loben, Nachahmen und Entſchuldigen als einen wahren Nachfolger des berühmten D. Swift aufgeführet habe. Nur iſt es Schade, daß ſeine Arbeit auch an Fehlern der Sieveriſchen einiger maſſen ähnlich geworden iſt; wiewohl ein verſtändiger Leſer leicht bemercken kan, in welcher von gedachten beyden Schriften die Fehler dem Drucker, und in welcher ſie dem Verfaſſer beyzumeſſen ſind.

Leipzig. Es iſt alhier ein kleine Schrift von 3 Bogen in Octav zu haben, deren Aufſchrift dieſe iſt: Vitrea fracta, oder, des Ritters Robert Cliſton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betrefend die ſeltſamen und nachdencklichen Figuren, welche derſelbe den 13 Jan. ſt. v. an. 1732. auf einer gefrornen Fenſter-Scheibe wahrgenomen, aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt. Nebſt einem Kupfer, welches die Figuren auf der gefrornen Fenſter-Scheibe vorſtellet. Man ſiehet bald, daß dieſes eine wohl ausgeſonnene Satyre auf einen oder mehrere Gelehrten iſt, welche, zumahl in Unterſuchung der Natur bißweilen zuweit gehen, und ſich ſowohl dadurch, als durch eine nicht

genug

genug gezähmte Ehrſucht verſtändigen Leuten lächerlich machen. Die Erfindung iſt anmuthig, und die Ausführung kömmt ihr vollkommen gleich. Daher wird ſie alle Leſer, diejenigen aber noch mehr, vergnügen, welche vieleicht dazu den rechten Schlüſſel haben.

Roſtock. Von dar hat man uns folgende Nachricht allhier einzurücken zugeſendet, demnach die neulich gedruckte kleine Schrift: Vitrea Fracta genannt, nicht unbillig befürchten läſſet, es werde der Scoptiſche X. Y. Z. welcher mit dem Ritter Clifton in einer Haut ſtecket, zu noch fernerer vermeintlichen Beſchimpfung eines gewiſſen hochverdienten Gelehrten: mit welchem er ſchon in den Anmerckungen über die Zerſtörung Jeruſalems ſo unbarmhertzig umgeſprungen iſt, alle in dem dieſen Anmerckungen angehängtem Catalogo edendorum ſpecificirte Spöttereyen, würcklich mit der Zeit ans Licht ſtellen: Als iſt ein genuiner Auditor und Reſpondens obwohlgedachten Polyhiſtoris, aus ſchuldiger Danckbarkeit gegen ſeinen theuren Herrn Præceptorem und reſp. Præſidem entſchloſſen, deſſen vorerwehnten verkappten Antagoniſten mit allen ſeinen Einbläſern vermittelſt eines wichtigen Wercks ad abſurdum zu bringen. Man füget hiemit den Titel deſſelben als einen teſtem des weitläuftigen Innhalts und angenehmen Vortrages hinzu: Die zerbochene und wieder geflickte Fenſter-Scheibe, oder Sonnen-klarer Beweiß, daß des Ritter Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden keine Uberſetzung, ſondern ein gegen die Spec. Cur. N. Viri cujusdam celeb. gerichtetes Sanglantes Original-Figmentum, aber

mit mehr als 99. Unwahrheiten von deſſen Fatis und Familie, wie überhaupt mit unzähligen vitiis Ortho- & Typographicis beſtreuet ſey. Nebſt einer neuen Methode, die Indifferentiſten aus den Kupfern ihrer Bücher zu erkennen, und einer vorläufigen Abfertigung aller Mocquerien, welche noch ins künftige von giftigen Federn gegen den Herrn M. S. geſchrieben werden dürften, könnten oder möchten. Alles mit Demonſtrationibus Mathematicarum æmulis, quoad 99. Falſa aber groſſen Theils mit Inſtrumentis Notarialibus erhärtet von S**philo. Man wird der Wahrheit zu Steuer dieſe Apologie beſchleunigen, weil man ſichere Nachricht hat, daß einige unbeſonnene Leute, die doch den guten Freund beſſer kennen ſolten, nachdem ſie in des Cliftons Schreiben von Makewind geleſen, anfangen, ihn vor einen Mann dieſes Nahmens zu halten, alſo, daß die vindicia ſeiner Studiorum Exegetico-Homiletico-Polemico-Poetico-Medico-Litterario-Curioſorum höchſt erforderlich ſind.

No. V.

Halle. Der hieſige öfentliche Profeſſor der teutſchen Beredſamkeit, Herr D. **Joh. Ernſt Philippi**, hat ein Helden-Gedicht drucken laſſen, das er **den eröfneten Tempel der Ehren und Vorſehung, und die im Pallaſte der Glückſeeligkeit abgelegte Wünſche bey dem höchſtbeglückten Antritt des Hohen 63ten Stufen-Jahres Ihro Königl. Maj. in Pohlen und Chur-Fürſtl. Durchl. zu Sachſen, Friedich des Groſſen**, benennet, und zu deſſen öfentlicher

licher Verleſung die Zuhörer auf den verwichenen 12. May durch ein Programma von ihm eingeladen worden, worinnen in Erwegung gezogen iſt; **Daß die wahre Ehre eine Frucht der Tugend,** ſonderlich **bey einem groſſen Printzen ſey.** Das Gedicht beträgt mit dem vorgeſetzten Inhalt deſſelben 3. Bogen, und das Programma 1. Bogen in Fol. Man erſieht aus dieſem Gedichte, daß der Herr Verfaſſer die alte gezwungene Art zu Poetiſiren der neuern, flieſſenden und reinen vorgezogen, und gleichſam zu verſtehen gegeben habe, als wenn er die teutſche Poeſie auf den vorigen Fuß wiederum zu ſetzen gedächte. Ferner kan man aus dem Zuſammenhalt des Gedichtes mit dem Programmate erkennen, was doch auch bey einem eintzigen Menſchen vor ein Unterſcheid zwiſchen der Poetiſchen und Proſaiſchen Beredſamkeit ſich befinde. Die beyden Strophen, worinnen Pohlen gegen Teutſchland hitzige Worte ausſtoſſen ſoll, darüber es von der Vorſehung einen Verweiß bekömmt, mögen zur Probe dienen:

So leb ein **Friedrich** denn, ſprach Deutſchland, **ewiglich!**
Doch hätte es nicht Raum, dies völlig auszuſprechen,
Denn Pohlen zog zugleich das vorige auf ſich;
Drum kont es, ihm ins Wort zu falln, ſich nicht entbrechen:
Was ſagteſt, Teutſchland! du? Solt **dirs drum übel gehn,**
Wenn etwa einſt mein Thron ſolt Scepter ledig ſtehn?

Wärſt

Wärſt du nicht mit mir hier, verſchwur ſich hierauf Pohlen,
Ich lüde dich ſogleich auf Sebel und Piſtohlen.

Gemach! ſtill! ſtill! weiſt du, o Pohlen, wo du biſt;
So fiel die Vorſicht drein; Sind dieſes deine Klagen?
Denckſt du, daß etwa hier ein **Pohlnſcher Reichs-Tag iſt?**
Getrauſt du Pohlen dich mit Teutſchland gar zu ſchlagen?
Und iſt denn hier der Ort? Ich dencke ſo im Zorn,
An das von deiner Wuth **mit Blut beſprügte Thorn!**
Verlangſt du, daß ich dir zur Schuld noch mehr anſchreibe?
Und wilſt du, daß ich dich gar aus dem Lande treibe?

Jedoch fällt der Hr. Prof. der Beredſamkeit ſelbſt von ſeiner Arbeit gleich anfänglich ein Urtheil, und ſagt deutlich, woran es ihm fehle, wenn es heißt:

O möcht mir **Brocks** den Mund, nebſt ſeines gleichen, gönnen,
Wie ſolte mein Gedicht vom Feuer zeugen können!

Allein, der rauhe Ton, der bey mir nicht geſtimmt,
Die matte Fähigkeit zum Dencken und zum Dichten,
Die ſchamhafts-volle Furcht, die allen Muth benimmt,
Entkräftet meinen Geiſt, an ſtatt ihn aufzurichten. rc.

Am Ende des Programmatis, wo er ſeine Lectiones, die er zu halten gedenckt, anführt, wird zugleich gemeldet, daß er Mittwochs und Sonnabends

bends publice von 11. bis 12. Uhr über die Stücke des Hamburgiſchen Patrioten leſen wolle. Alſo hat man wohl gar mit der Zeit einen Commentarium darüber von ihm zu gewarten.

No. VI.

Hamburg. In hieſigen Buchläden ſiehet man eine Schrift liegen, die ſonder Zweifel auch allhier gedruckt iſt, und die den Titel führt: **Briontes der Jüngere**, oder Lob-Rede, auf den Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn, Herrn D. **Johann Ernſt Philippi**, öfentlichen Profeſſoren der deutſchen Beredſamkeit auf der Univerſität Halle, wie auch Chur-Sächſiſchen immatriculirten Advocaten ꝛc. ꝛc. nach denen Regeln einer **natürlichen, männlichen**, und **heroiſchen** Beredſamkeit, gehalten in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter in Deutſchland, von **einem unwürdigen Mitgliede dieſer zahlreichen Geſellſchaft**. 1732. in 8. von 4. Bogen. Wer die reine und ungezwungene deutſche Schreib-Art, ſamt der angebrachten luſtigen, oder eigentlicher zu reden, **Swiftiſchen** Erfindung, in dieſen Bogen beobachtet, und beydes mit den vor kurtzer Zeit nach Siverſchen Geſchmack herausgekommenen Anmerckungen über die Zerſtörung der Stadt Jeruſalem, wie auch des **Cliftons** Betrachtung der gefrornen Fenſter-Scheibe zuſammen hält, der wird auf die Gedancken verfallen, daß nur von einem eintzigen der Herren **kleinen Geiſter** alles dreyes entſprungen ſey. Des Herrn Prof. **Philippi** ſonderliche Beredſamkeit, die er in ſeinen ſechs gedruckten Reden zu erkennen gegeben, wird dermaſſen

empfindlich durchgeſtriegelt, daß, wie er ehemahls in einer von ſeinen gehaltenen Reden gekünſtelter Weiſe ohnmächtig worden, nunmehro bey Durchleſung einer auf ihn gerichteten Lob-Rede, natürlicher Weiſe in eine tiefe Ohnmacht sincken möchte. Es wäre kein Wunder, wenn er die Geſellſchaft der **kleinen Geiſter** vor kleine aus England in Teutſchland angekommene Geſpenſtrichen, oder ſonſt etwa vor Riebezals-Kinder anſähe, welche die neuen Gelehrten, wenn ſie auch Profeſſores heiſſen, plagen wollen. Und da des Herrn **Philippi** Reden eine ſolche ſatyriſche Feuer Probe aushalten müſſen, wie wird es nicht mit ſeiner Thüringiſchen Hiſtorie, die gewißlich einer noch ſchärfern Lauge würdig iſt, und deren löbliche Beurtheilung verſprochen wird, ausſehen? Nur möchte ſich das beredete Mitglied der kleinen Geiſter, von welchem die Philippiſche Lob-Rede herkömmt, dieſes laſſen ins Ohr geſagt ſeyn, daß es ſich der Redens-Arten, die eine ſchlechte Ehrerbietung vor die Schrift und Theologie an Tag legen, enthielte; wie denn in gedachter Rede die Vergleichung der Geſellſchaft kleiner Geiſter mit der unſichtbaren Kirche, abſonderlich die Erwehnung der Reiſe Pauli in den dritten Himmel, ferner die Redens-Art von der Ausplünderung des Pſalms und der Ofenbahrung, ſamt noch einigen andern, wohl hätten wegbleiben mögen. Denn dadurch wird dem Herrn Profeſſor Philippi Gelegenheit gegeben, daß er ſtatt einer Danckſagungs-Rede vor ſein groſſes Lob, vielmehr auf eine häßliche Straf-Predigt wird bedacht ſeyn, die mit lautern Spöttern und Schrift Verächtern um ſich wirft.

No. VII.

Hamburg. Man ſiehet allhier eine Schrift von vier Bogen unter folgendem Titul: Briontes der Jüngere, oder Lob-Rede auf den S. T. Hrn. D. Joh. Ernſt Philippi, öfentlichen Prof. der deutſchen Beredſamkeit auf der Univerſität Halle 2c. 2c. nach denen Regeln einer natürlichen, männlichen und heroiſchen Beredſamkeit gehalten in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter in Deutſchland von einem unwürdigen Mitgliede dieſer zahlreichen Geſellſchaft. Es ſtehet wenigen Leſern zuzutrauen, daß ſie einen Gelehrten nicht kennen ſollten, den ſeine Thüringiſche Hiſtorie berühmt, ſechs deutſche Reden aber unſterblich gemachet. Eben dieſe haben ihm dieſe wohlverdiente Lob-Rede zugezogen, der es weder an Wahrheit noch Scharfſinnigkeit fehlet, und die in der That ein Meiſter-Stück iſt. Des ungenannten Herrn Verfaſſers Abſicht ſcheinet keine andere geweſen zu ſeyn, als den jüngern Briontes oder Herrn Prof. Philippi zu der beſondern Unſterblichkeit zu verhelfen, wozu ihm ſeine natürliche, männliche und heroiſche Beredſamkeit gnugſam berechtiget hat. Dennoch ſind wir von des letztern Beſcheidenheit faſt verſichert, er habe dieſe Lobes-Erhebungen geleſen, ohne durch eine eintzige derſelben ſtoltz zu werden: Auch widerſprechen wir hiemit öfentlich dem Gerüchte, welches Neider ſeiner ſich ausbreitenden Verdienſte von ihm ausgeſprenget, daß er dieſe Lob-Rede ſelbſt verfertiget. Wir ſind von dem Ungrund dieſer Aufbürdung überzeuget. Wir haben eine zärtliche

Hochachtung für Se. Excellenz den Herrn Profeſſor: wir ergetzen uns recht hertzlich an ſeinen Schriften, ja dürften wir, zu ſeinem Ruhm und unſerer Beluſtigung, etwas wünſchen, ſo wäre es, auch künftighin die Proben ſeiner Fähigkeit in der Dicht-Kunſt vermehret zu ſehen. Er iſt dem poetiſchen Geiſte nach ſo ſtarck, als dem Leibe nach Ohnmachten unterworfen: und wir erinnern uns der Stelle des Plinius von einem kräncklichen Weiſen, dem er par animo corpus anwünſchte. Herr Briontes der Jüngere würde wohl thun, die Stunden, die er auf die Beredſamkeit wendet, künftig in doppelter Maaße der deutſchen Poeſie zu wiedmen. Alsdann wird ihm der Lorbeer nicht entſtehen, den er ſchon ereilen können, wenn er etwas mehres, als ein Helden-Gedicht in gebundener Rede aufgeſetzet. In dieſer angenehmen Hofnung können wir uns kaum entbrechen, ihm mit etwas veränderten Worten aus dem von Canitz dieſes zuzurufen:

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' er euch mit Dint' erkaufen.
Die er oft aus Unbedacht
Ohne Reimen zugebracht.
Sonne! ſchenck ihm deine Blicke;
Komm, verdopple deinen Schritt,
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke
Bringt ihm aber Reimen mit.

No. VIII.

Ein gelehrter Medicus hat uns unlängſt mit einem Schreiben beehret, aus dem wir in folgendem

dem Auszuge eine neue Entdeckung in der Heilungs-Wiſſenſchaft mitheilen wollen.

Hiernechſt (ſchreibt er) muß ich Ewr. Hoch-Edl. etwas ſonderbahres melden, ſo ich in meiner hieſigen Praxi medica neulich angemercket. In einen nahgelegenen Orte ward am 16. Febr. ein Cadidatus Miniſterii durch vieles Predigen und Juden-Bekehren in allerhand ſchmertzliche Zufälle geſtürtzet, da er ſich dann meiner Hülfe bediente. Zuförderſt ſuchte ich ſchlimmeren Folgen durch dienliche Artzeneyen treulich vorzubeugen, die jedoch ſo wenig fruchteten, daß vielmehr am 20. eine anhaltende Schlafloſigkeit, oder ἀγρυπνία ſich einfand und ſeine Geneſung ziemlich zu entfernen ſchien. Nun hatte aber der Krancke am 25. von ſeinem Hauswirthe, einem Gewürtzhändler und gar willfährigen Manne, des Hrn. Profeſſors Philippi in Halle Helden-Gedicht auf Se. Majeſtät den Gottſeel. König in Pholen, oder den Tempel der Ehre und Vorſehung ſich reichen laſſen, ohne Zweifel ſein Gemüth etwas zu ergetzen; Und ſiehe! die Natur half ſich ſelbſt auf eine wunderbahre Art, da wohlzubereitete Opiata und Narcotica nicht anſchlagen wollen. Der Patient fing an, mit einer vernehmlichen Stimme ſeiner Wärterin dieſes Gedicht vorzuleſen. Nach dieſer Frauen und anderer gar eigentlichen Auſſage ſtieß ihm ein kurtzer Schauder zu, bey der andern Strophe der neunten Seite. Bey Ausſprechung der leztenSylbe dieſer beyden Zeilen pag. 13.

Nennt in der Allnatur mir irgend eine Art
Von Raritäten, die da nicht gefunden ward

ließ er das Haupt ſincken, ſeufzte und gerieth in einen ſanften und lieblichen Schlummer, der einige Stunden dauerte, ſich auch noch allezeit einſtellet, ſo oft er dieſes heilſahme Werck lieſet, wodurch ich dann, da ich dieſes ſchreibe, am 1. Mart. eine merckliche Beſſerung geſpüret. Seine Wirthin, eine fromme Matrone, verwahret nunmehro dieſes Gedicht, wovon ſie zwantzig Exemplaria geſammlet, mit gröſſerm Fleiß, vermeint auch, dieſes Hauß Mittel habe würcklich in gleichen Umſtänden bey ihrer eintzigen mannbahren Tochter ſchon von neuem ſeine Kraft bewieſen.

Ich finde dieſen Caſum ungemein merckwürdig, und wünſchte, daß die gelehrte Geſellſchaften in und auſſer Deutſchland ſolchen gründlich unterſuchen möchten. Durch langes Wachen waren freylich die ſubtile flüchtigen Lebens-Geiſter des Krancken, ſonderlich in parte cerebri corticali, in auſſerordentliche Bewegung geſetzet worden. Den erfolgten Schlummer konnte demnach nichts befördern, ohne zugleich jene zu mäßigen und zu hemmen, (wie denn Henricus Regius, der nebſt dem du Hamel die Hirn-Nerven zum Subjecto des Schlafes machet, folglich vom Williſio abgehet, ſelbigen gleichwohl durch eine ſubſidentiam ſ. arctationem cerebri & nervorum erkläret:) wozu dann vor allen ein irrdiſches, grobes, verdickendes, und einſchläferndes Weſen, oder die von einem neoterico ſo genannte *vis inſpiſſatoria* erfodert wird. Da nun dieſe Kraft ſich mitten im Leſen des oberwehnten Gedichtes geäuſſert, ſo mögen andere ausmachen, ob ſie in ſelbigem verborgen geweſen und dem Patienten, nachdem ſie deſſen Gedancken

dancken auf eine beſondere geheime Weiſe gerühret, ſo heilſam ſeyn können. Wenigſtens bezeuget dieſe wahrhafte, jedoch vielen unglaubliche Geſchichte, daß die Seele einen ſehr groſſen Antheil an der Geſundheit, Kranckheit und Geneſung unſers Cörpers habe, welches, anderer zugeſchweigen, der berühmte **Hofmann** in der gründlichen Anweiſung P. I. Sect. IV. hinlänglich ausgeführet ꝛc. ꝛc. Ich gedencke hievon mit mehrerem in meinen Centuriis obſervat. medicar. zu handeln.

No. IX.

Auszug eines Schreibens an den Verfaſſer Niederſächſiſcher Nachrichten vom 24. Märtz a. c.

Der neulich angeführte Caſus medicinalis, von der kräftigen Wirckung einer deutſchen Poeſie des Hrn. Prof. **Philippi**, hat mir ſehr wohl gefallen. Laſſen Sie ſich doch, gegen ihre gefaßte Meynung, bewegen, dieſes heilſamen Mannes noch einmahl zu gedencken, und geben durch Einrückung meiner Gedancken, wenn es nicht ferner geſchehen ſoll, dem Eloquentz-Nagel den lezten Schlag auf den Kopf. Es hat der Hr. Prof. neulich eine Schrift ausfliegen laſſen, von 2. und einem halben Bogen in 8. welche mein Diener in einer alten Käſe-Bude gekauft, zum Durchleſen mit nach Hauſe genommen, mir endlich als was neues und lächerliches überreicht hat, und die ich Ihnen nunmehro ebenfalls zum Beſehen überſchicke. Setzen Sie doch ihren gantzen Titel hin, weil er den völligen Inhalt ſo ſchön für Augen legt. (Da iſt er.) Wunderſeltſames **Fündel-Kind**, wel-

welches mit einem gewiſſen Sendſchreiben an den Verfaſſer des mathematiſchen Verſuchs von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, in geheim abgeſchicket, nunmehro aber mit einem Geburts-Schein und Frey-Brief, darinne die eigentliche Meynung Hrn. Hof-Rath Wolfen von der Ewigkeit der Welt, wie auch der verdorbene Geſchmack der kleinen Geiſter lebendig fürgeſtellt, nach ſeiner Heymath wieder abgefertiget worden, von D. **Johann Ernſt Philippi.** P. P. 1733. Es hat ſich auch bey mir, nach vollendeter Durchleſung, eine heilſame Kraft dieſer Schrift ereignet, indem ſie mich von einer dreytägigen Verſtopfung befreyet. Wie es zugegangen ſey, mag ich ietzo nicht erzehlen. Genug, daß ich ſie als ein gutes Mittel gegen das ſonſt ſo ſchwer zu vertreibende malum hypochondriacum anſehe. Nur dieſes iſt zu bedencken, daß ſich der Hr. Prof. durch ſeine Arbeit des Thomaſianiſmi nunmehro gar zu verdächtig gemacht hat, wogegen er doch in der Lobrede auf ſeine heroiſche Beredſamkeit gantz wohlmeynend vertheidiget worden, indem er den angeführten Brief, wie ehemals Thomaſius in ſeinen Monaten des Peter Schippings Schrift, mit Anmerckungen zu widerlegen, und dem Thomaſio nachzuahmen getrachtet. Inzwiſchen iſt es wahr, daß der Verfaſſer des Briefs das Bild der Dunckelheit in dem Mathematiſchen Verſuche des Hrn **Philippi** beſſer vorſtellen mögen. Mir iſt endlich auch eine Anmerckung über des Hrn. Profeſſors, ſowohl iezt angeführte, als übrige Schriften, aus des Cicero erſtem Buche ſeiner Tuſculaniſchen Fragen beygefallen: Fieri poteſt, ut recte quis ſentiat, & id

quod

quod ſentit, recte eloqui non poſſit: ſed mandare quenquam literis cogitationes ſuas, qui nec diſponere nec illuſtrare poſſit, nec delectatione aliqua allicere lectorem, hominis eſt intemperanter abutentis & otio & literis. &c.

No. X.

Leipzig. Allhier beluſtiget uns das Wunderſeltzame Fündel-Kind ꝛc. oder die neue Schrift unſers galanten und gelehrten Nachbarn, des Herrn Philippi zu Halle, die ihres berühmten Verfaſſers wegen billig anzupreiſen ſtehet. Ein Ungenannter hatte an den Autorem des Mathematiſchen Verſuches von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt ins geheim ein Schreiben im Nahmen der fünf Sinne abgeſchicket. Weil aber dieſer mit ſelbigen ſich in keine Gemeinſchaft einzulaſſen geſonnen, ſo ſtehet man ihre Zuſchrift mit 104. netten Anmerckungen und einem ſinnreichen Poetiſchen Nachbericht, nach Art der beliebten Leber-Reime, gründlich abgefertiget. Der Urheber derſelben, den er bald Lobeſau, bald Stockfiſch, bald aus ungemeiner Leutſeeligkeit nach einem der gröſſeſten Gelehrten benannt, wird p. 8. unter die kleinen Geiſter geſtellet, deren Abſicht nicht iſt, in ſolchen Send-Schreiben Unterricht anzunehmen, ſondern die groſſen Genies, z. E. den Herrn von Leibnitz, Thomaſius und Philippi zu hofemeiſtern. Wem dieſes Fündel-Kind beyzulegen, wiſſen wir nicht. Se. Excellentz, der Herr Doctor und Profeſſor, bezeuget p. 5. als ein geſchworner Kayſerlicher Notarius, daß es kein Wechſel-Balg ſey. Jedoch ſcheinet nur ihm, und ſonſt keinem einzigen,

gen, dieſe Ausgeburt der Satyre Briontes ſo ähnlich, als ein Rabe dem andern, p. 4. Dieſes iſt gantz falſch und unwahrſcheinlich. Wiewohl ein ſo kleiner Fehler verſtecket ſich hinter viele Schönheiten und man wird ſeiner kaum gewahr. Die ſpielende Natur hat würcklich in den Hälliſchen Redner etwas beſonders geleget. Durch die gehäufte Spöttereyen, die aus beyden Sächſiſchen Crayſen auf ihn zueilen, geräht er ſo wenig in gekünſtelte oder wahre Ohnmachten, daß vielmehr eine jede Hetze ſeine Kräfte augenſcheinlich verdoppelt und er vielleicht unüberwindlich ſeyn würde, wenn er ſeinen Feinden noch lächerlicher ſchiene. Er erwartet daher ſeiner Gegner in voller Rüſtung, kämpfet mit ihnen bis auf das allerletzte Serum ſeines Gehirnes, und weiß auf eine ſchlaue Art ſeine Stacheln und Waffen mit den ihrigen ſo wohl zu verwirren, daß dieſes groſſe Genie wenigſtens ſtreitend erlieget wie

Der Rieſe, der vom Blitz erleget iſt, und ſelbſt blitzet. Gvarini.

Er iſt zur Satyre gebohren und wir wünſchen ihm, nicht ſonder einigen Eigennutz, ein langes Leben. Vielleicht möchte aber dieſer dürre Säugling nicht die Jahre ſeines würdigen Pflege-Vaters erreichen, wann ein Liebhaber der Alten, der ſich durch ſein Amt dazu berechtiget zu ſeyn glauben, und ſeinem eigenſinnigen Geſchmack nachhängen dörfte, den baldigen Untergang deſſelben befördern wollte: welches wir würcklich zu befürchten haben.

- - - O puer, ut ſis
Vitalis metuo; & majorum ne quis amicus
Frigore te feriat. *Hor. Sat. L. 2.*

No. XI.

No. XI.

Hamburg. Wer unter der Menge von neuen gedruckten Sachen das ſcharfſinnige liebt, der leſe folgende Schrift: Unpartheyiſche Unterſuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der jüngere, oder Lobrede auf den Herrn D. Joh. **Ernſt Philippi**, Prof. der deutſchen Wohlredenheit auf der Univerſität Halle, mit entſetzlichen Religions-Spöttereyen angefüllet, und eine ſtrafbare Schrift ſey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenſcheinlich gezeiget wird, daß der Hr. Prof. Philippi die Schrift: **Gleiche Brüder, gleiche Kappen** ꝛc. unmöglich gemacht haben könne. Leipzig. 1733. in 8. von 9. Bogen. Ob der Herr Verfaſſer des Briontes und ſein ietziger Vertheidiger in einem Leibe wohnen, oder ob man zwey Perſonen daraus machen könne? darum mögen ſich andre bekümmern. Was das übrige betrift, ſo wird ein jeder unpartheyiſcher Leſer mit uns geſtehen müſſen, daß der elende Schneider-Geſelle, welcher die ſogenannten Kappen aus alten Lumpen zuſammengeflickt, auf eine wohlverdiente Weiſe ſey gezwagt, auch deſſen gemachte Vorwürfe der Religions-Spötterey, verletzten Ehre u. d. g. ſehr nachdrücklich abgewieſen worden, und das auf eine angenehme und beſondere Art, die mit lauter nützlichen Regeln und Urtheilen untermenget iſt. Denn es ſind darinn zwar kurtz, aber ſehr wohl, und nicht auf gemeine Art vorgeſtellt, was eigentlich eine gute Satyre ſey, was darzu gehöret, und was ſie vor Schickſalen unterworfen? ferner: was eine Ironie erfodert, beym Unterſcheid eines

Gleich-

Gleichniſſes zu mercken? und endlich: wie nöthig und nützlich es ſey, die böſen Scribenten zu beſtrafen? Des Verfaſſers der Niederſächſiſchen Nachrichten wird auf der 10. Seite auch gedacht, und deſſen bey Anführung des Briontes gegebener Rath, ſich der Bibliſchen und Theologiſchen Redens-Arten in einer Satyre lieber zu enthalten, gebilligt, indem es eingetroffen, daß der Kappen-Macher eben hierüber das meiſte Geſchrey angeſtimmt, und allerhand läſterliche Gloſſen ausgeheckt hat. Der Wunſch des gedachten Verfaſſers war freylich kein anderer, als daß den Spinnen die gäntzliche Macht, ihren Gift auszulaſſen, möchte benommen ſeyn; und wenn dergleichen Redens-Arten den Einfältigen Kappen-Schneider zur Flickerey nicht bewogen hätten, ſo glaubt man, daß er mit ſeiner übrigen Stümperey würde zu Hauſe geblieben ſeyn. Solche Ausdrücke mögen noch ſo unſchuldig ſeyn, und auf das gründlichſte vertheidigt werden, ſo iſt der Anſtoß doch nicht zu vermeiden: tamen aliquid hæret; und beſſer iſt doch beſſer. Eine gründliche Satyre, die davon ledig iſt, wird den Läſterungen und andern Anfällen ſo leicht nicht unterworfen ſeyn, und ein Satyren-Schreiber kan allen andern Argwohn eher, als die Religions-Spötterey, von ſich abweltzen. Dem Herrn Verfaſſer der **unpartheyiſchen Unterſuchung** werden dieſe vielleicht überflüßige, doch wohlmeynende Gedancken hofentlich nicht entgegen ſeyn. Was ferner die **Kappen** anbelangt, ſo ſind ſie dem Verfaſſer Niederſ. Nachr. noch nicht zu Geſichte gekommen, daß er ſagen könte, wie und auf was Weiſe man dasjenige, ſo wegen des

Herrn

Herrn Profeſſors Philippi zu verſchiedenen mahlen erinnert worden, angefochten habe. Es werden aber gantz gewiß eben ſo elende Läppereyen ſeyn, als diejenigen, welche dem Kappenmacher in der unpartheyiſchen Unterſuchung ſind unter Augen geſtellet worden. Wißte auch der Verfaſſer Niederſ. Nachrichten, worin etwa die gegen ihn gemachte Vorwürfe und Tedelungen beſtünden, ſo nähme er ſich dennoch nicht die Mühe, das geringſte darauf zu antworten, nachdem in oftbenannter **Unterſuchung** den Kappen der Staub und die Motten dermaſſen ausgeklopfet ſind, daß kein guter Faden mehr dran bleibt: Kurtz, die Kappen ſind als eine durchgehends alberne, einfältige und unvernünſtige, obwohl zuweilen boßhafte Schrift, deutlich abgemahlt. Es wird auch daher mit Recht gemuthmaſſet, und aus 14. Beweiß-Gründen dargethan, daß der Herr Profeſſor Philippi ein ſolches Geſchmier unmöglich könne aufgeſezt haben, ſondern daß es von ſeinen ärgſten Feinden, gegen die er ſeine Ehre retten müſſe, herrühre. Daß ſolches wahr ſey, glaubt der Verfaſſer Niederſächſ. Nachrichten auch daher um deſto mehr, weil ihm der Herr Profeſſor Philippi nur neulich einen gar vernünftigen und höflichen Brief zugeſchickt und darinnen gemeldet hat: „er leſe dieſe Nachrichten mit Vergnügen, und ob er wohl das Unglück gehabt, darin „etliche mahl angegrifen zu werden, ſo ſchlage ſol„ches in ihm die Begierde dennoch nicht nieder, des „Verfaſſers Freundſchaft zu ſuchen, ſondern erwecke „ſie vielmehr, indem er genugſame Urſache finde, es „mit denen Herren Schrift-Richtern nicht zu ver„derben ꝛc. Zugleich hat der Herr Prof. ſeine Ein-

leitung zu denjenigen Theilen der Gelehrſamkeit, darüber er künftig Jahr aus Jahr ein zu leſen entſchloſſen, und welche 2. Bogen in 8. beträgt, mitgeſandt, waraus genugſam erhellet, daß derſelbe kein ſo ſchlechter Philoſoph, noch mehr aber ein guter Juriſt ſeyn könne. Auch den übrigen und gehörigen Ruhm wird man dem Herrn Profeſſor niemahls ſtreitig machen, oder ihm ferner Gelegenheit geben, ſich zu beſchweren. Wie denn auch der Vertheidiger des Briontes gezeiget, er ſey nicht ein Feind, ſondern ein guter Freund des Herrn Profeſſors Philippi.

No. XII.

Leipzig. Die ſinnreiche Lob-Rede auf den öfentlichen Lehrer der deutſchen Beredſamkeit in Halle, oder Briontes der Jüngere ꝛc. iſt mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden. Sie hat gewiſſe Herren, die leſen und ſchreiben können, in eine heimliche Unruhe geſetzet. Ihnen hat mißfallen, daß dieſes Werckchen ſo viel neues beſitzet und keine Copie iſt. Sie haben in einer Schrift, der ſie, ohne wider den Strom zu ſchwimmen, Witz und Schönheit nicht abſprechen durften, Spötterεyen der Religon und ewiger Wahrheiten geſuchet. Dieſe Gewohnheit iſt zu vortheilhaft, um jemahls zu verjähren. Wer ſich die Freyheit nimmt, dieſen oder jenen Virum Clariſſimum für ſich dencken zu laſſen, muß ſich nur zeitig auf ſolche Urtheile gefaßt machen, die witzigen Köpfen ſchwerer zu vermeiden, als zu wiederlegen ſind. Von beyden iſt dieſe hieſelbſt herausgekommene Schutz-Schrift eine Probe: Unpartheyiſche Unterſuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der

Jüngere

Jüngere, oder Lob-Rede auf den Herrn D. Joh. Ernſt Philippi, Profeſſor der Deutſchen Wohlredenheit auf der Univerſität Halle, mit entſetzlichen Religions-Spöttereyen angefüllet, und eine ſtrafbaere Schrift ſey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenſcheinlich gezeiget wird, daß der Herr Profeſſor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc. unmöglich gemacht haben könne. Leipzig, 1733. 10. Bogen, in Octav. Eine gute Satyre iſt das kräftigſte Heylungs-Mittel der Invaliden des Parnaſſes. Sie erwecket unter ihnen eine allgemeine Demuth und Ehrerbietung. Dieſe Wirckung hatte auch Briontes der Jüngere, den Herr Profeſſor Philippi, der ein groſſer Kenner dieſer Schriften iſt, für eine Satyre hält. Er hat alſo, nach deren reiflichen Unterſuchung, die Stimme einer mitleidigen Vorſicht erkannt, die ihn ſeinen Feinden nicht ganz überantworten, noch verſtatten will, daß kein Deutſcher ſich des Lachens enthalte, der den Namen Briontes höret. Er iſt überzeuget, die Sicherheit eines Scribentens ſey dem Hochmuth ähnlich, dieſer aber allemahl ein Vorbote des Falles. Er hat ſich alſo nicht ungeberdig geſtellet, nicht geſcholten oder getobet, wie ein kleiner Geiſt gethan haben würde. Seine Feinde kräncket es daher nicht wenig, daß ſie ihm nicht auch eine gewiſſe Seuche, die in der Schule herrſchet, oder den pudorem malum vieler Bücher-Schreiber vorwerfen können, die nie geſtehen wollen, daß ſie gefehlet, und oft zehn Wercke ſchreiben, um die Schwachheiten eines einzigen zu verewigen. Unſer Freund, der Herr Profeſſor

feſſor Philippi, iſt kein ſolches Gefäſſe der Schmier-ſucht. Zwar hat ſich ein ſogenanntes Fündel-Kind und eine armſeelige Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen, doch nur auf 24. Stunden, ſehen laſſen: Dieſe Unterſuchung zeiget aber ausführlich, daß der Herr Profeſſor Philippi an dieſen Mißge-buhrten nie Antheil gehabt. Er ſiehet auch mit Freuden, wie ſein Glücke ſteiget: wie wenig die Verläumdung ihm den Ruhm der Beſcheidenheit und Selbſterkänntniß durch Aufbürdung ſolcher Schriften entziehen könne: wie die Lob-Rede Bri-ontes, der allein er dieſen Ruhm zu dancken hat, und wie ſonderlich er ſelbſt in dieſem neuen Wercke auf eine ſo gründliche Art vertheidiget worden, daß er ſchwerlich wird entſcheiden können, ob die Lob-Rede, oder derſelben Schutz-Schrift, ſcharfſinni-ger ſey?

No. XIII.

Hamburg. Von Leipzig iſt uns neulich eine Schrift zugeſandt, die nachfolgenden Titul führet: Stand- oder Antritts-Rede, welcher der (S. T.) Herr D. Joh. Ernſt Philippi, öfentlicher Profeſſor der Deutſchen Wohlredenheit zu Halle, den 21. December 1732. in der Geſellſchaf der kleinen Gei-ſter gehalten, ſammt der ihm darauf, im Namen der ganzen Löbl. Geſellſchaft der kleinen Geiſter, von dem (S. T.) Herrn B. G. R. S. F. M. als Aelte-ſten der Geſellſchaft, gewordenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Koſten der Geſellſchaft der kleinen Geiſter zum Druck befördert. Exſequias Philippo qvoi commodum eſt ire, jam tempus eſt, ollus de-

defertur. 1733. $5\frac{1}{2}$. Bogen, in Octav. Wüſte man, was wir vor ein herzliches Mitleiden mit dem Herrn Prof. Philippi, und vor einen unüberwindlichen Eckel gegen ſatyriſchen Schriften tragen, ſo wären wir nimmer erſuchet worden, dieſer beiſſenden Schrift zu gedencken. Es iſt wahr, wir haben eine Zeit her unterſchiedenen Satyren einen Platz in unſern Blättern gegönnet: Allein wir haben auch erfahren müſſen, daß uns dieſes von vielen Chriſtlichen Gemüthern verdacht worden, und finden Urſache zu beſorgen, daß mancher dencke, wir hätten einen Gefallen an der Frechheit gewiſſer Spötter, die ſeit einiger Zeit viele ſtattliche Scribenten ſo übel und unverantwortlich handthieret, daß es einen Stein in der Erden erbarmen mögte. Wir würden alſo die uns zugeſchickte Stand-Rede des Hrn. Prof. Philippi, und deren höfliche Beantwortung bey uns niedergeleget haben, ohne ein Wort davon zu ſagen, wenn wir nicht geſehen, daß auf dem Titul dem Herrn Prof. Philippi zu Grabe geſungen, und alle Welt eingeladen worden, demſelben die letzte Ehre zu erweiſen. Wir ſchlieſſen daraus, daß dieſes vermuthlich die letzte Satyre wider dieſen berühmten Mann ſeyn werde, und haben alſo dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen wollen, unſern Leſern das Aergerniß demüthig abzubitten, ſo das Lob, welches wir einigen Schriften dieſer Art beygeleget, ihnen etwan verurſachet. Wir loben zwar die Scharfſinnigkeit eines Scribenten: aber wir nehmen keinen Theil an deſſen Schärfe. Ob wir demnach gleich bekennen müſſen, daß die Antwort auf die Philippiſche Stand-Rede

wohl geſchrieben, und voll ſinnreicher und artiger Einfälle iſt, ſo tadeln wir doch die Unbarmherzigkeit des Verfaſſers, und billigen ſein liebloſes Verfahren nicht. Der Herr Prof. Philippi war dem Parnaſſe ein Fremdling. Man hat ihn gewitziget, und das war genug. Wie groß auch ſeine Fehler, ſo hat er doch kein Verbrechen begangen, wesfalls er verdiente, lebendig begraben zu werden. Doch es iſt nun einmahl geſchehen. Wir indeſſen wünſchen dem Hrn. Prof. Philippi in der Gruft, worinn man ihn geſencket, eine ſanfte Ruhe, und erſuchen ſeinen unbarmherzigen Leichen-Bitter, dieſelbe nicht zu ſtören. Er hat Urſache die Aſche eines Mannes zu ehren, der ihm ſo manche luſtige Stunde gemacht, und wird wohl thun, wenn er ſich erinnert, was man, nach einem bekannten Sprichwort, den Todten und Abweſenden ſchuldig. Was den Hrn. Prof. Philippi anlanget, ſo hofen wir, daß dieſer lebendig-todte Redner die Perſon eines verſtorbenen wohl ſpielen, und ſich nicht weiter rühren werde. Denn was will er anfangen? Es iſt aus mit ihm, und das klügſte, was er thun kan, dieſes, daß er von der undanckbaren gelehrten Welt, die ſeine Verdienſte nicht erkennen will, auf ewig Abſchied nimmt. Denn ſie iſt ſein nicht werth. Alsdann werden die Spötter, die ſich bishero auf ſeine Unkoſten luſtig gemacht, erſt inne werden, was ſie an ihm verlohren. Die beſondere Neigung, ſo wir zu dem Hrn. Prof. Philippi tragen, treibet uns an, ihm dieſen wohlgemeynten Rath zu geben, und noch zu guter letzt aus dem Calpurnius zuzurufen:

Frange

Frange puer Calamos, & inanes deſere muſas,
Et potius glandes, rubicundaque collige corna:
Duc ad multra greges, & lac venale per urbem
Non tacitus porta. Qvid enim tibi fiſtula reddet,
Qvo tutêre famem? - - - - - - - -

No. XIV.

Hamburg. Abermahl, und vielleicht auch zum letzten mahl, iſt der Herr Doctor und Profeſſor **Philippi** in Halle mit einer Rede, weil er dazu Gelegenheit gegeben, auf eine ſonderliche Weiſe, die ihm eben ſo wenig, als einem Patienten das Schneiden, Brennen und Beitzen des Wund-Arztes gefallen kan, beehret worden, und welche man in hieſigen Buchläden antrift unter folgendem Titel: Stand- oder Antrits-Rede, welche der (S. T.) Herr D. **Joh. Ernſt Philippi**, öfentlicher Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit zu Halle, den 21. December 1732. in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehalten, ſamt der ihm darauf im Nahmen der gantzen löbl. Geſellſchaft der kleinen Geiſter von dem (S. T.) Herrn B. G. R. S. F. M. als älteſten der Geſellſchaft, gewordenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Koſten der Geſellſchaft der kleinen Geiſter zum Druck befördert. Eſequias Philippo qui commodum eſt ire, jam tempus eſt, ollus defertur. 1733. in 8 von 5. und einem halben Bogen. Wer die ehemahlige Lob-Rede auf den Herrn Profeſſor **Philippi**, Briontes der jüngere genannt, wie auch die Beweiß-Gründe, daß der Herr Philippi die Kappen nicht gemacht, geleſen, den können wir verſichern, daß ſolche beyde Schriften die obge-

dachte in der ironiſchen Schreibart noch übertrefe. Wem ſeine Beredſamkeit ſolche abſcheuliche Ehre, als dem Herrn Profeſſor Philippi, bringet, der ſollte wünſchen, daß doch niemals ein beredtes Wort aus ſeinem Munde gegangen, oder aus ſeiner Feder gefloſſen wäre. Wie die Vorrede des Herrn Secretars der Geſellſchaft der kleinen Geiſter, welcher ſich bloß mit den etwas fürchterlich lautenden Anfangs-Buchſtaben ſeines Nahmens C. A. V. E. unterſchrieben, meldet, ſo iſt die Stand-Rede des Herrn Philippi, worin er ſeinen Zorn gegen die kleinen Geiſter ausgeſchüttet, da und dort unter den Händen der Leſer im Manuſcript umgeſchweift, und hat eher keinen Verläger finden können, biß ſich die Geſellſchaft der kleinen Geiſter, nach vieler Ueberlegung und mit 777. Stimmen gegen 365. entſchloſſen, dieſelbe ſamt der darauf ertheilten Antwort ans Licht zu ſtellen. Die feuerſpeyende Rede des Herrn Doctors Philippi trägt kaum einen Bogen aus, da die kräftige Antwort faſt gantzer 4. Bogen anfüllet. Hierin nun werden die Qualitäten des Herrn Philippi ſo abgeſchildert, daß die Geſellſchaft geſtehen muß, er ſey einer der vollkommenſten kleinen Geiſter, und verdiene, als der würdigſte unter den würdigen zum Oberhaupt derſelben erkieſt zu werden, welche Ehre anzunehmen ſie ihn auch mit wehmüthigen Bitten und Flehen nöthigen. Hiernächſt wird ſeine Thüringiſche Hiſtorie als ein Werck geprieſen, worin lauter unerhörte Dinge ſtehen, die man in andern Geſchichtſchreibern vergebens ſucht, und wovon eine gute Reihe nach einander erzehlt ſtehet.

Ferner

Ferner wird aus deſſen Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, woſelbſt der Herr Philippi die Ankunſt des jüngſten Tages auf das 53te Jahr ſezt, erwieſen, daß er ein wahrhafter Seher, Prophet und wunderbarer Mann, und kein philoſophiſcher Enthuſiaſt ſey, ja daß er nicht nach gemeiner und plumper Weiſe den jüngſten Tag vorher verkündiget, ſondern mit einer prophetiſchen Zweydeutigkeit, worüber man ſich verwundern müſſe, ſeine Ehre in Sicherheit, geſetzt habe. In Summa, es iſt dieſe dem Herrn Profeſſor Philippi zur Antwort ertheilte Rede ein Zeugniß eines aufgeweckten und in allen Stücken geübten Verſtandes, daß jeder, der ſie geleſen, wünſchen wird, es möge der Herr Autor, vermöge des Schluſſes der Vorrede, ſeine Leſer bald wieder ſprechen. Wir und viele andere wünſchten, daß der Dippel eine ſolche Muſterung paßiren müßte.

No. XV.

Leipzig. Allhier beluſtigen einige ſich an einer Schrift von 1. Bogen, welche folgenden Titul hat: Sottiſes Champêtres, oder Schäfer-Gedicht des (Tit. Herr Prof. Philippi, ſeiner Seltenheit wegen zum Druck befördert. Leipzig 1733. in Octav. Der Titel, die Vorrede, und der Inhalt, ſo dieſem Schäfer-Gedichte des Hn. Prof. Philippi vorgeſetzet, geben klärlich, daß die Feinde des Hn. Prof. die Herausgabe deſſelben beſorget. Ihre Abſicht iſt unſtreitig die beſte nicht, und wir glauben, daß der Danck, den ſie damit bey dem Herrn Prof. Philippi ſo wohl, als bey unpartheyiſchen Leſern

ſern verdienen werden, ſehr ſchlecht ſeyn wird. Wir wenigſtens, unſers geringen Orts, können nicht umhin, dieſen ungebetenen Herausgebern einer fremden Arbeit aufrichtig zu ſagen, daß uns die Mühe und Unkoſten, ſo ſie ſich gemacht, ſehr unnütze ſcheinen. Wer nur das Helden-Gedicht des Herrn Prof. Philippi geleſen, der weiß ſchon, wie weit ſich die Geſchicklichkeit dieſes berühmten Lehrers in der Poeſie erſtrecke, und lernet aus dem Schäfer-Gedicht nichts neues. Meinen dieſe Herren aber, es ſey der Welt daran gelegen, daß ſie wiſſe, daß die Fähigkeit des Herrn Prof. Philippi in allen Arten der Gedichte gleich, und ſeine Schäfer-Gedichte mit eben ſo viel Seltenheiten prangen, als ſein Helden-Gedicht; So müſſen wir ihnen ſagen, daß ihr Verfahren im höchſten Grad liebloß, weil ihnen unſtreitig bekannt ſeyn muß, wie übel der Herr Prof. Philippi mit ſeinem Helden-Gedichte angekommen, und wie wenig die jetzige böſe Welt geſchickt ſey, die Vortreflichkeit der Gedichte dieſes unermündeten Poeten gebührend einzuſehen. Ihr Vorſatz iſt alſo nothwendig, dem Herr Prof. Philippi durch die Herausgebung ſeines Schäfer-Gedichts einen Verdruß zu machen, den die auſſerordentliche Höflichkeit, ſo er durch die Verbergung deſſelben gegen die undanckbare Welt bezeiget, nicht verdienet. Wir können dieſes nicht billigen, und wie wir das widrige Verhängniß des Herrn Prof. Philippi beklagen, ſo hoffen wir auch, es werde derſelbe bey ſo gefährlichen und treuloſen Zeiten die Stunden, ſo ihm die Verfertigung der herrlichen Schriften, durch welche er ſich die gelehrte Welt ſo ſehr verbindet, übrig läſſet,

ſet, hinführo anwenden, diejenigen Perſonen mit denen er ſich in einen vertrauten Brief-Wechſel einläſſet, und denen er ſeine geheimeſten Angelegenheiten vertrauet, genauer und beſſer kennen zu lernen.

No. XVI.

Hamburg. Ohnlängſt iſt von einem Ungenannten an einige hieſige Buchhändler eine Schrift von 2. Bogen in Quart, genannt: Sottiſes galantes &c. eingeſchicket worden. Der Verfaſſer derſelben, welcher ſich auf dem Titul Carl Guſtav Freyherr von Frohenmuth genennet, hat die Abſicht, die Ehre des Hrn. Prof. Philippi wider dieienigen zu retten, die dieſen Hälliſchen Redner durch die Herausgebung ſeines Schäfer-Gedichts, ſeiner Meynung nach, beſchimpfet haben. Er meynet, ein gewiſſer Lehrer der hohen Schulen in Leipzig ſey derjenige, der dem Herrn Prof. Philippi dieſen Streich geſpielet, und dieſer Verdacht verleitet ihn ſo weit, daß er Dinge vorbringet, die ſeine Schrift zu einem förmlichen Pasqvill, ihn der Strafe, welche auf Schriften ſolcher Art geſetzet, würdig, und das ſeltſame Schäfer-Gedicht des Hrn. Prof. Philippi doch nicht um ein Haar beſſer machen. Es ſey ferne von uns, daß wir dieſes Blatt durch Wiederholung der greßlichen und Ehrenrührigen Auflagen, durch welche der unglückſeelige Verfaſſer dieſes Pasquills den guten Leumund eines ehrlichen Mannes auf eine raſende Art kräncken wollen, beſudeln ſollten. Wir machen uns ein Gewiſſen daraus, und ſind verſichert, daß alle Ehrliebende Gemüther, und der

Hr. Prof. Philippi ſelbſt das ſtrafbare Beginnen eines ſo Ehrvergeſſenen Pasquillanten mit uns verabſcheuen werden. Se. Freyherrl. Excellentz werden nicht ungnådig nehmen, daß wir unſere Gedancken ſo ofenhertzig ſagen; wir ſagen noch viel zu wenig, und můſten eine heroiſche und auſſerordentliche Beredſamkeit beſitzen, wenn wir die Boßheit, Dummheit und Raſerey, ſo aus allen Zeilen der ſo genannten Sottiſes galantes hervorleuchtet, nach dem Leben vorſtellen wollten. Wir halten dieſes auch vor unnőthig, und wůrden dieſer boßhaften Schand-Schrift gar nicht einmahl die Ehre gethan haben, ihrer zu erwehnen, wenn nicht der Elende, ſo dieſelbe zu ſeiner eigenen Schande verfertiget, ſo frech und unverſchåmt geweſen wåre, uns, durch die Ueberſendung eines Exemplars von ſeiner abgeſchmackten und låſterlichen Schrift, dazu aufzumuntern, und in denen elenden Verſen, mit welchen er dieſelbe beſchlieſſet, ausdrůcklich zu bitten, ihm ſeinen Theil zu geben. Er thut dieſes letztere auf eine Art, die eben nicht gar edel und freyherrlich herauskőmmt; indem er uns Nahmen beyleget, die auch aus dem Munde des Pőbels ůbel klingen. Einige Vorwitzige haben hieraus, und weil ſie eine groſſe Aehnlichkeit, in Anſehung der Schreib-Art, zwiſchen dem Fůndel-Kinde und dieſem Pasquill bemercket zu haben vermeynen, ſchlieſſen wollen, daß der Hr. Prof. Philippi ſelbſt der Urheber dieſer galanten Thorheiten ſey. Allein wir halten dieſes vor unmőglich. Solte der Hr. Prof. Philippi, dem wir unſere Hochachtung bey aller Gelegenheit ſpůhren laſſen, und der uns noch neulich in einer hőflichen Zuſchrift ſeine Freundſchaft,

davor

davor wir uns bedancken, angetragen, itzo ſo unfreundlich gegen uns verfahren, uns vor der Naſe braviren, und ohne Noth muthwillig wider ſich haben reitzen können? Wenn wir überdem erwegen, daß der Hr. Prof. ein Lehrer der Rechte, und daß ihm folglich nicht unbekannt ſey, wie ſehr der Verfaſſer eines ſolchen Pasquills ſich der Gefahr einer empfindlichen Leibes-Strafe ausſetze; So müſſen wir allen Verdacht, ſo ſcheinbar er auch ſeyn mag, fahren laſſen. Wir wünſchen übrigens Se. neugebackene Freyherrliche Excellentz von Frohenmuth, dem wahren Namen nach, kennen zu lernen; nicht eben um Rache an ihm zu üben oder üben zu ſehen, ſondern damit, wenn der rechte Thäter bekannt wird, die Unſchuld aus dem Verdacht kommen möge. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es mit der Zeit geſchehen, und der Freyherr von Frohenmuth ſich alsdann in einen Chevalier de la triſte Figure verwandelt ſehen werde.

No. XVII.

Leipzig. Hier ſiehet man: Abgeſtrafter Vorwitz eines unbeſonnenen Critici, das iſt: Nachdrückliche Erinnerung an den Herrn Prof. Philippi in Halle, doch einmahl vernünftiger und klüger von gelehrten und anſehnlichen Perſonen zu urtheilen. Wobey ſonderlich ſeine letzte Schrift Mathem. Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt in gebundener Rede erwogen wird von einem ihm wohlbekannten Weiſſenfelſer. Freyſtadt, 1733. Der Verfaſſer dieſer Schrift ſtehet in dem Wahn, der Mathematiſche Verſuch des

Hrn. Prof. Philippi ſey eine Schmäh-Schrift, in welcher derſelbe ſich nicht nur an dem Hrn. Hof-Rath Wolf, ſondern auch an GOtt, und diejenigen, die, wie er p. 14. Not. k. redet, in dem Hälliſchen Wayſenhauſe an dem Wercke des HErrn arbeiten, gröblich verſündiget. Er hält ſich daher in ſeinem Gewiſſen verbunden, den Vorwitz des Hrn. Prof. Philippi mit Ernſt zu beſtrafen. Zu dem Ende hat er einen gantzen Bogen mit Deutſchen Verſen bemackelt, in welchen er dem Herrn Prof. Philippi vermeinten Unverſtand, Eigen-Liebe, Schmäh-Sucht und dergleichen Fehler, auf eine ziemlich plumpe Art vorwirft. Was ſich nicht in Reime zwingen laſſen wollen, hat er in gewiſſe Anmerckungen eingeſchloſſen, und dieſe ungebundene Anmerckungen ſind eben ſo ungereimt, als der gereimte Text, den ſie erläutern ſollen. Aus beyden leuchtet die eigene Schwäche des Verfaſſers ſo deutlich hervor, daß man leicht ſiehet, wie er gar nicht gebohren, andern Leuten die ihrige zu zeigen. Niemand hat jemahlen den Titul eines unbeſonnenen Critici beſſer verdienet, als eben er, und es müſte viel ſeyn, wenn ſein Vorwitz unbeſtraft bleiben ſolte. Der gute Herr Grimaldo, ſo nennet ſich der Verfaſſer in ſeinem letzten Verſe, wird ſein Unglück nicht überſehen, wo ſein verderbtes Prieſterthum, ſo er p. 15. Not. l. eheſtens ans Licht zu ſtellen verſpricht, nicht beſſer geräth, als ſeine nachdrückliche Erinnerung an den Hrn. Prof. Philippi, und wir rathen ihm wohlmeinentlich, ſowol mit dieſem Büchlein zu Hauſe zu bleiben, als auch die gelehrte Welt mit ferneren Straf-Predig-

ten

ten gegen den Herrn Prof. Philippi zu verſchonen. Er hat keinen Beruf dazu. Er iſt zu jung, und taugt nicht zum richten. Es laſſen ſich dieſes alle diejenigen geſagt ſeyn, die vielleicht bey einem gleichem Unvermögen, einen gleichen Kützel, ſich an den Herrn Prof. Philippi zu reiben, bey ſich ſpüren. Es iſt ein Elend, daß nunmehro ein jeder Stümper an dem Herrn Prof. Philippi zum Ritter werden will. Kaum hat der Verſaſſer des Briontes den erſten Schlag gethan, ſo fällt dem Herrn Prof. Pilippi eine gantze Schaar von Widerſachern auf den Hals, und es will nach gerade dieſem ehrlichen Mann nicht viel anders gehen, als einem unglückſeeligen Chevalier d' Induſtrie, der auf einen Jahr-Marckt über den Gebrauch ſeiner verbotenen Kunſt ertappet, und durch das Geſchrey der Umſtehenden dem weltlichen Arm einer muthwilligen Jugend übergeben worden. Wir können nicht glauben, daß der Verfaſſer des Briontes durch den liebreichen Backenſtreich, den er dem Hrn. Pr. Philippi gegeben, ein ſolches Ungewitter wider ihn erregen wollen. Die Abſicht dieſes Scribenten iſt unſtreitig nicht geweſen, den Hrn. Prof. Philippi durch ſeine Satyre dem Muthwillen ungezogener Jünglinge Preiß zu geben, und wir zweifeln nicht, er werde es mit Verdruß anſehen, daß der ſogenannte Weiſſenfelſer dieſen Hälliſchen Redner auf eine ſo grobe und muthwillige Art begegnet. Der Herr Prof. Philippi indeſſen hat unſers Erachtens keine Urſache, ſich über das Verfahren dieſes Weiſſenfelſers zu ärgern. Er kan ſich vielmehr glücklich ſchätzen, daß ſo ſchlechte Helden gegen ihn zu

Felde

Felde ziehen. Es bringt ihm dieſes einen gewiſſen und herrlichen Sieg, und überdem die ſüſſe Hofnung zuwege, daß der gefährliche Verfaſſer des Briontes ihn inskünftige zufrieden laſſen, und ſich ſchämen werde in ſo unanſtändiger Geſellſchaft wider ihn zu kämpfen.

No. XVIII.

Hamburg. Folgende Schrift eines zum Bathos gebohrnen, und durch Uebung darin vollkommen gewordenen Redners und Poeten, iſt uns, nach dem ſie viele Zeit auf Reiſen zugebracht, um irgendwo unter die Preſſe zu kommen, und endlich, was ſie geſucht, gefunden hat, zu Geſichte gekommen. Sie hat den Titul: Der Marqviſin von Sablé hundert vernünftige Maximen, mit 366. moraliſchen Bildniſſen erläutert; ihrer Fürtreflichkeit wegen aus dem Franzöſiſchen überſetzet, und mit einer Zuſchrift an Ihro Hochwohlgebohren, die Frau von Ziegler, Kayſerl. gekrönte Poetin, und der Deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig Mitglied, begleitet, von D. Johann Ernſt Philippi, der Deutſchen Wohlredenheit öfentlichen Lehrer zu Halle. Leipzig, 1734. 20. Bogen, in Octav. Wenn wir, unſerer bisherigen Gewohnheit nach, mit dem Herrn Prof. Philippi ſcherzen wolten, ſo würden wir ſagen, daß ſeine Ueberſetzung vortreflich wohl gerahten, daß die in den Noten, Zuſätzen, Erläuterungen und Erinnerungen vorkommende ſo genannte moraliſche Bildniſſe ihres gleichen nicht hätten, und daß dasjenige, was Theophraſte und Bruyere von der Art geſchrieben, gegen ſeine Arbeit gehalten, läppiſch Zeug wäre.

re. Wolten wir im Ernſt, welches ſonſt noch nicht geſchehen, mit ihm reden, ſo müſten wir bekennen, daß er kein Franzöſiſch verſtehe, elend überſetzt, und in der ihm bishero gewöhnlichen abgeſchmackten Schreib-Art ſich ſelbſt übertrofen habe. Allein weil wir von ihm nicht vermuthen können, daß er Scherz und Ernſt zu unterſcheiden wiſſe, und genug ſehen, daß bey ihm beydes gleich übel angewandt ſeyn werde; ſo wollen wir auch keines von beyden gegen ihn gebrauchen. Der ſeel. D. Luther unterrichtet uns, wie man einen Scribenten, ſeines Schlages, begegnen müſſe. Nach ſeiner Meynung verdienet er keinen Spott, keine Züchtigung, oder dergleichen etwas, ſondern Mitleid und Erbarmung. „Denn, „ſpricht er im II. Tom. Jen. p. 136. Wie ſolt ein „arm Man thun, der gern ſchreiben wolt und künd „nichts? Er muß je ſo firlefantzen und mit Worten „umherſchweifen, daß die Leute dencken, er wolle „ein Buch ſchreiben.

No. XIX.

Halle. Nachdem ein Ungenannter gegen den Prof. und D. Philippi allhier, welcher am 30 Auguſt nach Göttingen gegangen, auch allda bereits glücklich angelanget, eine Schrift von 2 Bogen: Wahrhafter Bericht ꝛc. herausgegeben, darinn Er vorgiebt, als ob ein hieſiger berühmter Medicus H. B. (womit der Verfaſſer den Leſern weiß machen wollen, als ob es von hieſigem Herrn D. Baſſen komme,) den Hrn. Doctor wegen harter Wunden, die Er in einer Schlägerey bekommen hätte, beſucht, ꝛc. So berichtet man hiedurch zu Steuer

der

der Wahrheit, daß alles erdichtet ſey, und der Hr. Prof. Philippi vom 20ten Junii, da Er ſoll tödtlich darnieder gelegen haben, biß zur Abreiſe nicht nur geſund geweſen, ſondern auch das ungeſchliffene Vorbringen des nahmloſen Pasquillanten durch alle, ſo dem Hrn. Prof. biß zur Abreiſe geſprochen, wiederlegt werde.

No. XX.

Gleichfals iſt es auch der Herr von Ludewig, der mit ſeinen Intelligentz-Zettuln den Herrn D. Philippi, (der zur erſten Sorte anfänglich gedachter Gelehrten gehöret) zu der feuerſpeyenden Schrift, daß der ehrliche Cicero ein groſſer Windbeutel, Rabuliſt und Charletan geweſen ſey, verführt hat, indem jener dem Cicero ſolche Nahmen am erſten beygeleget, und dieſer, nach dem Geſtändniß in ſeiner Vorrede, ſolches windmacheriſche Angeben, ausführen wollen. Wie der gute Herr Dr. Philippi ſeine Sache ausgeführet hat, ſolches iſt ihm gar nachdrücklich in ihren Nachrichten gezeigt worden. Mir kamen bey Erblickung des Titels die Gedancken ein, daß die Worte: Hic Rhodus, hic ſalta! ſich auf das Kupfer beziehen müſten, weil es ſcheint, als wenn der Hr. D. Philippi ein Blaſebalg-Ballet tantzen wollte. Doch er will kein Täntzer, ſondern ein Händler ſeyn. An ihrem Orte rufen die Püſter-Händler ihre Waare auf der Straſſe herum, und tragen ſie unter dem Arm. Wenn aber Doctor Philippi bey ihnen ſo aufgezogen käme, wie er auf dem Titel ſtehet, und daß die Bälge um ihn herum flögen, er bekäme tauſendmahl gröſſern Zulauf als in

in Halle und Göttingen. Wir müſſen jetzo in H. ſeiner männlichen und heroiſchen Beredſamkeit entbehren. Weil er auf eine gantz neue Art die Windbeuteleyen aus einer Rede des Cicero gezogen, und derſelbe dadurch klärlich erwieſen, daß er ſich auf das Windmachen ſonderlich verſtehet, ſo wäre es vielleicht nicht uneben, wenn ihm aufgetragen würde, daß er auch aus den übrigen Autoribus claſſicis die darin ſteckende Windbeuteleyen zeigte, und ein Opus ventoſum ſchriebe, worin die Winde der Autorum claſſicorum geſammlet ſtünden. Aber unſer Wunſch wird wohl unter den piis deſideriis beſtecken bleiben, ſintemahl mir eine neue Schrift von der Gewißheit ſeines Todes, und daß er zu Göttingen als ein Geſpenſte herum gehe, zu Geſichte gekommen, mit der Ueberſchrift: Beſcheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn D. Joh. Ernſt Philippi, weyland wohlverdienten Profeſſors der deutſchen Wohlredenheit zu Halle, wider die Nachricht von deſſen Tode gemacht haben. Halle. 1735. in 8. von 2 Bogen. Plin. Poſt ſepulturam quoque viſorum exempla ſunt. Gegen den ehemahligen Bericht eines Medici, daß der Hr. Prof. Philippi den 21. Junius Abends um 6 Uhr 53 Minuten würcklich dieſes Zeitliche geſegnet, haben einige Freunde deſſelben eine Schrift herausgegeben, ſich ſeiner als die ſtrengſten Renommiſten mit Hauen, Stechen, Schlagen und Schelten angenommen, den Bericht des Medici vor erlogen und erdichtet ausgeſchrien, auch unter andern unrichtigen Berichten des Herrn Kohls der Welt mit Schmähworten kund machen laſſen, der Herr

Pro.

Profeſſor Philippi lebe. Weil nun der Herr Verfaſſer des Berichts eines Medici gar zu grob und Ehrenrührig gemißhandelt worden, ſo hat er billig nicht geſchrien, ſondern auf eine beſcheidene, angenehme und ſowohl ernſt-als ſchertzhafte Weiſe ſeine Läſterer widerlegt und gezeiget, daß der Herr Profeſſor Philippi dennoch todt ſey, und daß ſeine Freunde den Beweiß, er lebe, ſchlecht geführet. Man kan mit Grund der Wahrheit ſagen, daß er ſeine grimmigen und plumpen Läſterer zu Schanden und Spott gemacht, die ihn ärger tractirt, als wenn er geſagt hätte, der Herr Profeſſor Philippi habe ſeinen Vater ermordet und ſeine Mutter genothzüchtigt, da er doch nur geſchrieben, der Herr Prof. Philippi ſey auf ſeinem Bette ſanft und ſeelig mit den erbaulichſten Gedancken eingeſchlafen. Denn ſterben iſt ja kein Schelmſtück, und es ſind viel tauſend wackere Leute vor ihm geſtorben. Es wird ferner gewieſen, 1) daß es kein Beweiß ſey, wenn die unbekannte Rotte der Freunde des Herrn Prof. Philippi bloß mit den auserleſenſten Scheltworten ſage, er lebe! 2) Daß der Autor des Berichts eines Medici kein Feind des Herrn Prof. Philippi ſey, und aus keinem feindſeligen Gemüthe der Welt eröfnet, daß Herr Prof. Philippi todt ſey, indem er weder ſein Erbe noch ſein Nachfolger im Amte zu ſeyn verlange; 3) daß es nicht genug ſey, wenn Herr Prof. Philippi ſelbſt ſage, er lebe, weil teſtis in propria cauſa nichts gilt; da er doch kein Wort ſeines Lebens wegen bißanhero geſprochen; 4) daß der Brief, den er nach ſolcher Zeit ſoll geſchrieben haben, auch nichts beweiſet, weil er kan erdichtet ſeyn, und viele Briefe nach dem Tod

gelehr-

gelehrter Leute heraus kommen; 5) wenn es heiſſe, Herr Prof. Philippi gienge zu Göttingen herum, ſo iſt die Meynung des Herrn Verfaſſers, der Teufel habe darunter ſein Spiel, es ſey des Herrn Prof. Philippi Geſpenſte, das endlich verſchwinden und einen Geſtanck hinter ſich laſſen werde. : : : : : Ich kan Ihnen M. H. zum Beſchluß noch dieſes berichten, daß ein Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen dem Hrn. Prof. Philippi und Hrn. Doct. Rodigaſten bald werde aus der Preſſe kommen. Denn der letztere gehört nun auch unter die Todten. Dadurch iſt dieſes per ſubſcriptionem berühmten Polyhiſtoris Corpus Juris caſuale ins Stecken gerathen. Ein groſſer Verluſt zur Freude der Welt. Der Hr. Rodigaſt wird ſich in der Ewigkeit über des Herrn Kohls Bericht höchlich beſchweren, daß er die gelehrte Welt vergeblich getröſtet, ihr das Maul aufgeſperret, und vorgegeben, daß Herrn **Rodigaſts** Doctoris und JCti Werck fertig und in allen Buchläden zu haben ſey. Ingleichen wird Hr. Prof. Philippi über Herrn Kohls neulichen **gelehrten Bericht von einem Bauren-Knecht, der einen jungen Hund ausgeſpien**, welcher in jener Welt kund worden, ſeinen Argwohn empfindlich zu erkennen geben, indem er glaubt, man habe ſeiner geſpottet, weil der Bauer-Knecht Philippi heißt. Ich ſtelle es Ihnen frey M. H. ob Sie meine Gedancken ihren gelehrten Nachrichten wollen beyfügen. Geſchiehet es, ſo warte ich bald mit mehrerm Beytrage auf ꝛc. ꝛc.

No. XXI.

Hamburg. Hier ſiehet man eine Schrift un-

ter folgendem Titul: Cicero, ein groſſer Wind-Beutel, Rabuliſt und Charletan; zur Probe aus deſſen überſetzter Schutz-Rede, die er vor den Qvintius gegen den Nävius gehalten; klar erwieſen von D. Johann Ernſt Philippi, Prof. der deutſchen Beredſamkeit zu Halle. Sammt einem doppelten Anhange, 1) dergleichen Brüder, gleicher Kappen, 2) von acht Vertheidigungs-Schriften gegen eben ſo viel Chartequen. Hic Rhodus, hic ſalta! Halle, 1735. In Verlegung des Autoris, und in Leipzig in Commiſſion zu finden bey Jacob Born, auf dem Nicolai Kirchhof, unter der Fr. D. Schambergerin Hauſe, 1½. Alphab. in 8. Mit dem Bildnis des Autoris.

Erat autem *Ceſtius*, *nullius quidem ingenii*, *Ciceroni* etiam *infeſtus*, *quod illi non impune ceſſit.* Nam cum M. Tulius, filius Ciceronis, Aſiam obtineret, homo qui nihil ex paterno ingenio habuit præter urbanitatem, cœnabat apud eum Ceſtius. M. Tullio & natura memoriam dempſerat, & ebrietas, ſi quid ex ea ſupererat, ſubducebat: ſubinde interrogabat: Quis ille vocaretur, qui in imo recumberet? & cum ſæpe ſubjectum nomen Ceſtii excidiſſet, noviſſime ſervus, ut aliqua nota memoriam ejus faceret certiorem, interoganti domino, quis ille eſſet, qui in imo recumberet? ait: *Hic eſt Ceſtius, qui patrem tuum negabat litteras ſciſſe, afferri protinus flagra juſſit, & Ciceronis, ut oportuit, de corio Ceſtii ſatisfecit.* Seneca Suaſor. VII.

No. XXII.

No. XXII.

Extract eines Schreibens aus Göttingen vom 29. Jan. 1735.

Hamburg. Der Herr Prof. Philippi iſt noch hier, und hat endlich ſeinen ſo lange verſprochenen Tractat, Cicero ein groſſer Wind-Beutel, auf ſeine eigene Koſten drucken laſſen. Der gantze Titel dieſes Wercks lautet alſo: *Cicero*, **ein groſſer Wind-Beutel, Rabuliſt, und Charlatan; zur Probe aus deſſen überſetzter Schutz-Rede, die er vor den Quintius gegen den Nävius gehalten, klar erwieſen von** D. **Johann Ernſt Philippi, Prof. der teutſchen Beredſ. zu Halle. Samt einem doppelten Anhange, 1) der gleichen Brüder, gleicher Kappen, 2) von acht Vertheidigungs-Schriften, gegen eben ſo viel Chartequen.** *Hic Rhodus, hic ſalta!* **Halle.** 1735. **In Verlegung des** *Autoris*, **und in Leipzig in** *Commiſſion* **zu finden bey Jacob Born auf dem Nicolai Kirchhof, unter der Fr.** D. **Schambergerin Hauſe,** anderthalb Alphab. in 8. Der Herr Prof. Philippi weiß ſich recht groß mit dieſer Schrift, und er hat es auch Urſache. Alles, was er bißhero geſchrieben, iſt vor nichts dagegen zu achten. In der ziemlich langen Vorrede handelt er gar umſtändlich von der Abſicht ſeiner Schrift, und drücket in derſelben den Caracter eines Wind-Beutels, Rabuliſten, und Charlatans vortreflich aus. Er beſchreibt den letzten, nach der lebendigen Erfahrung, ſo er in dieſem Stücke hat, gar nachdencklich folgendergeſtalt: „Ein Charle-“

„tan iſt ein gelehrter Gauckler, der bey ſeiner vorge-
„gebenen Wiſſenſchaft viel lächerliches an ſich hat,
„das er ſelbſt nicht davor erkennet (p. 35.) und ver-
„ſpricht p. 37. die Charlatanerie nach D. Swifts
„Lehr-Art in Form einer Wiſſenſchaft vorzutragen.“
Es iſt zu wünſchen, daß er ſein Verſprechen halten
möge; denn ſeine Lehr-Sätze von der Charlatanerie
werden vortreflich, und, in ihrem Geſchlechte,
eben ſo kräftig ſeyn, als die Lehren eines wiederge-
bohrnen Predigers, weil er ſie unſtreitig mit ſeinem
Exempel unterſtützen wird. Die Ueberſetzung der
Oration pro Quintio iſt eben ſo ſchön, als diejeni-
ge, ſo er neulich von denen Maximen der Marquiſe
de Sablé herausgegeben. Der Herr Prof. Philip-
pi hält es ſich vor ſchimpflich, einen Wortklauber
abzugeben, und, nach Art der gemeinen Ueberſetzer,
den Sinn ſeines Originals genau auszudrücken. Er
überſetzet heroiſch und männlich, und daher findet
man in ſeiner Ueberſetzung unterſchiedene Stellen, die
zwar an ſich vortreflich, aber doch gantz was anders
ſagen, als Cicero ſagen wollen, und daher manchem
Anlaß geben können, zu dencken, der Hr. Prof. Philip-
pi verſtehe kein Latein. Denn ſo überſetzet er zum
Ex. p. 61. die Worte: ad me ventum eſt, qui, *ut
ſumma haberem cetera*, temporis quidem certe
vix ſatis habui, ut rem tantam, tot controver-
ſiis implicatam, poſſem cognoſcere, alſo: „und
„iſt alſo dieſe Sache an mich gekommen, der ich,
„**nun andere wichtige Angelegenheiten ab-
„zuwatren**, in Wahrheit kaum ſo viel Zeit übrig
„gehabt u. ſ. w.“ Da doch ein jeder leicht ſiehet,
daß Cicero mit den Worten: ut ſumma haberem
cetera,

cetera, nicht auf ſeine vielen Geſchäfte, ſondern auf die eloquentiam und gratiam ziele, worinn, wie er vorher ſchon geſagt, Nävius und ſein Advocat Hortenſius ihm und ſeinem Clienten ſo ſehr überlegen. Mancher, der auch ſonſt eben kein Wortklauber iſt, wird ſich alſo kaum des Lachens enthalten können, wenn er ſiehet, daß der Herr Prof. Philippi über die ſo wunderbar überſetzte Worte des Cicero nachfolgende Anmerckung nacht: „Ut ſumma haberem cetera. Hierinne liegt eine Ruhmſucht. Denn Cicero will ſo viel ſagen, als: Sehet doch, wie ſehr ich mir alles übrige angelegen ſeyn laſſe: Was würdet ihr euch alſo von mir verſprechen können, wenn ich nur genugſame Zeit gehabt.“ (not. 8.) Und p. 72. verdollmetſchet er die eben nicht dunckele Worte des Cicero: Nam qui ab adoleſcentulo quæſtum ſibi inſtituiſſet ſine impendio, *poſteaquam neſcio quid impendit*, & in commune contulit, mediocri quæſtu contentus eſſe non poterat, auf eine gar beſondere Weiſe, alſo: „Denn da er als ein junger Kerl ohne Mühe ſich was erworben, **nachher weiß nicht was vorgehabt**, und in gemeiner Caſſe eingeleget“ rc. und macht dabey die poßierliche Anmerckung: „Cicero will ſagen: Der Narr hatte ich weiß nicht was vor Chimeren im Kopf: So verdreuſt es alſo dem Cicero, daß dieſer Wind-Beutel ſich durch ſeine Windbeuteley zum Hochmuth verleiten laſſen, mithin ſtraft er an andern, was bey ihm ſelbſt, obwohl in einer andern Art der Windbeuteley, zutraf.“ (not. 57.)

Einem Manne, der es ſo weit in der lateiniſchen

Sprache gebracht, muß es ungemein artig laſſen, wenn er einen Criticum abgeben will. Der Herr Prof. Philippi thut es: Aber auf eine gantz beſondere Art. Er verbeſſert Stellen, die keine Verbeſſerung bedürfen, und wenn der Text verdorben iſt, ſo macht er übel ärger. Wenn Cicero ſpricht: denuntiat (Alphenus) ſeſe procuratorem eſſe; iſtum (Nævium), æquum eſſe famæ fortunisque P. Quintii conſulere, & adventum ejus exſpectare. Das iſt: Alphenus ſagt, er wolle den Quintius vor Gericht vertreten, und Nävius müſſe den ehrlichen Mann nicht ſo gleich um Ehre und Gut bringen, ſondern deſſen Ankunft erwarten; ſo macht der Herr Prof. Philippi p. 86. folgende critiſche Anmerckung: „Es iſt im Lateiniſchen „wohl verdruckt: iſtum æquum eſſe famæ fortu-„nisque conſulere. Daher muß es heiſſen: iſtius „æquum &c." (not. 81.) durch welche Verbeſſerung aber der gute Cicero zu einem römiſchen Philippi gemacht wird: Wenn es hergegen gleich darauf heißt: „Wenn er (Nävius) aber dieſes nicht „thun wolte (nemlich des Quintius Ankunft erwar-„ten); ſondern ſich feſt vorgenommen, den Quin-„tius auf ſolche Art (nemlich durch die übereilte „und unrechtmäßige Verkaufung ſeiner Güter) da-„hin zu bringen, daß er eingehen müſſe, was er (der „Nävius) haben wolte, ſo wolle er (Alphenus) ihm „weiter keine gute Worte geben, ſondern er (Nä-„vius) könne nur, wenn es ihm beliebte, zum Rich-„ter wandern, da wolte er ihm ſchon zur Antwort „kommen." Quod ſi facere nolit, atque *inhibuerit* ejusmodi rationibus illum ad ſuas conditio-

nes

nes perducere, ſeſe nihil precari, &c. ſi quid agere velit, judicio defendere: E ſieht der Herr Prof. Philippi nicht, daß hier da inhibuerit nichts heiſſe, und davor entweder imherit, oder inſtituerit geſetzt werden müſſe: Sondern macht eine trotzige und lehrreiche Anmerckung: "Die Notenſchreiber, ſpricht er, zermartern ſich über das" Wort inhibuerit ejusmodi rationibus illum ad" ſuas conditiones perducere, und ſetzet einer ſo der" andere ſo: Aber man muß nur ſehen, von wem die Rede, nemlich: Si Nævius inhibuerit Procuratorem" Alphenum, ne rationali modo Quintium diſponere poſſet, ſe eum in jus vocare." (not. 83.) Man lernet hieraus zweyerley, 1) daß Alphenus den Quintinum durch vernünftige Vorſtellungen zum Vergleich bringen wollen, wovon doch Cicero nicht ein Wort ſaget, und 2) daß in jus vocare, und judicio defendere einerley ſey, welches man ſonſt nicht gewuſt. Man kan ſich alſo leicht vorſtellen, wie ſchön eine Ueberſetzung, die auf ſolche Gründe gebauet, gerathen ſeyn müſſe, und darf ſich nicht wundern, daß ein über die gemeinen Notenſchreiber ſo weit erhabener Criticus, als der Herr Prof. Philippi, oft durch die kleineſten Druckfehler, die einen mäßigen Schul-Knaben kaum im Leſen aufhalten können, gantz irre gemacht werde. Ich finde davon zwey klägliche Exempel. Cicero ſpricht: „Nävius müſſe, „wenn er als ein ehrlicher Mann leben wolle, vieles „lernen, und ſich vieles abgewöhnen, welches beydes „einem Manne von ſeinen Jahren ſchwer ankomme.„ Si vult virorum bonorum inſtituto vivere, multa oportet diſcat, atque dediſcat, quorum illi ætati

 utrum-

utrumque fficile eſt. Der Herr Prof. Philippi lieſet vor trumque, virumque; weil etwan das t nicht recht ausgedruckt geweſen; und macht p. 123. folgende Anmerckung: „In der Ausgabe der Reden „Cicero vom Freigio, welche ich hier zum Grunde „geleg, heißt es Tom. I. p. 31. quorum illi ætati „virumque difficile eſt. Die Critici mögen ſich den „Kopf zerbrechen, wie es heiſſen ſoll. Ich hoffe ſeine „Gedancken errahten zu haben, die Worte mögen „heiſſen, wie ſie immer wollen.„ Aber er hat ſie nicht errahten, und folglich ſehr ſchlecht ausgedrücket. Bald darauf hat der Herr Prof. Philippi das Unglück, daß er ein c vor ein e anſiehet. Cicero ſagt: Litteræ P. Quintii, tot teſtes, (L. Albius, & familiares Albii & Quintii), quibus omnibus cauſa juſtiſſima, *cur ſcire potuerint;* nulla, cur mentiantur &c. So viele Zeugen, die alle einen guten Grund ihrer Wiſſenſchaft angeben können, und nicht die geringſte Urſache haben zu lügen u. ſ. w. Aber der Herr Prof. Philippi lieſet vor ſcire, ſe ire, und bringet alſo Dinge in ſeine Ueberſetzung, die ſich weder mit dem vorhergehenden noch folgenden reimen, und dem Cicero nimmer in den Sinn gekommen. „Auch „des Quintius eigene Briefe, heißt es p. 125. ſind „ſo viel Zeugen, darinn die gerechteſte Urſache ent„halten, **warum ſie haben die Reiſe vornehmen können**; hingegen iſt keine vorhanden, als „**ob er ſich heimlich davon gemacht, und es „anders vorgegeben** ꝛc.„ Er iſt damit noch nicht zufrieden, ſondern macht eine Anmerckung, die alle Leſer in Beſtürtzung ſetzen wird. „Cur ſe ire potue„rint, ſagt er not. 233. iſt ein beſonderer Idiotiſmus

„im

im Lateiniſchen, der ſich nach den Worten im Teut-"
ſchen gar nicht ausdrücken läſſet, wenn man ſagen"
wolte: warum ſie ſich gehen könnten.,, Es legt der"
Herr Prof. Philippi durch dieſe Anmerckung ſeine tiefe Einſicht in die lateiniſche Sprache eben ſo deutlich an den Tag, als er in ſeiner Ueberſetzung überhaupt ſeine Stärcke in der deutſchen gewieſen, um welche er ſich auch nur dadurch unſterblich verdient gemacht, daß er p. 149 das Wort: Dictator durch **Machtſprecher** überſetzet.

Ich komme auf die Anmerckungen, in welchen der Herr Prof. Philippi dem Cicero ſeine Fehler zeigen will. Sie ſind kurtz und nachdrücklich. Wenn ihm eine Stelle in der Rede des Cicero nicht gefällt, ſo ſpricht er gerade weg: Das iſt ein Wind-Streich, ein Luft-Streich, oratoriſcher Wind, ein Fehl-Schluß, ein Rabuliſtiſch Stückgen, ein Galimatias u.ſ.w. Er ruft: O Blendwerck! Blendwerck! ſtellt ſich, als wenn ihm bey dem Geſchwätz des Cicero übel wird, und ſchilt ihn vor einen Harlequin, Wind-Beutel und Marcktſchreyer. Ich bekenne dieſes iſt luſtig zu leſen: Nur iſt zu bedauren, daß oft Religions-Spöttereyen mit unterlaufen. Ich rechne dahin, wenn der Herr Prof. Philippi, um den Cicero recht zu beſchimpfen, ſpricht: Er rede Catechismus- und Cantzelmäßig (not. 23. 24. 123.) Wenn er von der geiſtlichen Beredſamkeit überhaupt ſehr höniſch urtheilet, und, um den uſum conſolatorium lächerlich zu machen, ſagt, es ſey der beſte Troſt, daß man daraus ſchlieſſen könne, die Predigt werde bald aus ſeyn (not. 114. 116. 163.) Wenn er auf dem Kupfer-Blatt,

und ſonſt die Worte Chriſti: Der Wind blåſet, wo er will ꝛc. ꝛc. und: Ihr irret und wiſſet die Schrift nicht, freventlich mißbrauchet (not. 154. 342.) Und wenn er endlich (not. 287.) mit denen Worten des Catechismus: Es bedeutet, daß der alte Adam ꝛc. ꝛc. ſein Geſpötte treibet, indem er auf die Frage: Was bedeutets alſo? Antwortet: Es bedeutet, daß der alte Cicero ꝛc. ꝛc. welches gewiß ſehr profan klinget. Doch man muß dieſes vor was erträgliches halten an einem Manne, der in der Vorrede (p. 9. 10.) eine lange Stelle aus einem Atheiſtiſchen Manuſcript, deſſen Verfaſſer GOtt bekannt, ohne die geringſte Widerlegung anführet, ja noch dazu wegen der ſchönen Schreib-Art lobet, und dabey beklaget, daß die Schwachheit und der blinde Eifer vieler Leſer ihm nicht zulaſſe, die gantze Handſchrift, die er ein Meiſter-Stück nennet, ans Tages-Licht zu ſtellen. (p. 11.) Ueberdem iſt der Hr. Prof. Philippi ein Juriſte. Man könte dieſes, wenn man es auch ſonſt nicht wüſte, zur Noth aus einigen Stellen ſeiner Anmerckungen ſchlieſſen. Denn ſo wundert er ſich (not. 244.) warum Nävius den Quintium nicht ex l. ſi contendat provociret, und ſpricht (not. 263.) Nävius habe vor **Notarien** und Zeugen proteſtiret, daß Quintius ausgetreten. Ich glaube wohl, daß viele gemeine Rechts-Gelehrte über dieſe Anmerckungen ſpotten, und ſagen werden, es ſey lächerlich zu glauben, daß man zu Rom Notarien gehabt, und zu verlangen, daß Nävius ſeinen Gegner aus einem Geſetze provociren ſollen, welches zu ſeiner Zeit noch nicht verhanden geweſen, und in welchem die gemeine

praxis

praxis gar nicht gegründet: Allein ich glaube auch, daß der Hr. Prof. Philippi dieſe Spötter ſchon abfertigen wird. Er weiß ſeine Feinde ſchon zu putzen. Selbſt in dieſen Anmerckungen, die nur bloß gegen den Cicero gemacht zu ſeyn ſcheinen, verſetzt er ihnen manchmahl eines, und das auf die ſcharfſinnigſte Art. Zum Exempel not. 50. putzt er den Advocaten, der in dem Proceſſe, welchen der Hr. Prof. Philippi mit einem gewiſſen Manne in M., von dem er erſchrecklich gemißhandelt worden, gehabt, die diſtinction unter Philippi vor dem Fall, und nach dem Fall angebracht. Dieſer Advocat muß (not. 339.) nochmahls herhalten, woſelbſt auch der Hr. Prof. Philippi einer gewiſſen Regierung vom vierdten Rang, wie er ſpricht, ſeine Ungnade ankündiget, und ihr nur noch eine kleine Friſt zur Buſſe giebt. Not. 225. hat der Herr Prof. Philippi mit einigen liebloſen Leuten zu thun, die ihm nicht ein paar Ellen Sammet und Atlas borgen, und nicht leihen wollen, da ſie nichts zu hofen gehabt: Welches unchriſtlich: Der Herr Prof. Philippi aber iſt höflich, und ſagt nur, das wären Grobians-Streiche. S. auch not. 112. 203. 396. Indeſſen muß man geſtehen, daß er, wenn ihm ſeine Feinde zu mächtig, ſich in ſeinem Eyfer klüglich zu mäßigen wiſſe. Ich berufe mich desfalls auf not. 371. und 389. b. da er mit der gröſſeſten Behutſamkeit von einer gewiſſen Rüge-Sache redet, und inſonderheit auf not. 275. woſelbſt er bey Gelegenheit der Worte des Cicero: Tametſi nolo eam rem commemorando renovare, cujus omnino rei memoriam omnem tolli funditus ac deleri arbitror oportere, in chriſtlicher Gelaſſen-

laſſenheit ſpricht: „Dies dencke ich auch bey einer ge„wiſſen Affaire, dabey ich nicht ſagen darf, daß „mir zu viel geſchehen!“ Was dieſes indeſſen vor eine Affaire ſey kan man einiger maſſen aus der 85ten Anmerckung ſchlieſſen, die alſo lautet: „Accepta „inſigni injuria, wie jener, der einem groſſen Hrn. „ein wohlgeſetzt Gedicht überreichen wolte, und ihm „dieſer davor ins Geſicht ſchlug.“ Denn ob gleich der Herr Prof. Philippi, damit niemand dencken möge, er rede von ſich ſelber, ſagt, das Gedicht ſey wohlgeſetzt geweſen; So ſieht man doch wohl, daß er auf das bekannte, groſſe Unglück ziele, ſo ihm im vorigen Sommer begegnet. Er iſt desfalls wahrhaftig zu beklagen: Allein gleichwie nichts in der Welt ſo ſchlimm iſt, das nicht wozu gut wäre, ſo haben wir auch dieſem Unglücke des Hrn. Prof. Philippi die wichtige Anmerckung zu dancken, daß **die Kopf-Stöſſe die gefährlichſten** (not. 87.) Viele ſchöne Anmerckungen, die der eben angeführten nichts nachgeben, übergehe ich mit Stillſchweigen. Nur gedencke ich noch der 348ten; weil ſie denjenigen, ſo der Herr Mag. Sievers über die Worte: Habt ihr nichts zu eſſen? Und ſein Nachahmer über das Wort: Rotten, gemacht haben, ſehr ähnlich, und der 265ten; weil ſie gleichfalls erbaulich iſt. Jene lautet alſo: „Jam a ſuis pe„natibus præceps ejectus heiſt hier nicht, als ob die „Hauß-Götter ihn aus dem Guthe gejaget hätten: „Denn die arme Teufel rührten ſich nicht; alſo iſts „ſo viel, als daß er ſie mit dem Rücken anſehen müſ„ſen.“ Und dieſe: „Es lagen damahls die Mariani„ſche und Syllaniſche Parthey einander in den Haa-

ren.

ren. Ich gedencke dabey mit zwey Worten, daß" in Teutſchland jetzo auch eine Marianiſche Parthey" ſey, von dem Vornahmen einer gewiſſen vorneh-" men Dame alſo benannt; zu ſolcher gehört auch die" ſchertzhafte Geſellſchaft in Leipzig, wie auch die Ge-" ſellſchaft der ſchönen Püſgen, und die Boxhorniſche" Bande. Ich gehöre zu keinen von dieſen dreyen."

Von des Lucius Philippus Beantwortung der Rede des Cicero ſage ich nichts mehr, als daß ſie denen übrigen Reden des Herrn Prof. Philippi vollkommen gleiche. Wenn man nicht wüſte, daß dieſer berühmte Redner Urheber davon ſey, ſo könnte man es aus dem Schluſſe derſelben deutlich abnehmen, als welcher recht Philippiſch iſt. „Wie gut aber wäre" es, heißt es daſelbſt p. 223. wenn durch dero vielver-" mögende Vermittelung, Hochanſehnlicher Herr" Stadt-Richter, und Herren Beyſitzer, die Sache" gäntzlich in Güte verglichen, und ſo fort abgethan" werden könnte: ſo wolten wir einander, als redliche" Römer, die Hände geben, zuſammen nach Hauſe" gehen, mit einander ein Freuden-Mahl an-" ſtellen, und dabey die Geſundheit unter andern" einander zubringen: Es lebe der Hr. Ober-Richter" Aquilius, und deſſen Beyſitzer! Es lebe der gantze" Römiſche Rath! Es lebe die edele, die Römiſche," die höchſtſchätzbare Freyheit!"

Wer ſich die Mühe geben will, die Rede des Cicero mit der Beantwortung zuſammen zu halten, wird leicht ſehen, ob der Hr. Prof. Philippi Urſache gehabt, auf dieſen Römiſchen Redner ſo entſetzlich loßzuziehen. Ich kenne hier Leute, die da glauben, er habe daran ſehr übel gethan. Und in der That

kömmt

kömmt es wunderlich heraus, daß der Hr. Prof. Philippi ſich gegen den Cicero auflehnet, und einen Redner, der ſeines gleichen ſchwerlich hat, zu einem Wind-Beutel, Rabuliſten und Charlatan macht, bloß darum, weil er ſeinem Clienten redlich gedienet, und deſſen Noth, wie es ſeine Pflicht erforderte, lebhaft, nach drücklich und beweglich vorgeſtellet. Allein der Hr. Prof. Philippi muß doch ſeine Urſachen gehabt haben, warum er den Cicero ſo herum genommen. Ich bilde mir ein, daß ich ſie errathen. Die Rede des Cicero iſt ſehr ſatyriſch. Der Hr. Prof. Philippi klagt faſt in allen Anmerckungen darüber. Iſt dieſes nicht genug, den Hrn. Prof. Philippi in Harniſch zu bringen? Sie wiſſen, mein Hr., wie barbariſch die Spötter mit ihm umgegangen. Sie wiſſen es um ſo viel beſſer, weil Sie ſelbſt oft ſeiner nicht geſchonet. Was iſt demnach natürlicher, als daß der Hr. Prof. Philippi einen tödtlichen Haß gegen alle Spötter heget, und da er mit denen Lebendigen nicht auskommen kan, an denen Todten Rache übet? Er ſoll überdem ſchon lange einen heimlichen Groll auf den Cicero gehabt haben, weil er ſich einbildet, dieſer Römer habe ihn in einigen Stellen ſeiner Schriften angezapfet. So glaubt er z. E. er ſey der homo ineptus & loquax, ſed (ut ſibi videtur) ita doctus, ut etiam magiſter aliorum eſſe poſſit, von welchem Cicero *in Orat. pro Flacco* redet. Er bildet ſich ein Cicero meyne ihn, wenn er in eben dieſer Oration ſchreibt: Habebat *rhetor iſte* adoleſcentes quosdam locupletes, quos dimidio redderet ſtultiores, quam acceperat, ubi nihil poſſent diſcere, niſi ignorantiam litterarum,

und

und die Redens-Art: infatuare aliquem mercede publica, der ſich Cicero Philip. 3tia bedienet, könne auf nichts anders zielen, als auf die beſondere Art, mit welcher er ſeine auſſerordentliche Profeſſur verwaltet. Was ihn aber am meiſten wider den Cicero erbittert, iſt die Stelle *de Nat. Deor. Lib. I.* da Cicero ihn, wie er glaubt, hominem ſine arte, ſine litteris, inſultantem in omnes, ſine acumine ullo, ſine autoritate, ſine lepore genennet. Da nun Cicero ſich kein Gewiſſen gemacht, einen Menſchen vor ſeiner Geburt, ſo grob und höniſch durchzuziehen, ſo muß ers auch haben, daß ihn der Herr Profeſſor Philippi nach ſeinem Tode weitlich wieder ſtriegelt. Der doppelte Anhang faſſet eine Widerlegung aller Gegner des Herrn Prof. Philippi in ſich, und Sie, mein Herr, bekommen ihr Theil auch darinn. Viele der hieſigen Gelehrten, die es mit dem Herrn Prof. Philippi gut meynen, glauben, er habe beſſer gethan, wenn er ſeine alten, ihm gar nicht rühmlichen Händel, einmahl ruhen laſſen. Aber ich bin anderer Meynung. Eben dieſer doppelte Anhang wird denen Feinden des Herrn Prof. Philippi das Maul ſtopfen. Die Schreib-Art, und die gantz eigene Art zu dencken und zu ſchlieſſen, der ſich der Herr Prof. Philippi in demſelben bedienet, muß nohtwendig zu ſeiner künftigen Sicherheit dienen, und ſeine Verfolger überführen, daß er unüberwindlich. Sie werden ſich alſo, wo ſie nicht die einfältigſten Leute von der Welt ſind, nicht weiter die unnütze Mühe geben, gegen den Herrn Prof. Philippi zu ſchreiben, ſondern bedencken, was Seneca Ep. 94. ſagt: Si quis furioſo præcepta det,

quomodo

quomodo loqui debeat, quomodo procedere, quomodo in publico ſe gerere, quomodo in privato, erit ipſo, quem monebit inſanior. Billis nigra curanda eſt, & ipſa furoris cauſa removenda. Ich verbleibe ꝛc.ꝛc.

No. XXIII.

Daß es ein höchſtgefährliches Ding ſey, ſich einer Sache anzumaſſen, welcher man nicht gewachſen iſt, zeigt unter andern das Exempel des Herrn Profeſſor **Philippi**, auf welchen, wegen ſeiner zu leichte befundenen Fähigkeit alle Wetter zuſammen zu ſchlagen ſcheinen. Denn kaum hatte derſelbe Zeit gehabt in **der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten**, (einer Schrift, welche, wegen ihrer ſinnreichen Erfindung und lebhaften Ausführung, denen mit ſo allgemeinem Beyfalle aufgenommenen Schriften des berühmten *Dr. Swifts* im geringſten nichts bevor giebt) über ſeine armſeelige Gelehrſamkeit und erfolgte Fatalitäten ſeine vielleicht zur Beſſerung (wo noch eine zu hofen iſt) nicht undienliche Betrachtungen anzuſtellen; ſo kommet ſchon wieder eine andre Schrift hervor, welche mit dem guten Herrn Profeſſor nicht allzuſäuberlich verfähret. Sein gröſter Troſt in ſeinem Unglücke mag wohl freylich das Socios habuiſſe malorum ſeyn; und wer weiß, ob nicht hin und wieder ſelbſt noch Profeſſores (zum wenigſten einer gantz in der Nähe) anzutrefen, welche mit dem Herrn **Philippi** um den Rang der Unvernunft und Prahlerey, abſonderlich in ausgegebnen Marckſchreyeriſchen Zettuln, ſtreiten könnten, wenn ſelbige nur,

bey

bey jetziger für dergleichen Leute ſo bedrängten Zeiten, das Haupt ohne Schande und Spott empor heben dürften. Doch wir laſſen dieſes an ſeinen Ort geſtellet ſeyn, und melden nur, daß der Titel der erwehnten neulich herausgekommenen Schrift folgender ſey: **Wohlmeynender Rath, welchen dem** *S. T.* **Herrn** *D.* **Joh. Ernſt Philippi, geweſenen öfentlichen auſſerordentlichen Lehrer der deutſchen Beredſamkeit auf der Univerſität Halle; Imgleichen Chur-Sächſiſchen immatriculirten Advocaten, als er nach unverhofter Geneſung ſich von Halle wegbegab, in einem tröſtlichen Send-Schreiben ertheilet, deſſen aufrichtiger Freund und Bruder, Thomas Markewitſch,** *Carniolanus*. **Nürnberg.** 1734. in 8. zwey Bogen. Der Verfaſſer iſt vor der Hand noch unbekannt, ſo viel aber aus der Schrift erhellet, ein groſſer Gönner des berühmten **Neuberiſchen** Comödianten-Truppes. Der wohlmeynende Rath beſtehet darinn, daß der Herr Prof. den ihm ſo feindſeeligen Lehr-Stuhl verlaſſen, und ſeine Geſchicklichkeit und Gaben unter dem Mülleriſchen Truppe, welcher in dieſer Schrift mit dem Herrn **Philippi** cauſam communem hat, auf der Schaubühne zu Beförderung der Unvernunft dem höchſtunvernünftigem Pöbel zur Bewunderung vor Augen legen möge. Wir erwarten, wozu ſich bey ſo verzweifelten Umſtänden der Herr **Philippi** entſchlieſſen werde, glauben aber indeſſen, daß derſelbe ſeinen rühmlichen Zweck, auch

poſt fata zu leben, ſchon ziemlicher maſſen erreichet habe.

No. XXIV.

Aus Dreßden iſt uns ein wunderlich Unterzeichnungs Project auf ein Juriſtiſches Werck zugeſchickt worden, mit dem Erſuchen, deſſen auch in unſern Nachrichten zu gedencken, weil dem 19jährigen Polyhiſtori der es aufgeſetzt, viel daran gelegen ſey, daß ſeine Ausgeburten des Verſtandes in der Welt mögten ausgebreitet werden, und weil ſich die Leſer daran beſonders erluſtigen könnten. So mag denn um der letzten Urſache willen der ſaubere Titel des Wercks da ſtehen, welcher heißt: Teutſches Corpus Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuale, worinnen aus allen Paragraphis, welche das Corpus Juris Civilis, vom Käyſer Juſtiniano in Teutſchland eingeführet, in ſich begreifet, gleich der Caſus und des Geſetzgebers Meynung hierinnen abgefaſſet von D. **Samuel Chriſtoph Rodigaſt**, JC. erſter Theil über die Inſtitutiones, in Fol. Schon hieraus erkennet man den ankommenden Gaſt in der gelehrten Welt. Er prangt alsbald auf dem Titel mit einer neuen Erfindung, daß Käyſer Juſtinianus das Corpus Juris in Deutſchland eingeführet. Das hierauf folgende Avertiſſement klingt noch beſſer, und hängt kürtzlich ſo zuſammen: GOtt hat es vor gut befunden, daß die erſchafenen Menſchen ſollen in Ordnung einher wandeln, und darum haben ſie gleich nach der Schöpfung vom Moſes die Geſetz-Regeln empfangen; aber das Volck gieng den heydniſchen Geſetzen nach, und das Uebel beliebte GOtt durch kein ander Mittel zu ändern,

ändern, als daß er ſeinen Sohn unter dem Auguſto ließ gebohren werden, der die Summa des gantzen Geſetzes ſeinen Jüngern beygebracht, woraus wir das N. T. bekommen; doch um gröſſere Erkänntniß in der chriſtlichen Religion zu bekommen, habe nach Conſtantini Zeiten der Theodoſius, weil es an weltlichen Geſetzen noch ſehr gefehlet, den Codicem Theodoſianum ans Licht geſtellt; hierauf wären andere Käyſer gefolgt, biß endlich der unüberwindliche Käyſer Juſtinianus das Corpus Juris von ſeinen Rechts-Gelehrten in ein Buch faſſen laſſen, welches in unſerm deutſchen Reiche noch gebräuchlich ſey. Nachdem nun der Herr D. Rodigaſt, JCtus, ſeine Hiſtoriam Juris in nuce von der Erſchafung der Welt biß auf den Juſtinianum alſo vorgeſtellt, ſo giebt er die Urſachen ſeines Vornehmens zu erkennen, nemlich: Solches Corpus Juris habe er zu meherrer Deutlichkeit angefangen in einen neuen Guß zu bringen: es ſey nach allen §is ſo beſchafen, daß es einer guten Handleitung nöthig habe; das Corpus Juris Gloſſatum ſey auch vor erfahrne Köpfe nicht deutlich genug; hauptſächlich aber, weil ſo viel Schul-Jungen, die kaum recht exponiren können, ihren Rectoribus, abſonderlich in kleinen Städten, entlaufen, und alsdann auf Univerſitäten, weil ſie kein lateiniſch können, nicht fortzukommen wiſſen, wolle er dieſen zum Beſten das Corpus Juris in einem deutſchen Kleide laſſen ans Licht treten. Der Druck ſey angefangen; man nehme weiß Papier und neue Littern; der erſte Foliant werde 5 Alphabet ſtarck; man bezahle 1. Thaler zum Voraus und den 2ten beym Empfang

auf der Oſter-Meſſe des künftigen Jahrs, damit er keinen Schaden leide; biß auf Michaelis würden die Præſcriptiones angenommen, und nicht mehrere Exemplare, als prænumerirt worden, gedruckt werden. Der Herr Doctor JCtus iſt ſelbſt Verleger, läßt aber bey allen Buchhändlern die Subſcriptiones annehmen. Wird dies nicht ein Werck werden, noch vielmehr als Auli Apronii Reiſen, zur Freude der Welt und ewigen Zeiten? Der Abdruck ſoll gewiß vor ſich gehen, wenn auch nur anderthalb Subſcriptiones einliefen, denn der Herr Doctor JCtus, als ein ingenium præcociſſimum, beſitze einen allzugroſſen Eifer ein lux mundi zu werden, das ſo lange ſcheinen will, biß man es auspuzt; ſo ſey auch der Herr Rodigaſt aus Eingebung eines prophetiſchen Geiſtes bedacht, einer zukünftigen Maculatur-Theurung durch die Auflage ſeines Wercks vorzubauen.

No. XXV.

Dresden. Da das Corpus Juris Civilis denen, die wenig oder gar kein Latein können, und doch Juriſten ſeyn wollen, ſehr dunckel und unverſtändlich iſt, ſo iſt Herr D. Samuel Chriſtoph Rodigaſt entſchloſſen, daſſelbe in deutſcher Sprache, unter dem Titul: Deutſches Corpus Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuale, worin aus allen Paragraphis, welche das Corpus Juris Civilis von Käyſer Juſtiniano in Deutſchland eingeführet, in ſich begreifet, gleich der Caſus und des Geſetzgebers Meynung hierinnen abgefaſſet, ans Licht zu ſtellen. Er hat dieſes in einem Avertiſſement von einem

bereits

bereits im Druck habenden Corpore Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuali, ſo er doch per Subſcriptiones erſt drucken laſſen will, der gelehrten Welt kund gemacht. Mit denen Inſtitutionibus will er den Anfang machen. Er wird einen jeden §. mit Caſibus erläutern, die Römiſchen Gebräuche und Rechte mit berühren, den heutigen Proceß, und was noch in Deutſchland gebräuchlich, mit einſchieben, und endlich lehren, was in einer jeden Sache vor eine Klage müſſe angeſtellet werden. Er wird es dabey nicht laſſen, ſondern, wofern es GOttes Wille, das gantze Corpus Juris auf dieſe Art in Deutſcher Sprache durchgehen, und uns alſo ein Werck liefern, das, wie er ausdrücklich ſagt, für Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte, Geiſtliche und Weltliche ſeyn wird. Wir wollen dem Hrn. D. Rodigaſt hierinnen eben nicht widerſprechen, doch müſſen wir bekennen, daß wir nicht fähig, den Nutzen ſeiner Abſicht einzuſehen. Er will die Stümper erbauen, die kein Latein können, und ſo klug von Academien wieder herkommen, als ſie hingegangen. Uns deucht aber, daß dieſe Armſeelige nicht verdienen, daß man ſich ihrentwegen eine Mühe gebe, die eben darum vergeblich ſeyn muß, weil das Corpus Juris Leuten, die in der Vernunft-Lehre, Moral und Politic Fremdlinge ſind, und weder die Hiſtorie, noch Alterthümer, noch Verfaſſung der Römer wiſſen, in alle Ewigkeit unverſtändlich und ein Rätzel bleiben wird, und wenn es gleich tauſendmahl ins deutſche überſetzet. Es wird alſo die Ueberſetzung des Hrn. D. Rodigaſt dieſe Tröpfe eben ſo klug machen, als jenem Eſel

das Pſalter-Buch, ſo ihm Eulenſpiegel in die Krippe legte, und, wenn es hoch kömmt, uns ſo viele ſtolze Zungendreſcher, als die Poſtillen unnütze Schwätzer, geben. Wir leugnen indeſſen nicht, daß das Vorhaben des Herrn D. Rodigaſt ſeinen Nutzen haben könne, ob wir gleich nicht begreifen, worinnen er beſtehe: Aber wir beſorgen, daß ſich wenige entſchlieſſen werden, den verlangten Vorſchuß zu thun. Die meiſten werden ſich an dem Titul des Wercks ſtoſſen, und nicht viel Gutes von denen Anmerckungen eines Mannes verſprechen, der ſo übel berathen iſt, daß er ſich einbildet, Juſtinianus habe das Corpus Juris in Deutſchland eingeführet. Das Avertiſſement wird ſie in dieſem Mißtrauen ſtärcken: Denn der Herr D. Rodigaſt giebt in demſelben einen ſehr magern Begrif von ſeiner *Juriſtiſchen* Weisheit. Er theilt uns einen ſo andächtigen Abriß einer Hiſtorie der Rechte mit, daß es läßt, als wolle er predigen, und was er vorbringt könnte mit Fug ein vollſtändiger Auszug aus dem Evangelio am erſten Weinacht-Tage heiſſen, wenn er nicht ſchändlich vergeſſen zu melden, daß, zu der Zeit als Chriſtus gebohren, Cyrenius Land-Pfleger in Syrien geweſen. Von der ſeligmachenden Kraft, die er dem Geſetze Moſis beyleget, wollen wir nichts erwehnen: Es muß dieſes nothwendig vielen bedencklich vorkommen. Nur mercken wir noch an, daß das Avertiſſement ſo verworren und undeutſch geſchrieben, daß viele daher auf die Gedancken kommen werden, der Herr D. Rodigaſt ſey eben ſo ungeſchickt das Corpus Juris in gut Deutſch zu überſetzen, als daſſelbe mit nützlichen und gelehr-

ten Anmerckungen zu erläutern. Wir unſers Orts haben eine beſſere Meynung von dieſem gelehrten Mann. Wir wiſſen, daß die Menſchen in ihren eigenen Sachen blind, und in fremden ſehr ſcharfſichtig ſind, und zweifeln alſo nicht, der Herr D. Rodigaſt werde fremde Gedancken weit zierlicher, deutlicher und ordentlicher ausdrücken, als ſeine eigene. Um alle Welt von dieſer Geſchicklichkeit zu überführen, wäre es, unſers Erachtens nicht übel gethan, wenn der Hr. D. Rodigaſt etwann den §. 3. Inſt. Qui, & ex quibus cauſis manumittere non poſſunt zur Probe ins Deutſche zu überſetzen belieben wolte. Er könnte bey der Gelegenheit über die Worte: Sæpe enim de facultatibus ſuis amplius, quam in his eſt, ſperant homines, eine Chriſtliche Betrachtung anſtellen, die gewiß nicht ohne Frucht ſeyn würde.

No. XXVI.

Hamburg. Es iſt neulich, wir wiſſen nicht wo, eine Schrift von 4. Bogen in Quart herausgekommen, in welcher der Verfaſſer, der ſich Martin Albrecht nennet, unſer, wie er ſpricht, unverworrenes, undeutſches, und Pferde-mäßig getrofenes Raiſonnement über des Hrn. D. Rodigaſts Deutſches Corpus Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuale, zu wiederlegen bemühet iſt. Die Schreib-Art und ganze Einrichtung dieſer lächerlichen Schrift zeiget klärlich, daß ſie ein Werck des Herrn D. Rodigaſts ſey. Dieſer ehrliche Mann kan nicht leiden, daß wir andere Gedancken von ſeiner Fähigkeit haben, als er ſelbſt. Er hat ſich das Urtheil, ſo wir von

ſeinem vorhabenden Deutſchen Corpore Juris gefället, zu ſchmerzlichem Gemüthe gezogen, und gebärdet ſich desfalls ſo übel und ungezogen, daß man darüber erſtaunen muß. An ſeiner Geſchicklichkeit zweifeln, iſt, nach ſeiner Meynung, ein Verbrechen, ſo den Tod verdienet. Er ſpricht uns auch würcklich an unterſchiedenen Orten das Leben ab. Er will uns erſäufen. Er will uns, wie die alten Hexen, verbrannt wiſſen, und haben wir es nicht anders als ein beſonderes Zeichen ſeiner Großmuth anzuſehen, daß er uns endlich ſo weit begnadiget, daß uns nur unſere blasphematiſche Zunge abgeſchnitten, und ein K. vor unſerer verwegenen Stirn gebrannt werden ſoll. Wir wunderen uns alſo gar nicht, daß er uns vor Unchriſten hält, und uns abtrünnige Julianer, wilde Säue, Hottentotten und Mahomethaner nennet. Wir nehmen ihm dieſes auch im geringſten nicht übel, ſondern ſagen ihm vielmer hiemit öfentlich Danck, daß er uns und andern ein Lachen zubereiten wollen. Seine Unbeſcheidenheit ſoll uns nicht aus unſerer Gelaſſenheit bringen, und es ſey ferne von uns, daß wir ihn züchtigen ſolten, wie er es verdienet. Wir halten ſeinem gerechten Schmerz etwas zu gute, und beklagen von Herzen, daß er ſich durch ſeinen Eyfer ſo weit verleiten laſſen, daß er durch eine lächerliche Ehren-Rettung ſeine Schwäche noch deutlicher zu Tage geleget, und durch die derſelben angehängte Probe ſeiner Arbeit, unſer von ihm gefälltes Urtheil bekräftiget. Wir machen uns ein Gewiſſen, ihm ſeine ſcheußliche und barbariſche Schreib-Art vorzuhalten. Kein

Schnei-

Schneider-Geſelle kan elender ſchreiben, als er. Er mag unſerntwegen immerhin glauben, daß Juſtinianus das Corpus Juris 600. Jahr nach ſeinem Tode in Deutſchland eingeführet, und der bekannte Irnerius, den er umtauft, und, aus Unwiſſenheit, den berühmten Irenium nennet, daſſelbe 600. Jahr vor ſeiner Gebuhrt, auf Befehl des Juſtinianus, zu erſt in Italien gelehret. Wir ſind nicht beſtellet, ihn klug zu machen. Wir wollen ihm auch nicht weiter abrathen, ſein Deutſches Corpus Juris ans Licht zu ſtellen. Wir ſehen wohl, daß er keinen guten Raht annehmen will, und, nach der Beſchreibung, die Horatz von einem unbärtigen Jüngling macht, monitoribus aſper iſt. Er meynt wir beneiden ihn, und will uns und dem Teufel zum Trotz, ſein Deutſches Corpus Juris herausgeben. Wir freuen uns über dieſen Entſchluß; denn die Probe, die er uns von ſeiner Arbeit mitgetheilet, hat uns lüſtern gemacht nach einem Wercke, welches ſo viel zum Vergnügen und zur Geſundheit des Menſchlichen Geſchlechts beytragen wird. Wir ſchämen uns faſt, daß wir ihm eine gute Erinnerung gegeben, und er kan glauben, daß es nimmer würde geſchehen ſeyn, wenn wir uns hätten einbilden können, daß es ſo gar elend um ihn beſtellet ſey.

No. XXVII.

Es muß denen verkehrten Juriſten durch die Seele gehen, wenn ſie ſehen, daß die geſchickteſten und gröſſeſten Männer ihres Ordens an denen neuen, verwegenen, ärgerlichen und gefährlichen Lehren,

wodurch ſie ſich in der Welt groß machen wollen, keinen Theil nehmen. Gute Gemüther hergegen freuen ſich darüber, und halten ſolche Rechtsgelehrte zwiefacher Ehren werth. Ein gottſeliger Juriſte ſtiftet durch das Mißfallen, ſo er über die böſen Lehren ſeiner unwürdigen Brüder bezeuget, mehr gutes, als alle Gottesgelehrte durch die gründlichſten Widerlegungen, und verdienet die Hochachtung aller, die es mit der Wahrheit redlich meynen. Man findet leyder! zu dieſen Zeiten nicht viele ſolcher Juriſten: Aber es giebt doch noch immer einige, die um ſo viel höher zu ſchätzen, je ſeltener ſie ſind. Wir haben vor nöthig gefunden, dieſen kleinen Eingang zu machen, da wir von der Schrift eines Mannes reden wollen, den man mit allem Fug unter die frommen und rechtſchafenen Juriſten, deren Anzahl ſo klein iſt, rechnen kan. Es iſt bekannt, daß einige neuere Rechtsgelehrte, denen der löbliche Eyfer, welchen chriſtliche Obrigkeiten vor die Erhaltung der reinen Lehre bezeugen, ein Dorn im Auge war, ſo weit verfallen, daß ſie gelehret, die Obrigkeit ſey nicht ſchuldig vor die Seligkeit ihrer Unterthanen zu ſorgen. Dieſem Irrthum, durch welchen viele verführet, iſt von denen reineſten Lehrern unſerer Kirche zwar beſtändig widerſprochen, nimmer aber iſt derſelbe ſo gründlich widerleget worden, als in einer academiſchen Diſputation, die den Titel führet: Diſſertatio circularis januariana, de Jurisprudentia ſalutis civium æternæ rationem habente, Anno 1735. d. XXIX. d. m. in Academia Roſtochienſi ventilanda Præſide Academiæ Rectore Erneſto Joh. Frid.

Frid. Manzel, Jur. & Phil. Doct. Inſtit. Prof. Ord. & h. Fac. Jurid. Decano & Reſpondente Bernhardo Friderico Neucrantz Guſtrovienſi, Jur. Cult. Roſtochii, typis Joh. Jacobi Adleri, Sereniſſ. Principis & Acad. Typographi, in 4to 2 Bogen.

Der Hr. Verfaſſer iſt, wie man ſiehet, ein berühmter Lehrer der Roſtockiſchen Academie, der mit der Rechtsgelehrſamkeit die Philoſophie, und ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften verbinde. Seiner vielen Diſputationen nicht zu erwehnen, ſo hat man ſchon von ihm eine Erläuterung der Pandecten aus der Bibel, primas lineas juris naturæ verè talis, eine Vernunft-Lehre, einen Verſuch, wie weit man es in Ueberſetzung lateiniſcher Poeten bringen könne, und viele andere Schriften, aus welchen allen ein ſcharfer Verſtand, eine groſſe Gelehrſamkeit und eine tiefe Einſicht in die wichtigſten Wahrheiten hervorleuchtet.

In gegenwärtiger Diſputation behauptet er, daß die bürgerlichen Geſetze auch auf die ewige Seligkeit der Menſchen ihre Abſicht richten, und dieſelbe zu befordern ſuchen. Die Materie iſt reich und erbaulich, und erforderte juſt einen Mann, der zugleich ein Theologus und Juriſte wäre. Der Hr. Verfaſſer iſt ein ſolcher Mann. Er hat vor dieſem der Theologie eyfrig obgelegen, und weiſet jetzo durch ſein Exempel, daß aus denen, die ſich von der Theologie zur Jurisprudentz wenden, die beſten Juriſten werden. Es iſt nicht glaublich, daß ſolche Leute der Fluch trefen werde, der auf diejenigen geleget iſt, ſo die Hand vom Pflug ziehen. Das wäre ein ſchlech-

ter

ter Danck vor die wichtigen Dienſte, ſo ſie der Kirche leiſten. Wenigſtens iſt es billig, daß in Anſehung des Herrn Prof. Manzels eine Ausnahme gemachet werde.

„Nachdem er den gemeinen Wahn, daß die Ju„riſten böſe Chriſten, kürtzlich widerleget, (poſit. „1. 2.) beweiſet er auf die bündigſte Art, daß die „Rechtsgelehrten auch vor die ewige Seligkeit der „Menſchen ſorgen. Sie dringen, ſpricht er, (poſit. „3.) auf das ſuum cuique, und wollen alſo auch, „daß man die Pflichten gegen GOtt beobachte. Die „Fürſten, als Säug-Ammen und Pfleger der Kir„che, welches einer ihrer vornehmſten Titel, ſetzen „Prieſter, und ſehen dahin, daß der Gottesdienſt „zu der dazu beſtimmten Zeit gehalten, und der Sab„bath nicht entheiliget werde. (poſit. 4.) Sie haben „auch Acht auf die Oerter und Gebäude, die zum „Gottesdienſt gewiedmet ſind. Sie ſorgen vor die „reine Lehre. Sie laſſen auf Concilien und Synodis „die Wahrheit befeſtigen, und Libros Symbolicos, „ohne welche keine Kirche beſtehen kan, verfertigen, „damit nicht ein jeder ſich eine eigene Religion mache „(ne quilibet pumilio proprium ſibi faciat ſyſte„ma): Und zeigen alſo durch den Gebrauch ihres „Rechts in Kirchen-Sachen, wie lieb ihnen das „Seelen-Heil ihrer Unterthanen ſey. (poſit. 5.) „Er könnte, ſagt hierauf der Hr. Verfaſſer (poſit. „6.) unterſuchen, wie weit diejenigen recht haben, „die da ſagen, daß die Jurisprudentz die ewige Se„ligkeit zum Endzweck habe, und zeigen, wie unbe„ſonnen diejenigen handeln, die dem Fürſten eine „gar zu groſſe Gewalt über die Gewiſſen zuſchreiben:

Denn

Denn daß die Obrigkeit einige Gewalt darüber ha-“
be, würde kein Verſtändiger läugnen; Allein er“
verſparet es auf eine andere Zeit. Nur, meynt er,“
(poſit. 7.) könne er nicht umhin, die Fragen zu“
berühren: Ob die Ketzerey ein Laſter? Und was in“
Anſehung der Atheiſterey Rechtens ſey? Was die“
erſte Frage betrift, ſo ſey zwar, ſpricht er, wenn“
alle Herrſchaft über die Gewiſſen wegfalle, eine je-“
de Ketzerey überhaupt kein Laſter, ſo die Ahndung“
der Obrigkeit verdiene, ſondern eine Sache, dar-“
über das Urtheil GOtt allein zuſtehe: Aber daher“
folge nicht, daß ein jeder, ohne das Bürger-Recht“
zu verlieren, glauben könne, was er wolle (quic-“
quid in mentem & buccam venerit): Sondern“
eine jede Republick könne durch ein Grund-Geſetz“
beſtimmen, was vor eine Religion gelten ſolle.“
Wer damit nicht zufrieden, müſſe in eine ſolche Re-“
publick nicht kommen, oder, wenn er nicht wolte“
hinaus geſtoſſen ſeyn, bey der angenommenen Leh-“
re bleiben. Dieſes flieſſe aus der Natur einer Ge-“
ſellſchaft, und die Obrigkeit, ſo Vermuthung vor“
ſich hat, ſuche die Seligkeit ihrer Unterthanen,“
wenn ſie keine fremde Religion leiden wolle.“

„Was die andre Frage anlanget, ſo meynt der“
Herr Verfaſſer, die Atheiſterey ſey ein ſtrafbares“
Verbrechen, weil ſie kein Fehler des Ver-“
ſtandes, ſondern des Willens. Ein Atheiſte“
muß alſo, nach ſeiner Meynung, nicht bloß aus“
dem Lande gejagt, ſondern am Leben geſtraft wer-“
den, und wer anders dencket, ſagt er, iſt ein Feind“
GOttes. (poſit 8.) Hierauf thut der Herr Verfaſſer“
den chriſtlichen Wunſch, daß doch die bürgerlichen“

“Geſetze

„Geſetze kräftig genug ſeyn mögten, allen Laſtern zu „ſteuren. Er meynt, wenn dieſes wäre, ſo ſolten „gewiß mehr Leute, als ietzo, auch wider ihren Wil„len (inviti quaſi,) in dieſer und jener Welt glücklich „ſeyn. Er geſtehet, daß das Amt der Rechtsgelehrten „eigentlich nur ſey, dasjenige zu ſtrafen, wodurch „die menſchliche Geſellſchaft ofenbahr beunruhiget, „und die Ehre GOttes verletzet wird: Doch, meynt „er, wenn ſie dieſes thäten, ſo machten ſie doch, daß „viele aus Furcht der Strafe als gute Bürger lebten, „und indem ſie bey der Gelegenheit (occaſionaliter) „eine Liebe zur Tugend bekämen, gleichſam bey der „Hand zum Himmel geleitet würden. (poſit. 9.) Bey „dieſer Gelegenheit beklagt der Herr Verfaſſer, daß „die Materie de Infamia noch nicht recht ausgebeſ„ſert ſey. Ihm mißfällt daran zweyerley: 1) Daß die „Infamia facti heutiges Tages gantz aus der Mode „komme. Er glaubt, wenn die Laſter, ſo dieſe Art „der Schande würcken, nur beſſer geſtraft würden, „ſo würden viele erſt gezwungen, hernach freywillig „ihre Sitten ändern. 2) Daß die Infamia Juris zu „weit gehe, und die Beſſerung unmöglich mache. „(poſit. 10.) Iſt indeſſen die Lehre de Infamia man„gelhaft, ſo erſetzet die Jurisprudentia criminalis „dieſen Mangel überflüßig. Die gehet gantz und gar „dahin, daß die Menſchen durch die Furcht der „Strafe vom ewigen Verderben zurück gehalten „werden mögen. Die Sache braucht keines Bewei„ſes: Denn ein jeder weiß, daß von Jugend auf die „Liebe zur Tugend durch die Furcht der Strafe in „ihm erreget worden, und daß er dieſer Furcht, wo-

durch

durch er im Guten bekräftiget, ſeine Glückſeeligkeit"
zu dancken habe. (poſit. 12.)"

„Man ſiehet hieraus, daß die Juriſten vor die"
Seligkeit der Menſchen eine ungemeine Sorge tra-"
gen: Noch beſſer wird man aber davon überführet"
werden, wenn man mit dem Herrn Verfaſſer be-"
dencket, wie löblich ſie die gar zu groſſe Gewalt, ſo"
die alten Römer über ihre Kinder und Knechte ge-"
habt, eingeſchräncket. (poſit. 13.) Wie ſorgfältig"
ſie die Schwerenden vor dem Meineyd warnen. (po-"
ſit. 14.) Wie ſehr ſie, da man ohne Seelen-Gefahr"
nicht in immerwährendem Haß und beſtändiger"
Unverſöhnlichkeit leben kan, die Injurien-Klagen"
zu mindern und abzukürtzen bemühet ſind. (poſit."
15.16.) Und wie behutſam ſie ſind, Leute zum"
Zeugniß zu laſſen, von denen zu vermuhten, daß ſie,"
aus Liebe zu einer der ſtreitenden Partheyen, falſch"
zeugen, und alſo einen Meineyd begehen mögten."
(poſit. 17.) Inſonderheit aber leuchtet die Seelen-"
Sorge der Juriſten aus ihrer Aufführung gegen die"
zum Tode verdammten Uebelthäter hervor. Sie"
verhüten, daß ein ſolcher durch eine gar zu harte und"
langſame Todes-Strafe nicht zur Verzweifelung"
gebracht werde, und geben ihnen Zeit, ſich zum To-"
de anzuſchicken. (poſit. 18.) Der Herr Verfaſſer"
berufet ſich, was den letzten Punct betrift 1) auf die"
Halßgerichts-Ordnung, und 2) auf das Exempel"
der Juriſten-Facultät zu Roſtock, die alle ihre To-"
des-Urtheile folgendergeſtalt abfaſſet: Daß inqui-"
ſit, wenn er zur Erkänntniß ſeiner Sünden gebracht,"
und mit dem Heil. Abendmahl verſehen, mit dem"
Schwerd &c. vom Leben zum Tode zu bringen. In-"
deſſen,

„deſſen, ſetzt der Herr Verfaſſer hinzu, folge aus „dieſer Formel nicht, daß es unrecht, einen Unbußfertigen hinrichten zu laſſen, und ſey es der Facultät erſchrecklich zu vernehmen geweſen, daß An. „1732 ein leichtfertiger Vogel (quendam nebulo- „nem) derſelben mißbrauchen wollen. Es ſey aber „dieſer Bube, dem allen ungeachtet, ohne weitern „Aufſchub, unbereitet abgethan worden, und das „von Rechts wegen. (poſit. 19.20.) Schließlich „erweiſet der Herr Verfaſſer ſeinen Satz durch die „geiſtlichen Strafen, die, wie er meynt, gantz medicin iſch, und auf nichts, als die Rettung der Seelen zielen, (poſit. 22.) und ſagt, er habe noch von „unterſchiedenen Puncten handeln wollen, in welchen die Rechte die Seelen in Gefahr ſetzen, und alſo einer Ausbeſſerung benöthiget wären: Allein das „mögten andere thun, die mehr Zeit hätten. Er „wolle nur noch mit einem Worte erwehnen, „daß, in Anſehung der Teſtamente, die Geſetze ſelbſt „Urſache wären, quod quilibet non moriatur Jo- „hannes Evangeliſta. (poſit. 23.)

Dieſes iſt der Inhalt der Diſputation des Hrn. Prof. Manzels, die gewiß alles Lobes werth iſt. Der Hr. Prof. behauptet in ſelbiger einen Satz, der in viele wichtige Wahrheiten einen groſſen Einfluß hat, und alſo einer ſo gründlichen Ausführung vor andern werth war. Indeſſen wird, allem Anſehen nach, der Herr Prof. Manzel bey denen böſen Juriſten mit ſeiner Diſputation ſchlechten Danck verdienen. Es ſoll, wie wir vernommen, Leute geben, die ſehr vieles wider dieſelbe einzuwenden haben. „Der Hr. Prof. Manzel, ſollen ſie ſagen, hat ſehr

unrichtige Begriſe von der Natur der bürgerlichen"
Geſellſchaft, der Geſetze, und der Tugend. Er"
glaubt, daß man bey Aufrichtung der Republicken"
auch an die ewige Seeligkeit gedacht, daß"
die Geſetze zu Erlangung der Seeligkeit etwas"
beytragen könne, und daß die Furcht der Strafe"
eine Liebe zur Tugend würcke. Dahero hält er"
es vor ein löbliches und nöthigs Werck, daß die"
Obrigkeit vor die Seeligkeit ihrer Unterthanen"
ſorget, und dieſelbe durch ihre Geſetze fromm zu ma-"
chen ſuchet. Er muß aber wiſſen, daß dieſes ein ir-"
riger Wahn, wie ſchön er auch von auſſen gleißet."
Der Endzweck der Bürgerlichen Geſellſchaft iſt"
nichts anders, als äuſſerliche Ruhe und Sicherheit,"
und folglich nur der unterſte Grad der zeitlichen"
Glückſeeligkeit. Wenn die Obrigkeit, die ihr auf-"
getragene Macht zu Erhaltung dieſes Endzwecks"
anwendet, hat ſie ihrer Pflicht ein Genüge gethan."
Sie iſt nicht beſtellet, das Seelen-Heyl ihrer Unter-"
thanen zu befordern. Dasjenige, ſo uns ſeelig macht,"
iſt der Glaube. Der Glaube beſtehet in Begriſe."
Begriſe gehören zum Verſtande, und der Verſtand"
iſt keinen Geſetzen unterworfen. Die Obrigkeit"
kan alſo den Glauben, ohne welchen es unmöglich"
iſt, GOtt zu gefallen, nicht in den Hertzen ihrer Un-"
terthanen würcken. Der iſt und bleibet eine Gabe"
GOttes, und kömmt aus der Predigt: Die O-"
brigkeit aber prediget nicht. Es iſt auch nicht zu"
vermuthen, daß der Hr. Prof. Manzel ſo wunder-"
liche Dinge von ihr verlange. Er will nur, wie"
man ſiehet, daß die Obrigkeit den Laſtern ſteure,"
und ihre Unterthanen durch die Furcht der Strafe"

„von ſolchen Thaten abhalte, die die Hölle verdienen. „Auf die Art, meynt er, müſten die Leute nothwen„dig in den Himmel kommen: Und er hat recht: „Denn wo wolten ſie ſonſt wohl hin, wenn ſie nicht „in die Hölle kommen? Aber es iſt Schade, daß „die Obrigkeit nicht verbunden, ſein Begehren zu „erfüllen, weil er unmögliche Dinge von ihr for„dert. Alles, was die Obrigkeit thun kan, iſt, das ſie „die Verbrechen ſtraft, und durch ihre Geſetze die „Unterthanen von Begehung äuſſerſt böſer, und der „Ruhe des Staats nachtheiliger Thaten abhält. „Diejenigen nun, die ſich aus Furcht der Strafe „ſolcher Thaten enthalten, heiſſen gute Bürger: „aber vom Himmelreich ſind ſie weit entfernet. Ihre „Enthaltung vom Böſen hat nichts, als die Furcht „der Strafe zum Grunde, und iſt alſo keine wahre „Tugend. Die wahre Tugend hat einen höhern „Urſprung. Sie flieſſet aus dem Glauben, iſt ei„ne Würckung des Geiſtes GOttes, und wird „durch Galgen und Rad ſchlecht befordert, was „auch der Hr. Prof. Manzel von der Jurispruden„tia criminali vor hohe Begrife hat. Der Herr „Prof. klagt ja (poſit. 9.) ſelbſt, daß die Bürger„lichen Geſetze nicht zureichend ſind alle Laſter aus„zurotten. Er geſtehet ja, daß nur das, ſo die „Bürgerliche Geſellſchaft ofenbahr beunruhiget, „eigentlich vor die Juriſten, oder vor die Obrigkeit „gehöre. Wie iſt er denn ſo übel berathen, daß „er, dem allen ungeachtet, glaubt, es ſey möglich, „die Leute wider ihren Willen ſeelig zu machen, „und die Liebe zur Tugend könne durch die Furcht „der Strafe erwecket werden? Er iſt gewiß der

„eintzige

eintzige vernünftige Mann der dieſes glaubt. War-“
um thut er (poſit. 10.) den Vorſchlag, die Obrig-“
keit ſolle, um die Infamiam facti, die ſie gar nicht“
angehet, aufrecht zu erhalten, auch wider die“
Laſter, die jetzo ungeſtraft begangen werden,“
heilſame Verordnungen machen? Glaubt er“
denn recht in Ernſt, daß die Laſter, Schwach-“
heiten und Fehler, ſo die äuſſerliche Ruhe nicht ſtö-“
ren, und alſo, ihrer Natur nach, der Erkänntniß“
des Richters nicht unterworfen, durch Straf-Ge-“
ſetze können aus der Welt verbannet werden? Oder“
meynt er, daß, wenn gleich die Menſchen, aus“
Furcht der Strafe, dieſen Geſetzen aufs genaueſte“
nachlebten, dieſe äuſſerliche Enthaltung von ge-“
wiſſen Laſtern ſie ſeelig machen, und den Nahmen“
einer wahren Tugend verdienen werde? Die wah-“
re Tugend leidet keinen Zwang, und ſo bald hört“
ſie nicht auf freywillig zu ſeyn, ſo iſt ſie keine wahre“
Tugend mehr. Zwar meynt der Hr. Prof. Man-“
zel, die Obrigkeit könne es ihren Unterthanen ſo na-“
he legen, und ſie mit Strafen ſo lange ſcheeren, daß“
ſie endlich aus Verdruß und Verzweifelung ſich“
entſchlieſſen müſſen, rechtſchafen fromm zu wer-“
den: (multi primum coacti, & mox lubentes ali-“
am vitam aliosque mores eligerent) Aber man“
ſiehet wohl, daß er die menſchliche Natur nicht ken-“
net. So treuhertzig wird auch der klügſte und“
ſtrengſte Regent ſeine Unterthanen nicht machen.“
Sie wiſſen ſchon andern Rath. Beſchneidet er ih-“
nen durch ſeine verdrießlichen Geſetze die Freyheit,“
ihren Lüſten öfentlich nachzuhängen, ſo thun ſie es“
heimlich. Und dieſes iſt nicht ſo beſchwerlich, als“

„man glaubt. Man gewinnet immer dabey. Jene „Dame in Spanien wünſchte, daß doch das Caffé-„Trincken Sünde ſeyn möchte. (qu'il y eût un peu „de peché à prendre du Caffé) Sie meynte, er „würde ihr um ſo viel beſſer ſchmecken. Und ſie hat-„te recht. Die Kenner behaupten, daß nichts ſo „geſchickt ſey, eine Luſt recht empfindlich zu machen, „als ein kleines Verbot, und Paulus ſagt ſelbſt: Ich „wuſte nichts von der Luſt, wenn das Geſetz nicht „geſaget, laß dich nicht gelüſten. Da nun die Men-„ſchen, wie die Erfahrung lehret, ſo geartet ſind, „ſo kan die Obrigkeit auch durch die ſchärfſten Geſetze „wider die Laſter nichts zur Seeligkeit der Menſchen „beytragen. Die Menſchen, wie fromm ſie ſich „auch von auſſen ſtellen, bleiben doch Menſchen, und „legen die böſen Neigungen, die ihnen ſo natürlich, „und GOtt ſo mißfällig ſind, nicht ab, die Obrig-„keit mag anfangen was ſie will. Warum verlangt „man denn, daß die Obrigkeit ihre Unterthanen, „der Natur zum Trotz, mit Gewalt ſeelig machen „ſoll? Sie wird wenig ausrichten, wo ſie nicht die „Kunſt erfindet, die Menſchen umzugieſſen. Durch „ihr Geſetze wird ſie das menſchliche Hertz nimmer „von allen ſündlichen Begierden ſäubern. Sie mag „noch ſo ernſtlich befehlen, daß ihre Unterthanen ihr „Hertz von allen irrdiſchen Dingen abziehen, und „nur nach dem trachten ſollen, das daroben iſt. Es „bleibt darum doch wohl beym Alten, und ein ſolcher „Befehl würde nicht viel klüger heraus kommen, als „wenn ſie allen ihren Unterthanen bey willkührlicher „Strafe verbieten wolte kranck zu ſeyn. Der Kay-„ſer Claudius trieb ſeine Landes-väterliche Vorſorge

ſo

ſo hoch, daß er durch ein eigen Edict ſeine Römer“
anwieß, die Wein-Fäſſer wohl zu verpichen, und“
ihnen kund machte, daß der Saft vom Taxus ein“
unvergleichlich Mittel wider den Schlangen-Biß“
wäre. Man wird nicht leicht Regenten finden, die“
da Luſt hätten, dieſem blöden Printzen gleich zu“
werden: Aber ſo bald ſie die Gräntzen ihres Amts“
überſchreiten, und unnütze und lächerliche Geſetze“
geben, ſind ſie es vollkommen. Diejenigen nun,“
ſo ihnen dieſes nachreden, erweiſen ihnen eine ſchlech-“
te Ehre. Der Herr Prof. Manzel thut es: Aber“
zu allem Glücke beweiſet er nicht, was er ſagt, und“
hat die Geſetze, die ihm Anlaß dazu gegeben, nicht“
recht eingeſehen. Denn 1) das ſuum cuique,“
worauf die Juriſten dringen, gehet nur auf die“
Pflichten gegen andere Menſchen. Die Pflich-“
ten gegen GOTT können darum nicht mit darun-“
ter begrifen ſeyn, weil ſie ſich auf die Begrife grün-“
den, ſo die Menſchen ſich von dem Weſen und Wil-“
len GOttes machen. Dieſe Begrife ſind aber“
den Geſetzen nicht unterworfen, und folglich haben“
ſich die Juriſten, ſo ferne man ſie als Leute be-“
trachtet, die die Geſetze erklären, um die daher“
flieſſende Pflichten nicht zu bekümmern. 2) Das“
Jus circa Sacra hat mit der Seeligkeit der“
Menſchen nichts zu thun, ſondern gehet nur“
auf äuſſerliche Zucht und Ordnung. Hat“
die Obrigkeit manchmahl zu weit gegrifen, ſo taugt“
es nicht, und wird ſie die Seeligkeit der Menſchen“
ſchlecht dadurch befordert haben. 3) Die Obrigkeit“
kan ihre gute Urſachen haben, warum ſie eine Lehre“
nicht dulden will: Aber verbietet ſie dieſelbe nur dar-“

„um, weil ſie falſch iſt, ſo mißbraucht ſie ihrer Ge-
„walt, und hilft niemand dadurch in den Himmel,
„obgleich der Herr Prof. Manzel meynt, die Obrig-
„keit habe in dieſem Fall die Vermuthung vor ſich,
„welches ein Satz iſt, der die Verfolgung der Hugo-
„notten in Franckreich rechtfertiget. 4) Obgleich die
„Atheiſterey, überhaupt zu reden, kein Fehler des
„Willens, wie der Herr Prof. Manzel meynt, ſon-
„dern nur ein Irrthum iſt: So kan doch die Obrig-
„keit einen Atheiſten, nach Befinden, auch am Le-
„ben ſtrafen: Aber wenn ſie es thut, ſo thut ſie es nicht
„aus einer Sorge vor die Seeligkeit ihrer Untertha-
„nen, ſondern aus andern Urſachen: Und thut ſie es
„nicht, ſo wird ſie dadurch keine Feindin GOttes. 5)
„Die gar zu groſſe Gewalt der Römer über das Le-
„ben ihrer Kinder und Knechte war ſchon einge-
„ſchränckt, ehe die Käyſer vor die Seeligkeit ihrer
„Unterthanen ſorgten. Wenigſtens glaube ich nicht,
„daß der Kayſer Antonius, auf welchen ſich der Hr.
„Prof. Manzel beruft, daran gedacht habe: Denn
„der war kein Chriſt. 6) Die Warnung vor dem
„Meineyd geſchicht nicht, um die Seele des Schwe-
„renden zu retten, ſondern nur zu verhindern, daß
„der Eyd, der ein Ende alles Haders iſt, nicht An-
„laß zu einem ungerechten Urtheil geben möge.
„Wenn ein Richter gleich in ſeinem Hertzen über-
„führet iſt, daß einer falſch ſchweren werde, ſo kan er
„doch einem ſolchen, wenn er ſonſt nach denen Ge-
„ſetzen zum Eyde zu laſſen, und ſchweren will, das
„Schweren nicht verbieten. Er kan, als ein Chriſt,
„vor einen ſolchen beten, und ſich über ſeine Boßheit
„betrüben. Aber als Richter bekümmert er ſich nicht,

wo ſeine Seele bleibt. 7) Daß die Juriſten die"
Injurien-Klagen abzukürtzen, zu mindern, und"
gar abzuſchafen bemühet ſind, iſt darum löblich,"
weil die Leute dadurch von unnützen Proceſſen ab-"
gehalten werden, und ihr Geld behalten: Aber es"
nützet nicht zur Seeligkeit. Empfindlichkeit, Haß"
und Rachgierde werden dadurch nicht ausgerottet;"
vielmehr die Beleidigten, wenn ſie kein Gehör beym"
Richter finden, zur Selbſt-Rache, und folglich zur"
Sünde gereitzet. 8) Daß gewiſſe Perſonen nicht"
zum Zeugniß gelaſſen werden, geſchicht darum,"
weil das Zeugniß ſolcher Leute, von welchen wahr-"
ſcheinlich zu vermuthen, daß ſie falſch zeugen wer-"
den, nichts zu Entdeckung der Wahrheit beyträget,"
und nichts beweiſet. Es iſt dieſes was altes, und"
gebräuchlich geweſen, ehe noch die Zeugen ihre Auſ-"
ſagen eydlich thaten, und alſo ehe man an die ewige"
Seeligkeit gedachte. 9) Daß man denen verdamm-"
ten Miſſethätern Zeit läſſet, ſich zum Tode zu berei-"
ten, und dieſelbe nicht durch eine gar zu harte und"
langſame Todes-Art quälet, geſchicht nicht aus ei-"
ner Sorge vor die Seeligkeit dieſer Leute, ſondern"
nur, um die Nachrede einer Grauſamkeit zu ver-"
meiden. Gar zu harte und unmenſchliche Todes-"
Strafen machen das Volck murren, und bewegen"
es zum Mitleiden gegen diejenigen, ſo damit beleget"
werden: Und was die Vorbereitung zum Tode an-"
langet, ſo wird ſie in der peinl. Halsgerichts-Ord-"
nung der Willkühr des Verurtheilten lediglich ü-"
berlaſſen. Die Erinnerung an die Prieſter, was"
ſie einem ſolchen vorſagen ſollen, gehöret nicht zum"
Geſetz, ſondern rührt aus einer unnöthigen Vor-"

„ſorge des Concipienten her. 10) Der Formul, der „ſich die Juriſtiſche Facultåt zu Roſtock in ihrer To„des Urtheilen bedienet, zeiget klårlich, daß die Glie„der dieſer Facultåt chriſtliche Juriſten ſind: Aber ſie „beweiſet nicht, daß es nöthig ein Todes-Urtheil mit „ſo andåchtigen Clauſuln auszuzieren, die da, wie „der Kerl, von dem der Herr Prof. Manzel redet, „gar artig gewieſen, und er ſelbſt bekennet, nichts „heiſſen. 11) Die ſogenannten geiſtlichen Stra„fen können eine gar feine åuſſerliche Zucht ſeyn: Ob „aber viele Seelen dadurch gerettet worden, iſt eine „andere Frage u.ſ.w.

Dieſes ſind ohngefehr die Einwürfe, die uns wieder die Diſputation des Herrn Profeſſor Mantzels zu Ohren gekommen ſind. Wir wiſſen wohl, daß ſie wenig zu bedeuten haben, und nichts als elende Sophiſtereyen ſind: Aber wir haben ſie doch anführen wollen, um dem Hrn. Prof. Gelegenheit zu geben, denen Schwåtzern die ſich nicht ſchåmen ſolch Zeug vorzubringen, das Maul zu ſtopfen. Es iſt ihm dieſes ein leichtes, und wir wünſchen, daß er es ſo bald möglich thun möge. Er wird ſich die gelehrte Welt ungemein dadurch verbinden. Aber was wåre es nicht vor eine herrliche Sache, wenn es dem Hrn. Prof. Manzel gefallen wolte, die Kunſt wie man die Leute wieder ihren Willen ſeelig machen könne, in ein heller Licht zu ſetzen? Wir erſuchen ihn hiemit, wo es ſeine Verrichtungen zu laſſen, darauf bedacht zu ſeyn. Die Zeit von Jacobi biß Bartholomåi, da doch vermuthlich in

Ro-

Roſtock nicht geleſen wird, wäre, unſers Erachtens ſehr bequem dazu.

In dem Programmate, welches der Hr. Prof. Manzel zu dieſer Diſputation gemacht, handelt er, wie Titel und Augenſchein weiſet, obiter de cura & ſtudio brevitatis.

Er beweiſet gründlich, daß man nicht zu kurtz und nicht zu weitläuftig ſchreiben müſſe, und meldet zum Beſchluß, daß die Roſtockiſche Academie beſchloſſen, hinfort monathlich (menſtruatim) eine Diſputationem Circularem halten zu laſſen. Der Hr. Manzel, als jetziger Rector Magnificus hat mit dem Jahre, den Anfang gemacht, und daher heiſſet ſeine Diſputation auch Diſſertatio Januariana. Wir können hiebey nicht unerinnert laſſen, daß es nicht nöthig geweſen, das Wort Januarius in ein bey den Lateinern unerhörtes adjectivum zu verwandeln. Die Nahmen der Monathe ſind im Lateiniſchen ſchon adjectiva. Wir hofen der Hr. Prof. werde dieſe Erinnerung nicht übel nehmen. Er wird finden, daß ſie gegründet.

No. XXVIII.

Hamburg. Da wir mit vieler Befremdung vernehmen müſſen, daß der Herr Prof. **Manzel** in Roſtock es ſehr hoch empfunden, daß wir uns die Freyheit genommen, einige wider ſeine neuliche Circular Diſputation gemachte Einwürfe in das XXII. Stück unſerer Nachrichten einzurücken: So haben wir vor nöthig erachtet ihn hiedurch nochmahl öfentlich zu verſichern, daß wir an gedachten Einwürfen keinen Theil nehmen. Wir hofen dieſe Erklärung

werde hinlänglich ſeyn, den Herrn Prof. zu bewegen, daß er ſeinen wider uns gefaßten Unwillen fahren laſſe, und das um ſo vielmehr, weil wir nicht begreifen können, was ihm die Bekanntmachung einiger beſcheidenen Einwürfe vor Schaden bringen könne. Stehet es doch bey ihm, dieſelbe aufs nachdrücklichſte zu widerlegen: Unſere Blätter ſind zu ſeinen Dienſten: Und, wenn er die Güte haben will uns ſeine Antwort zuzuſchicken, ſo erbieten wir uns dieſelben in unſere Nachrichten einzurücken. Dieſer Vorſchlag ſcheint uns billig zu ſeyn, und der Herr Prof. wird wohl thun, wenn er denſelben annimmt. Es iſt immer rühmlicher auf Einwürfe zu antworten, als ſich über den geringſten Widerſpruch zu entrüſten, und die Welt iſt ſo arg, daß ſie, ſo bald ſie ſiehet, daß einer böſe wird, urtheilet, er getraue ſich nicht ſeine Sache mit **Vernunft** auszumachen.

No. XXIX.

Kiel. Man ſiehet allhier eine mit vieler Gelehrſamkeit und Lebhaftigkeit abgefaſſete critiſche Schrift unter dem Titel: **Anmerckungen in Form eines Briefs über den Abriß eines Neuen Rechts der Natur, welchen der** (S. T.) **Herr Prof. Manzel zu Roſtock in einer kleinen Schrift, die den Titel führet:** Primæ Lineæ Juris Naturæ vere talis ſecundum ſanæ rationis principia ductæ, **der Welt mitgetheilet.** Kiel. 1735. in 8. 11 Bogen. Der ungenannte Herausgeber dieſer Anmerckungen verſichert daß ſelbige ſchon bey nahe vor 10 Jahren auf Veranlaſſung eines gelehrten Mecklenburgiſchen Cavaliers zu Papier gebracht, nachdem ſie ihm aber unver-

mu-

muthet in die Hände gerathen, von ihme in der Abſicht zum Druck befördert worden, damit der Hr. Prof. Manzel die verſprochene weitere Ausführung ſeines gantz neuen Rechts der Natur, worauf man ſo lange gewartet, der Welt endlich mittheilen möchte. Wir würden dem G. L. gerne einen Auszug von dieſer Schrift geben, wenn die Einrichtung derſelben ſolches erlaubte, und die ohnedem wenigen Blätter nicht mit gröſſerm Vergnügen in ihrem Zuſammenhange zu leſen wären. Doch können wir uns nicht entbrechen eine Stelle anzuführen, woraus des Hrn. Verfaſſers Urtheil von des Hrn. Prof. Manzels Schrift, welche dieſem Wercke angehänget iſt, ohnſchwer zu erſehen ſeyn wird. Die eigenen Worte deſſelben lauten wie folget: Er (Herr Manzel) will das Recht der Natur ausbeſſern. Er will die darin vorkommende Streitigkeiten ſchlichten: Er ſchreibt zu dem Ende ein Jus Naturæ verè tale. Und nun kömmt er und ſagt, es wäre eine Thorheit aus dieſem Jure Naturæ verè tali etwas auf unſern jetzigen Zuſtand zu appliciren. Warum hat er uns denn dieſes Jus Nature verè tale ſo mühſam erkläret? Warum muthet er denen, ſo gelehrter als er ſind, zu, daß ſie weiter über dieſes Jus Naturæ verè tale, von welchem er uns vor der Hand nur einen groben Abriß mitgetheilet, meditiren ſollen? Was ſoll es uns vor Troſt geben, daß wir wiſſen, was der erſte Menſch gemacht? Die Erkäntniß des Zuſtandes, in welchem ſich unſere erſte Eltern befunden, trägt nichts zu unſerer Wohlfarth bey, ſondern dieſe wird, nach dem eigenen Geſtändniß des Hrn. Manzels, beſſer

durch

durch eine vernünftige Betrachtung unſers jetzigen Zuſtandes befordert: Alle, ſo bißhero das Jus Naturæ gelehret, haben, (Alberti und Strimeſius ausgenommen) dieſe Betrachtung zum Grunde geleget: Und alſo iſt es ſehr unnöthig, daß der Herr Prof. darüber eyfert, daß man aus ſeinem ächten Jure Naturæ Sätze borge, da man doch die menſchliche Natur, wie ſie nun iſt, anſehen ſolte.

Gefällt es ihm aber nicht die auf dieſe vernünftige Betrachtung der menſchlichen Natur, wie ſie jetzo iſt, erbauete Wiſſenſchaft, ein Recht der Natur zu nennen: So kan man ihm ſeinen Willen laſſen: Er nenne ſie wie er will: Nur ſey er ſo gut und verſchone uns mit ſeinem Jure Naturæ verè tali. Das kan uns nichts helfen. Der Herr Prof. äffet uns damit.

Er ſtellet ſich als wenn er uns in das innerſte des Rechts der Natur (intimaque juris naturæ penetralia, wie er in der Vorrede (p. 4.) redet,) führen wolle. Er fordert alle Gelehrten auf, das was er geſchrieben zu überlegen, und ihre Gedancken darüber zu eröfnen, damit man endlich zu einer Gewißheit komme und viele ſonſt unſterbliche Streitigkeiten ihre Endſchaft erreichen mögten. Wer dieſes lieſet, der dencket, der Herr Profeſſor Manzel wolle diejenige Wiſſenſchaft, die wir insgemein das Recht der Natur nennen, auf einen andern Fuß ſetzen, und zu einer gröſſern Gewißheit bringen: Denn dieſe Wiſſenſchaft muß es unſtreitig ſeyn, über deren Verwirrung er in der Vorrede klagt: Weil, ehe ſeine primæ lineæ Ju-

ris

ris naturæ verè talis zum Vorſchein gekommen, niemand an ſein Jus naturæ verè tale gedacht. Allein der Ausgang giebt es, daß dies dem Herrn Prof. niemahlen in den Sinn gekommen. Er gedencket des Juris Naturæ, womit wir uns bisher beholfen, in ſeiner gantzen Schrift kaum zweymahl, und ſagt nichts mehr von demſelben, als daß es nicht das rechte Jus Naturæ ſey. Er beſſert und bauet alſo nicht ſondern reiſſet nieder. Er verwirft unſer altes Jus Naturæ, und bringt ein gantz neues zum Vorſchein: Doch will er nicht, daß wir uns nach demſelben richten ſollen: Er erlaubt uns bey dem alten zu bleiben: Nur meynt er man müſſe es nicht ein Recht der Natur ſondern ein natürliches Recht nennen. Eine wichtige Anmerckung, die wohl wehrt iſt, daß die gantze Schaar der Gelehrten derſelben weiter nachſinne!

No. XXX.

Auszug aus dem XLIXten Stücke der Hamburgiſchen Berichte auf das Jahr 1735.

Roſtock vom 12 Jun. Hieſelbſt ſiehet man eine Schrift unter folgenden Titel: Anmerckungen in Form eines Briefes über den Abris eines neuen Rechts der Natur, welchen der Hr. Prof. Manzel zu Roſtock in einer kleinen Schrift, die den Titel führet: Primæ lineæ juris naturæ verè talis ſecundum principia ſanæ rationis der Welt mitgetheilet, 8. Kiel 1735. 10. Bogen. Der hieſige Hr. Prof. Manzel hat vor 10 Jahren obige Schrift auf einem Bogen herausgegeben, welche der Autor

beſag-

beſagter Anmerckungen zuwiderlegen ſich Mühe giebt. Er dichtet, als ſey dieſe Wiederlegung auf Veranlaſſung eines Mecklenburgiſchen Edelmanns ſchon vor 10 Jahren verfaſſet, und nun ohne Wiſſen des Verfaſſers und des Edelmanns, an welchen ſolche überſandt worden, dem Druck von ihm übergeben. Ein ieder erſiehet aber leicht, daß der Herausgeber auch der Verfaſſer, und die Schreibart in der Vorrede eben dieſelbe ſey, welche der Verfaſſer in dem Wercke ſelbſt führet. Da nun der Autor dieſer Anmerckungen ſich viele Mühe gegeben hat, ſeinen Nahmen zu verhehlen, auch daher auf der Schrift einen Ort des Drucks ſetzen laſſen, wo es eben ſo wenig, als hier zu Roſtock gedruckt worden iſt, imgleichen auch in der Unterſchrift des Briefes dem Leſer den blauen Dunſt vor die Augen machen will, als wäre dieſe Schrift Anno 1726 zu Schwerin verfaſſet worden, beydes aber, ungezweifelten Nachrichten zu folge unwahr, und von dem Autore nur aus der Urſachen erſonnen worden iſt, um ſeine mit vielen Verkleinerungen und Anzüglichkeiten angefüllte Schrift deſto freier bekannt zu machen, oder wohl andern gelehrten Männern zu Schwerin oder Dantzig ſolche anzubringen und anzudichten; ſo wird man den Verfaſſer ſo lange unter die luci fugas rechnen, und dieſe Schrift unbeantwortet laſſen, biß der Verfaſſer oder Herausgeber, welcher ſelbſt in der Vorrede ſetzet, daß der Vater dieſes nahmloſen Kindes ſich nicht zu ſchämen habe, ſeinen Nahmen genannt haben wird.

No. XXXI.

Hamburg. Nachgeſetzten Brief und Auffſatz hat

hat man dieſen Blättern einzurücken um ſo weniger Bedencken tragen dürfen, als ſolche nichts als bloß eine Verantwortung auf dasjenige in ſich enthalten, was der Herr Prof. **Manzel** in einem andern hieſigen wöchentlichen Blatte wider den Herausgeber **der Anmerckungen über den Abriß eines neuen Rechts der Natur** zu ſagen beliebet hat. Der Inhalt iſt folgender:

Mein Herr,

Ich habe vor einiger Zeit beygehenden Aufſatz dem Hrn. Verfaſſer der Hamburgiſchen Berichte zugeſchicket, und ihn erſuchet, ſolchen entweder ſeinen Blättern einzuverbleiben, oder ihnen zuzuſtellen, da derſelbe nun, wie ich ſehe, keines von beyden gethan hat: So nehme mir die Freyheit, ihnen dasjenige, was ich gegen das trotzige Manifeſt des Herrn Manzels bekannt zu machen nöthig finde, ſelbſt zuzuſenden, in der Hofnung, ſie werden kein Bedencken tragen, es in ihre Nachrichten einzurücken. Ich werde ihnen vor ſolche Gefälligkeit ſehr verbunden ſeyn, und mich glücklich ſchätzen, wenn ich Gelegenheit haben werde ihnen zu zeigen, daß ich ſey

Mein Herr

DERO

Kiel, den 6 Julii,
1735.

Ergebener Diener.

Da man aus dem 49ten Stücke der Hamburgiſchen Berichte des Herrn Kohls erſehen, daß der Herr Prof. Manzel den Verfaſſer, der wider ſein

neues

neues Recht der Natur neulich herausgekommenen Schrift, ſo lange unter die Lucifugas rechnen, und ſeine Einwürfe unbeantwortet laſſen will, biß er ſeinen Nahmen genannt haben wird; So hat man vor nöhtig erachtet demſelben, mit aller Ehrerbietung, zu ſagen, daß er ſich ſehr irret, wenn er glaubet, ſein Gegner ſcheue das Licht, und habe ſeinen Nahmen aus Furcht verſchwiegen. Dieſe Einbildung kömmt etwas vornehm heraus, und zeuget von einer ſchlechten Erkenntlichkeit, vor die Mühe, die man ſich gegeben, den Herrn Prof. auf den rechten Weg zu bringen. Der Herr Manzel kan verſichert ſeyn, daß der Verfaſſer der Anmerckungen über ſeinen Abriß eines neuen Rechts der Natur ſich vor ihm im geringſten nicht fürchtet. Daß dieſelbe ohne ſeinen Nahmen herausgekommen, iſt der Behutſamkeit des Herausgebers zuzuſchreiben. Der Verfaſſer würde kein Bedencken tragen ſich zu nennen, wenn er, als ein Scribent bekannt ſeyn wolte. Er giebt aber um dieſe elende Ehre nichts. Er hat ſeinen Brief nicht darum geſchrieben daß er gedruckt werden ſolte, und gar keine Luſt einen Streit fortzuſetzen, von welchem er, er falle auch aus wie er wolle, natürlicher Weiſe wenig Ehre haben kan.

. . . . nec habet victoria laudem.

Der Hr. Manzel ſiehet hieraus, warum der Verfaſſer ſich nicht genennet, und auch noch nicht nennen will. Ob der Hr. Prof. ihm antwortet, oder nicht, daran liegt ihm wenig. Man weiß wohl, daß ihm das erſte unmöglich iſt, und räth ihm deſto wohlmeynender bey dem Entſchluß nicht zu antworten beſtändig zu verharren. Dieſes iſt das

klüg-

klügſte, ſo der Hr. Manzel thun kan. Aber daß er den Leuten weiß machen will, er könne wohl antworten, wenn er nur wolte, und würde es auch thun, wenn er nur ſeines Gegners Nahmen wüſte, iſt ein wenig zu viel. Wer will ihm das glauben? Die Urſache, ſo er von ſeinem Stillſchweigen giebt, iſt gewiß nicht weit her. Denn was liegt ihm daran, wie ſein Widerſacher heiſſet? Antworte er, wenn er was Kluges vorzubringen hat, und laß ihn heiſſen wie er will. Allein er kan nicht, und thut alſo wohl, daß er ſtill ſchweiget. Nur muß er nicht, bey ſeiner Schwachheit, pochen, und groß thun. Ein ſolcher Trotz, als er bezeuget, ſtehet ihm in der That ſehr übel an, macht ihn alles Mittleidens unwürdig, und reichet nicht zu, ſein Unvermögen vor den Augen kluger Leute zu verbergen. Der Kunſt-Grif, deſſen ſich die angefochtenen und nothleidenden Scribenten von je her zu bedienen gewohnet ſind, ut, quæ dicendo refutare non poſſunt, quaſi faſtidiendo calcent. (Quinctilianus inſtit. Orat. L. V. Cap. 13.) iſt heutiges Tages gar zu bekañt.

No. XXXII.

Göttingen. Von dort aus hat eine unbekandte Hand uns drey Stücke einer Schrift, die wöchentlich alle Donnerſtag daſelbſt ausgegeben wird, überſandt. Sie hat den Titul: Der Freydenker, und beträgt jedesmahl einen halben Bogen in Qvart. Es ſcheinet dieſer neue Sitten- oder Vernunft-Lehrer wohl durch nichts als den innerlichen Ruf, welchen er im Magen fühlet, zur Ausgabe dieſer Blätter bewogen zu ſeyn:

- - - - - Paupertas impulit audax.

Horat. Lib. II. Ep. II.

Das Schöne und Erhabene in den Wiſſenſchaften überhaupt, das Heilſame und Brauchbare in allen Ständen, der Wachsthum guter Künſte, der Flor der Handlung, die Kunſt reich und glückſeelig zu werden, ſammt denen richtig befundenen Vorſchlägen, allen Mängeln im gemeinen Weſen je mehr und mehr abzuhelfen, ſoll, wie das erſte Blatt verſpricht, der Vorwurf ſeiner Betrachtung ſeyn; allein aus den beyden folgenden Blättern ſollte man faſt argwohnen, daß ihm dis Verſprechen ſchon gereuet, wenigſtens findet man von allen dieſen ſchönen Sachen nichts darin. Das erſte Blat lobet die Freyheit zu dencken, das andere rühmet die Denck-Freyheit und das dritte preiſet die freye Denckungs-Kraft. Folgende tröſtliche Denckſprüchlein können es zeigen. So ſtehet vor dem erſten Stück:

Es läſt ſich der Verſtand gar nicht in Bande legen;
Hingegen durch Vernunft und Wahrheit leicht bewegen.

Vor dem andern:

Wenn manche den Verſtand in enge Grentzen ſchrencken;
Soll uns nichts höhers ſeyn, als immer frey zu dencken.

Und endlich vor dem dritten:

Die freye Denckungs-Kraft geht über die Gewalt,
Sie zieht, ſie neigt, ſie lockt; man ſey jung oder alt.

Nun ſagt zwar Horatz:

- - - - - - - - Citharœdus
Ridetur chorda qvi ſemper oberrat eadem.

Allein einem Freydencker iſt nichts unanſtändig. Wir glauben, er werde in den künftigen Stücken von der Art frey zu dencken, und von der freyen Art zu dencken, eben ſo gründlich als in den gegenwärtigen handeln, wo ihn nicht der Beytrag gelehrter und erfahrner Männer, auf den er, bey ſeinem Unvermögen, ſich und den Leſer im erſten Blatte vertröſtet, den

einmahl

einmahl eingeſchlagenen Weg zu verlaſſen nöthiget. Was vor ein Begrif eigentlich mit dem Worte Freydencker oder Denckfreyheit verknüpft werden ſolle, findet man nicht erkläret. Es bedingt ſich der Freydencker nichts weiter aus, als daß man ihn nicht vor einen Frey-Geiſt halten möge, welches auch hofentlich geſchehen wird, daferne nur nicht die im dritten Stücke vorkommende Stelle, da er die Wiederbringung aller Dinge lehret, ſolches hindert. So viel ſonſt die Art zu dencken und zu ſchreiben, die in dieſen Stücken herrſchet, urtheilen läſſet, ſo kan der Freydencker nichts als einen Menſchen bedeuten, der von dem Joche vernünftiger Reguln frey iſt, und ohne Abſicht und Ordnung dencket und ſchreibet. Dieſe Erklärung mag gelten, bis eine richtigere gegeben worden. Bis dahin halten wir die unſrige vor angenommen, und glauben, nach derſelben berechtigt zu ſeyn, dem Freydencker ſeinen Rang zu beſtimmen, welcher unmtttelbar über die Claſſe der elenden Scribenten iſt, die, wenn ſie ſchreiben, gar nicht dencken. Und indeſſen allen Verdacht der Partheylichkeit zu vermeiden, ſo kan man nicht umhin, an dieſen Blättern billig zu rühmen, daß ſie zwar auf ſchlechten Papier, doch mit groſſen Lettern und anſehnlich breiten Rande weitläuftig gedruckt, und wie im erſten Stück die erſte Seite, ſo in beyden andern die letzten Seiten faſt ganz ledig zu finden ſind. Vortheile, die bey Schriften dieſer Art, in der That vernünftigen Leſern viel werth ſeyn müſſen.

No. XXXIII.

Hamburg. Man hat uns abermahl drey Stücke des Freydenckers zuzuſenden beliebet, deren Inhalt wir, ſo viel es die Menge derer etwas regellos durch

einander laufenden Gedancken zuläßt, anzeigen wollen. Das vierdte Stück enthält drey Briefe. Im erſten erzehlet Herr Duldreich ein Hiſtörgen von einem atheiſtiſchen Papageyen, welches der Freydencker mit einem etwas freygeiſtigem Urtheile begleitet. Im zweyten fraget Herr Gradezu, was der Freydencker vor einen Beruf habe? Er antwortet hierauf, aber, welches mit ſeiner Erlaubniß geſagt ſey, nicht ſo gründlich, als es von uns Num. 11. dieſer Zeitung geſchehen. Der dritte Brief des Herrn Rechtliebs bittet um Nachricht des Göttingiſchen Univerſitäts-Weſens, welche nebſt der Anzeige, wie der mit ihm zu führende Briefwechſel beſchafen ſeyn und eingerichtet werden ſolle, verſprochen wird. Auch dis Stück faſſet alſo, wie jeder ſiehet, wenig oder nichts in ſich, was mit der im erſten Stück vorgegebenen Abſicht übereinkomme. Im fünften Stück verſpricht er den Mißbrauch der Freydenckerey in Betrachtung zu ziehen. Nach wenig Worten, die, wenn man tief nachdenkt, dahin zu zielen ſcheinen, fängt er aber an den richterlich-entſchiedenen Streit zu beſchreiben, welchen er mit ſeiner zornigen Wirthin, die er Frau Furia nennet, über einige Kleinigkeiten gehabt, da ſie ihm die Aufwartung entzogen, ein Geſchirr genommen, keine reine Vorhänge wieder geben wollen ꝛc. welches er unſittigliche Handlungen nennet. Hierauf erinnert er ſich des erſtgedachten Mißbrauchs der Freydenckerey wieder, giebt einige allgemeine Anmerckungen, worunter dieſe, daß ſie der Vernunft unterworfen ſeyn müſſe, wohl die beſte, weil ſie ſonſt von der Thorheit oder Raſerey nicht zu unterſcheiden, gleichwohl aber, welches wir mit aller Beſcheidenheit erinnern, finden wir nicht,

daß

daß der Herr Freydencker bey ſeinen Aufſätzen ſich durchgehends gar genau nach derſelben gerichtet. Das ſechſte fängt mit einem Briefe des Hrn. Belſumeurs, Mitglieds der aufgeräumten Geſellſchaft, an, der ihm vorwirft, er habe in den drey erſten Stücken gar zu ernſthaft zu moraliſiren angefangen, und ihn bittet, eine Liſte der Materien, die er das gantze Jahr durch zu liefern gedencke, mitzutheilen. Was den erſten Punct betrift, ſo erkläret er ſich darauf etwas nachdencklich, und giebt ſodann eine Liſte von 54. Materien, die im Freydencker nach und nach ausgeführet werden ſollen. Diejenigen, welche wir darunter vor andern ausgearbeitet zu ſehen wünſchten, ſind, der Vorſchlag, ohne einzige Koſten in Zeit von 15. Jahren eine Armee von mehr als 50000. Mann auf die Beine zu bringen, das ſittliche und unſittliche Studenten-Leben, das moraliſche Portrait der liebenswürdigen Anglicana, einer Braut des Freydenkers, Merkwürdigkeiten bey der neuen Göttingiſchen Univerſität, aus einem darüber vom Anfange gehaltenen Tagebuche ꝛc. Warum das vierdte und fünfte Stück allein von Patriotenſtadt datiret worden, wiſſen wir nicht, ſo viel iſt uns gemeldet, daß dieſe Schrift zwar in Göttingen, ohne Cenſur, zu Papier gebracht, aber zu Allendorf, einem Orte im Heſſiſchen gedruckt werde. Wer der Verfaſſer ſey, halten wir unnöthig zu ſagen, weil in gantz Deutſchland nur ein Mann, auf den der Verdacht fallen kan. Indeſſen können wir nicht unerinnert laſſen, daß der Verleger vieleicht beſſer thun würde, wenn er dieſe Blätter nicht ſo hoch, als er thut, in Preiß hielte. Wer kan mit gutem Gewiſſen für ein Blatt dieſes Schlages 4. Pfennige geben?

No. XXXIV.

Hamburg. Von dem Freydencker ſind uns abermahl 3. Stücke zugeſandt. Dieſe Erſtlinge des gegenwärtigen Jahres haben in der That einen Vorzug vor denen vom vorigen.

rigen. Nicht darin, daß ſie etwa Dinge in ſich faſſeten, die vernünftiger, nutzbarer, ſinn- oder lehrreicher wären, als in denen vom vorigen Jahr vorkommen; ſondern weil ſie noch mehr von dem Endzweck abgehen, den der Verfaſſer im erſten Stück ſich vorgeſetzet zu haben vorgegeben. Der Inhalt derſelben, den wir aufrichtig mittheilen, ſoll es zeigen. Im ſiebenden Stücke, welches das erſte von dieſem Jahre, wird dem Leſer ein Neu-Jahres-Wunſch verſprochen, aber nicht gegeben. Im achten werden zwo Fabeln erzehlet, die aber ſo beſchaffen ſind, daß auch kein Aeſop noch Fontaine davon die Deutung zu geben im Stande ſeyn würde. Das neunte erzehlet den Zufall, da ein Schwermüthiger ſich ſelbſt Leyd gethan. Dis ſoll der Inhalt gedachter Stücke freylich ſeyn, wie aber ein Freydencker gantz anders verfähret, als ein anderer vernünftiger Menſch, ſo kan der Leſer aus obigen kaum den zwänzigſten Theil desjenigen erkennen, was würcklich darin zu finden. Sollte man wohl gedencken, daß in dem ſiebenden Stück würde erzehlet ſeyn, wie alt der Freydencker, und welcher Tag eigentlich ſein Gebuhrts-Tag? gleichwohl berichtet er dis nicht nur von ſich, ſondern auch von ſeinem Vater, und macht aus der Anmerckung, wie viel dieſer älter, als er, ſo viel beſonders, daß er es nicht mehr thun können, wenn er das Gegentheil behaupten wollen. Was demjenigen begegnet, der in ſeinem Namen in Göttingen das Neu-Jahr wünſchen müſſen, möchte wohl kein Menſch darin ſuchen, und dennoch wird er es finden, und zwar ſo umſtändlich, daß er Urſache haben wird zu ſagen, was gehen mich die Kleinigkeiten an? was ſollen die Unfläthereyen? Die Vorſchläge durch den Poſtillion oder Nachtwächter die Neu-Jahrs-Wünſche ablegen zu laſſen, ſind freylich ſinnreich und neu; allein wir zweiffeln, ob ſie jemand klüger halten werde, als den Schluß des ganzen ſiebenden Stückes. Denn weil der Freydencker am Neuen-Jahrs-Tage eine Predigt gehöret, worin von dem Paradieſe gedacht worden, ſo nimmt er daher Gelegenheit, ſeinen Leſern in folgenden Worten den Neu-Jahrs-Wunſch, oder vielmehr Neu-Jahrs-Geſchencke, doch nur, weil es hypothetice un-

möglich, vel qvaſi zu ertheilen: „Ach! möchte Eden noch“ ſtehen, ich wolte gehen, eylen, rennen, und aus ſolchen“ einige der beſten Früchte holen, mein Hertz zu einer Schaa-“ le nehmen, und in ſolche die geſammlete Früchte mei-“ nem allergnädigſten Könige, Miniſtern, der löblichen“ Univerſität, E. Hochweiſen Rath, der geſammten Bür-“ gerſchafft, und allen meinen Leſern, ſo viel ich derer wü-“ ſte überreichen. O! ſtünde annoch dieſer Garten Edens,“ ſo würde kein Neid, keine Schlange, ja nicht einmahl“ ein Cherub vorhanden ſeyn, die da verwehren könten,“ Aepfel von dem Baume des Lebens abzubrechen, und“ von denen übrigen unzähligen Arten Früchten eine Samm-“ lung der vornehmſten Gattungen anzuſtellen, meine“ Schaale damit anzufüllen, und zu ſagen: Hier über-“ reiche ich ihnen, preißwürdigſte Häupter, und auserwähl-“ te Freunde, etwas von denen Früchten der Unſterblichkeit!“ Sie gehören zwar nicht mir allein zu, aber doch erlaubet“ die Herrlichkeit Edens, ſie zu brechen, zu ſammlen, und“ mit treuen Hertzen aufzutragen!“ welche tröſtliche Wor-te er zu Anfang des Stücks in folgende Reimlein gezwun-gen:

Wenn ich an Edens Pracht und deſſen Früchte dencke:
Holt’ ich ſehr gern daraus vor jeden ein Geſchencke!

In dem achten Stücke kommt nun eben, auſſer denen Fa-beln, deren Deutung GOtt, und vielleicht dem Verfaſſer, bekandt, nichts vor; was aber bey dem neunten Stück noch merckwürdig, verſparen wir bis künftig anzumercken, weil der Herr Freydencker ſein Urtheil über den darin erzehl-ten Zufall auch bis in eines der nächſt folgenden Stücke verſparet hat.

ERRATA.

p. 5. l. 7. vor wennde, l. wende
p. 47. l. 23. == von ſcharffem Verſtande, l. von ſo ſcharffem &c.
p. 63. l. 23 == Geſtirnes: l. Gehirnes.
p. 65. l. 16 == ein, l. eine.
ibid. l. 19 == zu: l. zur.
p. 69. l. 10 == auf wunderlichere, l. auf eine wunderlichere.
p. 102. l. 10 == haben l. habe.
p. 104. l. 8 == haben, l. habe.
p. 119. l. 30 == konnte, l. könnte.
p. 124. l. 2. del. Die.
p. 126. l. 3. vor: ers, l. es
p. 131. l. 13. == kurtzer, l. kürtzer
p. 136. l. 1 == Hic, l. Hi.
p. 150. l. 11 == wie ſchwer, l. vor wie ſchwer.
p. 169. l. 21 == vollenkommen, l. vollkommen
p. 182. l. 22 == die, l. dieſe.
p. 183. l. 14 == Bewunderudg, l. Bewunderung.
p. 188. l. 23 == wurderbaren, l. wunderbaren.
p. 191. l. 25 == dem, l. den.
p. 192. l. 19 == ihm, l. ihn.
p. 209. l. 31 == Supere, l. Superi.
p. 214. l. 10 == leſen, l. låſen.
p. 219. l. 1 == gringe, l. geringe.
p. 224. l. 7 == reud, l. rend.
ibid. l. 11 == 68. ſetze 98.
p. 262. l. 14 == in, l. im.
p. 269. l. 2 == eine, l. einer.
p. 321. l. 21 == von, l. vom
p. 333. l. 2 == ſeinem: l. ſeinen
p. 335. l. 23 == zu: l. zum.
p. 368. l. 6. == Winde, l. Wincke.
p. 384. l. 2 == einen, l. einem.
p. 401. l. 12 == Manne, l. Mann.
p. 427. l. 15 == mit groſſem, l. mit ſo groſſem.
p. 447. l. 8 == ſeyn: l. ſey.
p. 448. l. 12 == welchen, l. welche.
p. 461. l. 9 == Leute, l. Leuten.
p. 474 l. 12 == mir: l. mich.
p. 487. l. 15 == den, l. dem.
p. 523. l. ult. == Perſias, l. Perſius.
p. 526. l. 1. vor wird gehoben, l. wird nicht gehoben.
p. 528. l. 18. vor kein, l. keine.
p. 540. l. 5 == die, l. mir.
p. 541. l. 6 vor die, l. welche die
p. 578. l. 9 == im, l. in.
p. 579. l. 4 == von, l. an.
ibid. l. 5 == gedrungen, l. gedungen.
ibid. l. 17 == ihm, l. ihn.
p. 588. l. 2 == der, l. den.
p. 589. l. 4 == ihn, l. ihm.
p. 590. l. 1 == wie der, l. wider.
ibid. l. 19 == noch: l. nach.
p. 591. l. 19 == dem, l. den.
p. 592. l. 22 == welchen er ſie, l. welchem er ſich
p. 593. l. 5 == dieſelbe, l. derſelbe.
p. 594. l. 2 == unmögliche, l. ungewöhnliche
ibid. l. 23. 24 == nicht verſtanden, l. nicht recht verſtanden.
p. 596. l. 23 == dieſen, l. dieſem.
p. 597. l. 16 == mit einer, l. einer mit.
p. 598. l. ult. == ut vere, l. ut rere
p. 607. l. 19 == beſüchte, l. beſürchte.
p. 608. l. 7 == Cöper: l. Cörper.
ibid. l. 25 == ihren, l. ihrem.
p. 612. l. 22 == Vernuft, l. Vernunft.
p. 613. l. 4 == auf dem, l. auf den.
ibid. l. 8 == dürfen: l. dürfe.
ibid. l. 18 == Vergünſtung: l. Vergünſtigung.
p. 617. l. 5 == ihn: l. ihm.
p. 618. l. 19 == menſchlichem, l. menſchlichen.
p. 619. l. 3 == Willen, l. Stellen.
p. 620. l. 22 == der: l. die.
p. 621. l. 26 == deloque, l. [illegible]
p. 626. [illegible] 3 == dem, [illegible]
p. 638. l. 21 == erſtlich, [illegible]
p. 639. l. 5. == ſeine, l. ſeiner.
p. 647. l. 30. == Menut, l. Menuet.
p. 658. l. 31. == aller Unſchuld, l. aller ihrer Unſchuld.
p. 664. l. 30. == betrachten, l. betrachtete.
p. 671. l. 3. del. etwas.
p. 674. l. 24. vor Qroſce, [illegible]
p. 676. l. 2. == täglich, l. füglich.

Vorrede.

p. 45. l. 9. == vident, l. videnti.
== l. ult. Lib. IV. l. Lib. III.

Liscow, Christian Ludwig,

Samlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften

Franckfurt und Leipzig ; [Hamburg] 1739

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 10/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941927-3